











ZEITSCHRIFT  
des  
Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Im Auftrage des Vereins  
herausgegeben  
von  
Johannes Bolte.

19. Jahrgang.



1909.

Mit zweiundvierzig Abbildungen im Text.

BERLIN.  
BEHREND & Co.

1909.

104293 -  
22/7/10

GR

1  
2  
3  
4

# Inhalt.

## Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

	Seite
Die Entwicklung des bergischen Hauses, ein Überblick von Otto Schell. Mit vier Abbildungen . . . . .	1— 12
Die Volksepik der bosnischen Mohammedaner. Von Matthias Murko . . . . .	13— 30
Die Entstehung des Werwolfglaubens. Von Caroline T. Stewart . . . . .	30— 51
Bilderbogen des 16. und 17. Jahrhunderts. Von Johannes Bolte (7. Der Freierkorb. — 8. Die Buhler auf dem Narrenseil. — 9. Bigorne und Chicheface in Holland und Deutschland. — 10. Der Hahnrei). Mit sechs Abbildungen . . . . .	51— 82
Das Vaterunser als politisches Kampfmittel. Von Gebhard Mehring . . . . .	129—142
Das Vogelnest im Aberglauben. Von Theodor Zachariae . . . . .	142—149
Die iranische Heldensage bei den Armeniern, Nachtrag. Von Bagrat Chalatianz (13. Rustam-Zal. — 14. Ġahramān Ġāthl. — 15. Der König Chosrov) . . . . .	149—157
Ein Holzkalender aus Pfranten. Von Karl Brunner. Mit sieben Abbildungen . . . . .	249—261
Trauertrachten und Trauerbräuche auf der Insel Föhr. Von Karl Häberlin. Mit 17 Abbildungen . . . . .	261—281
Die königliche Sammlung für deutsche Volkskunde auf der internationalen Ausstellung für Volkskunst, Berlin 1909. Von Karl Brunner. Mit einer Abbildung . . . . .	281—286
Armenische Heiligenlegenden. Von Bagrat Chalatianz (1. Elexanos. — 2. Alexan. — 3. Kaguan Aslan) . . . . .	361—369
Mexikanische Küche. Von Cäcilie Seler. Mit drei Abbildungen. . . . .	369—381
Zeugnisse zur Geschichte unserer Kinderspiele. Von Johannes Bolte (Nr. 1—53). Mit einer Abbildung . . . . .	381—414

## Kleine Mitteilungen.

Zu den Erzählungen von der Muttermilch und der schwimmenden Lade. Von Johannes Hertel . . . . .	83—92	128
Ungarische Märchen. Von Elisabet Roua-Sklarek (5. Wie lange hält das Witwengelöbniß? — 6. Die auf dem Schulweg gefundene Geldtasche). . . . .	92— 95	
Volksgericht im Montavon. Von Paul Beck . . . . .	95	
Tracht und Speise in oberösterreichischen Volksliedern. Von Alfred Webinger (1. Spottlied auf die putzsüchtigen Mädchen. — 2. Tracht der Burschen, Mädchen und Stadtfräulein. — 3. Kost der Bauern und der Herren. — 4. Abzählreim) . . . . .	96—101	
Westfälische Hausinschriften. Von Hans Heuft (1—50) . . . . .	101—107	
Bedeutungsvolle Zahlen im litauischen Volksliede. Von Eduard Hermann . . . . .	107—110	
Volkskundliches aus dem Danziger Werder. Von Emil Schnippel . . . . .	158—170	
Die letzten Isländer in Grönland, eine isländische Sage. Von Margarete Lehmann-Filhés . . . . .	170	173

	Seite
Angebliche Urahnen unsrer Festgebäcke. Von Max Höfler . . . . .	173—174
Übertragung von Krankheiten auf Bäume. Von Eduard Hahn . . . . .	174—175
Predigtparodien und andere Scherzreden aus der Oberlausitz. Von Curt Müller (1. Die Traured. — 2. Spottpredigt beim Lichtengang. — 3. Die Schusterpredigt. — 4. Kauf auf der Insel vom guten Nichts. — 5. Die Riesenbasseige) . . . . .	175—181
Weitere Predigtparodien. Von J. Bolte (1—6). . . . .	182—185
Zwei Satiren in Gebetsform auf Tököly und Ludwig XIV. Von Paul Beck . .	186—187
Zwei deutsch-französische Flugblätter aus dem spanischen Erbfolgekriege. Von Paul Beck (1. Die Schlacht bei Chiari, 1701. — 2. Die Schlacht bei Ramillies, 1706) . . . . .	188—190
Ein Reimgespräch zwischen Prinz Eugen und Villeroy (1702). Von J. Bolte .	190—194
Die siebenbürgischen Melodien zur Ballade von der Nonne. Von Gottlieb Brandsch. . . . .	194—197
Tiroler Volksmeinungen über Erdbeben. Von Marie Rehsener . . . . .	198—199
Wachsvotive aus Kiedrich im Rheingau. Von Karl Wehrhan . . . . .	199—201
Unterhaltung mit Toten. Von Max Höfler (mit Abbildung). . . . .	202
Den Tod betrügen. Von Richard Andree . . . . .	203—204
Das polnische Herodesspiel in Westpreussen. Von Herrmann Mankowski . .	204—206
Zum Lobspruch auf die deutschen Städte. Von Johannes Bolte . . . . .	206—207
Isländische Bezeichnungen für die Himmelsgegenden. Von Margarete Lehmann- Filhés . . . . .	207
Der Traum vom Schatz auf der Coblenzer Brücke. Von Karl Lohmeyer . .	286—289
Zur Sage vom Traum vom Schatz auf der Brücke. Von Johannes Bolte . . .	289—298
Zum Märchen von der Tiersprache. Von Antti Aarne . . . . .	298—303
Fragstücke beim Ruggericht in Rappenu vor 300 Jahren. Von Karl Noll . .	304—308
Maltesische Legenden und Schwänke (1—8). Von Bertha Ilg . . . . .	308—312
Der Nussbaum zu Benevent. Von J. Bolte . . . . .	312—314
Zum Märchen von den Töchtern des Petrus. Von J. Bolte . . . . .	314
Das polnische Original des Volksliedes 'An der Weichsel gegen Osten'. Von Richard Bartolomäus . . . . .	314—316
Zum Spiel von der goldenen Brücke. Von Otto Heilig. . . . .	414—416
Kinderspiele aus der Eifel (1. Das Bockspiel. 2. Das Nutzspiel). Von Joseph Mayer . . . . .	416—417
Eine vollständige Fassung des Kinderliedes von den Nornen. Von Friedrich Schön . . . . .	417—418
Die Herkunft einer deutschen Volkswaise. Von Gottlieb Brandsch und J. Bolte . . . . .	418—421
Nochmals das polnische Original des Volksliedes 'An der Weichsel gegen Osten'. Von Alicja Simon . . . . .	421—423
Vier Liebesbriefe einer Braunschweigerin vom Jahre 1642 und 1643. Von Otto Schütte . . . . .	423—426
Zur Fabel von den Hasen und den Fröschen. Von Johannes Hertel. . . . .	426—429
Der Donnerbesen in Natur, Kunst und Volksglauben. Von Otto Schell . . .	429—432
Weiteres über 'Den Tod betrügen'. Von Albert Hartmann. . . . .	432—433
Vielseitige Verwendung der Schafknochen in Island. Von Margarete Lehmann- Filhés. Mit zwei Abbildungen . . . . .	433—435
Eine Volkskunstaussstellung in Dernbach (Feldabahn). Von Luise Gerbing .	436—438
Eine untergegangene Frauentracht des Ermlandes. Von Herrmann Man- kowski . . . . .	438—439
Allerlei aus Rollsdorf bei Höhnstedt. Mansfelder Seekreis (1. Feiertage. 2. Häus- liches. 3. Von Pflanzen und Tieren). Von Else Roediger . . . . .	439—440



## Berichte und Bücheranzeigen.

	Seite
Neuere Arbeiten über das deutsche Volkslied. Von J. Bolte . . . . .	219—234
Neuere Märchenliteratur. Von J. Bolte. . . . .	458—462
Neuere Arbeiten zur slawischen Volkskunde, 1. Polnisch und Böhmisches. Von Alexander Brückner. . . . .	208—219
2. Südslawisch. 3. Russisch. Von Georg Polivka . . . . .	317—328. 441—457
Abt, A. Die Apologie des Apuleius von Madaura und die antike Zauberei (R. Petsch) . . . . .	336—339
Aigremont. Volkserotik und Pflanzenwelt (P. Bartels) . . . . .	341
Biarnay, S. Étude sur le dialecte berbère de Ouargla (H. Stumme) . . . . .	347—350
Blümmel, E. K. Beiträge zur deutschen Volksdichtung (J. Bolte) . . . . .	238—239
Boulifa, S. Textes berbères en dialecte de l'Atlas Marocain (H. Stumme) . . . . .	350—351
Boer, R. C. Untersuchungen über den Ursprung und die Entwicklung der Nibelungensage 1—3 (H. Lohre) . . . . .	333—335
Bonus, A. Isländerbuch 3 (A. Heusler). . . . .	116
Fischer, H. Grundzüge der deutschen Altertumskunde (W. Scheel). . . . .	117
Friedel, E., und R. Mielke, Landeskunde der Provinz Brandenburg. Bd. 1 (K. Beucke) . . . . .	462—463
Friedländer, P. Herakles (H. Lucas) . . . . .	120—121
van Gennep, A. Les rites de passage (R. M. Meyer) . . . . .	463—464
Gerbet, E. Grammatik der Mundart des Vogtlandes, Lautlehre (E. Mackel) . . . . .	345—347
Höfler, M. Volksmedizinische Botanik der Germanen (P. Bartels). . . . .	340—341
v. Hovorka, O., und A. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin (P. Bartels)	339—340
Jäschke, E. Lateinisch-romanisches Fremdwörterbuch der schlesischen Mund- art (E. Mackel) . . . . .	341—343
John, A. Egerländer Heimatsbuch (R. Mielke) . . . . .	119
Krauss, F. S. Slawische Volksforschungen (R. Petsch) . . . . .	234—236
Küek, E., und H. Sohnrey, Feste und Spiele des deutschen Landvolks (J. Bolte)	238
Meyer, Ed. Geschichte des Altertums <sup>2</sup> 1, 2 (R. M. Meyer) . . . . .	328—330
Olrik, A. Nördisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit (A. Heusler) . . . . .	335—336
Rhamm, K. Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertums- kunde 1 (O. Schrader) . . . . .	330—333
Riegler, R. Das Tier im Spiegel der Sprache (R. M. Meyer). . . . .	117—118
Schiepek, J. Der Satzbau der Egerländer Mundart 1—2 (H. Michel) . . . . .	239—240
Schwantes, G. Aus Deutschlands Urgeschichte (K. Brunner) . . . . .	118
Uhl, W. Winiliod (J. Bolte) . . . . .	236—237
v. Unwerth, W. Die schlesische Mundart in ihren Lautverhältnissen (E. Mackel)	343—345
Usener, H. Vorträge und Aufsätze (E. Samter) . . . . .	110—114
Wesselski, A. Mönchslatein (A. Thimme) . . . . .	351—352

Notizen (Brandenburgia, O. J. Brummer, A. de Cock & I. Teirlinck, A. de Cock, M. Förster, L. Freytag, A. van Gennep, R. Heidrich, T. C. Hodson, M. Höfler, E. John, B. Kahle, E. Kałużniacki. Kinderspielen uit Vlaamsch België, K. Krohn, E. Küek, F. A. Schwartz, Walliser Sagen. — R. Basset, H. Delehaye, H. Diels, V. Dingelstedt, F. Falk, H. Gaidoz, R. Galle, A. van Gennep, H. Gloede, K. Heldmann, A. Hellwig, M. Hirschfeld, R. Hofmann, K. Lohmeyer, G. Mader, R. Neumann, A. Olrik, J. Prätorius, R. Reichardt, A. J. Reinach, K. Reuschel, G. Salzberger, E. Schmidt, E. Soffé, L. Spence, E. Stack, Mehmed Tevfiq, E. Tiedt, H. Vollmer. — G. Amalfi, J. Berendes, R. Brandstetter, M. A. Buchanan, R. Corso, E. Goldmann, B. Haendeke, G. Heeger u. W. Wüst, M. Hoernes, G. Holz, B. Ilg u. H. Stumme, C. Kassner, V. G. Kirchner, K. Knortz, R. v. Kralik, F. Pérot, P. Pohle,

C. Rahn, P. Schullerus. — J. K. Brechenmacher, J. Endt, P. Hahn, M. R. Hewelcke, E. Hoffmann-Krayer, M. Höfler, L. v. Hörmann, K. Künstle, Laographia 1, Maal og minne 1, V. J. Mansikka, E. Mogk, K. Nyrop, W. Ohnesorge, W. Portius, H. Ploss und M. Bartels, Société Ramond, H. Sohnrey, L. Strackerjan, K. Stuhl, P. Toldo, M. B. Weinstein, L. de Wolf, R. Wossidlo) . . . . .	121—123, 240—244, 354—357,	465—471
Die zweite Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde . . . . .		128
Die dritte Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde . . . . .		472
Entgegnung. Von R. Riegler. — Antwort. Von R. M. Meyer . . . . .		353
�ber die Freimaurerei im Volksglauben . . . . .		472
Aus den Sitzungsprotokollen des Vereins für Volkskunde. Von K. Brunner	124—128, 245—248,	357—360
Berichtigung zu S. 126. Von E. Lemke . . . . .		248
Register . . . . .		473—480

# Die Entwicklung des bergischen Hauses<sup>1)</sup>.

Ein Überblick von Otto Schell.

Neuerdings neigt man mehr und mehr der Ansicht zu, dass die Hausform nicht national beschränkt sei, dass es mithin kein besonderes deutsches Haus gebe. Die Folgerung aus dieser Anschauung, nach welcher es auch kein friesisches, sächsisches Haus usw. geben würde, scheint trotzdem verfrüht. Vorläufig wird man sich noch an diese alten, eingewurzelten Begriffe halten müssen, bis die allorts schwebenden Untersuchungen (namentlich die Bauernhausforschungen) feste Grundlagen abgeben, auf denen man neue Theorien aufbauen kann.

Das bergische Haus<sup>2)</sup>, auf das wir uns im nachfolgenden beschränken, ist aus dem niederdeutschen Hause<sup>3)</sup> hervorgegangen, einer Hausform, die ein Herdfeuer aufweist, im Gegensatz zum oberdeutschen Zweifeuerhaus mit Herd und Ofen, das darum mit Recht als Küchenstubenhaus bezeichnet werden kann. Das niederdeutsche Haus ist ursprünglich aber ein Bauernhaus, dessen bester Typus das altbekannte niedersächsische (altsächsische, westfälische usw.) Bauernhaus ist, eine 'hochalte Hausform, namentlich in den weltabgeschiedenen Heidelandschaften Niedersachsens'<sup>4)</sup>. Viele Anzeichen sprechen dafür, dass aus dieser Hausform das bergische Haus durch eine organische Umbildung, beeinflusst durch verschiedene Faktoren, erwachsen ist.

Vor dem Jahre 1500 liegt kaum zu lichterndes Dunkel über unserm Hause, wie über dem sächsischen überhaupt<sup>5)</sup>. Doch hat sich in der Nähe der grossen Wupperstädte Elberfeld und Barmen ein altsächsisches Haus

1) Die Literatur hat W. Pessler (Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung, 1906 S. 92 ff.) mit Fleiss zusammengestellt. Ergänzend sei nur noch auf Rud. Hinderer, Bergische Schieferhäuser, entstanden um die Wende des 18. Jahrhunderts (2 Hefte), verwiesen; ferner auf des Verfassers Altbergische Häuser in Bild und Wort (Barmen, Wilh. Fülle 1907) und eine grössere Arbeit von Dr. Bredt in den Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, Heft 2 (1908).

2) Über seine geographische Verbreitung vgl. Kölnische Zeitung 1906, Nr. 73.

3) Vgl. Andree, Braunschweiger Volkskunde<sup>2</sup> S. 119 ff.

4) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde 1898 S. 53.

5) Ebenda.

wenigstens zum Teil erhalten, welches bisher die gebührende Würdigung nicht gefunden hat<sup>1)</sup>; es ist ein altes Bauernhaus auf Gross-Siepen bei Herzkamp (Fig. 1). Es darf als ziemlich sicher angenommen werden, dass der älteste Teil dieses Hauses aus dem 14. Jahrhundert stammt. Leider ist nur der vordere Teil mit den Stallungen erhalten geblieben, während der hintere Teil mit den Wohnräumen vor etwa 200 Jahren erneuert wurde<sup>2)</sup>. Aber der erhaltene alte Bauteil ist doch in seiner ganzen Architektur und Anlage sehr bedeutsam, vor allen Dingen durch die sehr stark vorgesetzten Obergeschosse, die mächtigen Ständer im



Fig. 1. Bauernhaus auf Gross-Siepen bei Herzkamp.

Innern und die starke Verwendung des sogenannten Andreaskreuzes im Gebälk des Giebels und der Längswand. Wenn O. Gruner (Wuttke, Sächsische Volkskunde<sup>2</sup> S. 453) bemerkt, dass gewisse Anzeichen dafür sprächen, dass ursprünglich die Langwände der Gebäudeumfassungen in ihrer ganzen Höhe von solchen schrägen Kreuzen gebildet wurden, so haben wir in unserm Bauernhaus auf Gross-Siepen nicht nur hierfür den Beweis, sondern vor allen Dingen auch dafür, dass diese Kreuze mit ganz imposanter Wirkung am Giebel auftreten. Für Gruners Annahme möchten

1) Vgl. Schell in der Denkmalpflege 7, 49. Architekt G. A. Fischer in der Monatschrift des Berg. Geschichtsvereins 2, 17 ff. Dütschke, Beiträge zur Heimatkunde des Kreises Schwelm, Heft 5.

2) Im allgemeinen vgl. darüber Fr. Jostes, Westfälisches Trachtenbuch (1904).

wir noch gleich auf ein im Jahre 1588 erbautes, in den Grundzügen alt-sächsisch geartetes Haus (erst vor einigen Jahrzehnten umgebaut) in Hilden bei Düsseldorf verweisen (Fig. 2), wo eine durchlaufende Reihe von Andreaskreuzen die Längsseite schmückt. Das Haus wird 'auf der Beech' genannt. Grade Hilden bietet, trotzdem es unweit des Rheins (also auf ehemals fränkischem Gebiet, wie auch seine Geschichte deutlich ausweist) liegt, eine Reihe alter Hausformen, die dem Hause 'auf der Beech' nahe verwandt sind und für die Technik des Fachwerkbaues sowohl als für die Grundrissdisposition volle Beachtung verdienen<sup>1)</sup>.

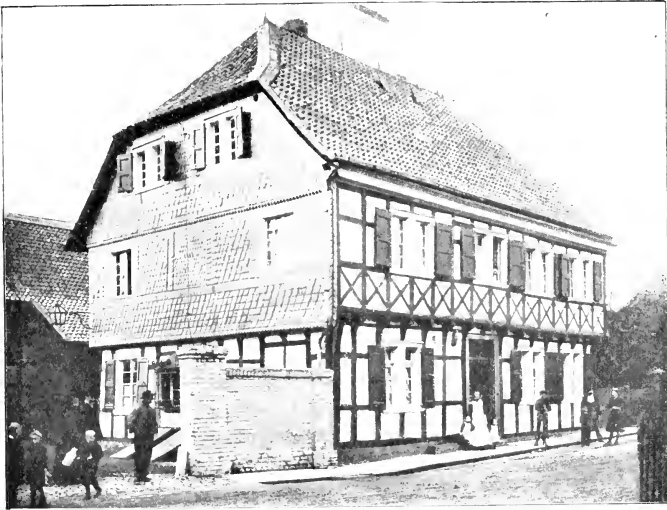


Fig. 2. Haus auf der Beech in Hilden.

Der Fachwerkbau war schon deshalb im Bergischen am Platz, weil die vielen Wälder des Landes<sup>2)</sup>, deren Nutzung durch Weistümer und Gemarkenordnungen sorgfältig geregelt war, das benötigte Holz lieferten. Andererseits ist es aber für unsere Gegend ein ziemlich sicheres Merkmal der Zugehörigkeit zum Gebiet des sächsischen Volksstammes, der von den ältesten Zeiten her bis zur Gegenwart herab sein Wohnhaus in Fachwerk erbaute. Damit soll jedoch keineswegs behauptet werden, dass der Wohnhaustypus ein untrügliches Merkmal für die ehemalige Stammesgrenzen abgebe. Wir sind keineswegs befugt, mit den Grenzen der alten Haustypen.

1) Vgl. Schell, Die alten Wohnhäuser in Hilden (Rheinisches Volksblatt 46, Nr. 226—227).

2) Schell, Die Wälder bei Elberfeld (Rheinische Geschichtsblätter 4, 299 ff.).

wie sich letztere heute noch vorfinden, die alten Stammesgrenzen zu identifizieren. Mit den Grenzen der einzelnen deutschen Volksstämme fallen allerdings die wichtigeren Haustypen oft zusammen<sup>1)</sup>. Durchweg weisen die alten bergischen Fachwerkhäuser einen Holzreichtum (Eichenholz an Gebälk und Brettern) auf, der bei Gross-Siepen geradezu in Erstaunen setzt, halten die Ständer im Innern doch 60 *cm* im Geviert. Fast immer ist das Dach dieser Häuser das hohe Steildach, bald als Sattel-, Halb- oder ganzes Walmdach. Das hohe, steile Dach ist das allgemeinste Merkmal der Gotik, insofern sie an unserm Wohnhaus in die Erscheinung tritt. Ein weiteres Merkmal dieser Stilart am altbergischen Hause ist die Vorkragung, welche bei dem Hause auf Gross-Siepen eine besonders malerische Wirkung hervorruft.

Ähnlichen Haustypen, wie denen in Hilden, begegnen wir vereinzelt im ganzen Bergischen, namentlich im Oberbergischen<sup>2)</sup>, dem unmittelbar an Westfalen angrenzenden Landstrich. Hier tritt zu den schon erwähnten dekorativen Motiven (Andreaskreuz, Vorkragung) noch ein weiteres mit der Einfügung von Voll-, Halb- und Viertelsonnen, allerdings nicht geschnitzt, sondern durch einfaches Gebälk gebildet. Dass wir diese schlichten und doch eindrucksvollen Zieraten im oben angedeuteten Sinne auffassen müssen, beweisen verschiedene Bauten in Soest, wo beide Ausführungen (geschnitzt und einfach) im Wechsel an denselben Häusern auftreten<sup>3)</sup>. Der Kreis Olpe<sup>4)</sup>, hart an unserm Landstrich anstossend, empfängt durch dieses Gebälk in seiner Bauart eine charakteristische Beeinflussung. Im Oberbergischen sei nur an Gross-Berrenberg und Liefenroth bei Gummersbach erinnert. Hier muss auch das noch überall vereinzelt vorkommende sogenannte Hörnersymbol<sup>5)</sup> genannt werden, im Bergischen durchweg im Fachwerk ausgebildet. Die zuletzt aufgeführten bautechnischen Details verdienen vielleicht vom volkskundlichen Standpunkt aus mehr Beachtung als vom architektonischen. Leider fehlt hier der Raum zu weiteren Ausführungen.

Eine durchgreifende organische Umbildung erfuhr das altbergische Haus durch die Verlegung der Haupteingangstür vom Giebel an eine Längsseite. Vielleicht hängt damit die Beseitigung der von W. Pessler für das altsächsische Haus so nachdrücklich betonten Ständer zusammen. Diese Umformung ist zugleich ein kulturhistorisch bedeutsames Moment, da sich dieser Wechsel in der Zeit vollzog, als die Bevölkerung von der bis dahin fast ausschliesslich betriebenen Landwirtschaft mehr und mehr

1) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 51 ff.

2) W. Pessler, Das altsächsische Bauernhaus S. 117 ff.

3) Vgl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 71 und Schell, Abwehrzauber am bergischen Hause (Globus 91, Nr. 21).

4) Fr. Jostes, Westfäl. Trachtenbuch S. 18.

5) O. Gruner, Sächs. Volkskunde<sup>2</sup> S. 417. 454; Schell, im Globus 91, Nr. 21.

zur Industrie übergang. Auch die grosse sächsische Toreinfahrt erfuhr nun eine gänzliche Umbildung; das Portal wurde zu einer Tür<sup>1)</sup>. Für das Wuppertal ist dieser Zeitpunkt in gewisser Weise durch die Erteilung des sogenannten Garnahrungsprivilegiums im Jahre 1527 durch Herzog Johann III. festgelegt. Die Grundrissdisposition wurde in den wesentlichen Zügen beibehalten, und zwar bis auf unsere Zeit herab: in der Mitte des Hauses Flur oder Vorhalle (Deele) und Küche, rechts und links je zwei Zimmer<sup>2)</sup>. Der Herd blieb nach wie vor des Hauses Mittelpunkt, die einzige Feuerstelle desselben. Hier wurden manche häuslichen und gewerblichen Arbeiten verrichtet<sup>3)</sup>, zu welchen man einer grösseren Lichtzuführung bedurfte. Diese wurde bewirkt durch das Oberlicht und die für das bergische Haus charakteristischen schmalen Seitenfenster neben der Tür. Schon dadurch wurde die Vorhalle ein anheimelnder Raum, der durch den mehr oder weniger reich ausgebildeten Herd (Bausen in Laugenberg genannt, wozu man vergleichen möge, was Fr. Woeste in seinem Westfälischen Wörterbuch über 'bausen' bemerkt = Rauchmantel; eingelegte Delfter Fliesen, Grätensteinsetzung am Boden), durch die meist malerisch wirkende Treppe, durch die vielen von hier aus sich öffnenden Türen, durch typische Möbelstücke usw. weiter zu einer wohnlichen Vorhalle ausgestaltet wurde, die erst weit später der Wohnstube wich, um auch heute, wenn auch unter ganz anderen Bedingungen, noch an ihre ursprüngliche Bedeutung zu mahnen.

Äusserlich schon markierte sich der Grundriss des Hauses und die grosse Bedeutung der 'Deele' durch den Mittelrisalit, welchen diese Häuser oft aufweisen und vielfach beibehalten bis tief ins 18. Jahrhundert hinein<sup>4)</sup> (Fig. 3).

Zum Schmuck und gleichzeitig auch zum Schutz (eine Art Abwehrzauber, wie sich ziemlich klar nachweisen lässt) dienten dem Hause fromme oder mitunter launige Sprüche, welche selten in Trivialitäten ausarteten. Diese wurden in erster Linie in einen breiten Balken über der Türe eingeschnitten, laufen aber oft auf dem Querriegel zwischen dem Erdgeschoss und dem Oberstock ganz durch.

Verschiedene Abarten lassen sich am altbergischen Hause nachweisen. Vorab muss hier des Wuppertaler Bleicherhauses gedacht werden, eines Hauses mit einer eingebauten Steinkammer (welche sich übrigens bis ins 12. Jahrhundert für andere Teile Deutschlands nachweisen lässt<sup>5)</sup>), dem sogenannten Garnkasten (oder Fürstattsstov), welcher des Bleichers bestes

1) Vgl. Schell, Bemerkungen über die Portalbildung am bergischen Hause (Deutsche Bauhütte 9, 38 ff.).

2) Landsberg, Ein bergisches Patrizierhaus (Denkmalpflege 1905, S. 96).

3) Vgl. M. Heyne, Das deutsche Wohnungswesen 1899, S. 213.

4) Clemen, Kunstdenkmäler der Rheinprovinz 3<sup>2</sup>, 15. Danach unsere Fig. 3.

5) M. Heyne, Das deutsche Wohnungswesen S. 212.

Gut, das Garn, aufnahm. Ferner weisen einige Häuser dieser Periode, so nüchtern und ernst ihr Grundcharakter im allgemeinen ist, wirkungsvolle Choranbauten auf, von denen zwei Beispiele in Elberfeld erhalten geblieben sind<sup>1)</sup>. Eins dieser Chörchen ist mit Holzwerk getäfelt, welches in seiner Ornamentierung ziemlich sicher von der flandrischen Kunst beeinflusst wurde, zu welchem Lande das Bergische, dank seiner Industrie, im 16. und 17. Jahrhundert rege Handelsbeziehungen unterhielt. Die Niederlande übten auch nach anderer Richtung ihren Einfluss auf das altbergische Haus aus, allerdings fast ausschliesslich in der Einrichtung des Innern, so dass wir eine bezügliche Untersuchung hier ausscheiden müssen.

Malerisch wirkt das altbergische Haus, das in Winkelform aufgeführt wurde. Vorzugsweise haben sich derartige Häuser in Langenberg, am äussersten Nordrande der bergischen Hauszone, erhalten. Bezüglich der T-Häuser sei auf eine kürzlich erschienene Abhandlung von Pessler<sup>2)</sup> verwiesen. Zuletzt muss das Laubenhaus angeführt werden, wozu Clemen<sup>3)</sup> eine Abbildung gibt.

Die in den bergischen Wald- und Flusstälern zerstreuten, namentlich bei Solingen und Remscheid häufig vorkommenden Hammerwerke und Schleifkatten sind hier völlig auszuschneiden, da sie grösstenteils rein industrielle Anlagen sind, aber auch in den wenigen Fällen, da sie als Wohnhäuser auftreten, ganz ausser Zusammenhang mit der organischen Entwicklung des sogenannten bergischen Hauses stehen.

Es muss aber noch hervorgehoben werden, dass das altbergische Haus selbst den Burgenbau des Landes lokal gefärbt hat. Zum Beweise dessen seien nur einige Beispiele angeführt: Schloss Badinghagen bei Meinerzhagen<sup>4)</sup>, Schloss Casparsbroich bei Solingen<sup>5)</sup>, Haus Buir in Erkrath.

Das sind die wesentlichsten Grundzüge und Typen des altbergischen Hauses, das als angemessener Ausdruck der Landschaft, die es entwickelte, gelten darf, ganz im Geiste seiner ersten, freiheitsliebenden Bevölkerung gehalten, schlicht und einfach, doch nicht ohne Wirkung. Zu seinem Bau lieferte die Landschaft alle Rohmaterialien; es ist darum bodenständig. Seine Volkstümlichkeit liegt im wesentlichen in seinem Ursprung (altsächsisches Haus) eingeschlossen. Der ausschliesslich ethnographische Standpunkt kann bei einer Beurteilung desselben nicht behauptet werden; daran hindert schon die durch das bergische Land gehende, vielfach im Laufe der Zeit schwankende Grenzscheide zwischen dem ehemaligen Franken- und Sachsenstamm, aber auch die schon früh einsetzende

1) Die Rheinlande 3, 127 ff.

2) Zeitschrift f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 3, 272 ff.

3) Clemen, Kunstdenkmäler der Rheinprovinz 3<sup>2</sup>, 110.

4) Wandern und Reisen, Jahrg 1 S. 6 2.

5) Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins 1900, März und April.



Beeinflussung durch fremde Motive, welche sich allerdings lange nur in untergeordneten Einzelheiten der Inneneinrichtungen bekundete. Von grösster Bedeutung für die Entwicklung des bergischen Hauses, auch des altbergischen, waren, wie fast überall, der Bildungsgrad und die Bedürfnisse der Bewohner des Landes. Es war bis ungefähr zur Mitte des 18. Jahrhunderts das etwas ungebildete Heim des Bauern, der allerdings schon

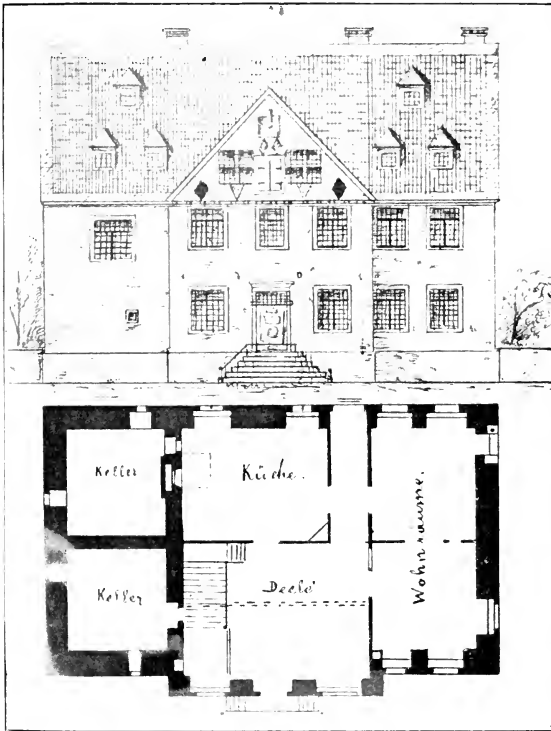


Fig. 3. Grundriss und Ansicht eines Barmer Hauses von 1701.

lange zu einer gewissen Gewerbtätigkeit übergegangen war, diese aber nach althergebrachter Sitte in mehr patriarchalischer Weise betrieb, eingeeengt durch die drakonischen Zunftvorschriften, namentlich der Bleicher (Garnordnung) im Wuppertal. So entstanden selbst hier, wo der Wohlstand schon früh verhältnismässig bedeutend war, zum mindesten bedeutender als in allen übrigen Teilen des Landes, keine sonderlich abweichenden Bautypen, nur lokale Schattierungen. Das altbergische Haus zeigt darum eine grosse Übereinstimmung bis in die entlegensten Winkel

des Landes, eine Gesetzmässigkeit, die sich selbst bei manchen Adelsitzen nachweisen lässt.

Da trat um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein grosser Wechsel ein, nicht bewirkt durch die Landesherren, denn die vom Kurfürsten Johann Wilhelm (1690—1716) versuchte Einführung des Massivbaues blieb von ganz untergeordneter Bedeutung. Auch Karl Theodor (1742—1799) hat auf die bergische Bauweise keinen nachhaltigen Einfluss auszuüben vermocht. Der Umschwung in der Bauweise ging vielmehr von der Bevölkerung selbst aus; dieser Wechsel setzt in der Mitte des 18. Jahrhunderts ein, wurde aber von einschneidendster Bedeutung, da er das altbergische Haus fast ganz verdrängte und das neue bergische Haus, das sogenannte Schieferhaus, zur vollen Herrschaft brachte. Schon die jetzt allgemein übliche Bezeichnung 'Schieferhaus' lässt erkennen, dass der Schiefer diesen grossen Umschwung in erster Linie bewirkte. Ganz vereinzelt mag der Schiefer auch schon vor dieser Zeit als Baumaterial Verwendung gefunden haben, vorzugsweise an Türmen und Dächern. Aber als Schutzmittel kam er nun<sup>1)</sup> allgemein zur Geltung. Einer der ersten Schieferbauten scheint Haus Harkorten (Fig. 4) (übrigens kein Adelsitz, wie die Bezeichnung 'Haus' vermuten lassen könnte) bei Hagen in Westfalen zu sein, welches 1756 erbaut wurde, auch heute noch ein gutes Muster dieser Kulturschöpfungen, gediegen und doch prächtig, im Innern und Äussern bei aller Einfachheit die echte Vornehmheit repräsentierend, welche dem bessern bergischen Schieferhaus überhaupt eignet.

Suchen wir nach den Gründen für diesen ziemlich plötzlichen Wechsel der Bauweise im Bergischen, so müssen wir vor allen Dingen die damals kräftig aufblühende vielseitige Industrie des Landes in Betracht ziehen. Sie gewährte die Mittel, die Heimstätte behaglicher und kunstreicher auszugestalten. Das rauhe Bergland mit seinen vielen Niederschlägen nötigte geradezu zur Verbesserung der Bauweise. Der Schiefer aber, vom Mittelrhein und von der Mosel auf dem Wasserwege bis an das vom Rhein bespülte langgestreckte bergische Ufer gebracht, war ein Schutzmittel, das auch heute noch kaum übertroffen wird. Mit Schiefer überzog man die Wände des Hauses oder wenigstens die Schlagseiten desselben. Dieser scheinbar geringfügige Umstand rief aber eine Umbildung des altbergischen Hauses von grosser Tragweite hervor. Die bis dahin charakteristischen Vorkragungen verschwanden; ebenso erging es den verschiedenen Gebälkverzierungen bis zum frommen und mehr oder weniger launigen Hausspruch herab. Ebenso kam der Mittelrisalit in Wegfall. Die ehemalige Farbenwirkung (schwarzes Gebälk, weissgetünchte Fachwerkwelder) wurde ebenfalls gänzlich umgekehrt: Der schwärzliche Schiefer überzog nun mit seiner Schuppenhaut die Wände, und nur die Fenster-

1) Vgl. Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins 1, 154. 169.

umrahmungen, die Türgewände, das Gesims mit dem schneeigen Weiss heben sich fortab leuchtend hervor. Vielfach wurde der Schiefer in dekorativer Weise verwandt, die durchweg von guter Wirkung ist, aber mitunter ins Gekünstelte verfällt. Die tiefernste Stimmung des Hauses (schwarz-weiss) wurde in trefflichster Weise durch den sattgrünen Anstrich paralisiert, und damit wurde eine Farbenwirkung von köstlicher Frische erzielt, welche fast beispiellos dasteht bei den mehr volkstümlichen Bauweisen. Ohne diesen Farbenzauber kann das bergische Schieferhaus niemals voll und ganz gewürdigt werden.

Machte sich in der angedeuteten Weise mehr das volkstümliche

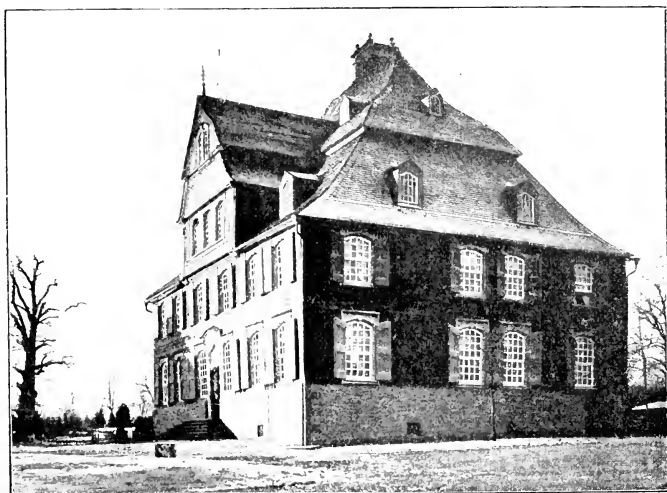


Fig. 4. Haus Harkorten bei Hagen i. W.

Empfinden der Bewohner des Bergischen in einer eigenen Art und Weise geltend, so kann dies von den Schützereien an Türen, Fenstern, Gesimsen, Giebeln<sup>1)</sup> usw., von der Ornamentierung der Wetterfahnen, Dachaufsätze usw., den Steinmetzarbeiten an den Treppenwangen, Torpfeilern usw. keineswegs behauptet werden. Hier kam der Geschmack des herrschenden Rokoko zur Geltung. Eine Kulturbrücke in dieser Hinsicht war Schloss Beurath am Rhein, die reizende Schöpfung des französischen Hofarchitekten des Kurfürsten Karl Theodor, Nicolas de Pigage. Insofern kann allerdings von einer Einwirkung dieses Fürsten auf unsere heimische Bauweise die Rede sein. Aber auch die direkten Beziehungen der bergischen Kaufleute zu Frankreich haben diese Bau-

1) Vgl. Schell, Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins 13, 168.

periode wesentlich beeinflusst. Ohne uns in Einzelheiten zu verlieren, lässt sich wohl behaupten, dass das bergische Schieferhaus der Rokoko-periode, dessen Glanzzeit in den Zeitraum von 1770—1780 fällt, das aber einzelne prächtige Schöpfungen vor- und nachher aufzuweisen hat, an Reichtum der Formen, an allseitiger Durchbildung der grossen Bauglieder wie auch der geringfügigsten Einzelheiten unerreicht in der ganzen Entwicklungsreihe des bergischen Hausbaues dasteht. Und doch blieb der Kern des Hauses (Grundrissdisposition, Aufriss usw.) von diesem Schmuck unberührt. So repräsentiert sich dieses Haus als eine Art Bastard, aber ein allerliebster, reizender Bastard, der mit seiner Koketterie das Herz unwillkürlich gefangen nimmt.

Die Nachahmung französischer Art blieb nicht beim Hausbau stehen; sie erstreckte sich vielmehr auch auf seine Umgebung, die Baumgruppen, den Garten, die Pflanzenstaffage überhaupt, deren das bergische Haus nicht entbehren kann, wenn es voll und ganz zur Geltung kommen soll. Durch Obst-, Zier- und Waldbäume wird das bergische Haus in seiner Schönheitswirkung ungemein gehoben. An fast allen Patrizierhäusern, selbst in den Grossstädten des Wuppertales, sieht man noch heute dieselben häufig nebeneinander, ganz charakteristisch in ihrer Gesamtwirkung.

Vielfach kommt die Linde am bergischen Hause vor, des Bauern und Dorfeingesessenen Lieblingsbaum in allen deutschen Gauen, die als 'Brunnen-, Dorf-, Gerichts-, Friedhofs- und Friedenslinde' usw. geachtet wird. Die breitgewölbte, mächtige Krone der Linde ragt wie schützend über das bergische Heim empor, mit diesem zu einem Ganzen voll stillen Zaubers verschmolzen. Leider hat sich gerade die Linde in früherer Zeit auch im Bergischen eine Verkümmernng ihrer natürlichen Gestaltung gefallen lassen müssen, die als Unnatur schlimmster Art gekennzeichnet werden darf. In Kronenberg und Umgegend namentlich, besteht nämlich vielfach die Sitte, eine Reihe von Linden vor die Häuser zu pflanzen und diese wie grosse Schirme zu ziehen, welche die lebenspendende Sonne von den Häusern abhalten. Sehr verbreitet ist diese Sitte glücklicherweise nicht. Sie dürfte nur an holländischen und manchen norddeutschen Häusern und Höfen anzutreffen sein. Unverkennbar spricht sich hier der Geschmack französischer Gartenkünsterei aus, der zur Zeit, als das Rokoko herrschte, besonders ausgebildet wurde. Gute Beispiele solcher Gartenanlagen im grossen Stil sind in Deutschland mittlerweile selten geworden; es sei nur an Herrenhausen bei Hannover und Schwetzingen bei Heidelberg erinnert. In jener Zeit dürfte die Mode, die Linde zu Wandschirmen zu ziehen, im Bergischen Eingang gefunden haben.

Bei dieser Gelegenheit sei gleich noch eines weiteren Restes der verschnörkelten Rokokozeit gedacht, welcher sich auf verschiedenen Gehöften bei Mettmann erhalten hat und der gerade am bergischen Hause ebenfalls als eine Vergewaltigung der Natur bezeichnet werden kann: die kunst-

volle Zustutzung des Taxus, der Eibe; geradezu berühmt sind die Eiben vom Burwinkel bei Mettmann<sup>1)</sup>. Etwas weniger ernst als die schwermütigen Eiben sind die Fichtenreihen oder einzelne Bäume dieser Baumart, die namentlich in einigen Gegenden des Oberbergischen vorkommen und in erster Linie als Schutzhecken angepflanzt worden sein dürften, aber auch dem Hause ein gewisses Gepräge verleihen<sup>2)</sup>.

Auch das Gartenhaus, das im Bergischen vor allen Dingen im Zeitalter des Rokoko allgemein wurde, dürfte von Frankreich herübergenommen worden sein, wo die berühmten *petites maisons*<sup>3)</sup> jener Zeit ja von hervorragender kulturgeschichtlicher Bedeutung wurden. In den bergischen Gartenhäusern der Rokoko- und Folgezeit haben wir hochbedeutsame architektonische Gebilde vor uns, teils Miniaturen der Wohnhäuser, von grossartiger Schönheit<sup>4)</sup>.

Die Periode Ludwigs XVI. ging bald am Bergischen vorüber, doch nicht, ohne Schöpfungen von bedeutendem Werte, vorab im Wuppertale, zu hinterlassen. Und dann kam das Empire zur Geltung, bei dem sich das frühere Empire scharf vom späteren Empire unterscheidet. Das Empire bewirkte eine weitere organische Umbildung des bergischen Hauses. Das hohe Steildach der Gotik hatte das Rokoko, ganz seinen Grundprinzipien getreu, gänzlich umgewandelt, mit Vorder- und Hintergiebel, Walm und Brechung usw. versehen, aber die steile Steigung im wesentlichen beibehalten. 'Apart empfundene Giebellösung'<sup>5)</sup> wird diesem Hause von berufener Seite nachgerühmt. Das Empire legte das Dach wesentlich flacher, begnügte sich mit einer viel nüchterneren Form desselben und verschönerte es höchstens durch einen gedrückten, geradlinig eingefassten Vorgiebel.

Die Querteilung der Tür, bis in die altgermanische Zeit<sup>6)</sup> nachweisbar, kam nun gänzlich in Wegfall. Die gesamte Ausschmückung des Hauses bewegte sich in einfacheren Grenzen. Das Portal wurde mit den Seitenfenstern vielfach in eine klassisch ausgebildete Vorhalle verlegt. Durch seine Eigenart in der späteren Zeit, welche an der Alleestrasse in Barmen gut zur Geltung kommt, leitete das Empire zur Biedermeierzeit über, welche von dem einstigen reichen Schmuck nur unbedeutende Einzelheiten beibehielt, bis die Folgezeit das bergische Haus ganz handwerksmässig und schlicht aufführte, dessen Merkmale eben der Schiefer und das schwarz-weiss-grüne Gewand blieben.

1) Vgl. E. Lemke, oben 12, 25. 187.

2) Clemen, *Kunstdenkmäler* 3<sup>2</sup>, 121.

3) Engen Dühren, *Neue Forschungen über den Marquis de Sade und seine Zeit* 1904 S. 73—87.

4) Schell, *Das deutsche Landhaus* 1906, Mai.

5) Clemen, a. a. O.

6) M. Heyne, *Das deutsche Wohnungswesen* S. 31. 168.

Mit Rücksicht auf seine reiche architektonische Ausgestaltung und die stark hervortretenden dekorativen Elemente, die sich auf den verschiedensten Gebieten geltend machten, gehört das bergische Haus der späteren Zeit, wie es sich von der Mitte des 18. Jahrhunderts an entwickelte, zu den wirkungsvollsten volkstümlichen Bautypen Deutschlands. Es ist eine seltsame Verquickung der althergebrachten volkstümlichen Bauweise mit fremden Elementen und Motiven, den allgemeinen Stilrichtungen entlehnt, wodurch eben der Haustypus, welcher heute unter der Bezeichnung „bergisches Haus“ bekannt ist, entstand. Bei seinem Umwandlungsprozess haben sich die Industrie und die dadurch geweckten höheren Lebensbedingungen zu allen Zeiten entscheidend geltend gemacht, zuletzt unter Heranziehung der allgemeinen Stilformen. So entstand diese originelle Bauweise, die sich durch ihre Architektur und Farbe gleich vorteilhaft auszeichnet, und deren beste Leistungen in unseren Tagen von massgebendster Seite als prachtvolle Schöpfungen alter Kultur reklamiert wurden. Das bergische Haus kann aber, das zeigt sein Entwicklungsgang, als Heimstätte selbstbewussten Bürgersinns gelten, der der eigenen Kraft und der eigenen Intelligenz verdankt, was er erreicht hat; ihm auf den Leib zugeschnitten, trotz aller Wandlungen im Laufe der Zeit doch der Ausdruck der bergischen Volksseele, diese ausklingen lassend in den scheinbar starren Formen des Hauses. Im Laufe der Zeit hat sich allerdings die bergische Bauweise immer mehr losgelöst von den bodenständigen Grundbedingungen. Aber die fremden Kultureinflüsse haben doch den ursprünglichen, bodenständigen Kern nicht zu vernichten vermocht. So ist das bergische Haus ein Stück bergischer Heimkultur geblieben und doch nicht ganz; es ist Bodenständigkeit, aber nicht ausschliesslich.

Seine Kulturaufgabe hat das bergische Haus einst erfüllt, als es tief ins Westfalenland vordrang, und andererseits, als es die Grundlagen für den sogenannten amerikanischen Kolonialstil<sup>1)</sup> abgab. Heute scheint ihm ein neues, kräftiges Aufblühen in Stadt und Land beschieden zu sein<sup>2)</sup>, dank der tiefgehenden Anregung, welche von der Regierung, von Vereinen und Privaten erfolgt ist.

Elberfeld.

1) Verschiedene Arbeiten in den letzten Jahrgängen der Deutschen Bauhütte.

2) H. Aug. Waldner, Wie lässt sich die bergische Bauweise unserer Zeit anpassen? (Rheinlande 3, 186 ff.)

## Die Volksepik der bosnischen Mohammedaner<sup>1)</sup>.

Von Matthias Murko.

Für das vergleichende Studium der Gedichte Homers und der volkstümlichen Epen, wie wir sie an der Spitze der Literaturgeschichte der romanischen und germanischen Völker finden, gibt es interessante Parallelen in der noch lebendigen Volksepik einiger slawischer Stämme. Während die Romanisten für das französische Rolandslied und das spanische Poema del Cid nur auf je eine Handschrift (vor 1080 und aus dem Jahre 1307) angewiesen sind, wurden im hohen Norden Russlands, bei den der Kultur entlegenen Bewohnern am Onegasee, im Jahre 1861 zum grössten Erstaunen der russischen Gelehrten selbst, aus dem Volksmunde epische Lieder aufgezeichnet, welche die Tafelrunde des Kiewer Fürsten Wladimir besingen, jenes Wladimir, der das russische Volk taufen liess, also Lieder, deren Grundlagen bis in das 10. Jahrhundert zurückgehen. Diese Funde wurden im Laufe der Zeit stark bereichert, und noch in der jüngsten Zeit erhielten wir ganze Bände von Bylinen (bylina entspricht inhaltlich und etymologisch dem französischen *chanson de geste*) aus den Gebieten des Weissen Meeres. Alfred Rambauds Werk 'La Russie épique' (Paris 1876), das ohnehin nicht genügend beachtet wurde, ist heute durch die neuen Funde und durch bedeutende Untersuchungen solcher Russen wie A. Wesselofsky, Ždanov, Vsevolod Miller u. a. überholt.

Näher liegen uns jedoch die epischen Gesänge der Mohammedaner von Bosnien und Herzegowina, namentlich aus der nordwestlichen Ecke zwischen Kroatien und Dalmatien, die erst in den letzten Jahrzehnten veröffentlicht wurden; ihrem Ursprung nach sind sie meist nur 200 bis 300 Jahre alt, ihrer Form nach gehören sie der Gegenwart an, versetzen uns aber trotzdem in das Mittelalter zurück. Da diese Lieder jedoch nur einen Ausschnitt aus der Volksepik der Südslawen bilden, müssen einige Worte über sie vorausgeschickt werden<sup>2)</sup>.

Die Volksepik setzt grosse historische Ereignisse voraus, die sich tief in das Gedächtnis des Volkes einprägen. Es gibt nun gewiss keinen grösseren Gegensatz als zwischen Christentum und Islam. Sowie im romanischen Südwesten die Kämpfe mit den Arabern ein nationales Epos

1) Vortrag gehalten in der 4. Sektion des Internationalen Kongresses für historische Wissenschaften in Berlin im August 1908; hier erweitert.

2) Vgl. die Ausführungen in meiner Geschichte der älteren südslawischen Literaturen (Leipzig 1908) S. 200 ff. und im Archiv f. slaw. Phil. 28, 351 ff.

zur Folge hatten, so bilden im Südosten das epische Zeitalter aller Südslawen die Kämpfe mit den Türken, die ja bis auf den heutigen Tag nicht abgeschlossen sind. Mit den ersten Zusammenstößen in Makedonien im 14. Jahrhundert beginnt die mündlich erhaltene Heldensage der Serben und Bulgaren, ihre Stoffe und Lieder wandern mit der Verlegung der Kampfplätze nach dem Norden und Westen bis zu den Slowenen, die ihre schönsten Balladen ebenfalls den Türkenkriegen<sup>1)</sup> zu verdanken haben. In den westlichen Gebieten der Kroaten und Serben erhielt die Volksepik (und die Lyrik) ihre hohe künstlerische Ausbildung durch eine enge Verbindung mit den romanischen Kulturelementen und wanderte in dieser Form nach dem Osten zurück.

Von den Christen beider Konfessionen eigneten sich die Volksepik auch die Mohammedaner namentlich in den bosnisch-kroatisch-dalmatinischen Grenzgebieten an. Schon 1574 rühmt der Conte von Sebenico nicht bloss den Heldenmut seiner Untertanen im Vergleich zur Feigheit der italienischen Söldner, sondern berichtet noch an den Senat von Venedig, dass auch die 'Türken' von deren Tapferkeit in ihrem Lande singen<sup>2)</sup>. Natürlich feierten die Türken vor allem ihre eigenen Helden und haben darüber viele und umfangreiche Lieder bis auf den heutigen Tag bewahrt. Selbstverständlich ist hier nur von slawischen 'Türken' die Rede, die heute auf dem ganzen Balkan, am stärksten in Bosnien und Herzegowina (ungefähr 668 000, 35 pCt. der Bevölkerung) vertreten sind. Früher gab es aber serbokroatisch sprechende Mohammedaner auch noch weiter im Norden und Westen: denn nach der Schlacht von Mohács (1526) und nach der endgültigen Eroberung von Ofen (1541) bis zum Karlowitzer Frieden (1699) gehörten zur Türkei noch das südliche Ungarn, ganz Slawonien, Kroatien bis zum Kapela-Gebirge, und der grösste Teil des dalmatinischen Festlandes.

Für die Herkunft der slawischen Mohammedaner sind besonders charakteristisch die Verhältnisse in Bosnien und Herzegowina. Ganz Bosnien<sup>3)</sup> (d. h. mit Einschluss der Herzegowina) bildete vor der türkischen Eroberung einen Pufferstaat zwischen Orient und Okzident, in dem eigentlich die der römischen und griechischen Kirche feindliche Sekte der Bogomilen herrschte. Diese Sekte kam im 10. Jahrhundert in Bulgarien auf und breitete sich weiter nach dem Westen aus; denn Patarerer, Albigenser, Katharer (davon das deutsche 'Ketzer') usw. stammen von ihr ab. Angesichts der Türkengefahr wurden allerdings die letzten bosnischen

1) Schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts sangen nach dem Berichte des Friauler Historikers Nicoletti die Slowenen von Tolmein im Görzischen „di Mattia re d'Ungheria e di altri celebri personaggi di quella nazione.“ Vgl. K. Štrekelj (nach S. Rutar). Slovenske narodne pesmi I, 34.

2) Ijubić im Rad der südslav. Akademie 40, 114.

3) Vgl. meine Geschichte der älteren südslawischen Literaturen S. 169 ff.



Könige gute Katholiken, um sich die Hilfe der Päpste und der katholischen Mächte zu sichern, aber gerade die wegen ihrer Religion verfolgten zahlreichen Bogomilen ebneten den Türken den Weg nach Bosnien, das 1463 eine türkische Provinz wurde (Herzegowina nach kurzer Selbständigkeit 1482). Der zahlreiche und mächtige Adel, der von der abendländischen Kultur durch Vermittlung von Ragusa, Dalmatien und Kroatien stark beeinflusst war, trat, um seinen Besitz und seine Privilegien zu retten, zum Islam über. So blühte in Bosnien ein ganz mittelalterlicher Feudalismus weiter und erhielt sich zum Teil bis in unsere Zeit. Natürlich wurde dieser mächtige Adel, der häufig den aus Konstantinopel gesandten Paschas und selbst dem Sultan trotzte, durch verdienstvolle Krieger und Staatsmänner vermehrt, die sich aber den ursprünglichen Feudalen vollständig assimilierten, auch in der Sprache, soweit sie Osmanen waren, die nur in die Städte und wichtigeren Burgen kamen. Die bosnischen Mohammedaner waren grosse religiöse Fanatiker, zugleich aber auch stolze Lokalpatrioten, behielten ihre Sitten und Gebräuche bei, soweit dieselben nicht durch die neue Religion geändert wurden, und blieben auch auf einer alten Kulturstufe wie ihre gleichsprachigen Rajah. Es ist daher auch kein Wunder, wenn sich bei ihnen eine sehr konservative Volksepik erhalten hat, die uns an ältere Zeiten erinnert.

Der Zufall wollte es nun, dass das erste südslawische Volkslied, das durch Goethes geniale Nachbildung zu einem Bestandteil der Weltliteratur geworden ist, der Klagegesang von den edlen Frauen des Asan-Aga (gedruckt zuerst 1778 im 1. Bande von Herders Volkliedern), entschieden mohammedanischer Herkunft war, was die zahlreichen Erklärer der morlakischen (d. i. serbokroatischen des dalmatinischen Festlandes) Ballade gewöhnlich viel zu wenig beachtet haben. Die Heimat des Gedichtes, das der italienische Abbate Fortis auf seiner dalmatinischen Reise in einer Aufzeichnung der Einheimischen erhalten und dank der damaligen Begeisterung für Naturvölker mitgeteilt (Viaggio in Dalmazia 1774) hatte, bestimmt ungefähr die Angabe, dass Asan-Agas Gemahlin bald nach ihrer Verstossung vom Kadi (d. i. Richter) von Imoski gefreit wurde. Dieser an der herzegowinischen Grenze gelegene dalmatinische Ort, ungefähr zwischen Spalato und Makarska, der heute Sitz eines österreichischen Bezirksgerichtes ist, wurde erst 1717 den Türken von den Venezianern entrissen. Auch in der Zeit der romantischen Begeisterung für das Volkslied, als der Wiener Slawist B. Kopitar 1813 den berühmten Sammler der serbischen Volkslieder, Vuk Stef. Karadžić, entdeckte, wurden von diesem gleich in dem 1. Bändchen seines Volksliederbuches (1814) und in der Leipziger Ausgabe der Volkslieder (1823—1824), die den Ruhm des serbischen Volksliedes begründete, einzelne mohammedanische Lieder veröffentlicht, so dass auch der alte Goethe davon Kenntnis erhielt und Fräulein Talvj im 1. Bande ihrer 'Volkslieder der Serben' (Halle 1825)

zwei epische Gesänge, im 2. (1826) aber nicht weniger als 13 Lieder 'von mohammedanischen Sängern' (S. 109—124) mitteilen konnte.

Im ganzen blieben jedoch die mohammedanischen Volkslieder in serbokroatischer und bulgarischer [der 'Pomaken' im Rhodopegebirge<sup>1)</sup>] Sprache unbeachtet. Die intimen lyrischen Lieder waren den christlichen Sammlern doch nicht besonders zugänglich, den bevorzugten epischen konnten sie aber nicht ihre Liebe und Sorgfalt zuwenden, weil darin die Heldentaten der verhassten Türken verherrlicht wurden.

Genauere Vorstellungen von der Volkspoesie des grössten und bedeutendsten Teils der mohammedanischen Südslawen brachte uns erst die Okkupation von Bosnien und Herzegowina. Den Löwenanteil trug auch jetzt die Volksepik davon; doch erwähne ich der Vollständigkeit halber, dass man sich heute selbst über die Melodien der gesamten, also auch mohammedanischen Volkslyrik in Bosnien und Herzegowina eine Vorstellung machen kann aus den Sammlungen von L. Kuba in den drei letzten Jahrgängen (18—20) des 'Glasnik zemaljskog muzeja za Bosnu i Heregovinu'. Schon früher hat der Agramer Musikhistoriker Fr. S. Kuhač, dem wir vier umfangreiche Bände 'Südslawischer Volksmelodien' (Južnoslovenske narodne popievke, Agram 1878—1881) verdanken, das 'türkische Element in der volkstümlichen Musik der Kroaten, Serben und Bulgaren'<sup>2)</sup> zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht und erklärt, dass der arabische rituelle Gesang, der auf einer primitiven Stufe blieb, doch einen starken Einfluss auf die weltlichen Lieder der bosnischen Mohammedaner ausgeübt hat, namentlich in der Melodisierung; allerdings die Frauen- und Kinderlieder blieben von dem Einfluss arabisch-türkischer Melodien ganz frei. Richtig ist jedenfalls seine Bemerkung, dass sich die epischen Volkslieder der bosnischen Mohammedaner von den christlichen in der Form gar nicht unterscheiden und nicht so phantastisch sind wie die arabischen und türkischen, sondern ganz realistisch; ein hervorstechendes Merkmal bieten nur die besonders zahlreichen türkischen oder arabischen und persischen Fremdwörter.

Das erste grössere epische Gedicht (von 2160 Versen) der bosnischen Mohammedaner veröffentlichte der durch seine nicht einwandfreien volkskundlichen und ethnologischen Schriften über die Südslawen bekannte Friedrich S. Krauss im Jahre 1886 selbständig (Smailagić Meho, Ragusa), sodann einzelne in Zeitschriften und endlich in den 'Slawischen Volk-

1) Die Vernachlässigung ihrer Volkspoesie rächte sich; denn nur so war es möglich, dass Stefan Verković bei ihnen Lieder gefunden haben wollte, die nicht bloss von Orpheus, sondern auch von der Herkunft der Slawen aus Indien Kunde geben sollten. Bezeichnend ist schon der Titel seiner Sammlung 'Veda der Slawen' (Veda Slovena 1—2. 1874—1881). Über das Glück und Ende dieser Mystifikation s. J. Šišmanov, Archiv f. slav. Phil. 25, 580.

2) Glasnik zemaljskog muzeja za Bosnu i Heregovinu 10 (1898), 175.

forschungen' (Leipzig 1908) im Original und in deutscher Übersetzung. Namentlich die letzte Publikation<sup>1)</sup> zeigt, dass der Wissenschaft kein besonderer Schaden erwachsen ist, wenn Krauss sein übriges Material, das angeblich sieben Bände füllen könnte, bisher der Welt vorenthalten hat. Die erste Sammlung epischer Volkslieder der bosnischen Mohammedaner gab zu Sarajevo in zwei grossen Bänden (1888—1889) Kosta Hörmann heraus, ein aus Kroatien eingewanderter bosnischer Beamter, heute Sektionschef der Zivilverwaltung, der sich auch sonst, namentlich durch die Schaffung eines reichhaltigen Museums und die Herausgabe einer Zeitschrift desselben, grosse Verdienste um die wissenschaftliche Erforschung des Landes erworben hat. Als Beamter der Landesregierung konnte er leichter verschiedene Personen, wie Lehrer und Beamte, in Bewegung setzen, die für ihn Lieder sammelten. Dass eine solche Art zu sammeln etwas Bedenkliches hat, kann nicht verschwiegen werden, doch sind in dieser Hinsicht besondere Mängel dem Herausgeber nicht nachgewiesen worden. Zu bedauern ist dagegen, dass er das dialektische Kolorit seiner Volkslieder unterdrückt hat. Das vermindert jedoch nicht im geringsten den hohen kulturhistorischen Wert seiner Sammlung, den er selbst richtig erkannte und mit folgenden Worten (I, S. VII—IX) charakterisierte: „Unwillkürlich wird man sich wundern, welche Ähnlichkeit die bosnischen Helden mit den Rittern in den übrigen Ländern Europas jener [?] Zeit [richtiger des Mittelalters] haben. Man vergleiche nur die Beschreibungen der Zweikämpfe, die Heldenspiele und anderen Unterhaltungen, auch das häusliche Leben, wo jedenfalls einen charakteristischen Zug auch die ritterliche Verehrung der Frauen bildet; und damit die Ähnlichkeit vollständig sei, fehlt sie auch nicht im Trinken.“ — Schon vor dem Erscheinen der Sammlung Hörmanns begann die Matica hrvatska in Agram neues Material aus dem nordwestlichen Bosnien herbeizuschaffen und veröffentlichte in den Jahren 1898 und 1899 als 3. und 4. Band ihrer 'Hrvatske narodne pjesme' 'Die mohammedanischen Heldenlieder' (Junačke pjesme muhamedovske) unter der Redaktion von Dr. Luka Marjanović, der in seiner ausführlichen Einleitung (3, S. VII—LVI und 4, S. VII bis VIII) das Beste bietet, was seit Vuk Stef. Karadžić (in den Jahren 1823, 1833) über die Volkspoesie der Serben und Kroaten geschrieben worden ist. Auch der Text entspricht kritischen Anforderungen. Marjanović, aus der oberen Militärgrenze gebürtig, hatte schon 1864 Volkslieder seiner Heimat und der anliegenden türkischen Gebiete veröffentlicht; er kannte die Gegenden genau, ging nun nach Bosnien, um gute Sänger ausfindig zu machen, brachte sie nach Agram und suchte sie dann an der kroatisch-bosnischen Grenze auch selbst auf. Auf diese Weise wurden seit Ende des Jahres 1886 bis Ende 1888 durch ihn und durch tüchtige Mitarbeiter

1) Vgl. meine Rezension in den Hessischen Blättern für Volkskunde 7, Heft 4.

aus dem Munde von 9 Sängern unmittelbar 272 Lieder mit 217 000 Versen aufgezeichnet: 48 Lieder von 4 Sängern, schickten Vertrauensmänner ein. Man sammelte so 320 mohammedanische Lieder und zwar 290 Helden- (epische) und 30 Frauen- (lyrische) Lieder mit 255 000 Versen. Auf jedes epische Lied kommen durchschnittlich 873 Verse:

weniger als 100 Verse enthalten	30 Lieder
von 101 bis 300	26 "
" 301 " 600	72 "
" 601 " 1000	103 "
" 1001 " 1500	62 "
" 1501 " 2000	12 "
" 2001 " 3000	11 "
" 3001 " 4000 und darüber	enthalten 4 Lieder.

Aus diesem reichen Materiale traf jedoch Marjanović eine Auswahl und veröffentlichte in jedem der beiden Bände nur je 25 epische Lieder, also ungefähr  $\frac{1}{6}$  des Materiales, von verschiedenen Sängern und von ungleichem Wert, und zwar solche, die etwas Neues in der Haupthandlung oder wenigstens in den Nebenhandlungen bringen. Für ihn waren also nicht ästhetische Gründe wie für den klassischen Sammler der serbischen Volkspoesie Vuk Karadžić, sondern der Inhalt massgebend. Ob er dabei immer die ursprünglichste und beste Fassung ausgewählt habe, ist zwar fraglich, doch entschädigen uns dafür die im Anhange gebrachten Auszüge aus den Varianten, die Forschern zum weiteren Gebrauche in Agram zur Verfügung stehen. Absolute Treue in der Wiedergabe aller Lieder ist sein oberster Grundsatz. Ausser den Varianten bringt er im Anhange auch historische und sachliche Erklärungen, sowie ein ausführliches Verzeichnis der zahlreichen türkischen Fremdwörter.

Diese beiden verdienstvollen Sammlungen haben jedoch nicht die Beachtung gefunden, die sie verdienen, namentlich die letztere. Schuld trug daran die Eifersucht zwischen Sarajevo, Agram und Belgrad und andere Gründe nichtwissenschaftlicher Natur: namentlich der müssige Streit, ob die Lieder kroatisch oder serbisch<sup>1)</sup> seien, lenkte die Aufmerksamkeit von dem Inhalte ab.

Die nachfolgende Schilderung der Sänger<sup>2)</sup> und ihrer Lieder beruht meist auf den Mitteilungen Marjanovićs. Der Sänger heisst Pivać oder hypokoristisch piya, was genau dem deutschen 'Sänger' entspricht, in der Schriftsprache pjévać, hat also nichts mit piti oder pivati (trinken) zu tun. Die besungenen Helden haben zwar dem Koran zum Trotz meist einen sehr grossen Durst und viele Lieder beginnen mit einem Trinkgelage, doch die Sänger selbst sind äusserst mässig; selbst in Agram, wo

1 Vgl. meine Geschichte der ält. südsl. Lit. S. 1ff.

2 Vgl. die Abbildungen von vier Sängern bei Marjanović, Hrv. nar. pjesme 3, S. XIII, XXI, XXV, XXIX.

sie sehr gut bewirtet wurden, blieben einige nur bei Kaffee und Wasser. Von einem einzigen Sänger wird berichtet, dass er trinken konnte wie seine Helden:  $\frac{1}{2}$  Liter Wein brachte er in einem Atemzuge hinunter, ohne dabei seinen Schnurrbart zu benetzen.

Gesungen wird zur Tambura, *tamburica*, die nur zwei Metallsaiten hat zum Unterschiede von der viel mehr bekannten viersaitigen, welche als Musikinstrument oder zur Begleitung lyrischer Lieder dient. Das ist ein grosser Unterschied im Vergleiche zu der bisher bekannten Vortragsweise zu den *Gusle*, d. h. einer primitiven Geige mit einer Saite aus Rossschweifhaaren. Dass diese Vortragsweise immer üblich war, kann ich allerdings nicht behaupten; in einem Liede<sup>1)</sup> singt allerdings ein Mohammedaner zur Ahorn-Geige (*gusle javorove*), doch die Stelle beweist nicht viel, weil Tale als christlicher blinder Sänger von einem Christen in christlichen Wirtschaftshäusern in den venezianischen Kotari bei Zara herumgeführt wird.

Zuerst singen die Sänger langsam und gedehnt; die zwei letzten Silben oder die letzte des meist zehn-, häufig auch elfsilbigen Verses mit überwiegend trochäischem Rhythmus deuten sie bloss an. Beim hundertsten Vers ungefähr beginnt aber der Sänger so schnell zu singen, eigentlich zu rezitieren, dass ihm auch ein Stenograph nicht folgen könnte. Da schlägt er auch die Tambura nicht, oder aber sehr schnell. Wenn er das ganze Lied wie die ersten 100 Verse sänge, so könnte er kein längeres zu Ende singen<sup>2)</sup>. Übrigens werden längere Lieder in Absätzen gesungen; während der Pause trinkt der Sänger Kaffee oder raucht, die Hörer aber kritisieren, loben und tadeln, oder fragen dies und jenes, worauf der Sänger antworten muss. Beim Vortrage wird der Sänger ganz matt, und der Schweiß fliesst ihm in Strömen herunter. Mühevoll war natürlich auch die Aufzeichnung der Lieder. Marjanović und seine geübten Gehilfen, die mit ihm den Dienst wechselten, konnten an einem Tage nur 1600 bis 2200 Verse niederschreiben, wenn sie durchschnittlich zehn Stunden arbeiteten. Nun sind aber Lieder, die mehr als 2000 Verse enthalten und in der genannten Art vorgetragen werden, keine Seltenheit. Einen Souffleur oder Aufzeichnungen hat natürlich keiner der Sänger; mit letzteren wäre ihnen auch nicht geholfen, denn der Kunst des Lesens und Schreibens sind sie unkundig.

Die Sänger sind Männer verschiedenen Standes. Es gibt solche, die sich der Herkunft aus hervorragenden Geschlechtern rühmen; die meisten sind aber Grundbesitzer, die ursprünglich Herden hüteten und das Feld bearbeiteten, dann aber sehr viel erlebten, indem sie als Soldaten

1) Hrvatske nar. pjesme 3, 115, 160.

2) Jedenfalls ein Beitrag zum Thema 'singen und sagen'. [J. Schwietering, Göttinger Diss., 1908.]

oder Zaptiehs weit herunkamen; auch Gewerbetreibende (z. B. ein Sattler, ein Steinmetz für Grabdenkmäler), ein Arbeiter und selbst ein türkischer Zigeuner befinden sich unter ihnen. Ein kleiner Grundbesitzer ist besonders interessant: er hatte keinen Ochsen, keine Kuh, sondern nur jedno paripće, eine Schindmähre, wie mancher mittelalterliche Ritter. Einzelne sind Berufssänger, die meisten werden aber zu fahrenden Sängern nur, wenn es nichts zu tun gibt, oder wenn es ihnen schlecht geht, oder erst in alten Tagen, wenn schon ihre Söhne arbeiten können. Schon daraus sieht man, dass die meisten Sänger um Lohn singen: sie wandern zu den Höfen der Begs und Agas, werden häufig von diesen geradezu gerufen und namentlich von den Frauen und Mädchen willkommen geheissen. Von Mehmed Kolak-Kolaković liess sich ein Beg in sechs Wochen 104 Lieder singen. Häufig üben sie ihre Kunst in den Kaffeehäusern aus, in denen der bosnische Türke viele Stunden des Tages verbringt, oder in festlichen Versammlungen, auch in christlichen. Sogar österreichische Grenzkommandanten liessen sich vor 1878 solche Sänger kommen, wenn sie türkische Gäste hatten.

Der Lohn ist verschiedenartig. Der bereits erwähnte Beg gab seinem Sänger für sechs Wochen 5 Dukaten, zwei Ochsen und zwei Lasten Weizen. Als dann derselbe Mehmed nach Agram geladen wurde, stellte man ihm auch in Aussicht, dass er sich wenigstens zwei Ochsen ersingen werde, also ein Geschenk, wie es Jahrtausende v. Chr. im Rigveda vorkommt. Bei anderen Begs bekam er nur Kaffee und Zigaretten, besonders beschenkten ihn aber die Frauen, und zwar in Geld. Ein anderer Sänger, Bećir Islamović, der nach Beendigung der Feldarbeiten im Herbst auf zwei bis drei Monate einen Pass nahm und alle Gegenden von Bihać längst der Save bis Bjelina bereiste, berechnet seinen Verdienst bereits in Geld: 2 bis 3 Gulden in Kaffeehäusern, bei Gutsbesitzern, zu denen er gerufen wurde, für eine Nacht 5 Gulden. Wenn er längere Zeit sang, bekam er aber auch noch mittelalterliche Geschenke in Kleidern: Westen ohne Ärmel, natürlich schön gestickte, Hosen, die mehr Stoff erfordern als die unsrigen usw. Der ältere Bruder dieses Sängers hatte es bis zum Pascha in Tunis gebracht.

Alle Sänger können angeben, von wem sie ihre Lieder gelernt haben, und nennen ihre Lehrer sogar mit Stolz. Häufig sind es der Vater, Oheim, Onkel, Schwager, der ältere Bruder oder andere Verwandte, sonst aber bekannte Sänger, doch gewöhnlich nur zwei bis drei Lehrer im ganzen. Oft finden wir auch Angaben, von wem wieder die Lehrer ihre Lieder hatten. Alte Sänger erfreuen sich eines besonderen Ansehens; ein 100 Jahre alter wird genannt, der einem anderen Lieder korrigierte. Bezeichnend ist es auch, dass junge Sänger ihrem Vater oder Onkel durch öffentliches, namentlich auf Lohn berechnetes Auftreten keine Konkurrenz machen wollen; alte Sänger reissen sich aber um die Ehre, vor jungen

singen zu können, damit diese möglichst viele Lieder von ihnen erlernen. Der Stolz auf gute Schüler ist also auch hier bekannt.

Die viele hundert oder sogar einige tausend Verse enthaltenden Lieder lernen die Sänger überraschend leicht; mancher braucht ein Lied nur einmal zu hören, wenn es zur Tamburica gesungen wird, zwei- bis dreimal, wenn es bloss rezitiert wird. Nun gibt es aber Sänger, denen nachgerühmt wird, dass sie für jeden Tag des Jahres ein anderes Lied zur Verfügung haben. So will Bećir Islamović vom 'Kapetan' (Hauptmann) Murat Beširević 360 Lieder gelernt haben, die ihm dieser aus einem Buche vorlas. Wie ist ein so gutes Gedächtnis möglich, auch wenn man ein gewisses Talent voraussetzt, was unbedingt notwendig ist? Vor allem muss bemerkt werden, dass der Sänger nie den Wortlaut des von ihm gehörten Liedes wiedergibt und dass er selbst nie ein Lied genau wiederholt, sondern immer etwas verschieden singt. Dafür gibt es ganz merkwürdige Beispiele. Marjanović hörte ein von ihm mitgeteiltes Lied (Nr. 38) von Bećir Islamović nach zehn Jahren (1898) wieder. Der Unterschied war ausserordentlich: andere Namen, eine andere Disposition und eine schlechtere Diktion. Man würde aber fehlgehen, wenn man glaubte, dass etwa die mit dem Alter zunehmende Geschwätzigkeit die Lieder ausdehne. In der Strafanstalt in Lepoglava in Kroatien fand man 1888 einen Sänger Ahmed Čaušević aus der Umgebung von Bihać, der schon 1881 mit 18 Jahren dahin gebracht worden war. Er hatte also seine Lieder in früher Jugend gelernt, und zwar von seinem Schwager und seinem älteren Bruder, und merkte sich ein jedes nach einmaligem Erzählen oder Singen. In der Freiheit sang er sie dann bis hundertmal und vergass nichts im Kerker. Dieser 25jährige Mann dehnte aber seine Lieder ausserordentlich; so zählte z. B. eines seiner Lieder 2500 Verse, das seines Lehrers aber nur etwas über 1200, ein anderes 4400 Verse, das des Lehrers aber nur 1500<sup>1)</sup>. Ein lehrreiches Beispiel für die Frage, wie verschiedenartige Rezensionen eines epischen Liedes entstehen! Bei einem Sänger bemerkte man in Agram, dass er seine Lieder wohl aus Berechnung so ausdehnte, um länger auf Kosten der Matica hrvatska dort bleiben zu können. Der Sänger braucht sich nur seinen Stoff und den Gang der Handlung gut zu merken, den er dann mit dem ihm besonders geläufigen poetischen Apparate ausschmückt. Rhythmus, Tropen, Figuren, poetische Redensarten sind aber bei einem Volke, das noch im epischen Zeitalter steht, stark verbreitet, geradezu Gemeingut. Ich möchte nur ein charakteristisches Beispiel anführen. Die südslawische Akademie der Wissenschaften in Agram bringt in ihrem 'Zbornik für das Volksleben und die Gebräuche

1) Ein Lied, das in der Ausgabe von Marjanović (Hrv. nar. pjesme 3, 350—382) 1281 Verse zählt, besitzt die Matica Hrvatska in einer bloss 300 Verse umfassenden Variante eines anderen Sängers (ebd. 3, 605).

der Südslawen' Monographien über einzelne Orte. Ein Geistlicher, der uns Otok in Slawonien in mustergültiger Weise schildert, hatte den glücklichen Einfall, die Briefe eines Korporals aus Warasdin und Peterwardein an seine Frau (Heiraten vor dem Militärdienste sind in Slawonien gewöhnlich) und ihre Antworten mitzuteilen, die mehr sind als rhythmische Prosa<sup>1)</sup>.

Bis zu einem gewissen Grade ist daher jeder Sänger auch ein mehr oder weniger schöpferischer Nachdichter. Natürlich hält jeder sich selbst für den besten Sänger und nennt die anderen bloss *pivačići* (Sängerlein). Interessant ist es, dass es unter ihnen auch Spezialisten gibt. So wurde der oben genannte Grundbesitzer, der nur eine Schindmähre sein eigen nannte, ein fahrender Sänger mit einem Repertoire von ungefähr 50 Liedern, von einem Beg deshalb nach Agram empfohlen, „weil er von allen ihm bekannnten Sängern am schönsten das Mädchen (*divojku*, kann auch Braut bedeuten) zu kleiden und das Pferd zu satteln verstand.“ Ferner berichtet Marjanović, dass den dankbaren und geduldigen Zuhörern die längsten Lieder nicht zu lange sind, wenn nur der Sänger das Ross und seinen Helden, den Jüngling und das Mädchen schön auszuschmücken versteht<sup>2)</sup>. Solche Szenen kommen in jedem Liede vor, auch in demselben wiederholen sie sich sogar fünfmal. Da ist wohl eine Parallele am Platze. Lachmann warf aus dem Nibelungenliede die sogenannten Schneiderstrophen hinaus, und Literaturhistoriker tadeln den mittelhochdeutschen Klassiker Hartmann von Aue wegen seiner beschreibenden Manier im Erek; die berüchtigte Schilderung von Emiens Pferd umfasst gegen 500 Verse. Der Geschmack jener mittelalterlichen Zuhörer wird wohl nicht anders gewesen sein, als der der bosnischen Mohammedaner unserer Zeit.

Man muss jedoch hervorheben, dass die Sänger die treue Wiedergabe ihrer Lieder betonen, namentlich wenn die Hörer mit einer Stelle un-

1) Der Anfang des 'Liebesgrus-es' des Mannes aus Warasdin vom 4. Februar 1897 lautet: *Evo meni ne da sree mira, pa se vatam pera i papira, pa ti evo pišem, sade slušaj, zlato moje, jade, kako mi je, zlato moje, sto ne ljubim lice tvoje.* In wörtlicher Übersetzung: „Sieh, mir gibt das Herz keine Ruhe, und ich ergreife Feder und Papier und schreibe dir da. Jetzt höre, mein Gold, die Leiden, wie es mir ist, mein Gold, weil ich dein Antlitz nicht küsse!“ — Aus dem Antwortschreiben der Frau vom 8. Februar 1897: *Faljen Isus, diko moja! Sad ti piše ljuba tvoja. Perom pišem i uzdišem. Oj medena diko moja, poljubim ti usta tvoja. . . . Stvor me, Bože, tien lastavicu, da uletim Marku u sobicu! Da sam, Bože, vijoļlica plava, ja bi znala, da bi se procvala: na stapiću mladom kaplariću. . . .* Wörtlich: „Gelobt sei Jesus, o meine Zierde (sc. der Mann)! Jetzt schreibt dir deine Geliebte. Mit der Feder schreibe ich und seufze. O meine honigsüsse Zierde, ich küsse dir deinen Mund. . . . Verwandle mich, o Gott, in ein Vöglein Schwalbe, auf dass ich Marko ins Zimmerchen fliege! Wäre ich, o Gott, ein blaues Veilchen, ich wüsste aufzublühen auf dem Stöckchen dem jungen Korporälchen.“ In der letzten Periode sind alle Bilder dem Volksliede entnommen: wo sind aber die Zeiten, als der Korporal noch einen Stock trug! (Zbornik za narodni život i običaje južnih Slavena 2, 332 f.).

2) Vgl. solche Beschreibungen in Hrv. nar. pjesme I, 218—252.



zufrieden sind oder in den Ruhepausen Aufklärungen verlangen. So berichtet Mehmed Kolak, der als begovski pivać (Sänger der Begs) berühmt war, dass ihm bei einer Stelle, an der ein nicht heldenmütiges Benehmen der Begs erwähnt wurde, ein Beg zurief: „Hör auf, Sänger! Dein Lied taugt nichts, das ist ein Lied für Ochsenhirten; wir sind aber keine Ochsenhirten, sondern alte Begs. Wie kannst du die Tochter eines Begs an einen Ochsenhirten, an einen Proletarier verheiraten?“ Darauf erwiderte Mehmed: „Ärgere dich nicht, Beg-Effendi! Ich singe, wie ich gehört und gelernt habe; wer ein Held war, dessen gedenkt das Lied als eines Helden; wer aber kein Held war, daran bin ich nicht schuld.“ Der Beg verstieg sich zu Beschimpfungen, auf die der Sänger die Antwort nicht schuldig blieb, so dass der Beg zuletzt erzürnt die Gesellschaft verliess und die Türe zuschlug. Ein anderes Mal will im Lied die Tochter eines solchen Aristokraten einen Mann ihresgleichen nicht heiraten, weil die Begs Zinsenschänder seien. Die Begs waren wütend über den Sänger und hätten ihn mit ihren Tschibuks durchgeprügelt, wenn ihn nicht andere verteidigt hätten; Mehmed war bereit, seine teure Tambura am Kopfe des ersten Begs, der ihn angriff, zu zerschlagen. Er durfte jedoch den Begs alles sagen, weil er mit seinem Scharfsinn allen ebenbürtig, vielen sogar überlegen war. Sänger erscheinen sogar als erfahrene Vertrauensmänner der Begs. Auf Fragen muss aber jeder Sänger antworten können; wehe ihm, wenn er das nicht vermag, oder etwas falsch sagt.

Woher haben die Sänger ihre Lieder? Dass man an den romantischen Anschauungen von einem mystischen Ursprunge der Volkspoese nicht mehr festhalten kann, lehren auch diese Lieder. Wir sehen auch hier, dass durchaus nicht das ganze Volk singt, sondern nur einzelne besonders talentierte Individuen die Lieder fortpflanzen; diese Lieder entstammen natürlich auch individuellen Verfassern, welche sie nach ihren eigenen Erlebnissen, nach Erzählungen anderer oder nach der Tradition, manchmal sogar nach einer Chronik, die ihnen jemand vorlas, dichteten. Direkte Andeutungen jedoch geben vier Sänger nur über einen Autor, aber dieser eine bekannte Autor war kein Mann. In Udbina in der Lika (Kroatien) lebte eine blidolika Ajka (bleichwangige Ajka), welche alle Scharmützel, Kriege und Raubzüge besang; zu ihr musste jedermann kommen und die Wahrheit sagen; ihre Lieder drangen dann nach Bosnien, wie überhaupt die Lika als die Heimat der besten Gesänge gilt. Männermordende Gemetzel beschrieb also ein Mädchen, das mit manchem Dichter die Blässe der Wangen gemeinsam hatte. Wie würde sich jener Engländer darüber freuen, der behauptete, die ganze Odyssee habe eine Dichterin geschrieben! Einige Sänger erwähnen ganz dunkel auch Liederbücher; doch vergeblich suchte Marjanović einem solchen auf die Spur zu kommen, wemgleich er bei seinen Nachforschungen neue Beweise für die Existenz von Liederhandschriften erhielt.

Über das Alter der Lieder oder wenigstens ihrer Grundlagen gibt uns der Inhalt Anschluss. Grosse kriegerische Ereignisse werden nicht besungen; die Eroberung von Bihać (an der Una, in der bosnischen 'Krajina' d. i. Grenze) oder die Belagerung von Esseg bilden das Höchste in dieser Hinsicht. Ein Lied erzählt auch, wie die Herzegowina unter die Herrschaft der Türken gekommen ist. Sonst haben wir es aber mit jenen grösseren und kleineren Grenzkämpfen zu tun, die in den durch 150 Jahre unter türkischer Herrschaft stehenden ungarischen, kroatischen und dalmatinischen Gebieten auf der Tagesordnung standen. Im Mittelpunkt steht die Lika in Kroatien, zu der im weiteren Sinne auch das Grenzgebiet um Bihać im heutigen Bosnien und das an der Cetina in Dalmatien gezählt wird. Der Sandžak Lika besass grosse strategische Wichtigkeit gegen Österreich (Generalat Karlstadt) und Venedig (sein Repräsentant ist im Liede der 'Bannus von Zara'). Nicht weniger als 150 Lieder der 'Matica Hrvatska' werden dahin verlegt (licke pjesme), ungefähr 40 nach Ungarn (ungjurske), zu dem die Sänger auch Slawonien rechnen. Die übrigen, die diesen ähnlich sind, beziehen sich auf Bosnien und Herzegowina oder auf Sultane (carske) und Veziere (vezirske), deren Verrat in den eroberten christlichen Ländern geschildert wird. Die meisten Lieder fallen daher in das 17. Jahrhundert, und Marjanović möchte im Einvernehmen mit einigen Sängern am Ende des 19. Jahrhunderts nur wenigen ein höheres Alter als von 200 Jahren zuschreiben.

Jedes Lied hat gewiss eine historische Grundlage, doch aus den allgemeinen und unklaren Schilderungen kann man sich keine Vorstellung von bestimmten historischen Ereignissen machen. Nur allgemein werden einander Car (Kaiser von Konstantinopel) und Ćesar<sup>1)</sup> (Kaiser von Wien) gegenübergestellt, ebenso fehlen die Namen der Heerführer auf beiden Seiten. In jedem Liede stehen einzelne Helden oder Personen im Vordergrund, deren Handlungen die Feindschaft gegen Angehörige eines anderen Glaubens und eines anderen Staates leitet. In den meisten Liedern spielen die Frauen eine grosse Rolle. Häufig sind Zweikämpfe, bei welchen die Wahlstatt mit 60 und 24 Lanzen im Geviert abgemessen wird; nach dem jeweiligen Ausgang kann ihnen ein Gefecht der beiderseitigen Scharen folgen<sup>2)</sup>. Den Anlass zu solchen Zweikämpfen gibt häufig eine Frau oder die Ehre. Mädchen- und Frauenraub, Hochzeiten, Hochzeitszüge und deren Störung, Loskauf gefangener Helden, häufig um den Preis einer Frau, Beschenkung der Helden, hauptsächlich mit Bräuten.

1) Beide Ausdrücke stammen aus *césar*, das aus Caesar hervorgegangen ist. In ähnliche Weise stellt der Kleinrusse (Ruthene) dem *car* (von Russland) den *ćisar* entgegen.

2) Vgl. die Schilderung eines doppelten Zweikampfes und eines folgenden Kampfes (Hrv. nar. pj. 3, 245 ff.). Der gewöhnliche Vorgang ist: zuerst Lanzenstechen zu Pferde, dann Schiessen, Kampf mit dem Säbel, häufig schon zu Fuss. Auch ein österreichischer General Hajser (Heister?) besteht zwei Zweikämpfe mit ungarischen Türken (ebd. I, 658).

Vergeltung für angetane Gewalt, das sind die gewöhnlichen Liederstoffe. Treue und unbedingte Einhaltung des gegebenen Wortes zieren die Helden. Manchmal bedient man sich, wenn der Heldenmut nicht hilft, dem Feinde gegenüber auch der List, hauptsächlich mit Hilfe der Frauen, doch wird dies vom Sänger auch übel vermerkt oder mit der Not entschuldigt. Viele Lieder beginnen mit einem Trinkgelage oder einer unschuldigen Unterhaltung und enden mit blutigem Kampf. Die christlichen Helden haben Sehnsucht nach Türkemädchen und -Frauen, die türkischen noch mehr nach christlichen. Die türkischen Lieder bevorzugen natürlich auch in dieser Hinsicht die türkischen Helden, denen die Christenmädchen, unter denen man sogar österreichische Generalstöchter<sup>1)</sup> findet, nur in die Arme fliegen. Doch wird auch christlichen Mädchen, die den Glauben nicht ändern wollen, das Lob nachgesagt, dass sie 'Mädchen von echtem Herrengeblüt' [prave gospodske divojke<sup>2)</sup>] seien. Eine christliche Wirtin ist gewöhnlich Bundesgenossin der türkischen Helden, denen sie für Liebe und Dukaten ihre christlichen Brüder und Schwestern, Burgen und Schlösser ausliefert. Verkleidete Mädchen und Frauen beschämen manchmal die Helden im Reiten und durch Heldentaten<sup>3)</sup>. Ein Zeugnis für die so auffällige Frauenverehrung bietet auch die Tatsache, dass wiederholt betont und ausbedungen wird, Mädchen dürfe keine Gewalt angetan und sie sollen gegen ihren Willen nicht zu Türkinnen gemacht werden; gefangenen Mädchen und Frauen wird die Rückkehr auch ohne Lösegeld freigestellt. Sogar der Lieblingsheld dieser Lieder muss sich einmal den Vorwurf gefallen lassen<sup>4)</sup>: „Du machst gewaltsam Mädchen zu Türkinnen, Mustaj-Beg; das ist nicht heldenmässig.“ Auch die gefangenen Türkinnen rühmen es, dass sie den Ramazau feiern und ihre religiösen Gebräuche frei beobachten konnten. Am Schlusse vieler Lieder wird betont, dass der Held seiner Frau, die er im blutigen Kampf erworben hatte, daraus nie einen Vorwurf machte.

Die Lieder zeichnen sich nicht bloss durch epische Breite, sondern auch durch Übertreibungen aus, die den Heldentaten der Türken zugute kommen und oft grosse Naivität in bezug auf die Übermacht des Halbmondes verraten. Die christlichen Helden kommen in den Liedern schlecht weg, was die Christen in ihren Liedern bekanntlich den Mohammedanern vergelten. Von Unwahrscheinlichkeiten und märchen-

1. So Mara, Tochter des Ravnar-general, und Jela, Tochter des Pilip (Philipp)-general, vom 'breiten Felde Pušenik' an der Donau, unterhalb Komorn, die beide Omerbeg von Pečuj (Fünfkirchen) zufallen, da sein Wahlbruder Osman bei der Entführung ungekommen ist (Hrv. nar. pj. 4, 453—477 nr. 45).

2) Hrv. nar. pjesme 3, 187.

3) Vgl. den Zweikampf der Ajka Hrnjica (Hrv. nar. pjesme 4, Nr. 37, V. 810—877, dazu S. 580).

4. Hrv. nar. pj. 3, 297.

haften Zügen seien nur einige erwähnt: Ein Heldenross läuft in einigen Stunden von Glasinae in Bosnien nach Siebenbürgen und von da nach Konstantinopel; acht- bis zehnjährige Kinder vollbringen Heldentaten; ein Beg entführt dem Wiener Kaiser seine Schwester. Solche Unwahrscheinlichkeiten flechten aber die Sänger absichtlich ein; denn die türkischen Frauen und Mädchen, die grossen Haremskinder, hören die Märchen gern.

Dem türkischen Reich und der mohammedanischen Welt stehen gegenüber cesarovina (Kaiserreich) und rimluk (römische Welt). Der Wiener Kaiser (cesar bečki, Bećanin cesar, kruna [Krone] Bećanin, auch kralj [König] Bećanin) herrscht über sieben Königreiche und ebenso viele Könige, unter denen sich auch die Könige von Polen (kralj lehovski) und Moskau (moskovski) befinden, die aber gegen das türkische Reich auch selbständig Krieg führen. Dem Wiener Kaiser untersteht auch der Doge von Venedig (dužd, princip mletački), dem pokrajina principovina, d. i. das venezianische Dalmatien, gehört, dessen Statthalter (ban) in Zara residirt. Dem türkischen Kaiser sind sechs Schahs (šahovi) untertan<sup>1</sup>); damit er dem Wiener Kaiser gleichgestellt sei, geben ihm die Sänger als siebentes Land das 'edle Bosnien' (Bosna plemenita). — Der Sultan sitzt auf dem Thron hinter einem Vorhang; er sieht alles um sich herum, ihm aber niemand. Er spricht hinter dem Vorhang, nur manchmal zieht er ihn weg. Ihm zunächst steht der šehislam (šeh-ul-islam), der Kanzler des car, der die von ihm geöffneten Briefe auch verstecken oder falsch beantworten kann; häufig ist es ein geheimer Christ; einen solchen Verräter entdeckt gewöhnlich ein Vezier oder Pascha, der in Bosnien gedient hat.

Bosnien und seine Bewohner dienen dem Kaiser am treuesten. Wenn die übrigen Schahs und ihre Heere nichts ausrichten können, so kommt immer Bosnien zu Hilfe. Wenn im ganzen Reich kein Held zu finden ist, der für den Kaiser einen gefährlichen Zweikampf bestehen möchte, so stellt ihn Bosnien, und wenn ihn dieses nicht hat, so findet er sich in der Lika und Krava.

Die Untertanen des Wiener Kaisers heissen ohne Unterschied des Landes, des Glaubens und der Nationalität kauri (Giaurs), vlati (Walachen, worunter Orthodoxe und Katholiken verstanden werden), kranjci, kranjad, kranjadija (Krainer), was der wichtigen Rolle des im 17. Jahrhundert viel grösseren Krain in den Türkenkriegen entspricht, auch laemani (aus Landsmann), španjuri (Spanier), nimci (Deutsche). Nimac (Deutscher) ist ein grösseres Übel als die Pest. — Den mohammedanischen Primaten [ajani<sup>2</sup>],

1) Vgl. deren Aufzählung Hrv. nar. pjesme 3, 83, 581.

2) Charakteristisch für ihre Verhältnisse ist die Angabe eines Liedes, dass ein Aga, der einen čitluk, einen aguluk besass und drei edle Rosse an der Krippe hielt, 'der erste ajan in Udbina' war (Hrv. nar. pj. 3, 359)

den begovi. age, spahije, steht die Raja gegenüber. Das Verhältnis zwischen beiden wird als ein ganz patriarchalisches geschildert, was begreiflich ist, denn die Türken brauchten eine arbeitende Bevölkerung, um als Aristokraten und ihrem Kriegshandwerk leben zu können. Übrigens besorgt die Raja im Kriege nicht bloss die Verpflegung ihrer Herren, sondern steht ihnen in den Grenzgebieten auch nützlich zur Seite. Diese Türken verloren nach ihrer eigenen Anschauung die Lika, als die Liebe der Spahis zu ihrer Raja aufgehört hatte.

Die Helden und ihre Pferde tragen ein ganzes Arsenal von Waffen. Das Ross ist mit einem Brustpanzer geschützt und trägt häufig auch eine mit Stahlfedern ausgefüllte Decke. Der Held selbst steckt auch im Panzer und häufig in einem Panzerhemde. Der Held und sein kriegstüchtiges Ross sind unzertrennlich: Zärtlichkeitsausdrücke, wie 'mein Bruder und Freund, mein rechter Flügel' für das Ross, sind keine Seltenheit: einige nach Farbenmerkmalen (šarac, putalj, golub, gjogat) benannte Rosse haben es zu besonderer Berühmtheit gebracht.

Aus den Liedern geht hervor, dass den Türken und ihren christlichen Nachbarn ein längerer Friede unerträglich war: häufig wurde er durch Plünderungszüge unterbrochen, in denen man sich Waren und Vieh, vor allem aber Sklaven, für die ein Lösegeld oder ein Kaufpreis zu erwarten war, holte. Immerhin bestanden auch zwischen Christen und Türken Wechselbeziehungen, die sogar durch Wahlbruderschaft<sup>1)</sup> (pobratimstvo) und Gevatterschaft (kumstvo) geheiligt waren. Der Glaube, die religiösen Bräuche und die Gotteshäuser wurden gegenseitig geachtet.

Lied und Reigenanz (Kolo) spielen eine grosse Rolle, namentlich bei feierlichen Anlässen, wie bei Hochzeiten und Beschneidungen auf türkischer Seite, bei Taufen, Hochzeiten, Namenstagen, Kirchweihfesten auf christlicher. Jede Unterhaltung beginnt mit einem 'zaubervollen (divno) Kolo', das gewöhnlich 30, seltener 60 Mädchen, unter der Anführung der Tochter des Hauses oder eines angesehenen Mädchens mit Gesangbegleitung tanzen (daher heisst es von der Anführerin: Kolo vodi i pjesme izvodi). Jünglinge tanzen mit oder schauen von der Seite zu. Ausserhalb des häuslichen Hofes wird das Kolo selten getanzt, abgesehen von der Kirchhofumfriedung. Bei solchen Reigentänzen kommt es häufig zu gewaltsamen oder geheimen Entführungen der Mädchen und zum Raub eines männlichen Kindes mit Unterstützung des Mädchens, worauf Streit, Verfolgung, Gefecht und Zweikampf folgen. Ohne Kolo und Mädchen gäbe es nicht soviel Romantik und würde nicht soviel Blut vergossen werden.

<sup>1)</sup> Vgl. die Schilderung dieses Verhältnisses zwischen Hrujica Mujo und Senjanin Ivan in den Hrv. nar. pjesme 4, 228—241, namentlich den Schluss des Liedes.

Die Männer können sich aber auch allein unterhalten. Turniere mit stumpfen oder hölzernen Lanzen, die nicht bloss mit dem Sturz aus dem Sattel, sondern auch blutig endigen können, Ringkämpfe, Steinwerfen, Springen, Wettlaufen, Schiessen nach einem Ziel sind alltägliche Unterhaltungen. Den Höhepunkt bilden aber Pferdewettrennen (obdulja), die nur reiche Primaten veranstalten können. Wer bei einem Türken das Rennen gewinnt, erhält als Preis eine Sklavin oder Christin, ein gesattelttes Pferd, eine grössere Summe Dukaten oder Tuch. Betrug und Streit sind dabei nicht selten. Wenn ein Christ ein Türkenmädchen als Preis ausschreibt, so kommen auch Türken, meist verkleidet, herbei, gewinnen das Rennen oder befreien das Mädchen nach einem blutigen Kampf. So veranstalten der Ban von Zara und Siget Wettrennen, zu denen auf ihre Einladung Mustaj-beg von Lika mit den besten Helden und Rennpferden erscheint. Die Sänger verwenden viele Verse auf Schilderungen von Wettrennen, die aber immer gleich bleiben.

Der Lieblingsheld der bosnischen Mohammedaner ist Mujstaj-beg von der Lika (licki), Befehlshaber der Lika und Krbava, dessen Popularität der des Kraljević Marko auf christlicher Seite gleichkommt. Die Erlebnisse und Leiden aller Helden hat er selbst auch durchgemacht. Aus einem kleinen Geschlecht rang er sich zu seiner angesehenen Stellung empor. Einer Frau wegen war er in die Lika geflohen, um hier sein Glück zu machen, einer Frau wegen verlor er nach langer Zeit auch das Leben. Er wird am häufigsten im Lied gefeiert, als ob er während der ganzen hundertfünfzigjährigen Türkenzeit in der Lika geherrscht hätte, auf ihn sind viele Taten seiner Vorgänger und Zeitgenossen übertragen. Willig gestehen ihm seine Kampfgenossen die Führerschaft in allem zu, in ähnlicher Weise teilt er mit ihnen Freud und Leid. — Für die Slawisierung und Entstellung von Namen gibt es in diesen uns der Zeit nach so nahe stehenden Liedern interessante Beispiele. Ich greife nur einige heraus: Aus Morosini wird Moruzinović, aus Auersperg Ošrgan, aus Gal-Kapetan (Hauptmann Gall) von Otočac Gavran-Kapetan, weil der Sänger an gal, galast im Sinne von vran, gavran, d. i. rabenschwarz, dachte.

Obgleich uns diese Lieder hauptsächlich vom volkskundlichen Standpunkte interessieren, ist doch die Frage erlaubt: wie steht es mit ihrer poetischen Schönheit? Man kann darauf kurz antworten: Wie überall gibt es auch hier gute und schlechte Dichter und Sänger. Ebenso kann man versichern, dass es ganze Lieder oder wenigstens Liederbestandteile gibt, die zum Schönsten gehören, was die künstlerisch so hoch entwickelte serbokroatische Volkspoesie aufzuweisen hat. Man vergleiche z. B. die ungemein realistische und doch so poetische und ergreifende Schilderung der zwölfjährigen Gefangenschaft des Merdanagić Mujo und seiner Genossen beim Kapetan von Brinje (Hrv. nar. pjesme 3, 165 ff.), Beschreibungen der Mädchenschönheit (ebd. 216, 220 u. ö.), einen Mädchen-

fluch (254), die Klagen eines Jünglings, dann des Mädchens, das einen nicht geliebten Mann heiraten soll, vor der Rose, bei der sie sich die Liebe geschworen haben, und die Wiederholung ihrer Schwüre (305 f.), die schöne Schilderung der Folgen eines langjährigen Friedens bei den Christen (355) oder einer Ernte türkischer Mädchen, denen ihre Liebhaber zuschauen, bis der Kommandant von Karlstadt heranrückt und aus der Ernteidylle ein blutiges Gefecht wird, bei dem die Garben als Schanzen aufgeworfen werden, hinter denen die Mädchen Gewehre laden (4, 228 ff.), oder das kurze schöne Lied, das ein Beg anstimmt (447). Auch an Humor fehlt es nicht; so hat bei einem sehr ergiebigen Beutezug Tale, der die Rolle des Narren unter den Helden spielt, ein altes Weib, eine sechzigjährige Popenfrau, erobert, die aber doch nicht zu verachten ist, weil sie, worauf sie selbst aufmerksam macht, in ihrem Busen 100 Dukaten verborgen hält (3, 378). Ungemein ansprechend sind zahlreiche Vergleiche: so fliegen Worte (*riči . . . letilice*) von Mund zu Mund wie der Vogel von einem Zweig zum andern (3, 76); bei einem Trinkgelage geht der Becher herum wie ein Vogel von Zweig zu Zweig, wenn er im Frühjahr sein Nest flieht (3, 211); ein Mädchen wird als 'ungebrochener Zweig' angesprochen (3, 217 u. ö.); einem beschämten Helden erheben sich die Haare wie bei einem Wolf im Dezember (3, 229; der Wolf im Dezember ist überhaupt ein beliebtes Bild). Häufig sind Wortspiele, Antithesen, Assonanzen und Reime innerhalb des Verses, wodurch auch diese Lieder mit der dalmatinischen Kunstlichtung und ihren italienischen Mustern im Zusammenhang stehen. Die Abhängigkeit von der dalmatinisch-italienischen Kultur ist auch im Kunstgewerbe sichtbar, denn ein Sänger beschreibt (3, 597) die Stickereien auf der Kappe eines Mädchens von Zara, die an ähnliche Schilderungen dalmatinisch-ragusanischer Dichter der Renaissance erinnern (z. B. Hanibal Lucić, *Stari pisci hrvatski* 6, 287 V. 115 ff.); ebenso sticken sich Mädchen Abbildungen (*penga*, *Verbum pengati* aus lat. *pingere*) von berühmten Helden und ihren Rossen (4, 457, V. 473—475; S. 711 sub *penga*).

Die Sammlung Hörmanns beweist, dass viele Lieder aus der Lika und dem nordwestlichen Bosnien sich über ganz Bosnien und Herzegowina ausgebreitet haben. Diese Varianten hat Marjanović im Anhang seiner Sammlung auch angemerkt, andere können nun in Fr. S. Krauss' 'Slawischen Volksforschungen' nachgewiesen werden. Marjanović behauptet, dass die Lieder immer schlechter werden, je weiter sie sich von ihrem Ursprungsort entfernen: namentlich ihre geographischen Angaben geraten ins Wanken; und auch Krauss bemerkt (S. 226), dass das Lied eines Bosniers treuer die dortigen Verhältnisse widerspiegle als das eines Herzegowiners. Das kann ganz richtig sein, aber daraus folgt noch nicht, dass das Lied absolut schlechter werden müsse; denn wir können uns recht gut den Fall denken, dass es an poetischer Schönheit und Wahrheit

auch gewinnt, was namentlich in der Herzegowina möglich wäre. Wenn man weiter bei Krauss liest, dass die Guslaren vermöge ihrer Kunst der Rezitation sozial keinerlei ausgezeichnete Stellung einnehmen (180), Landstreicher (ebd.) und keine Arbeiter seien (189) und ihre Gewährsmänner nicht zu nennen wissen (186), dass die Sänger vollbrachter Heldentaten gewöhnlich dem Leibgefolge des Anführers angehören (225; vgl. oben das Mädchen!), wenn Krauss bewundert, „mit welcher Treue das Gedächtnis des Volkes ohne schriftliche Behelfe den Gang der Ereignisse jener Zeiten im grossen und ganzen zutreffend festgehalten habe“ (252) und endlich versichert, dass er „nach den Liedern keine bevorzugte Stellung der Frau zugeben“ könne (384), so sind diese Behauptungen mindestens zum Teil oder ganz unrichtig; unhaltbar ist nach den Angaben von Marjanović sogar der Name ‘Guslarenlieder’, da sie wenigstens im nordwestlichen Bosnien nur zur *Tambura* gesungen werden, deren aber Krauss gar nicht gedenkt. Es gibt also noch genug ungelöster Fragen, die vor allem mit der Wanderung und Verbreitung der Lieder zusammenhängen und neue Aufklärung über die Existenzbedingungen der Volksepik versprechen. Auf jeden Fall verdienen die epischen Lieder der bosnischen Mohammedaner mehr Aufmerksamkeit von seiten der Slawisten und anderer Forscher.

Graz.

## Die Entstehung des Werwolfglaubens.

Von Caroline T. Stewart.

Es ist ein fast allgemeiner Aberglaube, dass der Mensch die Gestalt eines Wolfs, bisweilen auch eines anderen Tieres annehmen kann. Solch ein verwandelter Mensch heisst im Germanischen Werwolf oder Mannwolf, d. h. ein Wolf, der eigentlich ein Mensch ist. Der Werwolf war also ein Mann in der Gestalt oder in dem Kleide eines Wolfes<sup>1)</sup>, der meist nachts erschien (vgl. S. 36) und, wie man gewöhnlich glaubte, den andern Menschen Schaden brachte<sup>2)</sup>. Der Ursprung dieses Werwolfaberglaubens ist bisher nicht befriedigend erklärt worden. Adolf Erman (Reise um die Erde durch Nordasien 1833 I. 232) deutet die Anspielung Herodots<sup>3)</sup> auf die Verwandlung der Neurer (die in dem heutigen Wolhynien in Westrussland lebten) in Wölfe, indem er sie auf ihre winterliche Pelztracht zurückführt. Diese Erklärung aber würde auf ähnlichen Aberglauben in warmen Klimaten nicht passen. Die *Encyclopaedia Britannica* 15. 438 schreibt den Ursprung der Lykanthropie dem ursprüng-



lichen 'Totemismus' zu, nach welchem jeder Volksstamm ein Tier als Totem verehrte, das dessen Feinden abhold war. Noch eine andere Erklärung von einem Führer der toten Seelen als dem ursprünglichen Werwolf<sup>13)</sup> führt unsere Ann. 51 an. Die Erklärung des Ursprunges des Werwolfglaubens muss eine solche sein, die sich über die ganze Welt hin anwenden lässt, da der Werwolfglaube beinahe überall begegnet (siehe Ann. 4 und Mogk in Pauls Grundriss 3, 272), ganz besonders aber heute<sup>4)</sup> in Nordwestdeutschland und slawischen Ländern, nämlich in den Ländern, wo der Wolf am allgemeinsten ist<sup>5) 6)</sup>; nach Mogk herrscht der Aberglaube heute besonders im Norden und Osten Deutschlands<sup>7)</sup>.

Der Werwolfaberglaube ist uralte und gehört den primitiven Menschen an<sup>8)</sup>. Sein Merkmal ist die Verwandlung eines lebenden Menschen in ein Tier, und zwar in einen Wolf in Gegenden, wo der Wolf häufig vorkam (Wolhygien, auch sonst in Europa, Nordasien<sup>9)</sup>; in einen Löwen, eine Hyäne oder einen Leopard in Afrika, wo diese Tiere häufig sind; in einen Tiger oder eine Schlange in Indien<sup>4)</sup>; in anderen Gegenden in andere Tiere, die diesen Gegenden eigentümlich sind (Ann. 4, Enc. Brit.). Bei den Lappen und Finnen kommen Verwandlungen in Bären, Wölfe, Rentiere, Fische und Vögel vor; bei den nordasiatischen Völkern sowie einigen amerikanischen Indianerstämmen in Bären; unter den letzteren auch in einen Fuchs, Wolf, Truthahn oder eine Eule; in Südamerika in einen Tiger oder Jaguar, doch auch in einen Fisch und eine Schlange. Am allgemeinsten aber, scheint es, war die Verwandlung in Wölfe oder Hunde<sup>10)</sup>. Da der Aberglaube so weitverbreitet ist (Deutschland, Osteuropa, Afrika, Asien, Amerika), so muss er entweder in sehr früher Zeit entstanden sein, als all diese Völker miteinander in Verbindung standen (nach Mogk z. B. unter den westindogermanischen Völkern, als sie noch ein Ganzes bildeten und als Schäfer den Wolf den Räuber ihrer Herden besonders fürchteten)<sup>11)</sup> oder unabhängig in verschiedenen Ländern, weil die Entwicklung des Menschengeschlechts unter ähnlichen Zuständen ähnliche Erscheinungen zeitigte.

Der Ursprung des Aberglaubens wird die Sitte des ursprünglichen Menschen gewesen sein, das Fell oder Kleid eines Wolfes oder anderen Tieres<sup>12)</sup> anzuziehen<sup>13)</sup>. So sagt Leubuscher S. 46: „Es ist der Mythoskreis eines jeden Volkes aus einfachen wahren Begebenheiten hervorgewachsen“ (Ann. 11, 12, 15). Wahrscheinlich entstand auch die Vorstellung von der Sprache der Tiere aus solcher Tierkleidung der Menschen. Warum nun der primitive Mensch ein solches Fell oder Kleid anzog, wollen wir sofort untersuchen.

Der ursprüngliche Mensch lebte unmittelbar neben den feindlichen Tieren und musste diese entweder besiegen oder selbst vernichtet werden. In Europa entstand der Werwolfglaube vermutlich noch, während die Griechen, Römer, Kelten und germanischen Völker miteinander vereint

waren; denn sie haben alle diesen Aberglauben. Wahrscheinlich war damals der Indoeuropäer, der noch keine metallenen Waffen besass, der merbittlichen Natur gegenüber beinahe hilflos. Seine Nahrung beschränkte sich auf Wurzeln, Beeren und Tiere, und das wichtigste waren die Tiere (Ann. 15, Schluss). Da es ihm ohne wirksame Waffen schwer fiel, ein grosses Tier zu töten, musste er darauf sinnen, diesen Feind auf andere Art zu überwältigen. Er verbarg sich nicht mehr vor ihm, sondern begann ihm zu beobachten, seine Gewohnheiten zu studieren und zu erfahren, was gewisse Tiere unter gewissen Umständen taten, und was sie verscheuchte oder anlockte. So boten dem primitiven Menschen die grösseren Tiere beständig Anlass zur Furcht, und doch bedurfte er ihr Fleisch zur Nahrung und ihre Felle zur Kleidung<sup>16</sup>).

Man erdachte sinnreiche Erfindungen, die Tiere zu fangen. Ohne Zweifel ist der Gebrauch von Ködern, durch die man die Tiere in eine Falle lockt, uralt. Einige Tiere zog man durch Lockspeisen herbei, andere durch Exemplare ihrer Gattung. Dazu brauchte man zuweilen Tiermasken<sup>16</sup>) oder auch das ausgestopfte Fell eines gleichen Tieres, z. B. den ausgestopften Balg einer Wildente<sup>17</sup>). Natürlich geriet der Jäger bald auf den Gedanken, wo ein grösseres Tier in Betracht kam, selber das Fell anzulegen; so konnte ein mit einem Wolfsfell bekleideter Mann sich einem einzelnen Wolf genügend nähern, um ihn mit seiner Keule, einem Stein oder einer anderen Waffe anzugreifen, ohne vorher dessen Verdacht zu erregen<sup>18</sup>). Wenn der primitive Mensch also die völlige oder teilweise Tierverkleidung zunächst auf der Jagd verwandte, um sich Nahrung und Kleidung zu verschaffen, so machte er ferner von ihr Gebrauch beim Tanz und Gesang. Diese beiden Fertigkeiten mögen aus der Nachahmung der Bewegungen und der Rufe der Tiere entstanden sein (Ann. 19, 21). Ursprünglich wollte man die letzteren dadurch anlocken; mit der zunehmenden Kultur aber entstand der Glaube an die übernatürliche Wirkung des Tanzes und Gesanges, durch den man sich Zaubermittel gegen Leibesäbel (Ann. 21) und endlich auch Unterhaltung verschaffen wollte (Ann. 20). Wurden Tanz und Gesang zu einem ernsten Zweck gebraucht, so stellten sich die Künstler vor, die Tiere zu sein, die sie nachahmten (Ann. 13, 20, 22), und beim Tanz trugen sie die Felle der Tiere, die sie darstellten (Ann. 20, 22).

Solange die völlige oder teilweise Tiergestalt bloss zum Ködern und zum Spiel (dem ursprünglichen Tanz), also zu friedlichen Zwecken angenommen ward, galten wahrscheinlich solche Leute, die ganze oder teilweise Tiergestalt hatten, nicht als schädlich für den Menschen<sup>21</sup>), ebenso wie die weisen Frauen erst für Hexen gehalten wurden, als sie durch ihre Kunst Böses taten (Ann. 45). Ähnlich verhält sich die Sache bei den Masken (Ann. 32a). Es dauerte lange, bis der Mensch sich mit den lebensgefährlichen Tieren, die ihm Nahrung und Kleidung lieferten,

messen konnte, obwohl er gerade diese zuerst studierte (Anm. 15. 23); und wir dürfen nicht annehmen, dass er sich verkleidete, um sie darzustellen, ehe er ihnen gewachsen war, da der ursprüngliche Zweck der Verkleidung darin bestand, Nahrung und Kleidung zu bekommen.

Neben dieser Bestimmung der Tierverkleidung, die wilden Tiere des Waldes anzulocken und zu überlisten, die auch beim Zaubertanze durchschimmert, konnte noch eine andere Absicht massgebend sein: der primitive Mensch legte das Fell oder Kleid eines Tieres an, wenn er auf Beute oder Kundschaft auszog, um eine Entdeckung durch den Feind zu vermeiden. Die Pawnee-Indianer z. B. (G. B. Grinnell, Pawnee Hero Stories and Folk Tales 1893 S. 245f.) wurden von den benachbarten Stämmen Wölfe genannt, wie Grinnell sagt, wahrscheinlich nicht aus Verachtung (Anm. 25), da es zweifelhaft ist, ob ein Indianer den Wolf mehr verachtet als den Fuchs, das Kaninchen oder Elentier, sondern wegen ihrer Gewandtheit als Späher, Krieger und Räuber der Pferde oder, wie die Pawnees selbst meinen, wegen ihrer langen Ausdauer, ihrer Gewandtheit beim Nachahmen der Wölfe, durch die sie bei Tag oder Nacht Entdeckung durch den Feind vermeiden können oder, nach Aussage anderer Stämme, weil sie wie die Wölfe herumstreichen<sup>25</sup>), die Ausdauer der Wölfe haben, den ganzen Tag unterwegs sein und die ganze Nacht tanzen und lange Reisen machen können, indem sie die Leichen, die sie unterwegs finden, essen oder hungern. Ferner waren nach Grinnell die Pawnees, wenn sie in den Krieg zogen, immer bereit, die Wölfe nachzuahmen. . . . Wölfe auf der Prärie waren zu gewöhnlich<sup>26</sup>), um Beachtung zu erregen; nachts kamen sie ganz nahe ans Lager der Indianer. . . . Der Pawnee, der auf die Kriegsfahrt zog, führte gewöhnlich ein aus Wolfsfellen gemachtes Kleid mit sich, in späterer Zeit auch eine weisse Decke oder ein weisses Betttuch; darein wickelte er sich nachts und ging, indem er sich auf Hände und Kniee niederliess, oder trabte wie ein Wolf hierhin und dorthin, da er sich auf diese Weise in einen häufig vorkommenden Gegenstand der Landschaft verwandelt hatte. Diese Verkleidung wurde auch am Tage zum Kundschaften gebraucht. . . . Während die übrige Bande in irgend einer Schlucht oder Höhlung versteckt blieb, zog ein Indianer seinen Mantel an und galoppierte auf allen Vieren bis zum Gipfel des Hügels, wo er sich niederhockte und das ganze Land überblickte, und wer ihn aus der Ferne sah, hielt ihn für einen Wolf. Allgemein wurde anerkannt, dass die Pawnees die Wölfe am besten nachahmen konnten. Ebd. S. 245: Ein Indianer, der in Feindesland geht, heisst oft ein Wolf, und das Zeichen für Späher ist aus den Zeichen Wolf und sich zusammengestellt<sup>27</sup>). Sollte irgend ein Späher Gefahr entdecken, wenn er z. B. des Nachts nahe einem Lager auf Posten steht, so muss er den Ruf des Präriewolfs ausstossen (Ethn. Report 1881-82, S. 323, Anm. 28).

Die Vorstellung von der Gefährlichkeit eines Mannes in Tiergestalt oder Tierkleid für andere Menschen bildete sich allgemeiner erst, als solche Menschen die Tierverkappung nicht nur zur Überlistung grosser Tiere benutzten, sondern sich auch als Späher, Räuber<sup>31)</sup> und später bei dem Umsichgreifen des Zauberglaubens (Anm. 32b) als Besitzer übernatürlicher Macht betätigten; damals begann man z. B. unter der Wolfsgestalt einen lauernden Feind zu vermuten<sup>29)</sup>.

Alle unzivilisierten Stämme der Welt sind beständig im Zustande der Verteidigung, wie unser amerikanischer Indianer; bei Gelegenheit haben sie alle ohne Zweifel Späher ausgesandt, die, wie unsere amerikanischen Indianer, um Entdeckung zu vermeiden, sich die Verkleidung desjenigen Tieres wählte, das in der betreffenden Gegend am häufigsten vorkam, genau wie sie sich heutzutage bekanntermassen zum Raub und zur Rache (Anm. 30. 31) mit Hilfe von Tierfellen verkleiden. Während die Art des Tieres wechselt, bleibt die zugrunde liegende Idee dieselbe, nämlich die Verwandlung eines lebenden Menschen in ein Tier. Der Ursprung des Glaubens an eine solche Verwandlung war, wie oben gesagt (S. 31), einfach das tatsächliche Anlegen eines Tierfells durch den primitiven Menschen. Der Zweck dieses Anlegens von Tierfellen war:

1. Nahrung zu bekommen. Zu diesem Zweck ahmte man die Bewegungen und Rufe der Tiere nach (Ursprung von Tanz und Gesang, vgl. Nr. 3), verwandte künstliche Köder (wie heut die Lockenten) und endlich selbst Tiermasken (Anm. 2. 32). — 2. In kaltem Klima Kleidung zu erlangen, indem man die Tiere in eine Falle lockte oder köderte (wie in Nr. 1). — 3. Die Nachahmung der Bewegungen von Tieren beim Anlocken führte zum Tanze. Bei den Tänzen und verschiedenen Feierlichkeiten wurden die Gesichter und Körper der Teilnehmer so gefärbt wie Vögel und andere Tiere, die Bewegungen der Tiere wurden nachgeahmt und Tierverkleidung gebraucht (Anm. 19. 20. 21 und S. 32). — 4. Späher verkleideten sich als Tiere, wenn sie zum Fouragieren oder zum Krieg auszogen (S. 33 und Anm. 33), also zur Erlangung von Beute und zur Selbstverteidigung. Entweder trugen sie das ganze Fell, oder später wahrscheinlich bloss einen Teil davon als Fetisch (wie den linken Hinterfuss des Kaninchens, der von vielen unserer Neger als Zaubermittel getragen wird, Anm. 35). — 5. Für sich oder andere Rache zu nehmen (Anm. 30. 34), oder bei der Erlangung von Vorteilen oder Gewinn, allen in den Weg tretenden Wesen Schrecken einzuzflössen. — 6. Indem man hierbei die Vorstellung übernatürlicher Kräfte hervorzurufen suchte<sup>35)</sup>, entstand erstens der Glaube an übernatürliche Fähigkeiten<sup>36)</sup> und dann — 7. der Glaube an Hexerei<sup>37)</sup>. Es ist leicht erklärlich, dass gewöhnlich die sogenannten Medizinnänner (richtiger Schamanen) vorgaben, solche Verwandlungskraft zu besitzen, weil sie von ihren Patienten Belohnung erhalten wollten<sup>38)</sup>. — 8. Endlich gaben Träume (Anm. 38, Schluss)

und übertriebene Berichte zu fabelhaften Erzählungen (Anm. 38. 39) Anlass.

Die Punkte 1, 2 und 3 sind bereits erörtert worden; als Beispiel von Nr. 4 haben wir die Gebräuche der amerikanischen Indianer angeführt (S. 33). Ungefähr in dieser Entwicklungsstufe, die in Nr. 4 beschrieben ist, wird sich der eigentliche Werwolfglaube, die Vorstellung von einem wütenden Mann-Wolf, entwickelt haben. Der Mann im Wolfsfell galt bereits als ein lauernder Räuber oder Feind, als ein Zerstörer des Menschenlebens. Um von dieser Vorstellung zum Werwolfwahnsinn zu gelangen, muss der primitive Mensch einen Fall eines solchen Wahnsinns gesehen und irgend einen Grund gehabt haben, diesen Wahnsinn besonders mit dem Wolf in Verbindung zu bringen. Er hat wahnsinnige Menschen gesehen und wahnsinnige oder tolle Wölfe (oder Hunde, Anm. 10. 41), deren Biss die Menschen in der Regel gleichfalls toll machte (Anm. 40). Der darauffolgende Wahnsinn, der überall Bestürzung verursachte, erschien bald einzelnen Menschen als ein gutes Mittel, um andere einzuschüchtern. Von diesen Tollern litten einige ohne Zweifel wirklich an der Krankheit; andere glaubten ehrlich, dass sie an derselben litten, und arbeiteten sich demgemäss in eine Art Tobsucht hinein; noch andere regten sich absichtlich bis zum Wahnsinn auf, um die Uneingeweihten zu betrügen (Anm. 41). Als man später im Mittelalter die Art der Krankheit besser zu verstehen anfang, war der Werwolfaberglaube schon zu tief eingewurzelt, um leicht ausgerottet werden zu können.

Die Punkte 5 bis 8 sind in den Anmerkungen 34 bis 39 erörtert. Als ein weiteres Beispiel der Entwicklung zu fabelhaften Erzählungen (Nr. 8) können wir eine von den Geschichten anführen, wonach der wilde Werwolf (oder Tier-Mensch) das Land durchstreift, heult, raubt und Menschen und Tiere zerreist, bis er seine Menschengestalt wieder annimmt. Ebenso hat wohl der primitive Späher in Tierkleidung von der Nahrung leben müssen, die er am Wege fand; der spätere fabelhafte Bericht mochte dies so schildern, als ob er in seiner Verkleidung die Eigenschaften des Tieres, das er darstellte, besässe und Menschen und Tiere zerrisse. Man lese bei Andree, Parallelen 1, 71 das, was die Augenzeugen von den wilden Leichenschmäusen der Hyänen-Menschen Afrikas berichten. Natürlich musste der uneingeweihte Augenzeuge eines solchen eklen Mahles war, darüber einen Bericht verbreiten, der das Entsetzen vor den Hyänen-Menschen weit und breit steigerte. Einige Wilde in Afrika (Andree 1, 69) betrachteten schliesslich ein wildes Tier, das ihre Kinder, Ziegen oder anderes Vieh raubte, als eine Hexe in Tiergestalt (Anm. 42), ebenso wie die amerikanischen Indianer Tod, Krankheit und anderes Unglück den bösen Geistern zuschreiben.

Wir können verstehen, wie der Mensch in Tiergestalt oder einem Tierkleide zuerst ruhig seiner Beschäftigung nachging gleich dem Pawnee-

Späher; wie er aber, sobald das Element des Hexenglaubens auftrat, versuchte, die Täuschung aufrecht zu erhalten. Auf dieser Stufe der Entwicklung, als das ursprüngliche Verteidigungsmittel eng mit abergläubischen Vorstellungen verknüpft war, mochten die Menschen in der Nacht herumstreifen, indem sie heulten und ihre abscheulichen Gelage hielten (Ann. 43). Andree 1, 71 erzählt, wie ein Soldat in Nordostafrika eine Hyäne anschoss, den Blutspuren folgte und zu der Strohütte eines Mannes gelangte, der als Zauberer weitberühmt war. Keine Hyäne war zu sehen, nur der Mann selbst mit frischer Wunde. Bald starb er, aber auch der Soldat überlebte ihn nicht lange. Ohne Zweifel war ein Angehöriger des Zaubererstandes für den Tod des Soldaten verantwortlich, ebenso wie wir heutzutage den Menschen töten, der unsere Gesetze so verletzt, dass er unserer Gesellschaft zur Gefahr wird; oder wie frühere Herrscher diejenigen umbrachten, die ihnen im Wege standen; oder wie die Katholiken die Protestanten hinrichteten, weil diese von ihrem Glauben abwichen. Diese Zauberer, von denen man glaubt, dass sie Tiergestalt annehmen können, bilden ja in der Tat oft eine Kaste, werden von den anderen Eingeborenen sehr gefürchtet, wohnen oft mit ihren Anhängern zusammen in Höhlen und kommen des Nachts hervor, um zu plündern und zu töten (Beispiele bei Andree 1, 70. 72. 75 usw. Ann. 44). Es liegt in ihrem Interesse, sich gut zu vorstellen; denn wenn man ihre Schädlichkeit argwöhnte, würde man sie als Verbrecher verfolgen (Ann. 45, und für Verbrecher Ann. 57). Ihre Raserei beruht, wie gesagt, in einigen Fällen auf Selbsttäuschung, in anderen bietet sie, wie man sich leicht denken kann, ausgezeichnete Gelegenheit zu persönlichem Gewinn und persönlicher Rache (Ann. 46).

Nur dadurch, dass sie ihren Stammesgenossen festen Glauben an die Lykanthropie einflössten und den Trug aufrecht erhielten, konnten die Anstifter der Schändlichkeiten hoffen, der Bestrafung für ihre Räubereien zu entinnen und weiterhin zu plündern (Ann. 47. 48). So strichen sie gewöhnlich unter dem Mantel der Nacht oder in der Dunkelheit des Waldes herum (S. 33; Ann. 35. 36. 37. 39. 45. 51. 55), heulten und benahmen sich wie die Tiere, die sie darstellten, und verbargen am Tage das Tierfell oder die Felldecke, falls sie eine gebrauchten (Ann. 13. 51, Schluss); dagegen ward das Tierfell, das man zur Verteidigung trug, sowohl am Tage wie in der Nacht angezogen (S. 33). Eine Geschichte erzählt vom Verschlucken einer ganzen Ziege, wobei der Mensch furchtbar wie ein Tiger brüllte (Ann. 48). Einige der verwandelten Menschen behaupteten, sie könnten nur durch eine gewisse Arznei oder durch Reiben Menschengestalt wieder gewinnen. Die Betrüger gehörten zur Verbrecherklasse der Gesellschaft, wie wir sie heute noch, wenn auch nicht mehr in Wolfsgestalt, haben (Ann. 49). Diesen Betrügereien nicht unähnlich sind diejenigen des amerikanischen Negers, der in der Kirche, beim 'Shouting',

d. h. wenn er durch religiösen Eifer aufgeregt ist, seinem zufällig in der Kirche anwesenden Feinde Schläge versetzt und natürlich straflos bleibt; denn er soll unter einem ausser ihm liegenden Zwange stehen, und nachdem der Zauber vorüber ist, behauptet er, gleich einigen der in Anmerkung 32 und 38 erwähnten Selbstbetrüger, nicht zu wissen, was er (oder gewöhnlich sie) getan habe. Ähnlich sind auch die 'Voudov'-Feierlichkeiten der Neger, die der Feuerfresser u. a.

Die Wolfsverkleidung oder Verwandlung in einen Werwolf war diejenige, die am häufigsten, z. B. in germanischen Ländern angenommen wurde (Ann. 4. 10). Wolf nannte man auch den Räuber und den Geächteten (Ann. 57), erstens, weil der Wolf häufig vorkam, und zweitens, weil mit dem Vorrücken der Kultur allmählich eine Zeit kam, wo der Wolf ziemlich das einzige der grösseren wilden Tiere blieb (Ann. 5. 50a). Dies können wir bei uns in den Vereinigten Staaten, z. B. im östlichen Kansas bemerken, wo man des Nachts Präriewölfe und sogar wirkliche Wölfe, zuweilen auf der Prairie nahe dem Walde oder auf den an die Farmen angrenzenden Weiden heulen hört und wo sie häufig kleinere Tiere töten und verscharrte Tierleichen ausgraben (Ann. 50b). Auch in Preussen kommt heutzutage der Wolf noch vor. Die amerikanischen Indianer aber (und andere Wilde) beschränken die Verwandlungen nicht auf den Wolf (Ann. 5), weil bei ihnen andere wilde Tiere noch immer reichlich vorhanden sind oder bis vor kurzem waren. Indem die Kultur vorschreitet, verschwinden allmählich die Tiersagen mit den Tieren, die dazu Anlass gaben (vgl. die Sage der Dakotas vom Mastodon, Ann. 11), und Geschichten von Haustieren, wie vom Schwein, vom weissen Bullen, vom Hund, treten an deren Stelle (Ann. 54). Als diese Entwicklungsstufe erreicht und die Mittel zu einer erfolgreichen Bekämpfung der Tiere vervollkommen wurden, verloren diese viel von ihrer Furchtbarkeit, und endlich entstanden solche Tiergeschichten wie die äsopischen Fabeln (Ann. 14). Im Vergleich mit dem Werwolfglauben der früheren Periode war dies ein grosser Fortschritt.

Blicken wir nochmals zurück auf die Entwicklung, die der Werwolf- aberglaube durchmachte! Der Anlass zum Anlegen des Wolfskleides (oder Tierfelles) war zuerst nur ein friedlicher; man wollte sich gegen die Kälte schützen, und indem man Tiere anlockte, Lebensmittel gewinnen; dann brauchten nahrungsuchende Räuber oder Kundschafter die Verkleidung zu persönlichem Vorteil oder Gewinn; andere zur Ausübung der Rache (Ann. 51, Schluss) oder um Macht über andere zu erlangen; endlich ersannen berufsmässige Zauberer und Abergläubische fabelhafte Geschichten, die, je nach dem geistigen Niveau des Erzählers und des Zuhörers (Ann. 51), als Überlieferung oder Sage fortgepflanzt wurden. Der Ursprung der Vorstellung vom schädlichen Werwolf liegt darin, dass sich einzelne Wilde als irgend ein gewöhnliches Tier verkleideten, wenn

sie auf Beute oder auf Kundschaft auszogen, um so eine Entdeckung durch die Feinde zu vermeiden. Spätere fabelhafte Berichte schrieben diesen Verkleideten die Eigenschaften des Tieres zu, das sie darstellten (Anm. 32), und behaupteten endlich, dass sie sogar für kürzere oder längere Zeit ganz oder teilweise (Anm. 36. Schluss) Tiergestalt annahmen. Einige Verwandlungsgeschichten der nordamerikanischen Indianer schildern Menschen, die nur den Kopf, die Vorder- und Hinterfüsse eines Wolfes besitzen (Grinnell; siehe auch Ethn. Report 1888—89. S. 737). In germanischen Ländern wird die Verwandlung in einen Werwolf bloss durch ein Hemd oder einen aus Wolfsfell gemachten Gürtel bewerkstelligt (Anm. 52). Dies Hemd (oder Gürtel) des germanischen Werwolfs ist ein Überbleibsel des Kleides, das ursprünglich den ganzen Körper bedeckte. Von hier ist nur ein Schritt zu der Behauptung, dass jener Mensch sich durch Anlegen einer Tarnkappe (Anm. 53) unsichtbar machte. In Europa liefen häufiger Geschichten vom Werwolf um als vom Werbären oder einem anderen Tier, weil hier der Wolf das gewöhnlichste der grösseren wilden Tiere war (Anm. 54). Und aus diesen Geschichten gingen die Erzählungen von ähnlichen Verwandlungen hervor (Anm. 55. 58).

Columbia, Missouri.

#### Anmerkungen.

1) Nach Mogk in Pauls Grundriss 3. 272. bedeutet wer Mann, im Altsächsischen, Angelsächsischen. Ahd. erhalten, und Werwolf bedeutet einen Mann in Wolfsgestalt. Kögel vergleicht wer mit dem gotischen wasjan, kleiden. Darum bedeutet Werwolf eigentlich Wolfsgewand, ulfshamr: ähnlich bedeutet vielleicht berserkr Birengewand. [Schrader, Reallexikon der idg. Altertumskunde 1901 S. 966.]

2) Encyclopaedia Britannica 15, 90 (1883): 'In der eigentlichen Mythologie wird die Tiergestalt weit öfter zu bösen als zu guten Zwecken angenommen.' Vgl. Anm. 39.

3) Herodot 4, 105 sagt von den Neurern, dass sie bei den Skythen und Griechen für Zauberer galten, weil einmal jedes Jahr jeder Neurer auf ein paar Tage zum Wolf werde und dann wieder Menschengestalt annehme. Vgl. Hirt, Die Indogermanen 1, 120.

4) Rud. Lenbuscher (Über die Wehrwölfe und Thierverwandlungen im Mittelalter, Berlin 1859) erwähnt Fälle in Alt-Arkadien, in Arabien, Abessinien (Hyänen), und die fast epidemische Krankheit im Mittelalter. W. Hertz (Der Werwolf, Stuttgart 1862) schreibt den Aberglauben Armenien, Ägypten, Abessinien (Hyänen), Griechenland (S. 20—28), aber nicht Indien zu (entgegen der Encycl. Brit.). S. 133 sagt er: „Tierverwandlungen sind allgemein menschlich, finden wir überall. Die eigentümliche Entwicklung der Werwolfsagen aber finden wir vorzugsweise bei einer bestimmten Völkergruppe, den arischen Stämmen der Griechen, Römer, Kelten, Germanen und Slawen: bei den südwärts gezogenen Stämmen der Inder und Iranier sind uns gleiche Sagen nicht begegnet [aber siehe unten]. Am massenhaftesten treten die Werwölfe bei den Slawen auf, und ihnen gehört die älteste historische Erwähnung der Sage; viel älter aber ist der Lykaon-Mythus und arkadische Werwölfe.“ Nach Andree (Ethnographische Parallelen und Vergleiche 1, 62—80. 1878) findet man den Aberglauben in jedem europäischen Land, bei den Angelsachsen, Engländern, Franzosen, Bretonen, Polen, Tschechen, Litauern, Weissrussen in Polen, den Einwohnern der Insel Oesel, den Russen, Italienern, Portugiesen, Provenzalen, Griechen, Kelten, in Asien, Afrika, Amerika: aber nicht in Indien und



Persien (entgegen der Enc. Brit.), hauptsächlich aber in Nordwestdeutschland und in slawischen Ländern. — Über die amerikanischen Indianer vgl. Ethnological Report 1880—81, S. 83: „Wegen ihrer engen Beziehungen mit wilden Tieren, sind die Geschichten der Indianer über Verwandlungen in Tiere, und von Tieren in Menschen, zahlreich und interessant. . . . Zur Zeit des Friedens, während der langen Winterabende, erzählte irgend ein berühmter Erzähler von den vergangenen Tagen, wo Menschen und Tiere sich nach Belieben verwandelten und sich miteinander unterhalten konnten.“ — Jakob Grimm. Teutonic Mythology 1882 2, 668 sagt, keine Verwandlung komme im germanischen Altertum häufiger vor als die von Menschen in Werwölfe. So erscheint Fenrisülf, ein Sohn des Loki, unter den Göttern in Wolfsgestalt. — Encycl. Brit. 15, 89 unter Lycanthropy: „Ein fest eingewurzelter Glaube bei allen Wilden ist der, dass unter gewissen Umständen die Menschen auf einige Zeit oder dauernd in Wölfe oder andere kleineren Tiere verwandelt werden. In Europa ist die Verwandlung in einen Wolf weitaus am hervorragendsten und häufigsten (bei den Griechen, Russen, Engländern, Deutschen, Franzosen, Skandinaviern). Der Glaube an die Verwandlung in das Tier, das in irgend einer Gegend am häufigsten vorkommt, erhält selbst eine besondere Wichtigkeit. So herrscht der Werwolf in Europa, auch in England, Wales, Irland: und in Südfrankreich, den Niederlanden, Deutschland, Litauen, Bulgarien, Serbien, Böhmen, Polen, Russland, darf man ihn sogar jetzt kaum als ausgestorben betrachten (Anm. 6). In Dänemark, Schweden, Norwegen und Island streift der Bär mit dem Wolf um den Vorrang. In Persien ist der Bär am häufigsten; in Japan der Fuchs; in Indien wetteifert die Schlange mit dem Tiger (dagegen Mogk in Pauls Grundriss 3, 272: „Nur Griechen, Römer, Kelten, Germanen, Slawen unter den indogermanischen Völkern kennen den Werwolf, den Indern und Iranern ist er unbekannt.“ Vgl. Anm. 3 und 4; Hertz S. 133: in Abessinien und Borneo die Hyäne mit dem Löwen; in Ostafrika der Löwe mit dem Alligator; in Westafrika ist wohl der Leopard das Tier, dessen Gestalt der Mensch am häufigsten annimmt; bei den Abipones der Tiger, bei den Arawaks der Jaguar usw. — Brockhaus' Konversations-Lexikon schreibt fürs Mittelalter den Werwolfglauben allen slawischen, keltischen, germanischen und romanischen Völkern zu; heute wird er besonders in Wolhynien und Weissrussland gefunden. — Pauls Grundriss 3, 272: „Bei den Angelsachsen lässt sich der Werwolf im 11. Jahrhundert nachweisen: Knut befahl den Priestern, ihre Herden vor dem werewolf zu schirmen. . . . Das älteste Zeugnis auf deutschem Gebiete vom Werwolf ist von Burchard v. Worms (11. Jahrhundert).“

5) Enc. Brit. 15, 89: Nirgends kann ein lebendiger Glaube an gleichzeitige Verwandlungen in irgend ein Tier vorkommen, das in der betreffenden Gegend ausgestorben ist. Der Glaube an die Verwandlung in dasjenige Tier, welches in irgend einer Gegend am häufigsten vorkommt, erhält selbst eine besondere Wichtigkeit (Anm. 6). . . . In keinen von diesen Fällen aber ist die Verwandlungskraft ausschliesslich auf das hervorragendste und herrschende Tier beschränkt.

6) Enc. Brit. 24, 629 unter Wolf: Der Wolf kommt in fast ganz Europa und Asien, Nordamerika von Grönland bis Mexico, auf der indischen Halbinsel, aber nicht in Ceylon, Burmah oder Siam vor; auch nicht in Südamerika oder Afrika, anstatt dessen in den beiden letzten Ländern der Schakal. — Meyers Konversations-Lexikon: „Der Wolf ist häufig in Ost- und Nordeuropa, Mittel- und Nordasien, Nordamerika, seltener in Frankreich und Belgien, den Herden gefährlich, besonders in Russland.“ — Enc. Brit. 24, unter Wolf: In den nördlichen Ländern ist der Wolf gewöhnlich grösser und kräftiger als im südlichen Teil seiner Heimat. Seine Gewohnheiten sind überall ähnlich. Von alters her ist er den Menschen in allen Ländern, die er bewohnt, als der Vernichter ihrer Schafherden bekannt. Er besitzt Schnelligkeit und wunderbare Ausdauer. Die Wölfe versammeln sich meist in Haufen und Rudeln, ausser im Sommer, und durch ihre vereinten und beharrlichen Anstrengungen vermögen sie sogar so grosse Tiere wie den amerikanischen Bison zu überwältigen und zu töten. Kinder und selbst Erwachsene werden oft von ihnen angegriffen, wenn der Hunger sie antreibt. Die Grausamkeit der Wölfe im wilden Zustand ist sprichwörtlich. Sogar wenn sie gezähmt sind, können Fremde ihnen selten vertrauen.

7) Gustav Freytag, *Bilder*, Aus neuer Zeit, Leipzig 1904, S. 275 sagt bei der Beschreibung der polnischen Grenzländer: „Noch lebte das Landvolk in ohnmäßigem Kampf mit den Herden der Wölfe, wenig Dörfer, welchen nicht in jedem Winter Menschen und Tiere dezimiert wurden.“ Ebd. S. 275: „Als 1815 die gegenwärtige Provinz Posen an Preussen zurückfiel, waren auch dort die Wölfe eine Landplage. Nach Angaben der Posener Provinzialblätter wurden im Regierungsbezirk Posen vom 1. September 1815 bis Ende Februar 1816, 41 Wölfe erlegt, noch im Jahre 1819 im Kreise Woungrowitz 16 Kinder und 3 Erwachsene von Wölfen gefressen.“

8) So wurde in Anm. 3 die Behauptung Herodots über die Neurer erwähnt. Nach Hertz ist die älteste Werwölf Sage die von Lykaon, dem Sohn des Pelasgos, des ersten Königs von Altarkadien: diese Arkadier lebten als Jäger und Schäfer. Nach J. Oppert (Andree S. 65; und Anm. 3, 4) bestand der Werwolfaberglaube bei den Assyriern: nach Andree kommt die älteste hellenische Werwölf Sage bei Pausanias vor. In der Edda finden wir Odins Wölfe, auch Sköll, Hati und Fenrir. In der Völsungasaga werden Sigmund und Sinifjötli Wölfe. Für andere Wiederhaller der Furcht, die man vor den Wölfen hegte, vgl. den Wiener Hundesegen gegen Wölfe und Wölfinnen aus dem 10. Jahrhundert (Braunes Ahd. Lesebuch<sup>6</sup>, 1907 S. 85). Jakob Grimm, *Geschichte der deutschen Sprache* S. 233, schreibt: „Unsere Tierfabel stellt vortrefflich das gebannte Raubtier des Waldes dar und lehrt die Nähe des Wolfs und Fuchses.“ — C. Lemcke, *Ästhetik*<sup>6</sup> 2, 562 schreibt: „In die älteste Zeit hinauf reicht auch bei Jägervölkern die Tiersage, in ihrer Weise zum Teil die Eigentümlichkeiten der Tiere erklärend, ihr Gebaren erzählend. Die furchtbaren und die listigen Tiere boten sich am besten dar . . . Wo die Menschen städtisch beisammen wohnen, bleibt Tier Tier: wo sie einsamer mit Tieren leben, bekommen diese eine höhere Bedeutung. So wird dem Wäldler Bär und Wolf zum ebenbürtigen Räuber und Kämpfer, menschlicher aufgefasst zum Gegner voll Mut, List, Rachsucht, der Gedanken hat wie der Mensch selbst.“

9) Nach Andree war der Wolf früher ebenso häufig in ganz Europa wie heute in Russland. Hirt, *Die Indogermanen* 1, 187 sagt: „Der Wolf ist überall in Europa verbreitet gewesen, der Bär ist aber ganz sicher ein Waldtier.“

10) Leubuscher S. 1: „Weil die Verwandlung vorzugsweise in Hunde und Wölfe geschehen sollte, so erhielt die Krankheit den Namen Lykanthropie.“

11) Leubuscher S. 55: „Die meisten Lykanthropen waren Hirten, die im Freien lebten, mit Tieren viel verkehrten, und der Wolf schwebte ihrer Einbildungskraft am öftesten vor, weil sie am meisten damit zu kämpfen hatten. Wenn das Gespenst des Werwolves sich in einzelnen als Krankheit erhob, war die Gegend wahrscheinlich von Wölfen besonders beunruhigt worden, und wahrscheinlich manche Mordtat nur von Wölfen begangen.“ — Ethnol. Report 1888–89, S. 282: Die Dakotas (Indianer) glauben schon lange an die von Zeit zu Zeit eintreffende Erscheinung eines ungeheuren Tieres, das die Menschen verschlingt. Dieser Aberglaube kam ihnen vielleicht in den Sinn durch die oft in ihrer Gegend gefundenen Knochen des Mastodons.

12) Ethn. Report 1893–94, S. 267: Es ist möglich, dass das Fuchsfell, welches so allgemein bei Feierlichkeiten von den Tierdarstellern getragen wird, ein Überbleibsel ist, das mit dem Tierfell, womit früher der ganze Körper bekleidet war, verglichen werden kann.

13) Hertz S. 17 gibt den Ursprung folgendermassen an: „In der ältesten Naturreligion ist die Gottheit des Todes und der winterlichen Erde als Wolf gedacht. Ihre Priester trugen wohl in der Vorzeit Wolfsfelle und hatten nach dem Volksglauben die Gabe, sich in das Tier der Gottheit zu verwandeln. Der Wolf als das schnelle, kampf-gewandte Tier, war zum raschen Zurücklegen weiter Wege und zur Erlegung von Feinden besonders geeignet. Darum nahmen die Götter und die zauberbegabten Menschen zu solchen Zwecken Wolfsgestalt an. Der Wolf ist von Natur gefährlich und wurde darum als diabolisch gedacht, und beim Werwolfe auch ist Drang nach Mord und Zerstörung die Hauptsache. Die Ursprünge des Werwolfglaubens waren also: 1. religiöse Vorstellungen, 2. Rechtsvorstellung (der friedlose Mörder ist ein Wolf bei Griechen und Germanen); 3. die Geisteskrankheit der Lykanthropie.“ S. 51: „Die Verwandlung in Wölfe geschieht

vorzugsweise durch Wolfshunden.\* S. 57: „Dass die von allem menschlichen erkehr abgeschnittenen Waldflüchtigen sich in Tierfelle kleideten, ist naheliegend“

14) Ähnlich Dilthey, Erlebnis und Dichtung 1906 S. 153f.: „Ist so die Einbildungskraft in Mythos und Götterglauben zunächst gebunden an das Bedürfnis des Lebens, so sondert sie sich doch allmählich im Verlauf der Kultur von den religiösen Zweckbeziehungen und erhebt jene zweite Welt zu einer unabhängigen Bedeutsamkeit“, wie Homer, Dante usw. Vgl. Ann. 11, Schluss, und Enc. Brit., unter Lycanthropy: Tolle Selbsttäuschungen müssen die Gebräuche und den Glauben der zeitgenössischen Gesellschaft spiegeln.

15) Grinnell, Story of the Indian, S. 54, sagt: Spuren der Furcht, die man vor den Büffeln hatte, sind noch immer in den überlieferten Geschichten gewisser Stämme zu entdecken, die kund tun, wie in jenen Tagen (d. h. in der Steinzeit), ehe die Menschen mit Waffen versehen waren, der Büffel sie verfolgte, tötete und frass. Solche Geschichten beweisen ganz deutlich, wie sehr die Büffel vor Zeiten gefürchtet waren; und solche Furcht wäre kaum entstanden, ausser als Folge tatsächlicher Erfahrung ihrer Macht, Verletzung und Tod herbeizuführen. Plinius beschreibt uns, wie die Römer den Wolf von ihren Feldern fernhielten (J. Grimm, Teutonic Mythology 3, 1241). Mochten die Indianer die Steppen, den Wald, die Küste oder das Gebirge bewohnen, stets waren die Tiere ihr ganzes Studium. Sie zogen mit den Tieren aus und verfolgten sie, um Nahrung zu erlangen.

16) Ethnol. Report 1881—82, S. 122, Ann.: Wie es scheint, wurden Masken zuweilen als Lockmittel gebraucht. Nach der Meinung der Kadiak-Männer ist die Gattung des Seehundes, die von den Russen nerpa genannt werden, die wertvollste nächst dem Otter. Die einfachste Art, diese Seehunde zu fangen ist, sie nach dem Ufer zu locken. Indem er den Unterkörper hinter den Felsen verbirgt, setzt der Jäger eine hölzerne Mütze oder besser Helm auf, welcher dem Kopf des Seehundes ähnelt, und stösst das Geschrei des Tieres aus. Der arglose Seehund, welcher einen Angehörigen seiner eigenen Gattung zu treffen glaubt, eilt nach der Stelle und wird sofort getötet. Vgl. Ann. 32.

17) Ethn. Report 1896—97, 1, S. 132: Die Eskimos der Bering-Strasse stopfen die Haut des Vogels, der Ptarmigan heisst, kunstlos aus und heben sie auf einem Stock hoch, so dass der Kopf ausgestreckt ist: dann ahmen sie seinen Ruf nach und fangen den dadurch angelockten Vogel in dem am Köder befestigten Netz. Andere Köder werden gemacht, indem die Eskimos weichen Schnee zu einer Vögelgestalt formen und ihr braunes Moos als Gefieder des Ptarmigan um den Hals hängen. Dann locken sie durch Rufe die anderen Vögel herbei.

18) So sagt G. B. Grinnell, The Story of the Indian S. 61, in seiner Beschreibung der Methode der primitiven Indianer, den Büffel zu fangen: Einige Männer gingen nackt fort, andere trugen ein Kleid aus der ganzen Haut eines Büffels, indem der Kopf und die Hörner wie am Kopf des Büffels angebracht war und das übrige Fell den Rücken des Trägers hinunterhing. Dieser „Rufer“ ging einer Herde Büffel nahe, reizte sie, ihn zu verfolgen, und führte sie dann in die Falle oder an einen Abhang, von welchem oft die ganze Herde hinunterstürzte und getötet wurde. Wiederum heisst es im Ethn. Report 1884—85, S. 184 über die Jagd des Seehundes beim Zentral-Eskimo: Wenn der Jäger einem Tiere nahe ist, so ahmt er dessen Bewegungen nach. Einige geben Laute von sich, die denen eines pfeifenden Seehundes ähnlich sind. Die Kleidung aus Seehundspelz bewirkt, dass Mensch und Seehund einander so ähneln, dass es schwer fällt, den einen vom andern aus einiger Entfernung zu unterscheiden. Und auf S. 508, über die Hirschjagd: In einer Ebene tragen die Zentral-Eskimos Gewehre auf den Schultern, und zwei Männer gehen miteinander, so dass ihre Gewehre dem Geweih des Hirsches ähneln. Die Männer ahmen ihr Grollen nach. Wenn sie in einiger Entfernung auf der Erde liegen, so ähneln sie sehr den Tieren selbst. Nach Ross ahmen die Einwohner von Boothia die Gestalt des Hirsches nach, indem der vordere von zwei Männern, die eine Herde beschleichen, einen Hirschkopf auf dem eigenen Kopfe trägt. Ethn. Report 1888—89, S. 534 über die alte Weise, die Antilope und den Hirsch zu jagen: Der Jäger verkleidete sich, indem er das Haupt mit dem Kopf und dem Fell einer Antilope bedeckte, und so

konnte er sich dem Wild genug nähern, um Bogen und Pfeil zu gebrauchen. Auf ähnliche Weise verummumten sich die Hidatsa mit einem Wolfsfelle, um sich dem Büffel nähern zu können. Ethn. Report. 1901—1902, S. 439: Zwei von der Jagdgesellschaft (Znñi), die auf der Hirschjagd ist, tragen Hemden aus Baumwolle mit Ärmeln, die bis zum Ellbogen reichen. Das vordere und hintere Teil des Hemdes bemalt man auf solche Weise, dass es möglichst genau dem Körper des Hirsches ähnelt; Hände und Arme bis zum Ellbogen sowie auch die Ärmel werden gefärbt, so dass sie die Vorderbeine des Hirsches darstellen. Jeder trägt das Fell vom Kopfe eines Hirsches über dem Kopf. In dieser Kleidung ahmen die beiden Jäger möglichst genau, sogar bis auf das Gras, das Wild, das sie fangen wollen, nach.

19) Ethn. Report 1897—98, 1, S. 352: Nach der Überlieferung leiteten die Irokesen, welche sich auf dem Kriegszug gegen die Cherokees befanden, die Musik und Bewegung des Büffelanzes, vom Brüllen und den Bewegungen einer Büffelherde her, die sie zum ersten Male ihre Lieblingslieder singen, d. h. brüllen und schnauben, hörten.

20) Ethn. Report 1881—82, S. 323, über den Präriewolfanz der Omaha, der von den Kriegerern getanzt wurde, so oft man es für nötig hielt, sich aufzuheitern. Dabei hatte jeder seinen Fellrock umgetan und ahmte die Bewegungen des Präriewolfs nach, indem er trottete, um sich spähte usw. S. 348 beschreibt den Büffeltanz der Omaha, wobei je vier Männer sich eine Büffelhaut über den Kopf zogen. Die Hörner standen aufrecht, und die Haare des Büffelkopfes hingen bis unter die Brust des Trägers herunter. Die verschiedenen Bewegungen des Büffels wurden von den Tänzern nachgeahmt. S. 348f., über den Wolfstanz der Omaha seitens der Gesellschaft derjenigen, die übernatürlichen Umgang mit den Wölfen haben. Die Tänzer tragen Wolfsfelle und tanzen in Nachahmung der Bewegungen von Wölfen. Auf ähnliche Weise führten sie den Graubärtanz, den Pferdettanz usw. aus.

21) Ethn. Report 1897—98, 1, S. 266, gibt einen Gesang zum Verhüten von Frostbeschädigung. Von den Pfoten des Wolfes, Hirsches, Fuchses und der Beutelratte glaubt man, dass sie nie vom Frost beschädigt werden. Nach jedem Vers des Gesangs ahmt der Sänger den Ruf und die Bewegungen des Tieres nach. Die gebrauchten Worte sind der Form nach altertümlich und sind zu übersetzen: „Ich werde ein echter Wolf“ usw. Das Lied lautet:

1. Tsüñ' wa' 'ya-ya' (viermal wiederholt), wa + a! (verlängertes Gehen). Der Sänger ahmt einen Wolf nach, wie er die Erde mit den Pfoten scharrt. — 2. Tsüñ'-ka' wi-ye' (viermal), sauh! sauh! sauh! sauh! (indem man den Ruf und das Springen des Hirsches nachahmt). — 3. Tsüñ'-tsu' 'la-ya' (viermal), gaih! gaih! gaih! gaih! (indem man das Bellen und Kratzen des Fuchses nachahmt). — 4. Tsüñ'-si' kwa-ya' (viermal), ki + (indem man den Ruf einer in die Enge getriebenen Beutelratte nachahmt und den Kopf zurückwirft, wie jenes Tier es tut, wenn es sich tot stellt).

22) Ähnlich beim Gebrauch der Masken (vgl. Anm. 32). Siehe Wundt, Völkerpsychologie 2, 1, 412ff. und dazu Zs. f. deutsche Phil. 38, 558—568: „Der maskierte Mensch ist der ekstatische Mensch. Mit dem Anlegen der Maske versetzt er sich in Ekstase, fühlt er sich in fremde Lebensvorgänge ein, eignet er sich das Wesen an, mit dem er sich durch die Maske identifiziert. Für den naiven Menschen, wie für das Kind ist die Maske durchaus nicht blosser Schein, sondern wirkender Charakter. Der Augenblickstanz wurde zum Zaubertanz. Die Naturvölker verwenden ihre Masken nur bei den feierlich-ernsten Zaubertänzen, nicht zu ihrer burlesken Mimik; die Tänzer sind in Tiermasken“ usw.

23) Beim primitiven Menschen war die Haupterwägung, ob gewisse Gegenstände ihm schädlich oder nützlich seien. Vgl. Behaghel, Der deutsche Sprachbau, S. 98: „Die grossen Tiere und die mächtigen Bäume, die Tiere und Pflanzen, die für die Ernährung und Bekleidung des Menschen von Bedeutung sind, die Tiere, die sein Leben bedrohen, sie haben viel früher sprachliche Bezeichnung gefunden, als der unscheinbare Käfer im Sande, als die kleine Blume des Waldes. So kommt es, dass die Namen der grösseren Tiere, der grossen Waldbäume, der wichtigsten Getreidearten allen germanischen Stämmen gemeinsam sind, einzelne sogar, wie Wolf, Kuh, Ochse, Birke, Buche,

Erle, Gerste mit den Benennungen anderer indogermanischen Völker übereinstimmen.“ Ohne Zweifel beschäftigten die Tiere ihre Aufmerksamkeit früher als die Pflanzen; vgl. Wundt, Völkerpsychologie 2, 1, 412f. über den Maskentanz: „Überhaupt haben die Tiermotive weit früher Berücksichtigung erfahren als die Pflanzenmotive.“ Vgl. Anm. 50.

24) Bei den amerikanischen Indianern z. B. wird der in einen Bären verwandelte Mensch oder umgekehrt als wohlwollend betrachtet (Ethn. Report 1880—81, S. 83). Nach J. Grimm, Teutonic Mythology 3, 1097 finden wir auch in norwegischen Berichten die Umwandlung in einen Bären, denn der Bär wurde als ein vernünftiges Wesen angesehen und geachtet.

25) J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, S. 233: „Ein sabinischer Stamm hiess Hirpi (lat. hirpus = Wolf in sabinisch-oskischer Mundart), weil den Einwandernden ein Wolf Führer geworden war, oder nach anderer Sage sie Wölfe gejagt hatten und gleich Wölfen raubten, d. h. im Sinn des deutschen Ausdrucks friedlos waren.“

26) Die Werwolfsage konnte nur dort aufkommen, wo das Tier, Wolf, Tiger oder Löwe usw. heimisch war; und ebenso verschwanden die Werwolfsagen nach und nach dort, wo das Tier selten wurde oder ausstarb. Vgl. Anm. 5.

27) Die Watusi in Ost-Afrika bezeichnen ausdrücklich alle wilden Tiere, mit Ausnahme ihrer eigenen Totem-Tiere, als feindliche Späher (Enc. Brit. unter Lycanthropy).

28) Grinnell, Story of the Indian S. 208: Vom Wolf glaubte man, dass er in der Tierversammlung dem Indianer die Macht geben könnte, mitten in das Lager des Feindes zu schleichen, ohne gesehen zu werden.

29) Also war ursprünglich der germanische Gott Logi kein böser Gott. Logi bedeutete die natürliche Kraft des Feuers; Loki bedeutete dasselbe, aber aus dem plumpen Riesen ist ein listiger, verführerischer Bösewicht geworden (siehe Grimm, Teutonic Mythology 1, 241). Ein Sohn Lokis, Fenrisülfr, erscheint in Wolfsgestalt unter den Göttern. Vielleicht ist die Verbindung mit dem Wolf teilweise verantwortlich für die Umwandlung Logis (Lokis) von einem guten in einen bösen Gott.

30) Enc. Brit. unter Lycanthropy: Im heutigen wilden Leben finden wir Tiergestalt der Händlinge oder Geister, der Medizinmänner; einige jagen in Tiergestalt für die Gemeinde, andere sollen Tiergestalt annehmen, um sich rechtmässig an Feinden zu rächen; andere um des Blutvergießens und Kannibalismus willen.

31) Ohne Zweifel erwarben manche dieser als Wolf verkleideten Menschen bedeutenden Ruhm durch ihre Geschicklichkeit und Kühnheit, wie wir es wohl von solchen Eigennamen schliessen sollten wie Rudolf, das eigentlich Ruhm-wolf bedeutet, Ruhm dem gotischen hröpeigs (siegreich) verwandt, im Sanskrit kir (rühmen); oder Adolf von Adalolf, d. h. Edelwolf, ursprünglich Edelräuber also, da Wolf ursprünglich beinahe dasselbe wie Räuber bedeutete (Klinge). So war Räuber oder Wolf ursprünglich eine hochgeachtete Benennung, zu einer Zeit, wo die Menschen vom Raub und von der Jagd lebten, entweder als Meerräuber oder als Bergräuber usw. (über diesen frühen Beruf vgl. Hirt, Die Indogermanen 1905 S. 268ff.), und dieser Beruf wurde nicht als entehrend angesehen (siehe die Benennung 'Wölfe' auf die Pawnees angewandt, S. 33). Späterhin finden wir auch Namen wie Wulfila (kleiner Wolf). Viele Indianernamen sind Tiernamen, z. B. Guter Fuchs, Guter Bär, Gehender Bär, Überwindender Bär, Stürmender Bär, Stolpernder Bär, Kühner Bär, Bärenrippe, Ranchender Bär, Beissender Bär, Rückwärts-schauender Bär, Wolken-Bär, Toller Bär, Einsamer Wolf, Schlanker Wolf, Wolfsohr, Wolfskleid usw. Siehe Ethn. Report 1882—83, S. 169: Die Indianernamen spielen recht oft auf irgend ein Tier an und drücken irgend ein Merkmal oder eine Stellung jenes Tieres aus. (Über die Namen vgl. Anm. 56.)

32) Ethn. Report 1881—82, S. 73ff. (siehe Anm. 22): „Die Anwendung der Masken ist weitverbreitet.“ Der Ursprung und die Entwicklung des Gebrauchs von Masken sind beinahe dieselben wie der Ursprung und die Entwicklung des Werwolfs, wie dies in den vorhergehenden Seiten erklärt ist. Wolfskleid und Maske, beides ursprünglich nützliche Erfindungen, entarteten in gewissenlosen Händen zu Werkzeugen persönlicher Machtvermehrung und Gewinnsucht. Der Gebrauch der Maske ist im obigen Bericht folgendermassen beschrieben:

a) Sie wurde als Schild oder Schirm für das Gesicht gebraucht, zum Schutz gegen menschliche oder andere Angriffe. Sie wurde also anfangs bloss als mechanischer Widerstand gegen Gewalt benutzt; später, aber noch in der untersten Stufe der Kultur, wurde sie gebraucht, um durch Scheusslichkeit oder durch die Versinnlichung übermenschlicher Wesen Schrecken einzulösen und moralischen Einfluss auf den widerstehenden Menschen zu gewinnen. Dann entstanden besondere Abweichungen, z. B. Erfindungen über irgend ein räuberisches, listiges oder geheimnisvolles Tier.

b) Als der Glaube an übernatürliche Wesen wuchs, ward die Maske bei religiösen Feierlichkeiten als ein Teil des religiösen Geräts, gleich dem Hemd oder Gürtel des Schamanen verwendet; siehe Ethn. Report 1896—97, 1, 395. Wenn die Maske bei irgend einer Feierlichkeit getragen wird, so glaubt man, dass ihr Träger unbewusst mit dem Geist des Wesens, das seine Maske darstellt, erfüllt wird.

c) Endlich kommt das Element des Humors hinzu: die Maske wird bei öffentlichen Belustigungen und Spielen gebraucht: zur Verhütung der Erkennung bei festlichen Gelegenheiten usw., wie die Tierfelle, die beim Tanz getragen werden.

33) Ethnol. Report 1888—89, 593: Hier folgt ein Bericht über einen aus einer Hirschhaut hergestellten Rock oder Mantel, der mit verschiedenen mystischen Malereien bedeckt ist. Dieser von den Apachen angefertigte Mantel wurde als ein Mantel der Unsichtbarkeit gebraucht, d. h. als ein Zauberkleid für Kundschafter, welches diesen ermöglichte, ungestraft durch das Land, ja selbst durch das Lager ihrer Feinde zu gehen. In diesem Falle beruht die Macht des Fetischs auf den gemalten Zeichnungen. Die Apachen haben einen ähnlichen Fetisch oder ein ähnliches Amulet. Die gezeichneten Sinnbilder waren die Regenwolke, ein sich schlängelnder Blitz, Regentropfen und die Kreuzung der Winde von den vier Himmelsrichtungen. Ethn. Report 1889—90, S. 515: Bei den Hidatsa (Sioux) sind die Fetische hauptsächlich Wolfsfelle. Wenn sie in den Krieg gehen, tragen sie immer den aus dem Rücken eines Wolfsfells geschnittenen Streifen, dessen Schwanz von den Schultern herunterhängt. Durch einen in der Haut angebrachten Kiss steckt der Krieger den Kopf, so dass die Haut des Wolfskopfes ihm an der Brust herunterhängt. Endlich wurden die Zaubermäntel oder Hemden und Gürtel ein Teil der gewöhnlichen Tracht der Schamanen oder Zauberer. In der Volkskunde alter Länder finden wir zahlreiche Berichte über heilige Gürtel. Ethnol. Report 1897—98, 1 (Cherokee), S. 393: Einige Krieger hatten Medizin, um ihre Gestalt nach Gefallen zu verändern, und so ihren Feinden zu entkommen. Ähnliche Geschichten sind bei jedem Stamm zu finden (ebd. S. 501).

34) Als Beispiel der Rache oder der reinen Brutalität führt Andree S. 69 die Menschen im Innern Afrikas an, die die Zauberei verstehen, sich in Löwen verwandeln und umherlaufen, um andere zu töten. Vgl. auch unten Anm. 36, wonach der Mann-Wolf Abessiniers seinen Feind tötet und dessen Blut saugt, und auch andere Mann-Wölfe denen er begegnet, tötet. Dies alles findet in der Nacht statt, was uns an unseren Pawnee-Indianer erinnert, der sich in der Nacht in seinem Wolfsfell aufmacht, auf das feindliche Dorf zu trabt, um zu erfahren, wo die Pferde seines Feindes angebunden sind, damit er sie stehlen kann, sobald alles schläft (Grinnell S. 246 und 70—73). Ethn. Report 1887—88, S. 461: Geraubtes oder verlorenes Eigentum wiederzuerlangen, besonders kleine Pferde, ist eine der Hauptaufgaben der sogenannten Medizinmänner.

35) Der zunehmende Aberglaube bewirkte, dass man das Wolfskleid anlegte, nicht bloss um aus dem Träger einen Gegenstand der Landschaft zu machen, sondern auch um ihm die Eigenschaften des Tieres, das er darstellte, Schnelligkeit, Kühnheit usw. zu verleihen (wie bei den Masken, Anm. 32): endlich glaubte man, dass der Träger eines solchen Kleides in der Tat verwandelt wurde, wie die Träger des Werwolfshemds in Deutschland. Die Wölfe wurden als gute Jäger angesehen, die nie fehlgehen (Ethn. Report 1897—98, 1, S. 280). Ebd. S. 264: Bei den Cherokees wird der Wolf als Jäger und Kettenhund Kanátis geachtet. Daher begreifen wir, wie die Wolfsverkleidung, welche die Fähigkeit eines unfehlbaren Jägers verlieh, bei denen in besonderer Gunst stehen musste, die ihre Nahrung durch die Jagd gewannen. Auf ähnliche Weise glaubte man, dass der Gesang der Lieder, welche die Rufe gewisser Tiere nachahmten, einem irgend eine Eigenschaft des betreffenden Tieres übertrug (siehe Anm. 21). Ethn. Report 1901—1902, S. 394: Um

tierische Eigenschaften zu gewinnen, befestigte sich ein Zauberer Krähen- und Eulenfedern am Kopf, um gleich der Krähe das Herannahen des Menschen schnell sehen zu können, und die Augen der Eule, um nachts wandern zu können. . . . Er schlug mit den Armen. . . . Ein Zuñi-Mann hörte ein Geschrei wie das der Eule, doch menschlich: er sah sich um und entdeckte einen Mann, den er als einen Zuñi erkannte. „Aha!“ sagte er, „warum hast du jene Federn am Kopf? Aha, du bist ein Zauberer.“ — Im Bulletin of the Bureau of American Ethnology 26, 156f. (1901) finden wir ein Beispiel der Verwandlungskraft des Tiergewands, aus den Kathlamet texts: Eine Frau ass vom Fett einer Hündin, gebar fünf Hunde und eine Hündin. Als sie älter wurden, entdeckte sie eines Tages, dass sie sich in wirkliche menschliche Kinder verwandeln konnten. Während sie unten am Ufer waren, trat die Mutter ins Haus, und nun entdeckte sie die Hundefelle (blankets). Sie nahm dieselben und verbrannte sie. Dann behielten die Kinder ihre menschliche Gestalt (wie Sigmund und Sinfjötli in der Völsungasaga). Ebd. S. 58 ist erzählt, wie ein alter Mann sich in ein Elentier verwandelt, indem er ein Elentierfell anlegt. — W. Golther, Handbuch der germanischen Mythologie 1895, S. 100, schreibt: Die Fähigkeit von Lenten, die sich verwandeln können, heisst 'sich zu häuten, die Hülle zu wechseln' usw. Das Umwerfen eines äusserlichen Gewandes kann den Wechsel der Gestalt hervorbringen, wie Freyjas Federgewand, die Schwan- und Krähenhemden der Valkyrjen, Odins Adlergewand. Die Wolfsgewänder (úlfbamir), wenn angelegt, verwandeln den Menschen zum Wolfe. [Meissner, Ritter Tidel, Zs. f. deutsches Altertum 47, 261.]

36) Ethn. Report 1901—1902, S. 392: Der Eigentümer schöner Perlen fürchtet, dass irgend eine durch Eifersucht getriebene Hexe ihn mit Krankheit schlagen wird. — Als andere Beispiele der angeblichen Aneignung von übernatürlichen Mächten, um Einfluss über andere Leute zu gewinnen, können wir Andree 1. 68 zitieren, wonach Livingstone in Afrika einen Eingeborenen getroffen haben soll, von dem es hiess, dass er sich in einen Löwen zu verwandeln vermochte. Als Löwe blieb er tage- oder monatelang im Walde, in einer heiligen Hütte, nach der ihm seine Frau aber Bier und Lebensmittel hintrug. Daher dürfen wir annehmen, dass wenigstens dieser Löwe nicht viel Verwüstung unter den wilden Tieren anrichtete. Er vermochte die menschliche Gestalt durch eine gewisse Arznei, die ihm von seiner Frau gebracht wurde, wieder anzunehmen. Ferner Andree 1, 69: In Banana in Afrika verwandeln sich die Mitglieder einer gewissen Familie im Dunkel des Waldes in Leoparden. Sie greifen diejenigen an, die sie im Walde treffen, dürfen sie aber nicht verletzen und ihr Blut nicht saugen, sonst bleiben sie Leoparden (siehe Ann. 44). — Den Beweggrund des persönlichen Gewinnes finden wir z. B. bei unseren Indianern, die das Wolfsgewand anlegen, um zu rauben oder geraubte Tiere wieder zu erlangen (Grinnell, Pawnee Stories 1, 247; auch die Raubgeschichte 'Wolves in the Night' ebd. S. 70ff.). Auch in Abessinien (Andree 1, 69) sollen die Mitglieder der untersten Kaste der Arbeiter die Fähigkeit haben, sich in Hyänen oder andere Tiere zu verwandeln und als solche die Gräber zu berauben. Natürlich wenden sie verschiedene Listen an. Bei Tage sollen sie sich wie andere Leute betragen, nachts aber das Benehmen der Wölfe annehmen, ihre Feinde töten und ihr Blut saugen und mit anderen Wölfen bis zum Morgen umherwandern. Man glaubt, dass sie ihre übernatürlichen Fähigkeiten durch einen aus Kräutern hergestellten Trank erlangen. Man wird wohl nicht leicht entdecken, dass es nur Scheintiere sind, da sie in der Nacht wandern und plündern; am Tage verborgen sie natürlich die Tiergewänder (siehe Andree 1, 72). — Ethn Report 1880—81, S. 68: Bei den Chaldäern, Ägyptern und Griechen hing der Erfolg der Zauberei von der Unwissenheit des Volkes und der verhältnismässigen Gelehrsamkeit der wenigen ab, die sie ausübten. Bei den amerikanischen Indianern besitzen die Medizinnänner und die geschicktere Zauberin nur wenig mehr Gelehrsamkeit als die Gesamtheit des Stammes, und ihr Erfolg hängt gänzlich vom eigenen Glauben an ihre übernatürlichen Fähigkeiten und vom Glauben und der Furcht ihrer Anhänger ab. — Die Irokesen glaubten an Leute, die Tiergestalt teilweise annehmen konnten. Vgl. Grinnell, Blackfoot Lodge Tales S. 79: Ein alter blinder Wolf mit machtvoller Medizin heilte einen Mann, und brachte es zustande, dass dessen Kopf und Hände wie die des Wolfes aussahen. Der übrige Körper wurde nicht verändert. Er hiess ein Mann-Wolf.

37) Ethn. Report 1880—81, S. 73: Die Hexen vermochten Tiergestalt anzunehmen und haben es getan. So sah ein Mann einen Hund, aus dessen Maul und Nasenlöchern Feuer strömte. Es war Nacht. Der Mann schoss auf den Hund, und am nächsten Morgen folgte er der Spur der Blutstropfen aus dessen Wunde. Bei einer Brücke gewahrte er Fusstapfen einer Frau an Stelle der Spuren des Hundes, und endlich entdeckte er die Frau selbst, die an der Wirkung des Schusses gestorben war. Ebd. S. 73: Ebenso verschwand bei einem kleinen Fluss ein verfolgtes Schwein, und darauf erschien ein alter Mann, der sagte, dass er es gewesen sei, den sie gejagt hätten. Da wussten die Verfolger, dass er ein Zauberer war. S. 74: Eines Abends verfolgte ein kanadischer Indianer einen weissen Stier, aus dessen Nasenlöchern Feuer strömte. Nie vorher hatte er einen weissen Stier auf dem Reservatgebiet gesehen. Wie der Stier an einem Haus vorbeiging, verwandelte er sich in einen Mann mit einer grossen weissen Decke (Blanket), der seitdem immer als ein Zauberer bekannt war. — Ethn. Report 1901—1902, S. 395: Ein Mann, der des Abends fortging, bemerkte einen sonderbar aussehenden Esel (Burro). Als er nach Hause zurückkehrte, sagte man ihm, eine grosse Katze sei ins Haus gekommen. Er ging wieder hinaus, und entdeckte einen in eine wollene Decke (Blanket), aber nicht nach Zuñi-Art eingehüllten Mann, dessen Kopf tief in die Decke gesunken war. Er erkannte, dass dies Geschöpf ein Zauberer war. — Ethn. Report 1887—88, S. 458: Dass der Medizinmann (Schamane) die Fähigkeit besitzt, sich nach Belieben in einen Coyote (Präriewolf) zu verwandeln und dann die menschliche Gestalt wieder anzunehmen, glauben die Indianer ebenso fest, wie es unsere Vorfahren in Europa glaubten. Und S. 459: Die Abiponen Paraguays schreiben ihren Medizinmännern die Fähigkeit zu, Tiergestalt anzunehmen. Die Medizinmänner von Honduras gaben vor, dass sie die Fähigkeit besäßen, sich in Löwen und Tiger zu verwandeln. Auch besaßen die Schamanen der Einwohner Nicaraguas die gleiche Fähigkeit. Vgl. Hertz S. 113ff.: „In der christlichen Zeit wurde der heidnische Kultus Teufelsanbetung, und hier entstand mit dem Hexenglauben die Vorstellung von Menschen, die sich mit Hilfe des Satans aus reiner Mordlust zu Wölfen verwandeln. So wurde der Werwolf das Bild des tierisch Dämonischen in der Menschennatur.“

38) Ethn. Report 1887—88, S. 467: Die Medizinmänner der Apachen werden gleichzeitig bezahlt, wenn man sie um Rat fragt, der Priester bei den Eskimos im voraus. Ethn. Report 1889—90, S. 187: Die Grösse der Krankheit wird gewöhnlich nach dem Reichtum der Patienten gemessen. S. 416: Die Zauberer der Sioux bereiteten Liebesgetränke für diejenigen, welche dieselben kauften. Ethn. Report 1901—1902, S. 568: Der Schamane, wie auch der Theurg (Geisterseher), wird meist nach jedem Besuch mit Kattun, Baumwolle oder Lebensmitteln, je nach dem Reichtum der Familie, bezahlt, da jeder weiss, dass diese Ärzte für ihre Dienste die entsprechende Belohnung erwarten. S. 387: Der Zuñi-Arzt wird je nach seinem Ansehen bezahlt. G. B. Grinnell, Blackfoot Lodge Tales S. 284: Wenn früher jemand drei bis vier Wochen krank blieb, musste er sein ganzes Eigentum hingeben, um das Honorar des Doktors zahlen zu können. — Ethn. Report 1887—88, S. 462ff.: Die Erklärung von Krankheit bei den amerikanischen Indianern ist die Erklärung des Chaldäers, des Assyrsers, Hebräers, Griechen, Römers, d. h. alle körperlichen Krankheiten werden der Bosheit der Geister (d. h. der Tiergeister, Gespenster oder Hexen) zugeschrieben, die vertrieben oder versöhnt werden müssen. Bei der Zauberei glaubte man, dass ein Kauderwelsch mächtiger wäre als die Sprache, die der Arzt oder die von ihm Betrogenen verstand. S. 468: Man klagt die Medizinmänner an, dass sie ihren Feinden Gift verschreiben. Ethn. Report 1889—90, S. 116: Man glaubte, dass die Zauberer der Sioux den Tod der Leute verursachten, die sich deren Ungnade zugezogen hatten. Ethn. Report 1887—88 S. 581: Wenn ein Apache oder anderer Medizinmann im vollen Staate ist, so hört er auf Mann zu sein und wird die Kraft, die er darstellt, oder lässt seine Anhänger glauben, dass er sie geworden ist. . . . Die mexikanischen Priester maskierten und verkleideten sich und zogen die Häute der Frauen an, die sie geopfert hatten. — So übte der Schamane die Zauberei und Arzneikunst und war dabei Priester. Ethn. Report 1887—88, S. 594: Der Indianerdoktor verliess sich weit mehr auf die Zauberei als auf natürliche Heilmittel. Tränne, Trommelschläge, Gesänge, Zauberschmäuse



und -tänze, sowie Geheul waren seine üblichen Heilmethoden. Siehe Grinnell, *The Story of the Indian* S. 210 ff.: Sie glauben fest an Träume. Ihr Glaube an ein zukünftiges Leben gründet sich zum Teil auf Träume usw.

39) Ein Beispiel der fabelhaften Erdichtung zum reinen persönlichen Gewinn findet man bei Andree 1, 77: Wenn die Grönländer an einer Stelle zu viele Seehunde fangen, so rächen sich diese auf schreckliche Weise. Sie nehmen Menschengestalt und greifen ihren Feind zur Nachtzeit in seinem Hause an. Dies ist die Verwandlung des Tieres in einen Menschen, aber der Erfinder der Geschichte dachte dabei ohne Zweifel an den eigenen Gewinn. Es ist das derselbe alte Kampf zum Schutz der Seehunde, der auf andere Weise noch heute immer fort dauert. In Siam erzählt man von Menschen, die durch Zauberformeln Tiger werden und nachts nach Beute umherstreifen (Andree 1, 72). Einer der Mann-Tiger war ein Priester.

40) G. B. Grinnell, *Blackfoot Lodge Tales* S. 283: Die Wölfe, die in früheren Tagen sehr zahlreich waren, sollen zuweilen toll geworden sein und jedes Tier, das sie trafen, gebissen haben. Dann und wann kamen sie sogar in die Lager und bissen Hunde, Pferde und Menschen. Die Leute, die ein toller Wolf biss, wurden meist auch toll. Sie zitterten, ihre Glieder zuckten, die Kiefer setzten sich in heftige Bewegung, und der Mund schäumte. Oft versuchten sie andere Leute zu beißen. Wenn irgend einer sich auf diese Weise benahm, so banden ihm die Verwandten Hände und Füße mit Stricken und wickelten ihn in die 'grüne' (frische) Haut eines eben getöteten Büffels. Dann machten sie Feuer auf ihm und um ihn her, und liessen ihn im Feuer liegen, bis die Decke anfang trocken zu werden und zu brennen. Dann zogen sie ihn aus dem Feuer heraus und nahmen die Büffelhaut ab, und er war geheilt. Dies war das Heilmittel gegen den Biss eines tollen Wolfes.

41) Zuweilen entwickelte sich sogar bei den Kundigen selbst eine Monomanie, wie bei der Zauberei. Andree 1, 76 berichtet über diese weitverbreitete Krankheit oder Täuschung (des ersten Jahrhunderts n. Chr. bis spät ins Mittelalter). Die 'Kranken' durchstreiften in der Nachtzeit die Begräbnisplätze, und bildeten sich ein, sie seien Wölfe oder Hunde, und bellten und heulten. Im Mittelalter töteten solche Menschen sogar Kinder und Erwachsene. Wenn sie wieder zur Besinnung kamen oder geheilt waren, behaupteten sie nichts von dem Geschehenen zu wissen. *Ethn. Report* 1888—89, S. 491: Bei den Schamanen berichtet man von Taschenspielerkunststücken oder angeblicher Zauberei, die mit den besten spiritistischen Sitzungen wetteifern oder sie sogar übertreffen. S. 207: Gebrauch von Mänteln, die aus den Fellen der Büffel und anderer grossen Tiere verfertigt, und mit schamanistischen Simbildern bemalt sind. S. 235: Hier nennt sich der Redner einen Wolfsgeist, der besondere Kraft besitze.

42) Im *Ethn. Report* 1889—90 S. 263 wird über den Ursprung des Wolfs erzählt: Der Wolf war eine arme Frau, die so viele Kinder hatte, dass sie ihnen nicht genug Lebensmittel verschaffen konnte. Sie wurden so mager und hungrig, dass sie sich in Wölfe verwandelten, und durchstreiften fortwährend das Land, um Futter zu finden.

43) *Ethn. Report* 1885—86, S. 152: Man kann sich keine Vorstellung machen von schrecklichen Geheul und den Körperverdrehungen dieser Gaukler (Schamanen) oder Zauberer, wenn sie sich zum Beschwören vorbereiten.

44) Andree 1, 70 berichtet über den Hauptzauberer Abessinien, der von seinen untergeordneten Tiernmenschen die Zähne der während des Jahres von ihnen getöteten Menschen als Jahrestribut verlangt. Damit schmückt er seinen Palast. *Ethn. Report* 1885—86, S. 151 über die Zauberei bei den amerikanischen Indianern: Es bestanden Gesellschaften mit doppeltem Zweck: 1. Um die Überlieferungen von dem Ursprung und von der Weltentstehungslehre der Indianer zu bewahren usw., 2. um einer gewissen Gruppe ehrgeiziger Männer und Frauen durch ihre anerkannte Fähigkeit der Geisterbeschwörung und Zauberei genügenden Einfluss zu verschaffen, um auf Kosten der Leichtgläubigen ein behagliches Dasein führen zu können. S. 162: Jeder Stamm hat seine Medizinmänner und -frauen, eine Art Priesterschaft, die man in Krankheitsfällen immer um Rat fragt. Natürlich liegt es in ihrem Interesse, die Leute glauben zu lassen, dass sie nach Belieben mit den

Munedeos verkehren können. Dann und wann besteht diese Gesellschaft aus einer Familie. Ann. 36 und Andree 1, 69.

45) Nach Grimm, Teutonic Mythology 3, 1104 waren im hohen Altertum die Hexen Priesterinnen, Ärztinnen, fabelhafte Nachtweiber, die nie verfolgt wurden. Die Mädchen konnten sich in Schwäne, die Helden in Werwölfe verwandeln, ohne der Achtung ihrer Mitmenschen verlustig zu gehen. Der Missbrauch eines Zauberspruchs wurde bestraft. Eine weise Frau, die Krankheiten heilt und Wunden bespricht, gilt erst dann für eine Hexe, wenn sie durch ihre Kunst Böses tut. Erst später, als man bei jeder Zauberei die Mitwirkung des Teufels voraussetzte, beschuldigte man jene alle der Teufelsbuhlschaft. — Ethn. Report 1901—1902, S. 393: Obwohl man die Hexen als allmächtig ansieht, werden doch nur die armen und unglücklichen verurteilt. Nur selten werden die anderen vor Gericht gestellt; ihre hervorragende Stellung verhindert die öffentliche Anklage. Das erinnert uns an unsere Gewohnheit, Verbrechen der Reichen und Mächtigen zu übersehen. Vgl. Ann. 49.

46) Solch erkünstelter Wahnsinn übt eine nachteilige Wirkung auf den Körper, besonders auf die Augen aus, so dass viele Schamanen (in Sibirien, Amerika usw.) blind werden.

47) Enc. Brit. Bd. 15, unter Lycanthropy: In Preussen, Livland und Litauen waren, nach Angabe von zwei Bischöfen, im 16. Jahrhundert die Werwölfe weit verderblicher als die 'echten und natürlichen Wölfe'. Man sagte, sie hätten eine verfluchte Verbindung derjenigen gegründet, die Neuerungen wollten, welche gegen die göttliche Lehre seien (an accursed college of those desirous of innovations contrary to the divine law).

48) Als dieser selbe Tiger-Mann (in Asien. Andree 1, 72) eine Frau tötete, machte sich deren Mann zur Verfolgung auf, folgte ihm bis an sein Haus, fing ihn später in Menschengestalt und tötete ihn. Ähnliche Kunststücke finden wir im Ethn. Report 1887—88, S. 470 berichtet: Die Medizinmänner der Pawnees verschluckten Pfeile und Messer und vollführten auch das Kunststück, dass sie einen Mann scheinbar töteten und ihn dann wieder belebten, wie die Zuñi-Indianer.

49) Grimm, Rechtsaltertümer 2, 566: 'Hexen waren fast alle aus der ärmsten und niedrigsten Volksstufe' (vgl. Ann. 45). Nach dem 'Literary Digest' vom 9. März 1907, S. 378 (Spiritualism and Spirituality) begehren viele Spiritisten die Gemeinschaft mit Geistern anscheinend nur, um desto sicherer gesund bleiben und desto leichter den Lebensunterhalt verdienen zu können. Enc. Brit., unter Lycanthropy: Die Lächerlichkeit des Aberglaubens wäre den Leuten viel früher klar geworden, wenn nicht die Meinung geherrscht hätte, dass ein verwundeter Werwolf die Menschengestalt wieder annehme: in jedem Falle, wo der vermeintliche Werwolf gefangen wurde, war es sicher, dass er verwundet war, und so erklärte man befriedigend die Tatsache, dass er nicht in Tiergestalt gefunden worden war.

50a) Ethn. Report 1897—98, 1, 263: Der Hirsch, der noch immer im Gebirge häufig vorkommt, lieferte den hauptsächlichsten Lebensunterhalt der Cherokee-Jäger, und nimmt deswegen eine hervorragende Stellung in ihren Sagen, Vorstellungen und Festen ein (vgl. Ann. 23). S. 264: Die grösste Sippschaft (clan) des Stammes heisst 'Wolf-leute'. S. 420: Die Cherokee sind immer ein landwirtschaftliches Volk gewesen, und ihr altes Land hat eine üppige Flora; daher spielt das Pflanzenreich in der Mythologie und bei den Feierlichkeiten des Stammes eine weit wichtigere Rolle als bei den Indianern der baumlosen Ebenen und dünnen Salbeiwüsten im Westen.

50b) Ein anderes Beispiel liefert die Zeitung 'Westliche Post', St. Louis vom 9. Januar 1908: Ein zahmer Wolf, der seit zwei Jahren der Liebling der Familie eines Farmers bei Marshfield, in Wisconsin gewesen war, entkam und fiel ein Huhn an. Die Tochter des Farmers rief den Wolf, aber er war vom Blutgenuss wild geworden, griff sie an und biss sie in beide Arme und ein Bein. Er hielt sie so fest, dass das Mädchen erst befreit werden konnte, nachdem sie den Wolf mit seinem Halsband fast erwürgt hatte. Auch folgender Bericht derselben Zeitung vom 13. Januar 1908 beweist das häufige Vorkommen der Wölfe heutzutage sogar in ganz volkreichen Gegenden: „Wolfplage. Aus dem

nördlichen Wisconsin wird gemeldet, dass Wölfe in diesem Jahre zahlreicher sind denn je, und dass sie, durch Hunger getrieben, sich nahe an die Ortschaften wagen und Haustiere und auch Menschen angreifen. Zwei grosse Wölfe fielen in dieser Woche das Pferd der Frau Branchard an; das Pferd scheute und jagte in den Wald, wo es durch Arbeiter angehalten wurde, welche die Bestien verscheuchten."

51) John Fiske, *Myths and Myth-Makers* S. 78 ff., erklärt den Ursprung und die Entwicklung des Werwolfs folgendermassen: Von der Vorstellung wolfartiger Gespenster war es nur ein kurzer Schritt bis zur Vorstellung der körperlichen Werwölfe. . . . Das Christentum verlieh sogar dem Werwolfglauben einen neuen und furchtbaren Charakter. Die Lykanthropie wurde als eine Art Zauberei angesehen, der Werwolf sollte seine Fähigkeiten vom Teufel erhalten. Oft war man genötigt seine Feinde zu töten, und einige mordeten sogar aus Lust am Töten (wie die Berserker): oft war es eine Art mörderischer Raserei, bei der sie sich in Wolfs- oder Bärenfelle kleideten und sich zur Nachtzeit auf den Weg machten, um unvorsichtigen Reisenden das Rückgrat zu brechen, den Schädel zu zerschmettern und dann und wann mit teuflischer Freude deren Blut zu trinken. . . . Möglicherweise waren die Wölfe oft die Erfindung einer aufgeregten Phantasie. So schrieb man die Wolfsnatur dem Wahnsinnigen oder Blödsinnigen zu, der menschenfresserische Triebe zeigte, und später schrieb die mythenbildende Phantasie dem Unglücklichen einen greifbaren Wolfkörper zu. Es waren drei Ursachen: 1. Die Verehrung der toten Vorfahren mit Wolf-Totems gab zur Vorstellung von der Verwandlung der Menschen in göttliche oder übernatürliche Wölfe Anlass; 2. man erklärte den Sturmwind als das Rauschen einer Seelenschar der Verstorbenen oder als das Geheul wolfartiger Ungeheuer (vom Christentum Dämonen genannt); 3. die Berserkerraserei und der Kannibalismus, und die angeblich von solch teuflischer Verwandlung verursachten Visionen, riefen den Werwolfaberglauben des Mittelalters ins Leben. Die Vorstellung, dass jemand, der ein Wolfsfell anzog, zum Werwolf wurde, ist vielleicht ein Überbleibsel der von den Berserkern behaupteten Tatsache, dass sie zur Nachtzeit, in Wolfs- oder Bärenfelle gekleidet, den Wald unsicher machten. Eine dauernde Heilung wurde durch die Verbrennung des Werwolfskleids bewirkt, falls der Teufel den Menschen nicht mit einem neuen Wolfsfell versah. Ursprünglich brauchte die Seele nur die äussere Hülle eines Geschöpfes anzuziehen, um zu irgend einem Geschöpf zu werden. Der ursprüngliche Werwolf ist der Nachtwind, eine Art Führer der toten Seelen, der im winterlichen Sturme heult. Vgl. Enc. Brit. unter Lycanthropy: Die Berserker Islands kleideten sich in Bären- und Wolfsfelle. In der eigentlichen Mythologie nimmt man Tiergestalt weit öfter zu bösen als zu guten Zwecken an.

52) Nach Grimm, *Teutonic Mythol.* 3, 1094, hängt die Annahme der Wolfsgestalt ursprünglich vom Anlegen eines Wolfsgürtels oder -hemdes ab, wie die Verwandlung in einen Schwan vom Anlegen des Schwänenhemdes oder -rings. Die Verwandlung braucht gar nicht zu Zauberezwecken geschehen: wer das Wolfsheud anzieht oder in dasselbe beschworen wird, unterliegt der Verwandlung. Mit der Gestalt nimmt er auch die Wildheit und das Geheul des Wolfs an. Er durchstreift den Wald und zerreisst alles, was ihm in den Weg kommt. Ähnlich ist der Glaube des amerikanischen Indianers, dass der Maskenträger mit dem Geiste des Wesens erfüllt wird, das seine Maske darstellt (Ann. 32): oder dass der Schamane in vollem Staate die Mächte verkörpert, die er darstellt (Ann. 38). [Nürnberger Flugblatt von 1589 bei A. Bartels, *Der Bauer* 1900 S. 60.]

53) In einigen Geschichten der Indianer verwandeln sich die in Wolf, Truthahn oder Eule verzauberten Menschen, wenn sie verfolgt werden, in Stein oder ein Stück verfaultes Holz. In Ann. 33 sind die unsichtbar machenden Mäntel erwähnt.

54) Hirt, *Die Indogermanen* 1, 187: Unter den grossen Raubtieren treten uns Bär und Wolf mit alten Namen entgegen. Der Wolf ist freilich überall in Europa verbreitet gewesen, der Bär ist aber ganz sicher ein Waldtier. Enc. Brit. unter Lycanthropy: Mit dem 17. Jahrhundert war in England der Werwolf schon lange ausgestorben. Es blieben der bösen Zauberin nur kleine Tiere wie die Katze, der Hase, das Wiesel usw. übrig, in die sie sich verwandeln konnten. Vgl. Ann. 5.

55) Bei den Indianern, wo verschiedene grössere Tiere häufig vorkommen, nannte man besonders die Pawnees 'Wolf-Lente' (s. die Zeichensprache der Prärien), weil sie, wie wir schon sahen, die Wölfe am besten nachahmten. In Europa, wo von grösseren Tieren nur der Wolf überall zahlreich vorkam, beschränkte man die Bezeichnung 'Wolf-Lente' (oder Werwölfe) auf keine Gegend oder Menschen, sondern nannte so allgemein alle diejenigen, die sich Wolfsart aneigneten und ihrer Verbrechen wegen verbannt wurden. Sie verkleideten sich ohne Zweifel als Wölfe, um nicht entdeckt zu werden (Ann. 5), und daher hiess der Warg oder Geächtete Wolf (Ann. 57, Schluss). Golther, Mythologie S. 102: Wird ein Werwolf verwundet oder getötet, so findet man einen wunden oder toten Menschen. Die Werwölfe halten sich, wie schon gesagt, im Walde und Dunkel auf, um eine Entdeckung zu vermeiden. — Ähnlich verhält sich die Sache bei den Hexen. Ethn. Report 1901—1902, S. 393: Die Hexen sollen die Nacht lieben und im Schatten und Dunkel lauern. Man glaubt, dass die Hexen Tiergestalt annehmen können. Sigmund und Sinfjötli hausten als Wölfe im Walde. Auch konnte der Vorfahr der Myramenn in Island des Nachts in Wolfsgestalt seine Wohnung verlassen. Nach einem anderen norwegischen Bericht vermochten manche Lente Wolfsgestalt anzunehmen, sie hausten dann im Hain und Wald, wo sie die Menschen zerrissen (Pauls Grundriss 3, 272).

56) Über Namen vgl. Ann. 31. Hier war die Entwicklung wohl dieselbe wie bei den Masken (Ann. 32) und dem Werwolfglauben selbst; d. h. a) Schutz vor äusseren Einflüssen; b) Glaube an übernatürliche Kräfte; c) Humor. — a) Enc. Brit. unter Lycanthropy: Oft werden die Kinder Wolf geheissen und als Wolf verkleidet, um ihre übernatürlichen Feinde zu betrügen (andere Beispiele der Annahme von den Eigenschaften oder der Natur der Tiere zum Zweck des persönlichen Vorteils siehe Ann. 21). Die Begleitung vom Wolf oder Raben bedeutete Sieg (J. Grimm, Teut. Mythol. 3, 1139), und das althochdeutsche Wolf-hraban (Wolfram) war wohl ein glückverheissender Name für den Helden, dem die beiden Tiere den Sieg versprochen. Keineswegs sind die Namen bloss Erzeugnisse des Zufalls. Die serbischen Mütter nennen den langersehten Sohn Vuk (Wolf); dann können die Hexen ihn nicht auffressen. Das ahd. Wolfbizo war ein glückbringender Name, d. h. ein vom Wolf Gebissener und dadurch Beschützter. So heilt man homöopathisch Gleiches durch Gleiches. — b) Gleichzeitig mit dem zunehmenden Glauben an übernatürliche Mächte kam wohl die von Meringer (Indogerm. Forsch. 16, 165) erwähnte Erteilung geheimer Namen auf, da man einem Menschen schon durch den Namen schaden und einen Feind bloss dadurch herbeirufen konnte, dass man seinen Namen sprach: 'Wenn man den Wolf nennt, kommt er g'renn'. Vgl. auch Meringer ebd. 21, 313ff.: Es war gefährlich Bären oder Wolf in den von diesen Tieren geplagten Gegenden zu erwähnen; daher vernied man es aus Furcht, den Namen dieser Tiere anzusprechen, man nannte den Bären z. B. Honigfresser usw. — c) Als man sich endlich mit den feindlichen Tieren besser messen konnte, traten eine furchtlose Stimmung und Äusserungen des Humors ein. Da entstanden solche Namen wie die in Ann. 31 erwähnten und Geschichten wie die über Romulus und Remus, die von einem Wolf gesügt wurden.

58) Die Geächteten. Die Werwolfvorstellungen werden auch mit denjenigen von Geächteten, die sich in den Wald geflüchtet haben, vermischt (vgl. Grimm). Ein bemerkenswertes Beispiel davon ist das von Sigmund und Sinfjötli in der Volsungasaga. Darüber sagt W. Golther, Handbuch der germanischen Mythologie 1895 S. 102: „Die Sage mag auf einem alten Missverständnis beruhen. Warg, Wolf hiess der Geächtete in der germanischen Rechtssprache. Warg wurde wörtlich als Wolf verstanden, und so bildete sich die Werwolfsgeschichte.“ Ebd. S. 121: „Gefesselt wurde Loki als Ächter in den Wald getrieben, er wurde Warg d. h. Wolf. Wölfe hiessen die friedlosen Waldgänger.“ Schade (Altd. deutsches Wörterbuch) erklärt das Wort warg als ein räuberisch würgendes, wütendes Wesen, ein Mensch von roher, verbrecherischer Denk- und Handlungsweise, geächteter Verbrecher, ausgestossener Missetäter: warg ist Benennung des Wolfes, in der Rechtssprache ein treu- und vertragbrüchiger Mensch, vogelfreier Mann, der den Frieden durch Mord gebrochen und landflüchtig geworden, oder nun im wilden Walde gleich dem Raubtiere haust und wie der Wolf ungestraft erlegt werden darf; im jetzigen

Gebranche auf Island Bezeichnung einer gewalttätigen Person.“ Ähnlich J. Grimm, *Gesch. d. d. Spr.* S. 233. Wie die Indianer die Geächteten behandelten, ist im *Ethn. Report* 1879—80, S. 67 ff. dargelegt: Ein Geächteter ist ein Mann, der infolge seiner Verbrechen den Schutz seiner Sippschaft (Clan) verloren hat und nicht verteidigt wird, wenn andere ihm etwas zu leide tun. Wenn die Ächtung ausgesprochen ist, z. B. bei den Wyandots, so ist der Häuptling der Wolfsippschaft (Clan) verpflichtet, dies Urteil der Ratsversammlung bekannt zu machen. Bei der Ächtung des höchsten Grades ist jedes Mitglied des Stammes, das dem Missetäter begegnet, verpflichtet, ihn wie ein Tier zu töten. Ebd. S. 60 ff.: Der Häuptling der Wolfsippschaft ist Herold und Sheriff des Stammes (vgl. auch *Ethn. Report* 1893—94, S. CXIV). Die Verbrecher hielten sich im Wald und Dunkel auf. Viele von ihnen lebten wie die Tiere, kleideten sich in Tierfelle und spielten, um andere in Schrecken zu setzen (Anm. 13, Schluss), die Rolle von Werwölfen. Da also viele Geächtete wie die Wölfe lebten, sich kleideten und benahmten, wurden Wolf und Geächteter gleichbedeutende Worte.

## Bilderbogen des 16. und 17. Jahrhunderts.

Von Johannes Bolte.

(Vgl. oben 17, 125—141.)

### 7. Der Freierkorb.

In einem verlorenen Bildergedicht von 1533 oder 1534 hatte Hans Sachs (Fabeln und Schwänke hsg. von E. Goetze I, 111) einen Baum beschrieben, 'darauf Maid und Gesellen wachsen.' Aus späteren Nachbildungen<sup>1)</sup> erkennen wir, dass hier junge Gesellen einen Baum umringten, der statt der Äpfel zierliche Mägdlein trug, und mit Knitteln oder Rechen diese begehrenswerten Früchte herabzuholen trachteten.

Verwandt damit ist das auf zwei Bilderbogen aus der Mitte des 17. Jahrhunderts erhaltene, aber auf einen Stich von Joh. Theodor de Bry<sup>2)</sup> in Frankfurt zurückgehende Bild der Freierwahl, auf dem das heiratsfähige junge Volk nicht auf einem Baume, sondern in einem grossen Korbe versammelt sitzt, in den die wählenden Jünglinge und Jungfrauen mit verhülltem Gesichte wie in einen Lostopf oder Glückshafen hineingreifen. Es wird also der Gedanke veranschaulicht, dass meist der blinde Zufall die Liebespaare zusammenführt. Auf dem ersten Bogen (A), der keinerlei Datum und Ortsangabe aufweist, ladet der Dichter in achtsilbigen Reim-

1. Ein Kupferstich von J. Th. de Bry 'Felices iuvenes, quibus haec est arbor in horti' in seinen *Emblemata saecularia* 1596 nr. 23 = 1611 nr. 14 (Neudruck von F. Warncke 1894) = Diederichs, *Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern* 1908 nr. 1053; zwei Augsburger Holzschnittbogen von M. A. Hannas, 'der Baurenknecht Baum' und 'der Baurenmädlein Baum', um 1620 (Stiefel, *Hans Sachs-Forschungen* 1891 S. 63. Weller, *Annalen* 1, 120): Rosenkranz. Zur Geschichte der deutschen Literatur 1836 S. 263.

2) *Emblemata saecularia* 1596 nr. 22 = 1611 nr. 43: *Communia caeca*. Glaub mir in Wahrheit, wer du bist, Ein blinder Griff der Heurath ist: Ist einer, den das Glück erwehlt, So sind ihr zehen, den es fehlt.

paaren die Zuschauer ein, heranzutreten und ihr Glück zu versuchen, und tröstet sie im voraus über den Ausfall ihrer Wahl mit dem Erfahrungssatze, dass niemand auf Erden von Mängeln frei sei. Dasselbe Bild, vielleicht sogar dieselbe Kupferplatte, hat dann der Nürnberger Verleger Paul Fürst, über dessen umfangreiche Tätigkeit auf dem Gebiete der illustrierten Flugblattliteratur wir von Theodor Hampe näheren Aufschluss erhoffen, mit einem neuen Text versehen, der durch das daktylische und Alexandriner-Versmass dem veränderten Zeitgeschmacke Rechnung trägt.

A) Newer Korb voll Venuskinder, | Allen Jungen Gesellen vnd Jung-  
frauen, so wol auch andern Mann- und Weibsperso- nen (die dessen bedörfftig) zum  
besten für Augen gestellt. |

[Dazu ein Kupferstich, 13×27,7 cm gross, der einen grossen, mit Männern und Frauen gefüllten Korb darstellt, an welchen von rechts Männer, von links Frauen herantreten, um mit verhülltem Gesicht ihre Wahl zu treffen. Darunter ein beschreibendes Gedicht von 74 Versen in drei Spalten. o. O. u. J. (um 1650). fol. — Gehörte 1905 dem Münchner Antiquar L. Rosenthal.]

Demnach bißhero zu der Zeit  
Sich angefangn ein grosser Streit,  
An vielen Orten hin und her  
Hat hören lassen mit beschwer  
5 Bey manchem Mann- vnd Weibsperson  
Ein grosse Lamentation,  
Vnd haben auch gantz vnverhollen  
Dem Heyrathen schuld geben wollen  
Ihrer sehr viel auff dieser Erd,  
10 Seynd auch damit noch hart beschwert,  
In dem sie gäntzlich geben vor,  
Wie daß sich nunmehr hett Amor  
Verkrochen in ein Hölen hin  
Oder Pecunia von jhn  
15 Vnversehens gewandert fort,  
Wie vns dann sagt das alt Sprichwort  
Als: Amor vincit omnia;  
Das leugst du, sprach Pecunia,  
Da ich Pecunia nicht bin,  
20 So bist du, Amor, auch bald hin<sup>1)</sup>.  
Ist also gleichsam überall  
Ein grosser Mangel ohne zahl  
Bey dergleichen Leut hie auff Erd,  
Welchs die täglich Erfahrung lehrt.  
25 Dieweil jhnen fast nicht mehr trawen  
Viel Jung Gesellen vnd Jungfrauen,  
Daß sie sich in Ehstand begeben,  
Fürchten gäntzlich dergleichen Leben  
Vnd sind bißweilen gar anderst gsinnt.

1) Über die Verbreitung dieses Spruches vgl. Bolte zu V. Schumanns Nachtbüchlein 1893 S. 400 und zu Freys Gartengesellschaft 1896 S. 282, sowie Zs. f. deutsches Altertum 48. 28.

30 Haben auch die Beysorg geschwind,  
 Sie möchten etwan derentwegen  
 Auch ſüß ankommen, vnd dargegen  
 Haben sie solches vnterlassen:  
 Darumb dann billich gleicher massen  
 35 Diesen Manns- vnd Weibspersonen allein  
 Weil sie ja so gar forchtsam seyn,  
 Ist jhnen hier zu leben voll  
 Ein Korb mit Venuskinder voll  
 Vor Augen gstellt vnd zugericht,  
 40 Darein sie mit verdecktem Gsicht  
 Können greiffen mit allem fleiß,  
 Damit sie dardurch auff die weiß  
 Ein Venuskind erdappen frey,  
 Das gänzlich ohne Mängel sey.  
 45 Wie sie es meynen zu bekommen,  
 Haben sie hier in einer Summen,  
 Sie heben darauß gleich, was sie wöllen,  
 Ein Jungfraw oder Jungen Gsellen,  
 Darmit wollen sie nur hingehen,  
 50 Allein dabey mich recht verstehen  
 Vnd mit diesem zu frieden seyn,  
 Was jedem das Glück in gemein  
 Wird geben, weil hier allerhand  
 Sorten seynd, jedoch vnbekannt.  
 55 Weil aber sonst das Sprichwort meldt.  
 Daß keiner in der gantzen Welt  
 Ohne Mangel gefunden werd  
 Vnd also auff der gantzen Erd  
 Fast ein jeder ein Mangel hat.  
 60 So ist zu fürchten hie mit rath,  
 Welcher den allergrösten hat,  
 Sey vnbewust noch frü vnd spat.  
 Wolan, jhr Jüngling vnd Jungfrawen,  
 Vnd alle, so dem Glück wolt trawen,  
 65 Trettet herbey zu dieser frist  
 Vnd schawet, wo das liebste ist,  
 So euch das Glück hier möchte beschern!  
 Darmit wolt euch gedultig nehrn  
 Vnd also darmit vor Lieb nemen.  
 70 Euch dessen gantz vnd gar nicht schämen,  
 Sondern, da es euch hier ist bschert,  
 So nemets an, weils niemand wehrt!  
 Auff daß ewr Klagen werd gestillt,  
 Ist dieser Korb euch vorgebildt.

B) Spanneuer geflochtener Freyerkorb, | Allen Jungen-Gesellen und  
 Jungfern, sowol andern angehenden Heyrahts-Leuten | zur wolmeinenden Nachricht  
 vorgestellt. | [Kupferstich wie in A; darunter 46 Verse in zwei Spalten. Um 1655.  
 fol. — Herzogliche Bibliothek in Wolfenbüttel.]



- Es giebet von neuen ein neues entzweyen,  
 Ein Poltern, ein Foltern, ein Pochen im Freyen:  
 Die Männer sich dieses und jenes beklagen,  
 Die Weiber die Leiber mit Kummer abplagen.  
 5 Gesellen zuweilen die Gelder bethören.  
 So lange sie Pfennig im Beutel nun hören,  
 So lange das Weiblein sie lieben und ehren:  
 Wann aber die Gelder nun nimmer nicht wehren  
 Vnd alls durch Bublin und Spielen verschwendet.  
 10 Die feurige Liebe sich wendet und endet,  
 Da hebet sich rauffen, da hebet sich schlagen,  
 Einander zur Klausen, zum Hause raus jagen.  
 Damit nun dieses Thun ohn Richter würd verfochten.  
 So hat man diesen Korb aus feinen Schilff geflochten  
 15 Vnd da hinein gesetzt von ailerley Gestalt  
 Von Jungfern und Geselln an Alter jung und alt:  
 Darinnen findet man viel Jungfern ohne Mängel.  
 Die schöner sind als schön als wie die schönen Engel.  
 Beneben sind auch da ein grosser Vberfluß  
 20 Der Jüngsten, die gefärbt mit Dint und Kohlen-ruß.  
 Der Mittelgattung auch, die man noch könte nehmen.  
 Wann sie sich selbstn nur zum nehmen fein bequemen.  
 Vnd auf den andern Theil da finden sich Gesellen.  
 Die sich auf Alamod in Complementen stellen.  
 25 Das Haar ist aufgekräust, der Bart ist aufgesetzt.  
 Der Kragen ist gestärkt, die Spitzen unverletzt.  
 Der Hut auf neue Art beziert mit einer Feder.  
 Der Degen henckt zur Seit, ein starkes Elend Leder  
 Ist seines Leibs Collet. Dort sitzt ein alter Jeck.  
 30 Der wegen seines Gelds sich stellt zum lieben keck,  
 Das doch kein Weibsbild acht. Doeh weil auf beyden Theilen  
 Gestalt, Geld, Hoheit, Zier uns pflegt zu übereilen,  
 So hat die Venus selbst hier diesen Fund erdacht.  
 Damit ein solcher Korb zum freyen würd gemacht.



- 35 Darüm muß Jung-gesell sein Augenlicht verstecken  
Vnd es mit einem Tuch, die Jungfern auch, bedecken  
Vnd greiffen so hinein. Was nun das Glücke trifft,  
Da wird die Heyraht gleich durch einen Grieff gestiftt.  
So greiffet ihr Knaben frisch ohne Verzagen.
- 40 So greiffet ihr Jungfern nach euren Behagen,  
Vnwissend, ob jener die Schönste erdapt.  
Die dännoch wol bucklicht, gebrechlich und knapt.  
Vnwissend, ob jene bekömmet den Buhlen.  
Der Doctor ist worden auf höchsten Schulen!
- 45 Wans glücket, so wünschen wir Segen hierzu  
Vnd alle gewünschte friedliche Ruh.

Zufinden in Nürnberg, bey Paulus Fürsten, Kunst-händlern allda, etc.

### 8. Die Buhler auf dem Narrenseil.

Die Torheit der verliebten Männer schildern die Satiriker des 15. und 16. Jahrhunderts gern unter den Bildern einer Narrenjagd und eines Vogelfanges<sup>1)</sup>. In einem Fastnachtspiel (Keller 1. 228) reitet Königin Venus auf einem Esel herein und lässt einen Narren nach dem andern an ihren Strick knüpfen oder (ebd. 1. 287) vor ihren Wagen spannen, oder (ebd. 2. 1008) sie bietet die erjagten Narren am Strick wieder feil. In Nürnberg ward zur Fastnacht 1521 ein Vogelherd dargestellt, 'darauf die jungen Weiber Narren fingen', und verschiedene Flugblätter führen diese unbesonnenen, durch Narrenkappen gekennzeichneten Vögel vor, wie sie durch ein hübsches Lockvöglein in den 'Kloben' der Kupplerin oder in ein grosses Schlagnetz gelockt werden oder an eine Leinwange herauf-flattern und in einen Vogelkäfig gesperrt werden<sup>2)</sup>.

Auf jene Metamorphose der törichten Liebhaber in Vögel verzichtet ein Kupferstich von Joh. Theodor de Bry<sup>3)</sup>, den ich als eine Versimlichung der schon bei Luther, Rivander und Maaler begegnenden Redensarten 'aufs Narrenseil führen, aufs Narrenseil setzen, auf dem Narrenseil gehn', vielleicht auch der noch älteren 'über das Seil werfen'<sup>4)</sup> auffassen möchte. Hier steht eine Dame mit zwei Kavalieren auf einem Brett, dessen vier Stützen nicht im Erdboden, sondern auf einer geflügelten schwebenden Kugel ruhen. Sie reicht die Rechte einem dritten Kavalier, der auf einer Strickleiter zu diesem luftigen, unsichren Stand emporsteigt, während ihm ein vierter nachklimmt und ein fünfter in die darunter befindliche Dornen-

1) Genauere Nachweise in Wickrams Werken 5, LXXVIII und LVII f.

2) Hans Sachs, Die Eulenbeis 1532 (Fabeln und Schwänke ed. Goetze 1, 82 nr. 25) und der Buhler Vogelherd 1534 (ebd. 1, 125 nr. 38). Hirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch 1, nr. 327, 328. Diederichs, Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern 1, nr. 767, 2, nr. 1087, 1103, 1104.

3) Emblemata saecularia 1596 nr. 31 = 1611 nr. 52 'Amatores funambuli.'

4) Grimm, DWb. 7, 380, 10, 217 f. Vgl. unten 8, 57, V. 9: 'sie warf sie über Seil'.

hecke hinabstürzt. Auf der andern Seite gleiten zwei andre Jünglinge an einem Stricke hinunter in eine grosse Narrenkappe. Im Hintergrunde prügelt vor einem Hause ein Mann sein Weib, während der Teufel dazu die Trommel schlägt. Dies Bild erscheint vergrössert auch auf zwei Flugblättern:

#### A) DER · BVLER · SPIGELL.

[Der oben beschriebene Kupferstich mit 28 erklärenden Versen wie bei de Bry o. O. u. J. (um 1600). Folio. — Im herzoglichen Museum zu Gotha.]

Die bulerin spricht.

- Secht, bin ich nicht ein Feine diern,  
 Wie ich sie auff dem seill kañ führn!  
 Ich hab gerustet, gerustet hog,  
 Doch steigē sie mir alle nag.  
 5 Mit hend bietē, Fus Tretn vnd lachn  
 Kan Ich als balt drei narren machen<sup>1)</sup>.  
 Ich Will Kein, Der ein handtwerk Kan,  
 Viel Winger Einen bavers mann:  
 Den sie sint mir all Viel zu schlecht.  
 10 Der nicht Kan steigē diese Weg.  
 Es Mūs Ein Dapfer schnauzhan sein,  
 Dem geb ich denn Ein Messerlein,  
 Der Schneit den Weg alsbalt Entzwei,  
 Das er Mein Rechter haussmañ Sei.

Der buler spricht.

- 15 Ho bo, magt, hör, ob du mir hast  
 Die narren Kapp gleich ahngefast,  
 Die Kañ ich mitt der Zeit abthon,  
 Das dir Wol Wirt ein anderer lohn.  
 Ein sprichwort geht, das ist sehr gut:  
 20 Kein golt ist all, was gleisen thut<sup>2)</sup>.  
 Dein Vnbestendigkeit zeigt ahn,  
 Das dir dein glück noch fleügt daruon.  
 Der teuffel schon sein samē seht,  
 Darin dein Vnklick deñ aufgeht.  
 25 Dein deil wirstu bekommen fein,  
 Das gleich vnd gleich beisam wirt sein.  
 Eür dantz Wirt oft seltsam ergahn.  
 Der teuffel Wirt dir der drümē schlan.

#### B) Der Jungfrauen Narrenseil.

[Dies von Paul Fürst in Nürnberg um 1650 gedruckte Folioblatt wiederholt den Kupferstich von A (Grösse 25,2 × 26,2 cm) und fügt ihm einen neuen Text in Alexandrinern bei. — Wolfenbüttel.]

1) Über diesen Reim und die dazu gehörigen Illustrationen vgl. R. Köhler, Kleine Schriften 2, 473 'Ein Weib und drei Liebhaber'; ferner Oechelhäuser, Der Bilderkreis zum wälschen Gaste 1890 S. 26. Diederichs, Deutsches Leben der Vergangenheit 1908 nr. 1099. 1101. Celtes, Epigrammata 1, 29. Hock, Blumenfeld 1601 cap. 73, 6. Dreselly, Grab-schriften 1900 nr. 1205. J. v. d. Heyden, Speculum Cornelianum (1618. 1879) nr. 27.

2) Vgl. Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon 1, 1789.

- Mein Seil ist aufgespannt, zu narren die Gesellen,  
 Mein Stand ist Unbestand, mein Wählen wie die Wellen.  
 Ein Narr ist, der mir traut. Mein Hertz ist wie ein Ball;  
 Mein Sinn ist Flügel-leicht, ich hebe sie zum Fall.  
 5 Wer meynt, er steh, der ligt. Den laß ich ein, den aus.  
 Seht an die Narren-Khapp', ich bin ein Taubenhaus<sup>1)</sup>. —  
 Wie mancher hat bey der am Narrenseil gezogen!  
 Die viel betrogen hat, muß wieder seyn betrogen.  
 Kein Freyer war ihr recht, sie warf sie über Seil.  
 10 Nun ward die Narrenkapp' ihr endlich selbst zu theil.  
 Der rechte Lohn vor sie, ein Teuffels-böser Man.  
 O Prügel her, daß er sie dapper dreschen kan!

Paulus Fürst Excudit.

Unser Bilderbogen hat noch 1689 einen untergeordneten Autor Ignatius Franciscus v. Clausen zu einem Ich-romane angeregt, der folgenden weit-schweifigen Titel führt:

Der Politischen Jungfern Narren-Seil, Das ist, Genaue und eigentliche Beschreibung, welcher Gestalt heut zu Tage das Frauen-Volk, und sonderlich die Jungfern, das verlobte und buhlerische Manns-Volk so artig weiß bey der Nase herum zu führen. Sie zu vexiren, agiren, und endlich listig gar abzuweisen, auch was es öfters vor ein Ende mit dergleichen Frauens-Volk nehme. Allen Curiosen zu sonderbarer Belustigung, andern zur Zeit-vertreibenden Gemüths-Ergötzung, sonderlich aber allen Buhlern zur Warnung, und denen Frauens-Volk zur Besserung und Erbauung vorgestellt von Ignatio Francisco à Clausen. Anno M.DC.LXXXIX. 37/12 Bogen 12°. (Berlin Yu 8-21.)

Der Erzähler kehrt zu Placentz im Wirtshaus zur güldenen Laus ein und betrachtet in seiner Schlafkammer die an den Wänden befindlichen Bilder. „Unter andern aber (berichtet er Bl. B 9a) wurde ich gewahr eines artigen Bildes. Es ward aufgespannet ein Seil, wie die Seiltänzer zu thun pflegen. [B 9b] auf welchen eine wohlgeputzte Jungfer stand, welche an einen Seil allerhand Manns-Personen, so wohl nach den Stand als Alter hinauf an sich zog, hinter sich aber in eine auf der Erde weit ausgespannete Narren-Kappe fielen, mit dieser Beyschrift:

- Mein Seil ist aufgespannt, zu narren die Gesellen,  
 Mein Stand ist Unbestand, mein Wehlen wie die Wellen:  
 Ein Narr ist, der mir traut: mein Hertz ist wie ein Ball,  
 Mein Sinn ist Flügel leicht, ich habe sie zum Fall.  
 5 Wer meint, er steh', der liegt dort in den Narren-Hauß.  
 Ich bin ein Tauben-Hauß, den laß ich ein, den aus.  
 Wie mancher hat bey mir an Narren-Seil gezogen,  
 Wie manchen habe ich umbs paare Geld betrogen!  
 Ich narrete alle gleich und warff sie übers Seil. [B 10a]  
 10 Nun ist die Narren-Kapp mir worden selbst zum Theil.  
 Ein Teuffels-böser Mann ist worden mir zu Lohne,  
 Nun geh ich aller Welt zu Schimpff, zu Spott, zu Holne.  
 Kein Freyer war mir gut, es ist mir eben recht,  
 Kein schlechter solt es seyn, jetzt ists ein Bauern-Knecht.

1) Vgl. Erk-Böhme, Deutscher Liederhort nr. 480 (Dein Herz ist wie ein Taubenhaus' (G. Lange 1592) und die Kupferstiche bei R. v. Lichtenberg, Humor bei den deutschen Kupferstechern des 16. Jahrhunderts 1897 S. 53 Taf. 8 und Diederichs, Deutsches Leben der Vergangenheit 1908 nr. 1101. De Bry, Emblemata saecularia 1611 nr. 51.

... [B 10b] Eben an diesen Bilde, hinten in Winkel wurde ich noch eines à parte Gemäbldes gewahr, da ein Mann seine Frau beym Haaren bette, mit einen Prügel sie weitlich abklopfete, und der Teuffel die Trommel darzu schlugte."

### 9. Bigorne und Chicheface in Holland und Deutschland.

Die eigentümliche Satire auf unverträgliche Weiber, welche dem unten besprochenen niederländischen Kupferstiche des 17. Jahrhunderts zugrunde liegt, hat eine lange Entwicklungsgeschichte, auf die wir indes nur mit wenigen Worten eingehen wollen<sup>1)</sup>. Ihren Ursprung hat sie im mittelalterlichen Frankreich. Dort erzählt im 13. Jahrhundert ein unbekannter Dichter<sup>2)</sup>, wie er in Lothringen ein wildes Tier im Walde erblickt habe, greulich von Leib und Angesicht mit langen Zähnen und glühenden Augen, geheissen la chicheface (hässliches Gesicht): ein Bauer berichtet ihm, dass es sich nur von guten und gehorsamen Ehefrauen nähre, nun gebe es solche weder in Toskana noch in der Lombardei mehr, auch in der Normandie sei kein Dutzend vorhanden. Dies zaundürre, magere Tier, dessen Name Chicheface im 15. und 16. Jahrhundert sprichwörtlich gebraucht wird und auch in Chaucers *Canterbury Tales* erscheint, ward oft auf Gemälden dargestellt und rief auch ein Gegenstück *Bicorne* hervor, das wir zuerst bei dem englischen Dichter Lydgate († 1446) antreffen<sup>3)</sup>. In 19 siebenzeiligen Strophen, die wohl zur Erläuterung eines Wandteppichs bestimmt waren, stellt sich das feiste Untier *Bycorne* vor, das geduldige und ihren Frauen untertänige Männer frisst, worauf mehrere solche Ehemänner ihr nahes Ende in seinem Rachen verkünden: dann jammert eine von Chicheface gepackte Frau und warnt ihre Genossinnen, den Männern ihren Willen zu tun. Chicheface erzählt, wie selten sie ein gutes Weib finde, und der Gatte der eben verzehrten Frau beklagt ihren Verlust. Dass Lydgate hier durch französische Vorbilder angeregt ward, beweist die Beschreibung des Freskogemäldes, das der Haushofmeister König Franz des I., Rigault d'Aurelle († 1517) in seinem Schlosse zu Villeneuve in der Anvergne anbringen liess, sowie zwei französische Gedichte in neunzeiligen Strophen auf Bigorne und Chicheface, welche in mehreren Drucken des 16. Jahrhunderts vorliegen und aus einem ähnlichen Dialoge jedes Tieres mit seinem Opfer bestehen. Auf dem Titelblatte dieser Poeme (Fig. 2—3) ist in rohem Holzschnitt die typische Gestalt beider Ungehener veranschaulicht, während ein besser

1) Ich verweise auf A. de Montaignon, *Recueil de poesies françoises des 15. et 16. siècles* 2, 187 und 11, 284, sowie auf meine Aufsätze im *Archiv für neuere Sprachen* 106, 1 und 114, 80.

2) *De la Chicheface*, 68 Verse bei Jubinal, *Mystères inédits du 15. siècle* 1, 390 1837.

3) Göttinger, *Die Lyrik Lydgates* 1896 S. 55.

gezeichnetes Folioblatt des von 1578 bis 1610 tätigen Lyoner Formschneiders Léonard Odet (Archiv 114, 81) noch andere Figuren hinzuffügt und ein bewegtes Gruppenbild liefert. Auf einem englischen Holzschnitte aus dem Ende des 16. Jahrhunderts heisst das feiste Tier Fill-Gutt, das magere Pinch-Belly. In Florenz verfasste etwa 50 Jahre zuvor Guglielmo detto il Giuggiola einen italienischen 'Canto di Biurro' in neunzeiligen Strophen: dies bei einem Karnevalszuge auftretende Tier ist gleich dem Bigorne zur Strafe der bösen Weiber gesandt, ihre allzu unterwürtigen Männer zu fressen.

In Deutschland können wir wiederholte Versuche beobachten, die

**B**igorne qui mē  
ge tous les hommes qui  
font le commandement de leurs femmes.



Fig. 2. Titelblatt des Bigorne (Lyon um 1537. 4 Bl. 4<sup>te</sup>) in halber Grösse. — Nach Catalogue de la bibliothèque de James de Rothschild 1, 338 (1884).

**C**hicheface qui mangetou  
tes les bormes femmes.

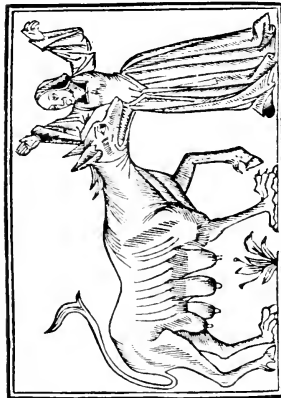


Fig. 3. Titelblatt der Chicheface (Lyon um 1537. 4 Bl. 1<sup>re</sup>) in halber Grösse. — Nach Catalogue de la bibliothèque de James de Rothschild 1, 339 (1884).

französische Satire einzubürgern. Eine leidlich getreue, aber nicht vollständige metrische Wiedergabe des Dit de Bigorne und des Dit de Chicheface liefert ein 1586 erschienenes, mit einem Holzschnitte geschmücktes Folioblatt:

Zwey Wunderthier so erst newlich ins Teutschlandt gebracht sind worden, vnd haben die Natur vnd art, das sie anders nichts fressen, das ein gute Mañ, das ander gute Frawen, damit sich meniglich wisse zuffürsehen, ist jrgend ein Mann so ein gute Frawen, oder ein Weib so ein guten lieben Mann hat, mögen sie dieselbigen vor diesen zweyen grausamen Thieren wol verwaren, damit man aber wisse wie sie genennet werden, das erst so die gute Mann frisset, heisset Bigorne, das ander so die gute Weiber frisset wird genant Ciscefasche, etc. (155 Verse. Abgedruckt im Archiv 106, 1).

Während dieser gar nicht üble Holzschnitt im wesentlichen die einfachen Titelbilder der französischen Originale, wie sie in unserer Fig. 2—3 vorliegen, wiederholt und seinerseits das Vorbild für ein grosses Wand-

gemälde zu Wyl im Thurgau abgegeben zu haben scheint, das ein schweizerischer Anekdotensammler 1651 beschreibt<sup>1)</sup>, lehnt sich ein niederländischer Kupferstecher von 1611 in einem grossen Blatte an Odets umfanglichere Komposition an; der noch selbständiger verfahrenende Verfasser der beigegebenen Erläuterung in Alexandrinern gibt den verschiedenen Ehepaaren besondere Namen und tauft das französische Ungeheuer Chieheface in Scherminckel-aensicht um. Demselben Stiche fügte der Augsburger Kunsthändler J. Klocker statt der niederländischen Alexandriner deutsche Reimpaare bei, die allgemeiner gehalten sind und dem Inhalte des Flugblattes von 1586 nahekommen.

Auf dem aussergewöhnlich grossen, aus zwei Platten zusammengesetzten Kupferstiche (32,5 *cm* hoch, 76,5 *cm* breit), dessen niederländische Inschriften seine Herkunft deutlich bezeugen, steht links das feiste, einem Rhinoceros ähnelnde Untier Bigorne und verschlingt einen Mann, während der von seiner Frau Duyvel verfolgte Goeden broeder vor ihm kniet. Ausserdem gewahrt man noch mehrere Gruppen: Frau Nijdiceit prügelt ihren auf der Erde liegenden Mann Jan goetbloet, Frau Macy zerrt den Signoir [so] an den Haaren, Frau Neel schlägt auf Jaep los. In der Mitte des Bildes zieht eine Schar von Männern mit gefalteten Händen zu Bigorne hin; Frau Griet eilt von der Seite auf sie los. Auf der rechten Bildhälfte packt das dürre Tier Schreminckel aensicht, das völlig der französischen Chieheface mit den lang herabhängenden Zitzen gleicht. eine fügsame Frau Engeltjen, um sie zu verzehren.

Von diesem Stiche besitzt das Herzogliche Museum in Gotha zwei Exemplare, eins mit niederländischen Versen darunter<sup>2)</sup> aus dem Verlage von David de Meyn in Amsterdam vom Jahre 1611 und ein undatiertes mit deutschem Texte aus dem Verlage von Johann Klocker zu Augsburg, von dem mir Flugblätter aus den Jahren 1628 und 1629 bekannt sind. Diese Beischriften stehen auf je zwei Papierstreifen, die oben und unten auf die beiden Bogen aufgeklebt sind, aus denen sich der Kupferstich zusammensetzt.

#### A) AFBEELD[INGE VANDE GOEDE MANNEN EN QVADE WYVEN.

- Jan Goetbloet* me vernam, hoe dat dit vette beest  
 De mannen helpt van caut, die leven seer bevreest  
 Int jock en slavernij van d'oucr quade wijven:  
 Hy wilde wachten niet noch lang de minste blijven,  
 Dies tooch hy opte been, liep tot dit monster dra.  
 Maer *Nijdiceit* syn wijff hem volchde achter nae  
 Met eenen quaden moet, schymbeckende met eenen,  
 Nam eenen goeden stock, stiet goede Jan daer henen  
 En mat syn ribben wel byna schier bont en gran,  
 10 Dat den [? desen] goeden man scheen creupel ende blau.

1. J. Bächtold, Ein Mundvoll kurzweiliger Schimpf- und Glimpfreden (Festgabe zu R. Köhlers 60. Geburtstage 1890) S. 9.

2) Eine spätere Ausgabe (Bigorne en Scherminckel-aensicht. Amsterdam, P. van der Keere 1621) verzeichnet F. Muller, De nederlandsche Geschiedenis in Platen 4, 44 nr. 418 Ae (1882). — Über Scherminckel vgl. auch De Cock, Spreekwoorden en zegswijzen afkomstig van oude gebruiken<sup>2</sup> 1908 S. 345.

## Vant Schreminekel aensicht.

een nager verveerlijck dier, dat niet dan goede vrouwen eet.

Nu claecht elck goede man van syn vileyne wijf.  
 Noyt claechdes goede vrou over haers mans gekijf.  
 Haer leven synde moe. maer eer de tijt verbeyden.  
 Tot dat de wreede doot hun beyde mochte scheyden.  
 15 *T scherminekel aensicht* wacht na spijs met soberheyt,  
 Na dien geen goede wijfs hem worden toegeleyt.  
 Tvel schut hem over tbeen met wreet gesichts vermouden:  
 Heeft in twee hondert jaer maer een goet wijf gevonden.  
 Dwelck volget haers mans raet en doet me synen wil  
 20 En laet hem wesen thooft, hoort, siet en swyget stil.  
 Dees vant hy op het lest, een *Engel* goederhanden.  
 Die haren lieven man noyt brengen wou in schanden.  
 Maer dede synen wil, gelyck als dat behoort.  
 Dus quam dit erengich dier en wou daer mede voort.  
 25 Doch sy seer deerlick creet en tierde boven maten:  
 'Hoe sal ick connen so mijn lieven man verlaten!  
 Dus een eerbacrlyck wijf, goet, dienstbaer en beleef  
 Ter werelt is, en doch elck meent, dat hyse heeft.

Een yeder merket aen des werelts plaghen meest.  
 30 Den man vant wijf beheert *Bigorne* thorenbeest  
 Helaes bidt jammerlyck, mits twyff met boos vermeten  
 Vileynichlycken kyft, soecht wesen opgegeten.  
 Segt d'arme manne: 'Lief myn schoone en myn reyn'.  
 Sy seyt: 'Ghy schelm, ghy dief, ghy moorder en vileyn'.  
 35 Met handen inde sy schier als een duyvelinne  
 Den *goeden broeder* bidt: 'Bigorne, sloect haest inne.  
 Tgeen in u wangen steeckt! Ick sit u schoon bereyt  
 Tot voetsel, mits dat ghy het goet vant quade scheyt.  
 Ick deed' des duyvels wil in als, twas veel te qualer.  
 40 Noyt brack ick het gebodt van dit serpent en ader.  
 Ghy siet, ick claech te recht: dees duyvelinne wreet  
 Mach lyden niet, dat ghy my met ghemack op eet.'

*Signori* [?] valt te cort, mits *Maey* int boos verplicht  
 Met vuysten hem betaelt en erabt nyt syn gesicht:  
 45 'Helaes ick goede man ben me geheel verlegghen.  
 Die noyt nyt quaetheyt lach een stroo in haerder wegen.  
 Het hayre en den baert schier blyft in hare hant.  
 Bigorne, spoeyt u wat, belettet dese schant!  
 V oogst staet voor de deur: als ghy my hebt genomen,  
 50 So sullen duyssent meer hier haestich tot u comen.  
 Den *grooten trappe* volcht der goede mannen jent,  
 Die geen van al syn hant aent duyvels vel en schent.  
 Wy vlieden d'aertsche hel met handen tsaem ghevouwen.  
 Bigorne, goeden cost u stueren boose vrouwen.'  
 55 De handen beyd' om hooch so steeckt de quade *Griet*,  
 Schuymbeckt afgrysellyck, eer sy haer goe man siet.  
 Die binnen tgroote heyr bedroeflyck weent met elagen,  
 Hoopt, dat hy lange niet van haer sal syn geslagen.

Aenmerckt dus, mannen al, hun clachten syn te groot,  
 60 Veel liever eens verlost dan eewich sterven doot.  
 Tsy edelman oft boer, dit heeft hnn lang verdooten.  
 Sy hadden liever t' loot in d'ooren leet ghegooten

- Dan daechlycks het gekeeck oft preutlen van het wijf,  
So creech dan eenmael rust de ziele en het lyf.
- 65 Eer dat Bigorne can verhooren s' boosheys blamen,  
So schreyt een yeder nyt met beyd' de handen tsamen:  
'Verblijt u, vette beest, hont maeltijt, schost en brost!  
De werelt is op d'ent, u en ontbreect geen cost.  
Siet u beloofde lant, rept haestich, vult de hoecken!
- 70 So krijgen dan te recht de wijfs der mannen broecken.  
Sy willent hebben al, het wambeys, broeck en rock,  
Het heerschen en tgebiet, ja t'smijten met een stock,  
Het scheeren vanden baert, het preutelen en snauwen.  
Ja d'armen goede mans de ooggen schoon verblanwen,
- 75 Aensiet den goeden *Jacp.* so quaet gelijk een mugge,  
Die van een boose *Neel* gesmeeret wert den rugge!  
Den goeden goossen vlucht, de slange volgt naer  
En wou den man wel sien, die voocht oft meester waer.  
'Ick woonder, seyt dat vel, mijn gramschap gaet onthuycken.
- 80 *Neel* wil, dat Jap sal syn de minst en onderduycken.'

FINIS.

t'Amstelredam by David de meyn, Caert ende Constvercooper aende Bours inde  
Werelt-Caert. Anno 1611.

**B) Die deutsche Ausgabe.**

Das Thier, so hier vor Augen ist,  
Nichts dann die frommen Männer frist.  
Das Thier so mager an dem Leib,  
Frist nichts dann nur ein frommes Weib.

Unter dem Kupferstiche steht:

- O Ihr Männer auff der Ban,  
Schawet hie das Exempel an,  
Nemblich das wunder grosse Thier  
So feißt vnd dick, auff daß es schier
- 5 Nicht mehr kan auff den Füßen gehn!  
Erstlich must du darbey verstehn.  
Dann dises Thier voll böser Tücken  
Die frommen Männer thut verschlucken,  
So sie die Weiber lassen schlagen,
- 10 Mit zancken, greinen hefftig blagen  
Vnd jhn außreissen Haar vnd Bart.  
Wie jetzund ist der Weiber art.  
Dann deren Weiber findt man vil,  
Daß der Mann thun muß, was sie will,
- 15 Vnd solt es kosten Leib vnd Leben:  
Wie dann du allhie siehst darneben  
Das böse Weib auff diser Ban  
Dem Thier thut schencken jederman.

Welcher Mann hat ein böses Weib,  
Der wirdt gantz dürr an seinem Leib 20  
Vnd wirdt auch von dem Thier zernagen.  
So ist mein raht, er soll sie schlagen  
Vnd mit jhr durch al Winckel rennen,  
So kan er disem Thier enttrinnen.

O Ihr Weiber auff der Erden, 25  
Vnd wann jhr nicht wolt frömmen werden,  
So muß ich armes Thier verderben  
Vnd in der Welt gar hunger sterben.  
Ihr seyt vil erger dann der Teuffel,  
Das erfahrt mancher ohne zweiffel, 30  
Mit zancken, schreyen vnd auch reissen,  
Mit kratzen, schlagen vnd auch beissen.  
Mit schlieren, fressen vnd auch naschen.  
Ja, was sie vor den Mann erhaschen,  
Das thun sie alls allein verzehrn. 35  
Wer will mich armes Thier ernehn!  
Wie ist so dürr mein gantzer Leib!  
O daß ich find ein frommes Weib,  
Daß ich kundt meinen Hunger büssen!  
Sonst würdt ich gantz verderben müssen: 40  
Dann in der gantzen Welt herum  
Ich nicht ein frommes Weib bekumb.

[Die letzten 6 Verse fehlen.]

In Verlegung Joham Klockers, Hauß vnd Laden beyrn Barfusser Thor, in Augspurg.

Um 1616 nutzte der sich unter dem Anagramm Cheruspatte Faron verbergende Rupert a Castenhof die auf die Ehefrauen gemünzte Figur der Chieheface zu einer Satire auf die Jungfrauen aus: von diesem Nürnberger Flugblatte 'Der Junckfrawen Hundt' (Weller, Annalen 2, 499:



vgl. 2, 253) ist eine 1666 gemachte Bearbeitung im Archiv 114, 85 abgedruckt. Ein noch früheres deutsches Seitenstück zu Bigorne und Chieheface liefert Hans Sachsens schalkhaftes Spruchgedicht vom Narrenfresser (1530, Fabeln und Schwänke 1, 11 nr. 5), nur dass hier nicht zwei Tiere, sondern zwei riesenhafte wilde Männer auftreten, von denen der feiste die zahlreichen Narren verzehrt, während sein dürrer Geselle sich von den seltenen Männern nähren muss, welche in ihrem Hause Herren sind.

## 10. Der Hahnrei.

Zum Verständnis der unten zusammengestellten Abbildungen des Hahnreis müssen wir einen kurzen Blick auf die für die Entwicklung der Volksmoral lehrreiche Geschichte dieses Wortes und Begriffes werfen, für die in Wörterbüchern und mehr oder minder gelehrten Abhandlungen<sup>1)</sup> bereits mancherlei Material zusammengetragen ist. Älter als der Ausdruck Hahnrei sind zwei andre Scheltworte für den Gatten einer Ehebrecherin, deren bildlicher Charakter einer Erläuterung bedarf: Hörnerträger und Kuckuck.

1) Rabelais 3, 11 'Le songe de Panurge' ein Literaturverzeichnis zu 3, 33 in Regis Übersetzung 2, 445. — Bouchet. Les serées liv. 1 1581 2, 75—123 ed. Roybet: 'Des cocus et des cornards'. — A. Du Verdier. Les diverses leçons 6, 8 (1610 p. 498—501): 'Pourquoy en France on appelle cocu le mary d'une femme impudique et en Italie Becco.' — De encurbitatione disputatio feudalisa. Facetiae facetiarum 1615 p. 161—171. — Dissertatio de Haureitatum materia, quam praesidente Josepho Cornigero proponit Bartholomaeus Alethrochoras. Hauripoli Cornutorum 1627. 1°. — Joseph Hanemann von Mühlberg. Hahnreystutzer, d. i. notdürftiger vnterricht von der Hahnreitet. Hahnberg 1626. 18 S. 1° (nach Hayn, Bibliotheca Germanorum erotica? 1885 S. 101. — Neugekleideter Hahnreystutzer ex diss. Barthol. Alethrochorae durch Josephum Cornelium von Frauenlist (1630. 1°. — 1713. 1°. — Triumphirender Hahnreystutzer. Nirsingheim 1677. 12°. — Ladislaus Simplicius. Der herrliche Triumph-Wagen Actaeontis. Franckenh. 1685. 12° (in Weimar). — Wohlgeputzter Hahnrey-Stutzer. Schmaekewalde 1701. — Hanenheyers Triumphff. Hornburg 1716. — Harsdörffer. Frauenzimmer-Gesprächspiele 7, 311 (1617). — Moscherosch, Gesichte Philanders von Sittewald 2, 320—335 (1665: 'Weiber-Loh'). — Du couagne, von der Hahnreischafft. 1665. 1°. — Ge. Francus. Tractatus philologico-medicus de cornutis. Heidelberg 1678 p. 2. — Der gute Mann, oder der wohlbegabte Hörner-Träger, abgebildet von Archiero Cornemico 1682 S. 23. — Les privilèges du couagne. 1682. 1708. 1722. — Jac. Moeller, Discursus duo de cornutis et de hermaphroditis. Francofurti 1692. 1°. — K. F. Paullini. Zeitkürztzende erbauliche Lust 3, 127. 572 (1697). — Philander von der Palme. Vermischte Gedanken von der Hahnreimacherey. Cornopolis (nu 1739). — Die Welt-bekante, doch nicht von jedermann recht-erkannte Hahnreyschafft. Pf. 1733. — Sermon pour la consolation des cocus. Amboise 1751 u. 3. (nach Nisard, Hist. des livres populaires<sup>2</sup> 1, 338. 1864 aus den Privilèges du couagne 1708. Dänisch: En meget curious, lystig og kort Tale, alle Hanredere til Trøst og Lindring, af det franske Sprøg udsat. Kjøbenhavn 1818. — Schon in La muse folastre 1, 59a. 1612 steht eine gereimte Consolation pour les cocus). — Läteke. Über das Wort Hahnrei und die entsprechenden Wörter verschiedener Sprachen (v. d. Hagens Germania 1, 144—157). — F. Brinkmann, Metapherstudien 1, 522—533 (1878) = Archiv für neuere Sprachen 58, 200—206. — Dunger. Hörner aufsetzen und Hahnrei (Germania 29, 59—70.

Einen gehörnten Sprachmeister (*γραμματιστὸν κερατοφόρον*) verspottet schon der unter Nero lebende griechische Dichter Lukillios in einem Epigramm der Anthologia Palatina II, 278:

Dranssen lehrtest des Paris und Menelaos Verdruß du:  
Deiner Helena drin dienen der Parise viel. (Regis.)

Um's Jahr 1000 erscheint dafür die Bezeichnung *κερατίας*; nach der dem Kódinos zugeschriebenen Schilderung der Bauwerke von Konstantinopel (Migne, Patrologia Graeca 157, 601) stand dort nahe der Werft eine Statue mit vier Hörnern, die sich wunderbarerweise dreimal um sich selbst drehte, wenn ihr ein Halmrei (*ὅστις εἶχεν ἐπόλημιν τοῦ εἶναι κερατίων*) nahe. Von der ungetreuen Frau sagte man, sie schaffe ihrem Manne Hörner; so heisst es in einer von Hercher freilich als späteres Einschlebsel unter den Text gesetzten<sup>1)</sup> Stelle im Traumbuche Artemidors (Onirocritica 2, 12 ed. Hercher 1864): *ὅτι ἡ γυνή σου πορνείσει καὶ τὸ λεγόμενον κέρατα ἀπὸ τοῦ ποῦσει*. Den Halmrei aber verspottete man, indem man zwei Finger der Hand, meist wohl den zweiten und fünften, in Form von zwei Hörnern gegen ihn ausstreckte, also dieselbe Gebärde machte, die bei uns 'einem den Esel bohren' oder 'den Gecken stechen' heisst und bei den heutigen Italienern als 'far le corna' zur Abwehr des bösen Blickes und andern Unheils gebraucht wird<sup>2)</sup>. Ein solcher stummer Vorwurf, wie er noch heut bei den Griechen<sup>3)</sup> geübt wird, galt als Ehrenkränkung, und der Täter (*ὁ ἐββάζων κεραταίων δέξει*) ward mit gesetzlicher Strafe bedroht<sup>4)</sup>. Ebenso stand nach den Stadtgesetzen von Mantua<sup>5)</sup> eine Geldstrafe darauf, 'si quis ad iniuriam alterius posuerit ad domum alicuius cornu seu cornua bestiarum.' Von dem 1185 ermordeten Kaiser Andronikos I. Komnenos erzählt sein Biograph<sup>6)</sup>.

1) Doch gestehe ich, dass Herchers Beweisführung im Rheinischen Museum 1862, 85 f. mich nicht völlig überzeugt hat. *Κερατίας* steht in Achmets Onirocritica c. 127 (Artemidor ed. Rigault 1603); ein Traktat *περὶ τῶν κερατῶν* von Michael Psellos aus dessen Problemata im Codex Vaticanus 1088 (Rhein. Mus. 1862, 87).

2) O. Jahn, Ber. der sächs. Gesellschaft der Wiss., phil.-hist. Kl. 1855, 58. Pitre, Biblioteca delle tradiz. pop. siciliane 17, 242. Sittl, Die Gebärden der Griechen S. 121. — Über die Gebärde der Feige s. unten S. 81<sup>1)</sup>.

3) Keratas ist ein Schimpfwort, das von den Griechen im Ärger angewendet wird, wobei sie zwei Finger an die Stirne halten' (Das Ausland 1833, 273 nach dem Monthly Magazine); eine noch stärkere Schelte ist auf Kephallenia *ἀλαγοζέτης* (*Νεοελληνικά Ἰνδύεσσα* 2, 153).

4) Du Cange, Glossarium mediae et infimae Graecitatis s. v. *Κερατίων*. Dass es sich hier aber um ein langobardisches Gesetz handle, ist ein Irrtum Du Canges; vgl. Bluhne in MG. Legeß 4, 225<sup>1)</sup>. Dagegen hatte der Langobardenkönig Rothari (Edictus § 381) die Schelte *Arga* (= *encurbita*, Halmrei) verboten.

5) Du Cange, Glossarium mediae Latinitatis s. v. *cornu*. Verschieden davon sind die von Bettlern an ein Haus, in dem drei mitleidige Frauen wohnen, gemalten Zeichen V Δ Δ Δ (Zs. f. vgl. Sprachforschung 39, 611), auf die mich Hr. Dr. S. Feist freundlich hinwies.

6) Nicetas Choniates, Historia ed. I. Bekker 1835 p. 418, 19: *Τὸν παρ' αὐτοῦ θηρομύρον ἐλάγων τὰ κέρατα, ὅσα δωδεκάδοξα ἦν καὶ εἶχον τὴν θάλαττον, ταῖς κατὰ τὴν ἀγορὰν ἀγῶν ἀνίστα, τῷ μὲν δοκῶν εἰς ἔνδειξιν τοῦ μεγέθους τῶν παρ' αὐτοῦ ἀλαγοζέτων ἀγῶν, τῷ δὲ ὄντι διαγοζόμενος τὸ ποῦσιν καὶ διαδύων εἰς ἀγορὰν τῶν γαιστῶν.*

dass er die Geweihe der von ihm erlegten Hirsche an den Eingängen zum Marktplatze zu Konstantinopel aufhängte, um damit die Ehemänner leichtfertiger Frauen zu verspotten.

Wir fragen nun: wie kommt der gekränkte Gatte zu den Hörnern, die anderwärts als Bild der Kraft und des Mutes erscheinen, hier aber eine empfindliche Schmach bedeuten? Nach Sittl (*Die Gebärden der Griechen und Römer* 1890 S. 103) sollen die zwei ausgestreckten Finger auf zwei Männer der einen Frau hinweisen, wie der eine vorgestreckte Mittelfinger den Phallos bezeichnete (Sittl S. 101), und erst aus diesem Sinnbilde der Bigamie hätte sich die Vorstellung von Hörnern entwickelt<sup>1)</sup>. Mir erscheint ein solcher Entwicklungsweg etwas zu künstlich; glaublicher ist ein direkter Vergleich des Ehemannes mit einem gehörnten Tiere, etwa dem Ochsen oder dem Ziegenbock. Beim Ochsen wäre das Tertium comparationis seine Dummheit, die indes im Altertume seltener betont wird als bei uns<sup>2)</sup>; für den Ziegenbock liesse sich die spätere italienische Bezeichnung 'becco cornuto' (gehörnter Bock) des Hahnreis anführen. Obwohl nun die hervorstechendste Eigenschaft des Boeckes, die Geilheit, vielmehr auf den Ehebrecher zu passen scheint als auf den Ehemann<sup>3)</sup>, so liefert uns eine bisher nicht beachtete Stelle in dem lateinischen Sittenromane Petrons (c. 39) eine Art Bestätigung für die letztgenannte Ableitung. Bei dem Gastmahl des Trimalchio nämlich hält der Gastgeber einen Vortrag über die Bilder des Tierkreises und ihren Einfluss auf die in jedem Zeichen geborenen Menschen und rechnet den Steinbock unter die unglückbringenden Sternbilder, unter denen geplagte Leute geboren werden, denen vor lauter Kummer Hörner wachsen<sup>4)</sup>. Nehmen wir dazu die Angabe der Clementinischen Recognitiones<sup>5)</sup>, dass auch die

1) Das von Sittl angeführte pompejanische Bild (Helbig, *Die Wandgemälde* 1868 nr. 1472. Baumeister, *Denkmäler des klassischen Altertums* 2, 824), auf dem ein Sklave zwei Frauen gegenüber diese beleidigende Gebärde macht, bringt für unser Thema keine Aufklärung. Die Neapolitaner sagen von der ungetreuen Frau: *È caudela a due lumi, è un calesso col bilanciuo*.

2) Brinkmann, *Die Metaphern* 1, 428—466 (1878). Sittl S. 103<sup>2)</sup> schreibt dem Stiere erotische Bedeutung zu.

3) Dagegen sucht J. Renodans (*De materia medica* 3, 3 = 1631 p. 318) eine andre Ähnlichkeit heraus: 'Solus hircus nostras inter animantia in rebus venereis patienter socium admittit, unde qui non aegre idem patitur, Cornutus hircorum instar per sarcasmm dicitur.' Vgl. dazu L. Caelius Rhodiginus, *Lectiones antiquae* 23, 26 (1550 p. 905).

4) 'In capricorno aerumnosi, quibus prae mala sua cornua nascuntur'. Auch die folgenden Worte: 'in aquario nascuntur copones et cucurbitae' sind von Wichtigkeit für uns, falls nämlich 'cucurbitae' hier nicht, wie L. Friedländer will, Kürbisse oder Schröpfköpfe bezeichnet, sondern die dem Mittelalter geläufige Bedeutung Dummköpfe oder Hahnreie hat. Nach Artemidor 1, 39 bedeutet ein Traum, nach dem einem Ochsenhörner angewachsen sind, einen gewaltsamen Tod.

5) 'Mulieres in capraecornu aut aquario cacodaemonem Venerem nascentes habere' (Rufinus, *Recognitiones* ed. Gersdorf 1838 9, 23). Auch bei Zeno von Verona (2, 43.

unter dem Zeichen des Steinbockes oder Wassermannes geborenen Frauen von der Liebesgöttin zu Üblem verleitet werden, so dürfen wir wohl die Vermutung wagen, dass die Gebärde des Hörnermachens ursprünglich bedeutete: 'Du bist unter dem Zeichen des Steinbockes geboren und zu ehelichem Unglück bestimmt', und dass sich daraus erst die Vorstellung vom hörnertragenden Ehemanne entwickelte. Mindestens passt diese Vermutung besser an den Anfang der Entwicklung als die sonst nicht zu belegende Angabe Petrons, dass einem infolge sorgenvoller Gedanken Hörner aus der Stirn wachsen.

Keine ernsthafte Berücksichtigung verdienen die übrigen Hypothesen über die Entstehung der Hörner des Ehemannes und der seit dem Mittelalter verbreiteten Ausdrücke, wie lateinisch *cornua quaerere* oder *promovere*, *cornutus*, *corniger*, *Cornelius*<sup>1)</sup>, italienisch *porre le corna* (Boccaccio, Decam. 7, 5), *far le corna*, *cornaro*, *cornuto*, *becco*, spanisch *poner cuernos*, *encornudar*, *cornudo*, *cabrón*, *cornicabra*, *novillo*, *buey*, französisch *planter*, *mettre des cornes*, *porter des cornes*, *cornard*, *cornu*, *cornardise*, englisch *to give horns to wear*, *to horn*, *to hornify*, *to wear the bull's feather*, *to cornute*, deutsch Hörner aufsetzen, machen, kriegen. Hornhaus, Hornaffe, Hornbock, Hornemann, Hörnerträger, Hörnerkrone. Hörnerschmuck, Hornmacher, ein Geweih (Hirschgeweih) aufstecken, die Krone machen, krönen, Kronenträger, kronenscheu, Aktäonsbruder, aktäonisieren usw., niederländisch *hoorendraager*, *hoornen opzetten*, dänisch *have horn i panden*, schwedisch *sätta horn*, polnisch *kornut*, *rogacz* (Hornvieh), russisch *rogonosez* (Hörnerträger). Eine dichterische Erfindung ist es, wenn in einem Meisterlied der Kolmarer Hs. (S. 338 ed. Bartsch 1862) der Zauberer Filius, d. i. Virgil in Rom bewirkt, dass, sobald eine Frau ihre Ehe bricht, ihrem Gatten ein Horn aus der Stirn wächst<sup>2)</sup>, oder wenn in einem andern Meisterliede und einem Fastnachtspiele des 15. Jahrhunderts<sup>3)</sup> die Ritter des Königs Artus die Krone des

Migne 11, 496) wirkt der *Capricornus* Wahnsinn, Mord, Ehebruch. Rabelais 3, 25 nennt Aries, Taurus, Capricornus als Vorbedeutungen der Hahnreifechaft. Harsdörffer, Schauptplatz jämmerl. Mordgeschichte 1656 S. 675.

1) *Cornelius* ist nach R. Köhler, Kl. Schriften 3, 621 ein von Melancholie und Reue Geplagter, wird aber schon 1601 von Th. Hock (Blumenfeld c. 77. 84) als Heiliger der betrogenen Ehemänner und 1627 in der Diss. de Hanreitate Bl. B 2a = Hahnrei angeführt, ebenso bei Harsdörffer, Schauptplatz jämmerlicher Mordgeschichte 1656 S. 441 nr. 128 (bei Belleforest, Histoires tragiques 7, nr. 4 Cornille) und Schauptplatz lustiger Geschichten 1660 1, 318 (ebd. 2, 299 cornelisiren = Hörner aufsetzen); Jan Rebbu (Symplianischer Welt-Kukker, um 1677 S. 79), Abele (Künstliche Unordnung 2, 309), J. A. Poysl (1682 im Cgm. 4055, 82: 'Herr Corneli, armer Tropf mit zway Hörnern auf dem Kopf'), Abraham a S. Clara (Wander, Sprichwörterlexikon 2, 784), König (Theatralische Gedichte 1716 S. 46); auch Molière (Sganarelle Sc. 6) redet vom *Seigneur Cornélius*.

2) Andre Bearbeitungen bei Goedeke-Tittmann, Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert 1867 S. 354 und Germania 4, 237.

3) *Vulpius*, Curiositäten 2, 463 = Erlach, Volkslieder 1, 132 = Wolff, Halle der Völker 2, 243; vgl. Goedeke, Grdr. 2 1, 311 und Keller, Fastnachtspiele 2, 654.

Königs von Afon (oder Abian) probieren, die nur einem keuschen Ehemanne passt, während dem ungetreuen alsbald Hörner hervorspriessen. Das erinnert uns an ähnliche sagenberühmte Prüfmittel der Gattentreue<sup>1)</sup>, wie das Hemde<sup>2)</sup>, das weiss, die Rose<sup>3)</sup>, die frisch bleibt, solange die entfernte Frau ihre Ehre rein bewahrt, den Ring<sup>4)</sup>, der zerbricht, das Bild oder den Spiegel<sup>5)</sup>, der sich trübt, sobald jene ihr Gelübde verletzt, das Trinkhorn oder den Becher<sup>6)</sup>, der den unkeuschen Trinker beschüttet, den Mantel<sup>7)</sup>, welcher der ungetreuen Gattin zu kurz ist, die Brücke<sup>8)</sup>, von der alle Ritter und Frauen, die ihre Ehe gebrochen, hinabstürzen, wenn Virgilius sein Glöcklein läutet, u. a.

Wie lebendig auch im 16. und 17. Jahrhundert die Vorstellung vom gehörnten Ehemanne in der Volksphantasie war, zeigt uns neben satirischen Gedichten von Jean Névizan und Theobald Hock<sup>9)</sup> eine Szene in dem aus dem Repertoire der fahrenden Komödianten stammenden Schauspiele 'Tiberius von Ferrara und Anabella von Mömpelgart'<sup>10)</sup>. Der Pickelhering Hans hat seine Frau längst im Verdacht und nötigt sie auf den Rat seines gewitzten Nachbarn Wilhelm, die Götter mit diesen Worten zu Zeugen ihrer Unschuld anzurufen: 'Wo ich meinem Manne je Unrecht tu, so gebt ihm Hörner wie ein Kuh!', worauf ihm Wilhelm unvermerkt ein Horn auf den Hut steckt. Nun wagt die Frau ihren Fehltritt nicht mehr zu leugnen; Hans hat einen triftigen Scheidungsgrund und treibt sie aus dem Hause. Auf einem französischen Kupferstiche<sup>11)</sup> des 16. Jahrhunderts dagegen, der den Inhalt einer 'Comedie ou farce de six parsonnaiges' wiedergibt, setzt die junge Frau selber, hinter ihrem alten Gatten stehend, diesem heimlich ein Paar Hörner auf den Kopf; der im Hintergrunde neben der Kupplerin sichtbare Liebhaber verdeutlicht die ganze Situation. In England, wo schon Shakespeare<sup>12)</sup> die Hörner des

1) Dunlop-Liebrecht, Prosadichtungen 1851 S. 85. Chauvin, Bibliographie arabe 7. 167.

2) R. Köhler, Kl. Schriften 2, 447.

3) G. Paris, Romania 23, 88.

4) Darüber nächstens Genaueres.

5) v. d. Hagen, Gesamtabenteuer 3, LXXXVIII.

6) Perceval v. 15672 ed. Potvin. Ariosto, Orlando furioso c. 12—13. Germania 5, 101. 367.

7) Montaiglon-Raynaud, Fabliaux 3, 1 nr. 55 'Du mantel mantaillé'. Warnatsch, Der Mantel 1883 S. 55. Stern, Zs. f. celt. Philol. 1, 294. Child, English ballads nr. 29 'The boy and the mantle.'

8) Montanus, Schwankbücher 1899 S. 631.

9) Nevizanus, Sylva nuptialis 1556 p. 337: 'Cornigerum canimus populum, qui cornibus aptis' . . . Deutsch bei Rottmann, Rituale nupturientium 1715 S. 444. — Hock, Schönes Blumenfeld 1601 (Neudruck 1899) cap. 77 'Vergleichung auff allerhandt Hörner' und cap. 84 'Von Sanct Corneli Orden'. — J. Passerat, Poésies 1880 1, 120 'Le cocuage'.

10) Bolte, Das Danziger Theater 1895 S. 201. — Ähnlich entlockt im Vademecum für lustige Leute 3, 120 nr. 158 (1767) ein betrogener Gatte seiner Frau ein Geständnis.

11) Petit de Julleville, Histoire de la litt. française 3, 318 und Tafel. Unten S. 82<sup>3)</sup>.

12) Falstaffs Worte in Heinrich IV., 2. Teil I, 2. Passerat 1, 108 'La corne d'abondance'.

Ehemannes mit einem Füllhorn (Horn of Abundance) vergleicht, zeigt uns der Holzschnitt einer um 1690 gedruckten Ballade<sup>1)</sup> einen solchen 'Cuckold', der die aus seinen beiden Hörnern herausfallenden Münzen in einem Beutel sammelt. Aus Spanien stammt die hier wiedergegebene Zeichnung (Fig. 4) des niederländischen Malers Georg Hoefnaghel, die J. Adeline<sup>2)</sup> aus seinem 1569 entworfenen, ungedruckt gebliebenen Werke 'Patientia' (auf der Bibliothek zu Rouen) bekannt gemacht hat. Neben verschiedenen Mustern der Geduld, einem Kranken, Verliebten, Ehemann, Prozessierenden, führt Hoefnaghel auch den geduldigen Hahnrei in Bild und Versen vor,



Fig. 4. Der geduldige Hahnrei, Rötzelzeichnung von Georg Hoefnaghel (1569).

wie er, ein mächtiges Hirschgeweih mit Glöckchen auf dem Nacken, die Hände gebunden, auf einem Esel sitzt, den seine Frau, bis zum Gürtel entblösst, auf einem zweiten Esel reitend, mit einem Pflanzenstengel zu schnellerem Laufe antreibt; dabei ein Herold mit einer Trompete. Wo dieser öffentliche Aufzug vor sich ging, erkennen wir aus einer 1593 von

1) The dyer's destiny, or The loving wife's help in time of need (The Roxburghe ballads ed. by Ebsworth 4, 2, 405. Hertford 1833).

2) Le livre 1, 241 (Paris 1880). Auch bei E. Jaime, Musée de la caricature 1, 97 c (1838). — Hoefnaghel hat einige niederländische Verse, die bei Adeline leider fehlen, unter das Bild gesetzt und diese selber ins Französische übertragen: 'On me reproche d'être un cornard patient, parce que, voyant, je feignis de ne pas voir; pendant qu'elle s'abandonnait à d'autres à mes dépens, j'y consentais tenant la bouche close; mais quelle honte m'en est accrue, et quelle est ma confusion! Je la voyais, et sans la quitter je tournais le dos. — Qui se comporte ainsi, mérite pareille récompense.'

Hoefnagel in Kupfer gestochenen Ansicht von Sevilla<sup>1)</sup>, auf der dieselbe Gruppe mit der Beischrift 'Execution de justicia de los cornados' wiederkehrt; daneben erblickt man die Bestrafung der Kupplerin (Execution d'alcaguettas publicas), die gefesselt auf einem Esel sitzt, während Fliegen ihren nackten, mit Honig bestrichenen Oberkörper<sup>2)</sup> umschwirren und die Gassenjungen durch Ausstrecken des zweiten und dritten Fingers Hörner machen. Ein solcher Eselritt, und zwar meist 'verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand', wie es in Bürgers Kaiser und Abt heisst, war schon im griechischen Altertum<sup>3)</sup> und bei den Indern<sup>4)</sup> eine Strafe für Ehebrecher und Ehebrecherinnen und ist auch im Mittelalter und später häufig vorgekommen<sup>5)</sup>. In Paris ward der Hahnrei (eucurbitatus) rücklings auf den Esel gesetzt, den seine Frau durch die Stadt führen musste<sup>6)</sup>. In Neapel liess der spanische Statthalter Herzog von Ossuna einen vorsätzlichen Hahnrei 'auf einen Esel rukwärts setzen, zwey grosse Hörner auf das Haupt binden und in der Stadt herumföhren und durch den Diener sein Vergehen ansrufen'<sup>7)</sup>. Die gleiche Strafe erlitten auch Männer, die sich von ihren Frauen hatten prügeln lassen oder die ihre Frau im Monat Mai geschlagen hatten, sowohl in Frankreich<sup>8)</sup> wie in

1) G. Braun et F. Hogenbergius, Civitates orbis terrarum 5, T. 7.

2) Dieselbe Strafe begegnet auch bei Boccaccio, Decameron 2, 9; Volkskunde 12, 51 (Gent 1900); Schillot, Contes pop. de la Haute-Bretagne 3, 199 (1882); Grimm, Rechtsaltertümer<sup>4</sup> 2, 286. Matthias von Neuenburg ad a. 1278 (Böhmer, Fontes 1, 159: nudos ligans super equis, quousque fuerint a muscarum corrosione perempti). Ameisen: Apuleius, Metam 8, 22 (dazu J. Prieaens in seiner Ausgabe 1650 p. 153).

3) Von den Pisidiern erzählt Nicolaus Damascenus (Müllers Fragmenta historicorum Graec. 3, 462 nr. 130) im 4. Jahrh. v. Chr.: 'Ἐὰν δὲ μοιζὸς ἀλάτῃ, παύσονται τῆρ πόλιρ ἐπὶ ὄρον μετὰ τῆς γυναικὸς ἐπὶ ἡμέρας τριτάτας. In Kumä wurde nur die schuldige Frau als ἀροβίατῆρ: herumgeführt (Plutarch, Hellenica p. 291 E).

4) A. W. v. Schlegel, Werke 3, 89. Socin, Die neuararnäische Dialekte von Urmia 1882 S. 199.

5) Du Cange s. v. Asini caudam in manu tenere. J. Grimm, Rechtsaltertümer<sup>4</sup> 2, 318. Ein Spottbild bei Weigel-Zestermann, Die Anfänge der Druckerkunst 1, 120 (1866), ein späteres bei Hindley, The Roxburgh ballads 2, 73 (1874).

6) J. Montaigne, Tractatus de utraque bigamia, qu. 2 (Tractatus illustrium iuriconsultorum 9, 1, 125a2. Venet. 1582): Parisiis sedens super asinum versa facie ducitur per totam villam, uxore trahente asinum et praecone clamante: Qui sic faciet, sic accipiet. — Danach J. Nevezanus, Sylva nuptialis 1556 p. 332 und Th. Zwinger, Theatrum humanae vitae 18, 5 p. 347b (Basel 1604).

7) Harsdörffer, Schauplatz lustreicher Geschichte 1, 318 nr. 88 (1669). Gemeint ist wohl der 1581 zum Vizekönig von Neapel ernannte strenge Pedro Girou, Herzog von Ossuna, nicht sein 1615 zum gleichen Amte beförderter Enkel, von dessen scharfsinnigen Urteilen Gregorio Leti (1699) berichtet.

8) Recueil de la chevauchée faicte en la ville de Lyon 1578 (Leber, Salgues et Cohen, Recueil des meilleurs traités relatifs à l'histoire de France 9, 147, 1827). Noirôt, Histoire des masques 1609 (ebd. 9, 1 Eine Abbildung S. 52). F. Michel im Athénæum français 1855, 86 = Ausland 1855, 132 (Asto lastorea bei den Basken). Ausland 1855, 342 (Dauphiné). Bladé, Poésies pop. de la Gascogne 2, VII (1882). Revue des trad. pop. 11 172.

Deutschland<sup>1)</sup>, den Niederlanden und England. Und wenn sich beim Fastnachts- oder Kirmesjubiläum der von der Volksjustiz ausersehene Mann solcher öffentlichen Schande entzog, so übernahm ein Nachbar<sup>2)</sup> oder ein Mitglied der Narrengesellschaft<sup>3)</sup> seine Rolle. So erhielt der arme Handwerker, der am 10. Oktober 1573 in Dôle 'auf einem Esel hinterrucksitzend' herumgeführt wurde, weil er im Mai sein Weib geschlagen, wie der Tiroler Geizkofler<sup>4)</sup> als Augenzeuge berichtet, eine Geldentschädigung dafür. In Jemappes war es bis 1860 Sitte, am ersten Dienstag im Oktober einen Pantoffelhelden (durmené) verkehrt auf einen hölzernen Esel zu setzen und unter dem Gesange eines Liedes durch die Stadt zu ziehen<sup>5)</sup>. Aus solcher Volkslustbarkeit ist wohl das französische Gesellschaftspiel 'Le chevalier eornard'<sup>6)</sup> erwachsen. In England ward bisweilen die zänkische Frau Rücken an Rücken zu dem geschlagenen Gatten auf den Esel gesetzt; anderwärts traf sie allein jene Strafe<sup>7)</sup>.

Dass bei diesen Aufzügen, die schliesslich nur auf eine derbe Ver-spottung eines uneinigen Ehepaares hinausliefen, der Mann Hörner tragen musste, ist nicht überliefert; ursprünglich werden sie sowenig wie auf dem Sevillaner Bilde gemangelt haben. Dagegen beruht die aus einem Reichstagsbeschlusse von 1431 herausgelesene Strafe des 'Hörnens' im Grimmschen Wörterbuche 4, 1, 1823 auf einem Druckfehler<sup>8)</sup>. In den verbreiteten Sagen von Fortunatus und vom Doktor Faust bedeuten die durch Zauberkraft plötzlich aus einem Menschenhaupte hervorspriessenden Hörner keine unglückliche Ehe, sondern nur eine garstige Entstellung. In dem Märchen von den drei Zaubergegenständen und den wunderbaren Früchten<sup>9)</sup>, das dem Fortunatomane zugrunde liegt, zwingt der Held die Prinzess zur Herausgabe der ihm entwendeten Kleinodien mit Hilfe von Früchten,

1) Wenck, Hessische Landesgeschichte 1, 519. 1783 (Darmstadt 1536. 1588. 1593). Zs. f. deutsche Kulturgeschichte 1857, 96 (St. Goar 1604). Hess. Bl. f. Volkskunde 1, 109. Als Wunsch äussert die Dissertatio de Hanreitatum materia 1627 Bl. D 3a: 'Interesset reipublicae, ut singulis diebus festis spectante universo populo duo cornua cervina capite gestaret Cornutus' (ebenso der Hanreystützer 1630 Bl. F 1a).

2) Michelet, Origines du droit français p. 384. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 387.

3) Petit de Julleville, Les comédiens 1885 p. 206. 243f.

4) Adam Wolf, Lucas Geizkofler 1893 S. 94.

5) Wallonia 10, 93 (mit Abbildung und Melodie). Vgl. ebd. 9, 223; J. Collin de Planey, Légendes de la province d'Anvers 1, 199 (1844) und besonders De Cock, Volkskunde 12, 13 f. 16, 134.

6) H. R. d'Allemagne, Récréations et passe-temps (Paris um 1906) p. 204.

7) Athénaeum fr. 1855, 88 = Ausland 1855, 132 f. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 386. 129. Wallonia 10, 98. Wenck 1, 519. Zs. f. deutsche Kulturgeschichte 1857, 96.

8) In den Deutschen Reichstagsakten 9, 539 (1887) heisst es: 'Item so sol [beim Zuge wider die Hussiten] nieman keine gemeine frouw in den heren haben: wer daz düt, den sol man bürnen' [brennen, brandmarken]; in der Sammlung der Reichsabschiede, Frankf. 1747 1, 136 aber: 'den sol man hürnen'.

9) Aarne, Vergleichende Märchenforschungen 1907 S. 83—142 (Mémoires de la soc. finno-ougrienne 25). Grimm, KHM. 122. Cosquin, Contes pop. de Lorraine 1, 121. Oben 6, 70 zu Gonzenbach 51.



deren Genuss Hörner wachsen lässt, während Faust<sup>1)</sup> an einem Edelmann seine Macht erweist, indem er ihm ein Hirschgeweih und später dessen Genossen und ihren Gäulen Geissen- und Kuhhörner an den Kopf zaubert. Auch bei der während des 16. und 17. Jahrhunderts auf allen deutschen Universitäten an den neu eintretenden Studenten vollzogenen, oft recht rohen Aufnahmefeier, der sog. *Deposition*<sup>2)</sup>, spielten die Hörner eine Rolle; der *Bachant* oder *Beanus* (*Bec jaune*) ward als ein Bock, eine *'bestia cornuta'* mit Hörnern, Zähnen und Bart verkleidet, und dann wurden ihm unter besonderen Zeremonien die Hörner abgesägt, die Zähne ausgezogen und der Bart abgeschnitten. Hier bedeutete also der Hörnerschmuck des angehenden Studenten, den Eselsohren der Narrenkappen vergleichbar, die tierische Vorstufe seines Daseins, der er durch jenen symbolischen Weiheakt entrückt werden sollte.

Kürzer können wir die zweite Bezeichnung des Halmreis als Kuckuck behandeln: lat. *cuculus*, *cugus*; prov. *cogot*, *cogul*, *coutz*; fz. *coux*, *cous*, *cocu*, *cocuage*, *cocufier*; span. *cuclillo*: englisch *cuckold*, *cuckoldom*, *cuckoldise*, *cuckoldmaker*; deutsch Kuckuck, Gauch; holl. *koeckoeck*; dänisch *kukkuksbroder*; schwed. *kukkuvall*. Seit alter Zeit gilt der Kuckuck als einfältig und dummdreist<sup>3)</sup>, andererseits als flatterhaft in bezug auf eheliche Treue<sup>4)</sup>, weil die Kuckucksweibchen, wenn sie ein Ei gelegt haben, in ein andres Revier übergehen, worauf das Männchen sich eine andre Genossin sucht<sup>5)</sup>. Weil aber das Weibchen seine Eier nicht selber ausbrütet, sondern in die Nester kleinerer Vögel, besonders der Bachstelze, der Grasmücke und des Rotkehlchens legt (und somit eigentlich ihren Mann betrügt, indem sie seinen Kindern einen andern Vater gibt), nannte man mit einer nicht ganz genauen, doch begreiflichen Übertragung auch den Gatten der sich mit fremden Männern einlassenden Frau Kuckuck<sup>6)</sup>. Seltener wird der Grasmückenhahn<sup>7)</sup>, dem sein Weib fremde Kinder ausbrütet, zur Benennung des Halmreis gebraucht, und die Bastarde, die er aufzieht, heissen *Gouche* oder *Gouchelin*<sup>8)</sup>.

1) Faustbuch 1587 c. 34—35. Creizenach, Geschichte des Volksschauspiels vom Dr. Faust 1878 S. 85 und Euphorion 3, 714. 719. Gleiches erzählt J. Prätorius (*Daemologia Rubinalii* 1662 I, 285) von Rübzahl.

2) Vgl. Schade, Weimar. Jahrb. 6, 315 (1857) u. W. Fabricius, Die akad. *Deposition* (1895).

3) *Κόκκυξ* b. Aristophanes, Ach. 598 u. Platon, Laios (*Athenaens* 2, 68c); *cuculus* b. Plautus, *Trinummus* 245 (*Montanus* 1899 S. 554, 5. Frey 1896 S. 105). Gauch bei Brant, Murner usw.

4) So schilt bei Plautus (*Asinaria* 923, 934) *Artemona* ihren auf Abwegen betroffenen Gatten *Cuculus*. Mädchenraub und Ehebruch heisst mlät. *cucussus*, *cuencio*. Erk-Böhme, Liederhort nr. 881. Oben 17, 277. Mannhardt, Zs. f. deutsche Mythol. 3, 251.

5) Bujak, Naturgeschichte der höheren Tiere 1837 S. 183.

6) 'Zum Guekguck machen' bei Kirchhof, *Wendunmut* 1, 366 und Ayryer, *Dramen* 2, 1219, 17. Hock, *Blumenfeld* c. 77, 9: 'Buon homo, Guggu, gutter Mann, Becho cornuto ranch nendt mans'. Hildebrand in Grimms *Wtb.* 3, 2525 f. Rachel, *Satyrische Gedichte* 1707 S. 28 (nr. 2). *Alciati*, *Emblemata* 1608 nr. 60 und *Parerga iuris* 7, 5.

7) Brant, *Narrenschiß* c. 33, 89: 'Wer vil ußliegen wil zu wald, der wurt zu eyner grasmuck bald.' Vgl. mlät. *curruca* nach einer falsch gelesenen Stelle *Juvenals* 6, 276 und engl. *wittol*

8) *Nib.* 810, 1. v. d. Hagens *Gesamtabenteuer* 3, 366 v. 12.

Neben den erwähnten Namen erscheinen noch verschiedene andre, wie *mlat. copaudus* (= Kapaun?; *fz. coupaut, copereau, accoupauder*) und *minarius* (= *meneur?*, *Kuppler?*), *fz. Jean*<sup>1)</sup> oder *Hans, Joseph*<sup>2)</sup>, *nd. Dudendop* (einfältiger Tropf); am gebräuchlichsten aber ist in Deutschland und dann auch in Holland, Dänemark und Schweden die Bezeichnung *Hahnrei* geworden. Dies niederdeutsche Wort ist zuerst um 1450 aus Hamburg und Lübeck belegt<sup>3)</sup>, wird 1534 von Luther<sup>4)</sup> als ein niedersächsischer Ausdruck erwähnt und ist seinem Schüler, dem Obersachsen *Mathesius*<sup>5)</sup>, offenbar noch ungewohnt. Die oberdeutschen Schriftsteller meiden es bis tief ins 17. Jahrhundert hinein. Seb. Brant, der ein ganzes Kapitel (33) seines *Narrenschiffs* zur Bekämpfung des Ehebruches verwendet, hat keinen kurzen Namen für den Typus des nachsichtigen Gatten, sondern beschreibt ihn nur durch ein Bild: 'Wer durch die fynger sehen kann Vnd lößt syn frow eym andern man'. Weder die Schwanksammler des 16. Jahrhunderts von Wickram bis auf Kirchhof und Fischart noch der Rheinpfälzer Hock (Blumenfeld 1601 c. 77. 84), der Nürnberger Ayer und der Elsässer Moscheresch, der in Philanders *Gesichten* 2. 320—339 (1665) dazu Anlass genug hatte, brauchen das Wort<sup>6)</sup>. Die älteste Dichtung, in der es auftritt, scheint ein niederdeutsches Spottlied auf den Hochzeiter einer übelbeleumundeten Braut zu sein, das nur in einer hochdeutschen Fassung von 1613 und einer etwas veränderten des *Venusgärtleins* von 1656 erhalten ist<sup>7)</sup>, seinen Ursprung jedoch in dem Reime *Echt* (= *Ehe*): *Geschlecht verrät*:

1. Hort zu, ihr jungen Gesellen fein,  
Ein kurzweiliges Liedlein!  
Drumb kompt herzu, beid gross und klein,  
Ihr Kindelein, wohl insgemein  
Zum Hanerey!

2. Der Brentgam der ist Lobens wert,  
Ein Eysen hat verlohren sein Pferdt.  
Forth, immer forth mit seinem Kopf:  
Der arme Tropff, der Dudentopff!  
Trarara!

1) *On l'a fait Jean sans lui en demander avis* (Le Roux. *Dictionnaire comique* 1718 p. 276). *Un bon jannain* (H. Estienne, *Apologie pour Hérodote* p. 19).

2) Heinrich Julius von Braunschweig, *Schauspiele* 1855 S. 234, 243, 250, 287, 290, 293, 430. *Venusgärtlein* 1656 S. 205 = 1890 S. 150. R. Visscher, *Brabbelingh* 1669 S. 85.

3) Schiller-Lübben, *Mnd. Wörterbuch* 2, 188. Die im 14. Jahrh. erwähnte *Hanrey-Mühle* bei Augsburg (v. Steffen, *Kunstgeschichte* von A. 1779 S. 141) gehört schwerlich hierher.

4) Luther, *Auslegung* des 101. Psalms (Werke, Erlanger A. 39, 346).

5) *Mathesius. Sarepta* 1563 S. 176 (gleichbedeutend mit *Ehebrecher*) und *Catechismus* 1586 S. 161 (gleich *Kuppler*).

6) Dagegen führt *Adelphus* (Mörin 1512, Anhang = *Alemannia* 39, 188) für den *Pantoffelhelden*, *Siemann* (oben 12, 296), *Hementaster* (*Tijdschr. voor nederl. Taalkunde* 14, 150) oder *Windelwäscher* bereits mehrere Namen an: 'Dießen heißen sie ein henne, Ein seifferer und ein jenne'. Bei Harsdörffer, *Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichte* 1656 S. 141 nennt *Emilia* ihren *Hahnrey* durch das ganze *Abc* einen *Albern*, *Blöden*, *Caspar*, einen *Dölpel*, *Esel*, *Flegel*, einen *Gaugen*, *Hasen*, *Juden*, der nur seiner *Schinderey* nachjage und seine arme Frau zu *Hauß* in der *Einsamkeit* lasse etc.

7) *Flugblatt* von 1613, abgedruckt bei Bolte, *Der Bauer im deutschen Liede* 1890 nr. 21 (13 Str.). *Venusgärtlein* 1656 S. 205 = 1890 S. 150 (12 Str.).

Die folgenden Strophen preisen ironisch des Bräutigams Geldliebe, Geduld und grosse Sippschaft (Ach warum wiltu traurig sein? Du weist, du bist ja nicht allein) und schildern ihn ähnlich den später zu erwähnenden Kupferstichen mit einem breiten Hut<sup>1)</sup> und einer Brille (Brillen muss er aufsetzen nu, durch die Finger sehen darzu). Die spätere Fassung hat einen andern Anfang (Joseph, liebster Joseph mein) und schliesst jede Strophe mit dem Spotttrufe 'du Hanrey', während in dem Flugblatte von 1613 diese Kehrzeile mit 'Trarara' abwechselt. Wahrscheinlich entstammen diese derben Verse einem alten Volksbrauche, über die Sittlichkeit des jungen Paares in Liedern (vgl. oben 10, 202. 206. 11, 167) Gericht zu halten<sup>2)</sup>, wie man etwa anderwärts<sup>3)</sup> gefallenen Mädchen Häckerling vor die Tür streute. Dafür spricht auch, dass noch heut in Norddeutschland von den mit Laternen umziehenden Kindern inhaltlich verwandte Strophen<sup>4)</sup> gesungen werden, die mit dem gleichen (vielleicht nicht mehr verstandenen) Spotttrufe 'Juch Hahndrei' schliessen, z. B.:

Sonne, Mond und Sterne,  
Ich gehe mit meiner Laterne,  
Meine Laterne ist hübsch und fein.  
Morgen soll die Hochzeit sein.  
Juch Hahndrei!

De Bäcker de backt,  
De Klock sleit acht,  
Mien Mann steit up  
Un geht na de Wacht.  
Juch Hahndrei!

In die Literatur haben den Hahndrei erst der Braunschweiger Herzog Heinrich Julius (1855 S. 243. 287. 290. 293. 438f.) und der brandenburgische Pfarrer Ringwald (Lautere Wahrheit 1586 S. 185) eingeführt. Und nachdem dieser Charakter durch die Schauspiele des Herzogs und der englischen Komödianten (1620 Bl. Ss 4b) und die Hamburger Posse 'Hananreyerey'<sup>5)</sup> vom Jahre 1618 eine wirksame, allgemeines Gelächter erregende Bühnenfigur geworden war, bemächtigte sich ein unbekannter Jurist des dankbaren Stoffes und verfasste 1627 eine lateinische 'Dissertatio theoreico-practica de nobilissima et frequentissima Hanreitatum materia, quam . . . praesidente dn. Josepho Cornigero proponit Bartholomaeus Alethrochoras', worin er zunächst streng methodisch vorgehend die verschiedenen Gattungen der Hahndrei unterscheidet: 'Hanreitas est aut voluntaria aut non voluntaria; haec rursus dividitur in illam, quae fit lucri, necessitatis vel amicitiae causa' und mit kurzweiliger Gelehrsamkeit

1) Vgl. Grimm, Wtb. 4, 2, 1981.

2) Vgl. die im 17. Jahrhundert zitierten Reime: 'Solt die Braut noch Jungfer sein? Ei das nimt mich Wunder: sie mags einst gewesen sein, aber nicht jetzunder'; Voigtländer, Oden 1642 nr. 81 'Eine reiche Magd hat Matz' = Bolte, Der Bauer nr. 25. Moscherosch, Gesichte 2, 320 (Hörnerverse: 'Wer ein Weib hat und nicht weiß' . . .).

3) De Cock, Volkskunde 12, 15 f. E. H. Meyer, Badisches Volksleben S. 193. 223 f.

4) C. Schumann, Volks- und Kinderreime aus Lübeck 1899 S. 169. 171 = Am Urquell 6, 98 (1896). Ein andres Laternenlied Niedersachsen 9, 377) schliesst dagegen mit Hurrah. Vgl. auch Böhme, Kinderlied 1897 S. 273.

5) Bolte-Seelmann, Niederdeutsche Schauspiele 1895 S. 85.

zu diesem Schema passende Beispiele, Namen und deutsche Redensarten zusammenträgt. Den Titelholzschnitt, einen durch die Finger sehenden Ehemann, hat er aus Brants Narrenschiff entlehnt, für den Liebhaber der Frau schlägt er z. B. die Benennungen vor: 'Domesticus, Inquilinus, Haughan, Verwalter, Hauggenosse, Capellanus, Vicarius, Matrimonii coadiutor, Ehehelfer, vnbesoldeter Substitut'. In einer freien Verdeutschung dieses öfter grobdräftigen Scherzes, die 1630 als 'Neugekleideter Hahnreistützer'<sup>1)</sup> erschien und noch mehrmals neu bearbeitet wurde, ist im 'Vortrab' und im Schlussgedicht das Äussere des Hahnrei beschrieben, und zwar übereinstimmend mit dem unten reproduzierten Kupferstiche. Auf Bl. A 2 b heisst es von der untreuen Frau:

Die krönt jhn mit eim breiten Hut  
Vnd jhn zum Han Rey machen thut,  
Schönr Zierath auch darauff thut stahn:  
Esels Ohrn, Bockshörnr und ein Rehahn.  
Sie macht auß jhm ein Wundermann,  
Der mit zwey Augn nichts sehen kan,  
Er darff jhr vorhabn nicht verstehn,  
Muß durch die Finger vor Brillen sehn . . .  
Es seynd jhr noch viel mehr wie ich  
Hanreyn, Hanreyn, ein groß Geschlecht,  
Mit Privilegien begabet recht,  
Auch mit eim Wappen Brieff gemein.

Auf Bl. G 2 a: Ein Hahnrey ist ein armer Mann,  
Denn er muß reiten auff dem Hahn,  
Ein breiten Hut auch tragen baß,  
Darzu ein Brillen auff der Naß;  
Esels Ohrn stehn jhm sehr wol an,  
Muß sich Hörner auffsetzen lan,  
Diß alles will sein Fraw so habn,  
Vnd er darffs keinem Menschen klagn.  
Wer dieses thut vnd leiden kan,  
Ist ein elender Hahneman.  
Alln untrewn Weibern ist bekant,  
Warumb der Hahnrey wird genant | Kuck-kuck.

Seitdem erscheint der Ausdruck bei Prosaikern<sup>2)</sup> und Dichtern eingebürgert; der Hahnrei wird in Epigrammen von Homburg (Clio 1642 2. Bl. Aa 3a), Löber (Owen 1653 Bl. A 10a), Logau (1654 2, 4. 28), Schoch (Lustgarten 1660 nr. 94), Wernicke (1701 S. 110), Menke (1722 S. 187) u. a., auch in einem schwedischen von C. Arosell (Hanselli, Samlade vitterhets-

1) Wie oben S. 63<sup>1)</sup> erwähnt, soll nach Hayn eine Ausgabe des deutschen Hahnreistützers vom Jahre 1626 existieren; ihr Verhältnis zu der Dissertatio von 1627 müsste noch untersucht werden. Die 1615 erschienene 'Disputatio de cucurbitatione' kommt als Quelle nicht in Betracht, obwohl sie den Ausdruck 'Hanrey' anführt.

2) Vgl. oben S. 63 und Grimms Wb. 4, 2, 170 173, wozu natürlich noch vieles nachgetragen werden könnte, wie: Der doppelte Hahnrey (Frankf. 1687; nach G. de Brömond), Die Hahnreyprobe. Lustspiel (Frankf. 1752), Der alte Hahnrey, Posse (Frankf. 1789), E. Bornschein, Biographien der Hahnreihe (1800). — Auf die literarische Ausgestaltung des Typus kann ich hier nicht eingehen.

arbeiten af svenska författare 12, 240) bewitzelt; Opitz wagt 1629 in Lobe des Kriegsgottes v. 124 die Neubildung hahnen = zum Hahnei machen, worin ihm Logau 1, 2, 79 nachfolgt; halbgelehrte Abhandlungen suchen die Ableitung des Wortes zu ergründen.

Die Etymologie des Wortes aber liegt, obwohl sich die Sprachforscher der Frage angenommen haben, leider noch im Argen. Die älteste nd. Form ist Hanerei, bei Ringwald (1586) und im 17. Jahrhundert (Zingreff, Abele, Rachel) auch Hahureh (Hanreg 1615 in den Facetiae facetiarum: dänisch Hanrede und Haurej), erst nach 1660 erscheint Hahnreier (bei Rihlmann, Grimmselshausen, Stieler; wohl nach dem Plurale missverständlich gebildet). Während man in der ersten Silbe fast allgemein den Hahn erkennt, herrscht über die Bedeutung der zweiten Uneinigkeit. Herzog Heinrich Julius (1855 S. 438) denkt an Reihen, Tanz und übersetzt das Wort mit Gallichoräa, ebenso der Verfasser der Dissertatio de Hanreitate 1627 Alethrochoras, was M. Heyne in Grimms Wb. zu retten sucht, indem er als Urform Hahnenreier = der einen Reigen der Hähne mitmacht, ansetzt. Ebenso willkürlich stellen die unten aufgezählten Kupferstiche A—C den Hahnei als einen auf einem Hahne sitzenden Reiter<sup>1)</sup> dar. Eine Zusammensetzung von Hahn mit Reh, die bei Zingreff (Apothegmata 3, 40. 1653), Rachel (10. Satire) und Menke (Scherzgedichte S. 187) in scherzender Weise angedeutet wird, ist dann ernsthaft von Dunger (Germania 29, 59) verfochten worden. Dunger beruft sich auf eine fabelhafte Nachricht<sup>2)</sup> bei Berghaus (Sprachschatz der Sassen 1, 649) über die durch Kaiser Karl IV. aufgebracht, den Namen Rehane tragenden Gesellschaften, in denen man eine Umkehrung von Hahureh vermutete, und meint, das Wort Hahnreh habe ursprünglich einen Kapaun bezeichnet.

1) Vermutlich knüpfte der Zeichner, dem der S. 74 zitierte Autor von 1630 folgt, dabei an den alten Volksscherz eines Hahnreiters an, wie er in Wickrams Losbuch 1539 Bl. D 2a, auf Lebkuchenformen (oben 12, 86 Taf. 1, 2) und schon auf antiken Terrakotten aus Kertsch und Pompeji (Compte-rendu de la commission arch. de l'acad. de St. Pétersbourg 1868, 243 T. 3, 12. Dieterich, Pulcinella 1897 S. 243) erscheint.

2) Diese auf einen Autor des 18. Jahrhunderts zurückgehende und auch bei Gallus (Geschichte der Mark Brandenburg<sup>2</sup> 1, 344), Heinze (Gräters Idunna und Hermode 1813—14, 68) und F. v. Klöden (Die Quitzows 1836 1, Kap. 1) verwertete Notiz beruht wohl auf Caspar Helmreichs gereimten Annales Tangermündens (1636 Buch 2, Kap. 10 = G. G. Küster, Antiquitates Tangermündens 1729 1, 33), wonach Karl IV. 1377 zur Fastnacht (nach Pelzel, Karl IV. 2, 918. 1781 traf er aber erst kurz vor dem 7. Mai dort ein) 'den Rehanen hat gestiftet und damit Kurtzweil angericht', was Helmreich erläutert: 'Convivium autem erat tam feminis quam masculis commune, in quo libere absque omni adulterii suspicione amico uxorem non solum osculari, sed etiam interdum domum secum ducere permittebatur'. Damit hat man wieder die Bemerkung der Vita Caroli IV. (Böhmer, Fontes 1, 270) über die 'Rineuses henkini' (rheinische Lotterbuben) verbunden. — Vorläufig möchte ich in dem Ausdruck 'Rehan', der 1630 (oben S. 74) einmal als eine scherzhafte, durch den Reim hervorgerufene Umdrehung von Hahnei erscheint, sonst aber nicht nachweisbar ist, eine erst von Helmreich erfundene Benennung jener Lustbarkeit vermuten.

dem früher bei der Kastration vielfach ein Sporn abgeschnitten und in den Kamm eingepflanzt ward, also einen Hahn, der Hörner hatte wie ein Reh, und sei später auf einen untüchtigen Ehegatten angewandt worden oder, wie die Dissertatio 1627 Bl. 22a sagt, auf einen frommen, einfältigen Mann, der seiner Frauen nicht genug tun kann. Dungers weiterer Vermutung, auch die Redensart 'einem Hörner aufsetzen' sei aus jenem 'Hörnen' der Kapaune abzuleiten, widerspricht schon, was wir oben über das Alter dieser Vorstellung feststellten. Gegen seine erste Hypothese aber ist zu bemerken, dass man einen Kapaun wohl einen Rehhahn hätte nennen können, aber nicht einen Hahnreh. Dieser Einwand gilt auch gegen die beiden noch übrigen Erklärungen aus dem Adjektiv reh oder räch = gliederlahm, steif (so Harsdörffer, Schauplatz 2, 223 nr. 159 und Rottmann, Rituale nupturientium 1715 S. 421) und aus dem hd. Rein = Wallach, nd. Rün, nld. ruin (angedeutet von Leibniz, Collectanea etymologica 1717 2, 278. 312). Man könnte zwar für den letzten Vorschlag auf den ostfriesischen Ausdruck Hänrrüne = Kapaun und die Redensart bei Calovius-Müller: 'Siuh, dar gung 'n hänrrün mit niuggen sjuken' (neun Küken), mit der ein kinderreicher Hahnrei verspottet wird, hinweisen; allein das Wort Rein, das man in dem nd. Ausdrucke Hanrei erkennen will, ist nur oberdeutsch nachgewiesen, die nd. Form lautet Rün<sup>1)</sup>. Wir kommen also zu keinem sicheren Ergebnis hinsichtlich der sprachlichen Bedeutung des Hahnreis.

Die folgenden Bilder des Hahnreis gehören dem 17. und 18. Jahrhundert an; A bis D stehen in engerem Zusammenhange miteinander und mit der Schilderung im Hahnreistutzer von 1630.

#### A. Geschichte des Hahnreis.

Kurtze vnd Doch Eigendtlliche Beschreibung Der newen vnd alten hanrees von anfang bis zum endt.

[Kupferstich in Querquart, um 1620. — Gothaer Museum].

Nebeneinander erscheinen drei mit Ziffern bezeichnete Gruppen: zuerst rechts ein Kavaliër mit kurzen Hörnern, der auf einer kleinen Pfeife bläst und mit der Hand nach dem Geldbeutel fasst, den seine Frau ihm hinhält. Dazu die Verse unter der Bilderreihe:

Ach bin ich nicht ein fromer Sieman,  
Der seinm Weib gehorsam leisten kan?  
Tuht mir auch wohl auf meinen Kopp,  
Ob ich gleich wurd zu ein Rehböck.

In der 2. Gruppe trägt der Kavaliër ein grösseres Hirschgeweih auf dem Haupt und auf dem Rücken ein Hahngefieder nebst Kopf: er tut mit seiner neben ihm stehenden Frau schön. Die Verse lauten:

1) Auf nld. Lamprei (lampraes, lampreel) = junges Kaninchen, dessen zweite Silbe ebenfalls noch nicht gedeutet ist, verweist mich Herr Dr. Richard Loewe.

- 5 Der gleichen wurd ich auch gehalten Warm,  
 Ein beltz von einen guckelshaan,  
 Darunder schmeckt mir bier vnd Wein,  
 Las mein fraw mit andern lustig sein.

In der 3. Gruppe predigt ein wirklicher Hahnreiter einem Ehepaare seine Lehre. Er trägt einen Hut, auf dem ein 'Guckguck' sitzt, ein noch größeres Geweih, Eselsohren und eine Brille und reitet auf einem Hahne; in der Linken hält er eine Weinkanne, in der Rechten ein Blatt<sup>1)</sup>, das einen Mann mit einem grossen Herzen zeigt, in welchem Frau Geduld mit einem Schafe steht, darunter die Inschrift: 'Gedultt bis in todt'. Eine Frau, die einen Geldbeutel hält, weist ihren Mann auf diese Urkunde hin. Die Verse lauten:

- Mus ich den so bleiben ein armer man,  
 10 Das ich mus nun gar reitten aufm haan,  
 Darzu ein baar essls Ohrn tragn,  
 Gehorhsam sein in mein alten tag!  
 So hab ichs mitt schanden dahin bracht,  
 Ein Priueijlegium wohl gemacht.  
 15 Ich Tröst mich, Das ichs nicht bin allein.  
 Schaw zu, Das du nicht Kombst daren!

Im Hintergrunde sieht man eine Schar von Hahnreitern mit einer Fahne. Vorn rechts steht ein kleiner Mann mit Licht und Klingel [?] vor einem verschlossenen Kasten<sup>1)</sup> mit der Aufschrift: 'Cum Prenile'.

### B. Der Hahnreiter und ein Ehepaar.

Der Hanrey werde ich genandt, | Alln Vntrewen Weibern wolbkandt.

[Kupferstich um 1650. Nachahmung der 3. Szene von A. Der Hahnreiter, bezeichnet 'Becco cornuto', trägt Hörner und Eselsohren auf dem Hut und hält eine Brille vor die Augen; das Ehepaar macht mit den Fingern 'Hörner' und ruft 'Guck guck'; im Hintergrunde ein Heer von Hahnreitern mit Fahne, vorn der kleine Mann vor dem Kasten wie in A. — Gothaer Museum. Reproduziert bei Diederichs, Deutsches Leben der Vergangenheit 1908 2, 330 nr. 1106.]

Im Bilde steht:

Hab gedult, lieber alter mein,  
 Tröst dich, das du nicht bist allein.

Unter dem Bilde:

Ach bin ich nicht ein armer Mann! <sup>2)</sup>	Mein Weib die will es also habn,
Jetz muß ich reiden auff den Hann	Drumb darf ich es auch Niemand klagn.
Vnd muß ein breittn Hutt tragen bas	Aber sich da, was bekümer ich mich?
Vnd darzu ein Brill auff die Nas.	Seyndt ihrer doch noch mehr als ich.
Eselsohrn stehn mir auch woll an.	Das freudt mich, Ich bins nicht allein.
Diß alles ich woll erduldn kan.	Schau zu, das du nicht kompts daren!

1) Dies ist der im Hahnreystutzer 1630 (oben S. 74) erwähnte Wappenbrief und die Privilegien. — Zu der Brille vgl. De Bry, Emblemata saecularia 1611 nr. 50, wo eine Frau vom Liebhaber Geld empfängt und mit der andern Hand ihrem alten Manne eine Brille reicht (Prostituit vetulus nummosior aere iuvenam).

2) Die Verse stimmen zum Hahnreistutzer von 1630 (oben S. 74) genauer als zum Kupferstiche A.



Fig. 5. Die Hennenreiterin, Kupferstich (um 1650) in halber Grösse.

### C. 1. Der Hahnreiter allein.

Der Hanrey werde ich genandt, | Alln untreuen Weibern wohlbekandt.

[Kupferstich um 1650, 27 cm hoch, 21 cm breit. Der Hahnreiter, sonst wie in B gezeichnet, macht selber die Spottgebärde der 'Hörner'; das Heer der andern Hahnreiter hat drei Fahnen, auf denen Brille, Hörner und Eselsohren zu sehen sind. — Berlin, Kgl. Bibliothek; München Kupferstichkabinet.] — Reproduziert auf S. 79 Fig. 6.

Im Bilde steht:

Hab Gedult, lieber Manne mein,  
Tröst dich, daß du nit bist allein!

3 Andre Männer müssens auch sein.





Fig. 6. Der Hahnreiter, Kupferstich (um 1650) in halber Grösse.

Wer dieses weiß und leiden kan,  
Der ist ein rechter Hannenman.  
Seht, wie stehn ihm die Hörner an!  
— Ihr Hannenreiter auf, fort fort zum Regiment,  
10 Damit Ihr Euren Feind

Unter dem Bilde ein Wappenschild mit dem Brustbild des durch die Finger sehenden Hahnreis und die Verse:

Ach bin ich denn nit wohl ein armer Mann zunennen,  
Daß ich muß auf ein Hahn gleich einem Pferd herrennen?

- Mein Nasen trägt ein Brill; viel Eselsohren sein  
 Umstecket auf mein Hut. Mein Frau wills, ich solls tragen.  
 15 Drüm leid' ichs mit Gedult und will nit viel drüm fragen,  
 Weil noch viel Hundert wohl mit mir so reitten ein<sup>1)</sup>.

### C, 2. Der Hahnreiter allein.

Der Hanrey werde ich genand, | Untreuen Weibern wohl bekand.

[Kupferstich des 18. Jahrhunderts, 36 cm hoch, 28 cm breit. Der Hahnreiter wie in B, doch unbärtig und ohne Brille, mit Perrücke; auf dem Dreispitz zwei Hörner und ein kleiner Hahn. — Berlin, Kgl. Bibliothek; Breslau Stadtbibliothek.]

Im Bilde steht:

Nun blaset zu Feld und reitet geschwind,  
 Sehet, wo ihr den Hanreymacher find!

Unter dem Bilde:

- 5 Ich reite diesen Han, den mir mein Frau erworben,  
 Weil alle redlichkeit und treu bey ihr erstorben.  
 Ich brauche iztzt nicht mehr den nur allein gedult,  
 Und habe diesen Trost, daß ichs nicht bin allein,  
 Weil in der gantzen Welt unzehlich viele sein,  
 10 Die tragen müssen so [der] bößen Weiber schuld.

### C, 3. Dasselbe russisch.

Eine genaue Kopie von C 2 mit russischem Text, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von der Achmetjevschen Werkstatt hergestellt ward, gibt D. Rovinskij in seinem vortrefflichen Werke 'Russkija narodnija kartinki' 1, 387 und Atlas 1, Taf. 162 (1881) wieder. Die Beischriften, die mir Herr August v. Löwis freundlich übersetzte, sind ebenfalls gereimt und lauten auf deutsch:

Den Reiter auf dem Hahne nennt man mich, alle Ehebrecherinnen als solchen kennen mich. — Seht zu, wo ihr den Hornaufsetzer packen könnt, reitet hin und blast einen Marsch! Es ist genug geschlafen. — Hier reite ich auf dem Hahne, herausgeputzt von meiner Frau; dass ihr Ehre und Treue gebricht, darüber traure ich. — Weil ich nicht allein bin in der Welt, so tröste ich mich; denn eine grosse Menge in gleicher Würde zu sehen ergötzt mich ein wenig. Nunmehr ist mir nichts in der Welt ausser der Geduld verblieben zum Vorbilde denjenigen Männern, die ihrer bösen Weiber liederlichen Lebenswandel nachahmen wollen.

Rovinskij führt 1, 388 noch einen andern Bilderbogen an, welcher neben dem russischen Text auch den deutschen aufweist: 'Der Hanrey werde ich Genand. Untreuen Weibern wohl bekand' . . . Hieraus ergibt sich, dass C 3 (und auch D 3) unmittelbar auf einer deutschen Vorlage und nicht auf polnischer Vermittlung beruht.

1) Das Titelkupfer des Büchleins 'Der gute Mann oder der wohlbegabte Hörner Träger' (1682) zeigt zwei mit erhobener Pistole einander gegenüberstehende Hahnreiter, wozu die Erklärung lautet: 'Seht, wie die Hahnen-Ritter streiten, Ein jeder will kein Hörner-Träger seyn.'

**D, 1. Die Hennenreiterin.**

Den Hannenreithern ich zur Schmach | Auf meiner Hennen  
reithe nach.

[Kupferstich um 1650, als Gegenstück zu C 1 gezeichnet. Eine junge Frau reitet auf einer Henne, indem sie mit der rechten Hand die Gebärde der Feige<sup>1)</sup> macht. Im Hintergrunde eine Schar gleicher Reiterinnen. — München Kupferstichkabinet.] — Reproduziert nach dem im Texte abweichenden Exemplar der Berliner Kgl. Bibliothek oben S. 78 Fig. 5.

Im Bilde steht:

- Sag, Man, wilstu nit schweigen,  
Werd ich dir die Feige zeigen.  
3 Weil du nit kanst, du armer Han,  
Keine Henne recht besteigen,  
Deine Fiedel nit will geigen,  
Seh ich, was ein andrer kan.

Im Bilde ein Wappenschild mit Spindel, Gabel und Schlüsselbund; darunter die Verse:

- Mein Man reith auf den Han, so reith ich auf der Hennen.  
10 Was ich an ihm beklag, muß ich von mir bekennen:  
Wann er geht neben auß, so geh ich neben hinn.  
Pfllegt doch die Henne auch die Eyer zu vertragen.  
Man muß nicht alles thun, man muß nicht alles sagen.  
Fürwar, ich und mein Man wir haben einen Sinn.

**D, 2. Die Hennenreiterin.**

Eine Nachahmung von D 1 aus dem 18. Jahrhundert liegt, wenn meine Notizen mich nicht täuschen, auf der Breslauer Stadtbibliothek. — Schell (Bergischer Volkshumor 1907 S. 148) beschreibt eine Holzschachtel, auf der eine Hahnreiterin in Rokkokotracht gemalt ist mit der Unterschrift: 'Mein hoon der ist so und so, der macht die fremde hüner froh.'

**D. 3. Dasselbe russisch.**

Aus derselben Werkstatt und Zeit wie C 3 stammt das bei Rovinskij 1. 387 und Atlas 1, Taf. 163 reproduzierte Blatt. Die Hennenreiterin erscheint in der Tracht des 18. Jahrhunderts mit einem hohen Kopfputz. Die Beischriften hat mir wiederum Herr A. v. Löwis in dankenswerter Weise verdeutscht:

Den Hahnreitern zu Schmach und Schande folge auch ich nicht umsonst auf der Henne. — Hei, reitet schnell! Denn fangt ihr ihn nicht, so wird euch der Hornaufsetzer ergreifen und zu Tode stechen. — Mein Mann sitzt allein auf dem Hahn, und ich setze mich auf die Henne. Was ich an ihm beklage, darin stehe ich selbst um nichts nach. — Weil die Eier von den Hennen manchmal vertragen werden, so ist es nicht gut, sorglos

1) Vgl. über dies 'far la feia' O. Jahn, Berichte der sächs. Ges. d. W., phil.-histor. Kl. 1855, 80. Sittl, Gebärden der Griechen und Römer 1890 S. 102, 123. F. Liebrecht in v. d. Hagens Germania 7, 183 und 8, 370; zu Basiles Pentamerone 1846 2, 272. Henri de Hervordia Chronicon ed. Potthast 1859 p. 165 (in der fabelhaften, auch von Körner und Rabelais 4, 45 vorgetragenen Erzählung über den der Kaiserin Beatrix 1178 von den Mailändern angetanen Schimpf des Eselrittes). Grimm, Wb. 3, 1444. Elworthy, The evil eye 1895 p. 255 und Horns of honour 1900 p. 176.

ein jedes Ding von der Strasse aufzuheben. — Wenn mein Mann seiner Lust wegen vom Hof geht, so folge ich ihm alsdann. Denn wahrlich mein Mann und ich wir haben ein Verlangen, wie ich wohl weiss.

Auch von diesem Blatte existieren Exemplare, die neben dem russischen Text einen deutschen enthalten: 'Der [l. Den] Hanen reitern ich zur schmach, auf meiner Heinnen reite nach' . . .

### E. Spielkarten.

Noch jetzt wird, wie Grimms Wb. 4, 2, 172 angibt, im Göttingischen, Mecklenburg, Pommern und in Dänemark ein Kartenspiel 'Hahnrei' geübt. Dazu vergleiche ich die Schellenacht eines im 17. Jahrhundert zu Strassburg gedruckten Kartenspiels<sup>1)</sup>, auf der ein alter Mann eine junge Frau umarmt, welche 'Hörner' macht; darüber steht:

Boy einen iungen weib mus ia ein alter man  
Kein anders wappen nicht als dieses schauen an.

### F. Dänischer Kupferstich.

Aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammt ein dänischer, vielleicht auf französischer Vorlage beruhender Kupferstich in 8<sup>o</sup> 'Hanreien', den F. C. Krohn (Samlinger til en beskrivende Fortegnelse over danske Kobberstik 1, 285 nr. 1784. Kjobenh. 1889) beschreibt. Hinter einem spazierenden Ehepaare schleicht ein junger Offizier her, nach dem die junge Frau sich lächelnd umwendet; er zeigt mit der rechten Hand auf den Mann und steckt ihm mit der linken eine Hahnreife<sup>2)</sup> auf den Hut<sup>3)</sup>. — Ähnlich bei G. Hermann, Karikatur im 19. Jh. 1901 S. 3.

Berlin.

(Fortsetzung folgt.)

1) A. W. Franks, *Playing cards of various ages and countries, selected from the collection of Lady Ch. Schreiber* 2, T. 103 (1892).

2) Wie in Gengenbachs *Gouchmat Venus* den Liebesnarren eine Gauchfeder auf den Hut steckt (Wickram 5, LXII Ann.), so werden auch Narren (Dieterich, *Pulcinella* 1897 S. 217) und Hahnreie durch Hahnenfedern kenntlich gemacht (Heinrich Julius v. Braunschweig 1855 S. 138. Schlu. Isaac 1892 S. 85, 17. Alamodisch-technologisches Interim 1675 S. 196. Der gute Mann 1682 S. 55. Wesenigk, *Böse Spielsieben* 1702 S. 77 = Grimm, Wb. 4, 2, 167. Wander, *Sprichwörterlexikon* 2, 273). — An die S. 67<sup>11</sup> zitierte Darstellung des Hörneraufsetzens erinnern Bilder bei J. v. d. Heyden, *Speculum Cornelianum* 1618 (Neudruck 1879) nr. 31 und im Stammbuch der j. Gesellen, Basel 1617 nr. 24.

3) Zwei französische Stiche des 17. Jahrhunderts bei G. Kahn, *Das Weib in der Karikatur Frankreichs* 1907 S. 2 und 200 zeigen 'La maison du cornard' (der gehörnte Mann steht vor der Tür, ein Füllhorn haltend und durch die Finger sehend, während seine Frau aus dem Fenster mit einem Kavalier plaudert) und 'Le cornard mal content'. Auf drei neueren Bildern von Grandville, einem namenlosen Zeichner und Bosio (ebd. S. 15, 124, 128) werden die Hörner nur durch die emporstehenden Haare oder zwei Tuchzipfel angedeutet. E. Fuchs, *Die Frau in der Karikatur* 1906 S. 94, 95 (Gaudissart). 103 (Vallon). Auf einem anonymen Stiche des 18. Jahrhunderts bei E. Fuchs, *Die Karikatur der europäischen Völker* 1, 129 (1901) bietet ein stattlicher bärtiger Mann Hörner feil.

Nachtrag zu S. 64: Die Hörner des betrogenen Gatten weist mir Prof. Th. Zachariae bereits im alten Indien nach (Pisichel-Geldner, *Vedische Studien* 1, 131, 1889); vgl. S. de Vries, *Curieuse Aemmerkingen* 1682 1, 180. Horn, *Zs. f. vgl. Litgesch.* 15, 18. Brand, *Popular antiquities* 1813 2, 101. — S. 64<sup>2</sup>: Elworthy, *The evil eye* p. 258f. und *Horns of honour* p. 52f.

## Kleine Mitteilungen.

### Zu den Erzählungen von der Muttermilch und der schwimmenden Lade.

In der sehr interessanten Schrift 'Le lait de la mère et le coffre flottant'<sup>1)</sup> bespricht E. Cosquin eine Reihe von Märchen, in denen die Aussetzung eines Kindes und die in wunderbarer Weise vor sich gehende Säugung desselben, getrennt oder vereinigt, erzählt werden. Wenige Tage vor seiner Arbeit war meine Hēmacandra-Übersetzung<sup>2)</sup> erschienen, die er also nicht mehr benutzen konnte. Infolgedessen fehlt in seiner Arbeit natürlich die in den von ihm besprochenen Märchenkreis gehörige Geschichte von Kubēradatta, Hēm. II. 225 ff. Im Anhang I habe ich dazu einige der auch von Cosquin besprochenen Quellen gestellt, auch einige, die bei Cosquin fehlen<sup>3)</sup>, in denen an Stelle des ausgesetzten Kindes oder der ausgesetzten Kinder in der Kiste eingeschlossene Frauen erscheinen, und endlich solche, in denen an Stelle der Kiste ein ausgehöhlter Elefantenleib erscheint, aus dem der Ausgang schwer oder unmöglich ist. Dieses Motiv ist dasselbe, wie in der Erzählung des Tantrākhyāyika I, 2 (Schakal und Trommel)<sup>4)</sup>, wo an Stelle der Elefantenleiche eine Trommel erscheint, in die der Schakal eindringt, weil er Nahrung in ihr vermutet, aus der er aber nicht wieder oder nur schwer heraus kann. Vgl. zu Hēm. II. 380.

Zu einer Begründung der Zusammenhänge fehlt mir der Raum; wer die von mir angegebenen Quellen in der gegebenen Reihenfolge liest, wird die Zusammenhänge leicht feststellen können. Wie Cosquin, so stelle auch ich die Romulus- und Karpā-Legende zusammen. Aber während Cosquin bezüglich der Moses-Legende zu dem Schlusse kommt: „Le second chapitre de l'Exode est maintenant, croyons-nous, bien séparé, bien mis à part de toutes ces légendes assyro-babyloniennes, syriennes, indiennes, javanaises, etc.“ (S. 45), glaube ich, dass sie zu diesem Kreise gehört, und zwar gerade auf Grund der bei Hēmacandra II, 225 ff. vorliegenden Fassung.

Hēmacandras Fassung ist zunächst schon deswegen höchst interessant, weil in ihr wie in der von Cosquin S. 39 ff. besprochenen Judas-Legende zwei Motive verbunden sind: Die Aussetzung in einer Kiste und das Ödipus-Motiv.

Andererseits sind in ihr die Aussetzung und das Säugungs-Motiv verbunden, letzteres freilich insofern verblasst, als die Stillung der Kinder auf natürliche Weise vor sich geht. Aber das Stillen der Kinder an sich schon, das bei Hēmacandra verwendet ist, um die Mutterliebe der Hetäre zu einem rührenden

1) Extrait de la Revue des questions historiques (83, 353—425). Paris, Aux Bureaux de la Revue, Rue Saint-Simon 5. 1908. [Vgl. oben 18, 454.]

2) Ausgewählte Erzählungen aus Hēmacandras Parīṣṭaparvan (= Bibliothek morgenländischer Erzähler, Band 1. Leipzig, Wilhelm Heims, 1908. [Vgl. oben 18, 459.]

3) Während natürlich Cosquin auch viele Quellen anführt, die bei mir fehlen.

4) Die Übersetzung dieser ältesten und ihrem Wortlaut nach ursprünglichsten Fassung des Pañcatantra erscheint nächstens bei Teubner in Leipzig (Tantrākhyāyika, die älteste Fassung des Pañcatantra, a. d. Sanskrit übersetzt mit Einl. und Anm. von J. Hertel.

Ausdruck zu bringen, ist nach dem bei Cosquin vorliegenden Quellenmaterial bedeutsam. Gehörte es der Erzählung ursprünglich nicht an, so wäre Hēmacandra oder der Verf. seiner Quelle kaum darauf verfallen, es zu erfinden, da es auf den weiteren Verlauf der Erzählung ohne Einfluss ist. Hierin stimmt also Hēmacandras Fassung mit der des Exodus (2, 7f.) überein. Und auch die anderen trennenden Züge, die Cosquin S. 43 anführt, sind bei Hēmacandra vorhanden, dessen Text die Verbindung zwischen der Moses-Legende und den anderen von Cosquin zitierten Quellen herstellt. Wie im Exodus, so ist bei Hēmacandra die Mutter 'une femme d'humble condition', freilich erst später (II, 288 ff.) eine quasi Ehrbare, zunächst eine Hetäre; vgl. die illegitime Geburt des Kindes in den anderen Quellen. Während in den anderen orientalischen Texten die Mutter sich des Kindes oder der Kinder entledigen will, tut sie es im Exodus und bei Hēmacandra unter fremdem Zwang. Wie im Exodus, so sorgt sie bei Hēmacandra für das Fortkommen der Kinder und ist der Auffindung derselben im voraus sicher; vgl. meine Fussnote 3 zu Hēm. II, 241. Ja, bei Hēmacandra tut sie noch mehr als im Exodus. Sie gibt den Kindern Ringe bei, auf denen ihre Namen eingegraben sind und legt reiche Schätze in die Kiste. Was also Cosquin von der mütterlichen Fürsorge sagt, wie sie im Exodus geschildert wird, das gilt in erhöhtem Masse für die von Hēmacandra geschilderte: „Ce à quoi la mère songe avant tout, c'est à sauver son enfant et à le rendre heureux; aussi, comme nous l'avons montré, tout a été prévu, calculé par l'amour maternel, qui a laissé le moins possible au hasard; tout a été intelligemment disposé de façon que l'enfant soit recueilli.“ Wenn aber, wie Cosquin bemerkt, im Exodus alles darauf angelegt ist, dass gerade die Königstochter die Finderin sein muss, so scheint mir das gerade eine nicht eben glückliche Änderung des Ursprünglichen zu sein, da der König den Mord der männlichen hebräischen Nachkommenschaft befohlen hat. Konnte die Mutter a priori annehmen, dass seine Tochter nicht nur das Kind verschonen, sondern sich seiner in mütterlicher Weise annehmen würde?

Endlich hat der Bericht Hēmacandras mit dem des Exodus noch einen besonderen Zug gemeinsam, nämlich den, dass die Auffindung der ausgesetzten Kinder durch Badende<sup>1)</sup> erfolgt. Dass im Exodus das Wunderbare geschwunden ist, trifft auch auf Hēmacandra zu. Wir können auch im märchenfrohen Indien die Beobachtung machen, dass in späterer Zeit die ursprünglich märchenhaften Berichte realistischer erzählt und des dem späteren Inder märchenhaft Vorkommenden entkleidet werden. Diese Beobachtung wird sich z. B. aufmerksamen Lesern des Daśakumāracarita aufdrängen.

Also der Bericht Hēmacandras entkräftet alle Einwände, die Cosquin gegen die Zusammengehörigkeit der Moses-Legende mit den anderen von ihm besprochenen Quellen erhebt: die Moses-Legende gehört zweifellos zu ihnen.

In den Nachweisen zu Hēmacandra II, 238 habe ich zu den Erzählungen von dem ausgesetzten Kinde ohne weitere Erklärung die von dem ausgesetzten Mädchen gestellt, welches ein Mönch, der den Rat zur Aussetzung gegeben hat, zu missbrauchen gedenkt (Kathāsarisāgara XV, 30 ff. = Tawney I, 102 nebst 2, 629. [Grierson, Linguistic survey of India 9, 3, 296]). Eine Fassung von den ausgesetzten Kindern, die Cosquin S. 36 aus dem malayischen Sri Rāma gibt, erlaubt uns, die Zwischenglieder der Kette zu schliessen. Der Inhalt der malayischen Erzählung ist kurz folgender:

Die Königin Mandu Derrei gebiert dem König Rāvaṇa eine Tochter. Da die Astrologen prophezeien, der Gatte dieser Tochter werde bald der Herrscher über alle

1) Siehe die sogleich anzuführende malayische Fassung.

Reiche der Erde sein, will Rāvaṇa, um seine Herrschaft besorgt, das Kind töten, lässt sich aber von der Mutter desselben dazu bestimmen, es in einem eisernen Kasten oder Sarg im Meere auszusetzen. Ein König namens Mahārīṣhī Kala findet diesen, als er am nächsten Morgen badet, nimmt das Kind an, und gibt ihm den Namen Putrī Sita Dēvi. (Diese wird dann Rāmas Gattin, der Rāvaṇa der Herrschaft und des Lebens beraubt!).

Dazu bemerkt Cosquin S. 37: „Il est, à notre avis, très probable que les Malais ont pris leur histoire dans quelque récit venant directement ou indirectement de l'Inde.“ Eine genaue Entsprechung kann er nicht nachweisen; dass er aber mit dieser Vermutung im Rechte ist, beweist eine Episode in dem von A. Weber, Sitzungsberichte der Berl. Ak. der Wiss., phil.-hist. Kl. 1883, 567 veröffentlichten Campaka-Śreṣṭhī-kathanaka (die Geschichte vom Kaufmann Campaka), die Cosquin entgangen ist und die hier im Auszug gegeben sei (vollständige Übersetzung bei Weber S. 572 ff. Eine neue Ausgabe bereitet Vf. vor).

König Ratnasēna sucht für seinen Sohn Ratnadatta eine passende Gemahlin, die sich in König Candrasēnas Tochter Candrāvati findet. Die Astrologen bestimmen den 17. Tag als den, der die glückliche Konjunktur herbeiführe. Damals war Rāvaṇa König in Laikā (Ceylon). Diesem künden seine Zeichenderer auf seine Frage hin, Rāma und Lakṣmaṇa werden ihn töten. Rāvaṇa hofft den Spruch der Astrologen zuschanden zu machen: diese aber sagen ihm, das sei ebensowenig möglich, als er die Vermählung Ratnadattas mit Candrāvati werde verhindern können. Rāvaṇa befiehlt nun zweien seiner Rākṣasa, Candrāvati zu rauben. Eine Göttin<sup>2)</sup> muss die Gestalt eines Seungeheuers annehmen und Candrāvati in einer mit Speise usw. versehenen Elfenbeinkiste bis zum Tage der Konjunktur im Rachen behalten und an der Mündung der Gaṅgā im Wasser bleiben. Sodann befiehlt er dem Schlangendämon Takṣaka, den Prinzen Ratnadatta zu beißen. Dies geschieht. Nach Ausspruch der Giftärzte dauert Giftohnmacht sechs Monate. Der Prinz wird also nicht verbrannt, sondern in einem Korb auf der Gaṅgā ausgesetzt. Am Morgen des Tages, an dem die Konjunktur eintritt, ist die Göttin ermüdet, setzt die Elfenbeinkiste auf eine Insel, erlanbt der Prinzessin, einstweilen am Meeresufer zu spielen und entfernt sich selbst zu ihrer Erholung ins Meer<sup>3)</sup>. Da kommt der Korb mit dem Prinzen angeschwommen, und Prinz und Prinzessin vermählen sich. Beide legen sich in die Elfenbeinkiste<sup>4)</sup>, und diese wird dann von der Göttin wieder in ihren Rachen genommen. Rāvaṇa (Daśamukha) erkennt, dass er seinem Schicksal nicht entgehen kann.

Der Text stammt aus Gudscherāt und ist (wahrscheinlich beträchtlich) vor 1434 geschrieben. In ihm ist die Erzählung noch nicht so eng mit der Rāmāyaṇa-Sage verbunden, wie in der malayischen Fassung. Das eingeschlossene Mädchen ist nicht Sitā; Rāvaṇa ist nicht mit ihr verwandt. Zweifellos ist also diese Fassung ursprünglicher, als die malayische.

Eine arabische Fassung derselben Erzählung findet sich in 1001 Nacht. Ich gebe hier den Auszug nach Chauvin. Bibliographie arabe 6, 29 f.:

À la cour de Salomon, des docteurs disent un jour en présence du griffon du mont Qāf que rien ne peut aller contre les décrets de Dieu. Le griffon, approuvé en cela par

1) Wenn Cosquin über den Rāvaṇa des Sanskrit-Rāmāyaṇa bemerkt: „Rāvaṇa et sa femme Mandodarī (la *Mandu Derrī* du livre malais) sont, dans le poème hindou, non un roi et une reine, mais des *rikshasas*“, so ist dazu zu sagen, dass Rāvaṇa der König der Rākṣasas ist.

2) *Dēvi*. Darunter wird ein weiblicher Rākṣasa, eine Rākṣasi zu verstehen sein, da Rāvaṇa der König dieser Dämonen ist.

3) Vgl. das Pāli-Jātaka, unten S. 89.

4) Vgl. die folgende arabische Fassung, das unten S. 89 übersetzte Pāli-Jātaka und Cosquin S. 29. Die arabische Fassung stimmt genau zu der eben zitierten Version bei Cosquin, insofern die Eltern mit dem Kinde eingeschlossen sind. In der Dana-Geschichte sind nur Mutter und Kind eingeschlossen.

la seule chouette, se déclare prêt à empêcher ce que Dieu a résolu. Dieu fait alors savoir à Salomon qu'il décide que le fils du roi d'Occident épousera la fille du roi d'Orient. Aussitôt le griffon enlève la jeune fille, qui vient de naître, l'emporte au mont Qâf et l'y élève comme sa fille dans un nid semblable à un châteaueu établi au haut d'un arbre immense, que quatre cents hommes n'auraient pu embrasser et haut à proportion. — Quand la jeune fille est nubile, le prince d'Occident se décide un jour à aller chasser au loin: il s'embarque et une tempête le jette au pied du mont Qâf. S'avancant sans ses compagnons, il arrive à l'arbre et aperçoit la jeune fille. Les deux enfants s'éprennent l'un de l'autre et la jeune fille suggère de garnir l'intérieur d'un chameau mort et desséché de plantes aromatiques et de s'y cacher: que sa mère le lui apportera. Le griffon cède, en effet, aux vœux de sa fille et lui apporte le chameau: dès lors, les amoureux peuvent s'unir en secret pendant les absences quotidiennes du griffon, qui se rend à la cour de Salomon. — Quand l'épouse va devenir mère, Dieu avertit Salomon, auquel le griffon, sur sa demande, affirme que la jeune fille n'est pas encore mariée. Le roi l'envoie, avec deux oiseaux, chercher la princesse. Effrayée du retour du griffon, elle fait cacher le prince dans le chameau et, sous prétexte que, si le griffon la prenait sur son dos, elle aurait le vertige et tomberait, elle obtient de lui qu'il l'emporte dans le chameau. Là, elle donne le jour à un fils. Quand le griffon arrive à la cour, du chameau sortent les époux et l'enfant, à la grande risée de tous. — Depuis, le griffon ne sort plus du mont Qâf et la chouette se cache dans des lieux écartés.

In dieser Fassung tritt an die Stelle der Kiste der ausgehöhlte Leichnam eines Tieres, ein Zug, der sie mit einer anderen indischen Erzählung verbindet; vgl. Hēmacandra, *Pañcīṣāparvan* II, 380 nebst den dort gegebenen Nachweisen. In Indien ist das ausgehöhlte Tier ein Elefant. Am meisten stimmt dazu Kathāsaritsāgara XII, 108 = Tawney I, 77 und Kṣēmendra, *Bṛhatkathāmañjarī* II, 104, insofern der hohle Elefant, in dem sich ein Mensch (Lōhajañgha) befindet, durch einen Vogel aus dem Geschlechte des Garuḍa — dem Greifen in 1001 Nacht entsprechend — entführt wird. Und zwar trägt der mythische Vogel Lohajañgha nach Lañkā (Ceylon) zu Vibhīṣaṇa, Rāvaṇas Bruder und Nachfolger im Königtum über die Rākṣasa. Die Szene aber, die sich in 1001 Nacht am Hofe Salomons abspielt, geht in der Erzählung von Campaka und im malayischen Märchen auf Lañkā (Ceylon) an Rāvaṇas Hof vor sich. Auch bei Sōmadēva und Kṣēmendra wird durch den hohlen Elefantenleichnam die (Wieder-)Vereinigung mit der Geliebten herbeigeführt, wenn auch nicht ausschliesslich.

Der älteste indische Text unserer Erzählung ist in der chinesischen Übersetzung einer buddhistischen Fassung erhalten. Edouard Chavannes gibt davon in seiner wichtigen Veröffentlichung *Fables et Contes de l'Inde*<sup>1)</sup> folgende Übersetzung:

Autrefois il y eut une femme qui enfanta une fille d'une beauté sans égale. Quand (cette fille) eut trois ans, le roi du royaume la prit pour la regarder et appela un religieux pour déterminer d'après son horoscope, si elle pourrait ou non devenir plus tard son épouse principale. Le religieux lui dit: „Cette fille connaîtra un homme, et Votre Majesté ne viedra certainement qu'après lui“. (Le roi dit:) „Je la tiendrai prisonnière et bien cachée“. Il appela alors auprès de lui une grue<sup>2)</sup> (et lui demanda:) „Où est l'endroit où vous habitez?“ Elle répondit au roi: „Je réside sur un arbre qui est à mi-côte d'une haute montagne: c'est un lieu par où ne peuvent passer ni les hommes ni les animaux. En bas est un tourbillon d'eau sur lequel les bateaux ne peuvent aller.“ Le

1) Extrait du tome I des Actes du XIV<sup>e</sup> Congrès International des Orientalistes (Paris, E. Leroux 1905) S. 57 f. nr. 27.

2) Ein Rākṣasa in Kranichgestalt bei Sōmadēva, Kathās. XXXIX. 58 (Tawney I, 358). Vgl. in der Campaka-Geschichte die „Göttin“ (dēvi, d. i. Rākṣasi, da Rāvaṇa nur über eine solche gebieten kann), die die Form eines Seeungeheuers annimmt.



roi lui dit: „Je vous confie cette fille pour que vous l'éleviez“. Aussitôt elle la saisit et l'emporta. Chaque jour elle allait prendre de la nourriture chez le roi pour la donner à la fille. Après qu'il en eut été pendant longtemps ainsi, il y eut au sommet (de la montagne) un village qui fut emporté par les eaux; un arbre suivit, tantôt droit et tantôt incliné, le fil d'eau et descendit le courant; or un jeune homme avait pu se cramponner à cet arbre et tomba dans le tourbillon d'eau sans pouvoir en sortir; arrivé à la fin du tourbillon, l'arbre sortit en bondissant et resta appuyé contre la montagne: le jeune homme put monter sur l'arbre de la grue et s'unir avec la fille: la fille alors le tint caché. (Cependant) la grue soulevait chaque jour la fille pour la peser, (pensant que,) si elle devenait lourde, ce serait preuve qu'elle était enceinte, tandis que si elle n'était point encore (enceinte), elle serait légère: la grue s'aperçut (ainsi) que la fille était devenue lourde: elle chercha de tous côtés et trouva le jeune homme: elle le prit et le chassa: puis elle alla raconter au roi ce qui s'était passé. Le roi dit: „Le religieux était habile à dresser les horoscopes“. Le maître [d. i. Buddha] dit: Quand des personnes sont apparées pour des causes provenant de naissances antérieures, il n'y a aucune force qui puisse les maîtriser: dès que l'une d'elles rencontre celui à qui elle est apparée, alors leur union doit avoir lieu. Il en est aussi de même pour les animaux vivants de toute espèce.

Dieser Text ist nach Chavannes im Jahre 251 n. Chr. ins Chinesische übersetzt. Seinem Alter entspricht aber, wie das so oft bei buddhistischen Texten der Fall ist, nicht seine Ursprünglichkeit. Der Grund der Abschliessung ist, wie in der oben zitierten arabischen Fassung, nicht die Furcht vor dem Kinde: dafür tritt in der buddhistischen Fassung der Wunsch des Königs ein, das Mädchen selbst zu besitzen. Vgl. die weiter unten zu gebenden indischen Formen. An Stelle der Elfenbeinkiste oder des dieser noch nahe kommenden ausgehöhlten Tieres tritt hier ein Baum, und das Zustandekommen der Vereinigung von Jüngling und Jungfrau ist recht ungeschickt und von allen anderen Quellen abweichend erzählt. Jedenfalls gehört die Kiste (in welcher Verwendung, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen) ursprünglich in die Erzählung: und ebenso ist die Prophezeiung, dass der Sohn der Eingeschlossenen denjenigen töten wird, der die Einschliessung bewirkt, die Ursache zu der Absonderung des Mädchens. Dies ergibt sich klar aus der Romulus-, Campaka-, Moses-<sup>1)</sup> und Danaë-Geschichte, deren uns hier interessierender Teil bei Apollodor II, 34 lautet: *Ἀζούσιος δὲ πατὴρ Περσέως ἄκρῃσιν χορηγησάμενος ὁ θεὸς ἐγγενέσθαι παῖδα ἐκ τῆς θεγατρῆς, ὡς αὐτὸν ἀποκτενεῖ, δείσας δὲ ὁ Ἀζούσιος τοῦτο, ἐπὶ γῆρ ἠλάσμων κατασκευάσας πύλας τῆρ ἑαυτῆρ ἐγείρει, ταύτηρ μὲν, ὡς ἔνοι ἔλεγον, ἐγθεῖα Προῖτος, ὄθεν αὐτοῖς καὶ ἡ σῖσις ἐκινήθη ὡς δὲ ἔνοι φασί, Ζεὺς μεταμορφωθείς εἰς χορὸν καὶ διὰ τῆς ὀροῦης εἰς τοὺς ἑαυτῆρ εἰσέρχεται κρύβων, ἀσθύνων δὲ Ἀζούσιος ἕσπερον ἐξ αὐτῆρ γυμνασίων Προῖτα, μὴ πιστεύσας ἐπὶ Αἰὸς ἐγθάσθαι, τῆρ θεγατῆρα μετὰ τοῦ παιδὸς εἰς λίαναια βύλων ἔθηκεν εἰς ἠλάσμων usw. Hyginus, Fab. 63 erzählt: *Danae, Acrisii et Aganippes filia. Huic fait fatum, ut quod peperisset, Acrisium interficeret. Quod timens Acrisius, eam in muro lapideo praeclusit. Iovis autem in imbrem aureum conversus cum Danae concubuit: ex quo compressu natus est Perseus. Quam pater ob stuprum, inclusam in arca, cum Perseo in mare deiecit* usw. Auch bei Simonides ist Zeus der Vater des Perseus<sup>2)</sup>.*

Aus den Worten des Apollodor aber ergibt sich jedenfalls mit Sicherheit, dass die Geschichte in verschiedener Weise erzählt wurde. 'Einige' behaupteten, Proitos, und nicht Zeus, sei der Vater des Perseus gewesen. Dann müssen sie

1) Denn auch im Exodus II ist der Grund zu dem Befehl, die männliche jüdische Nachkommenschaft zu töten, die Furcht vor der wachsenden Macht der Juden.

2) Bergk-Hiller, Anthologia Lyrica S. 236. Nr. 21, 17.

aber das Zusammenkommen der vom Schicksal füreinander Bestimmten in anderer Weise motiviert haben, und die Vergleichung mit den orientalischen Versionen legt den Verdacht nahe, dass 'der goldene Regen' eine spätere Erfindung ist.

Ohne den einkleidenden Rahmen, der das Orakel enthält oder wenigstens die Unabwendbarkeit des Schicksals behauptet, kommt unsere Erzählung gleichfalls vor und wird als Beispiel dafür berichtet, dass man eine unkeusche Frau nicht hüten kann. Diese Fassung findet sich in *Somadēvas Kathāsaritsāgara* LXIII, 6ff. (Tawney 2, 79 ff.) und LXIV, 152 (Tawney 2, 98 f.). An der ersten Stelle hat sie auch *Kṣēmendra* in seiner *Bṛhatkathamañjari* (XVI, 584). Da dieser Text noch nicht übersetzt ist, so gebe ich hier eine Übertragung unserer Erzählung:

Im Reiche *Mālava* lebte einst ein berühmter (oder: reicher) Brahmane *Yaśōdhara*: der hatte zwei liebe Söhne namens *Lakṣmīdhara* und *Śrīdhara*. Diese begaben sich einst auf die Weisung ihres Vaters hin, um sich Wissenschaft zu erwerben, in ein anderes Land; denn wie könnte man sich Wissenschaft ohne Anstrengung erwerben? Sie kamen in einen Wald, und ermüdet von dem weiten Wege setzten sie sich in dem angenehmen Schatten eines Baumes mit breiter [Krone] nieder, [der] am Ufer eines Sees [stand]. Darauf badeten sie, assen von den Früchten [des Baumes], und als die Sonne untergegangen und das Firmament von Finsternissen erfüllt war, die so schwarz waren, wie ein Haufen zerriebener Angensalbe, stiegen sie auf den hohen Baum und blieben auf ihm aus Furcht vor den Tigern. Im Gezweige machten sie sich ein Lager aus jungen Schösslingen, und als an der Brust der Nacht der Mond aufgegangen war, glänzend wie die neuen Zahnsitzen junger Elefantenweibchen, die Vorderseite des Panzers der Finsternis zerreißend, stiegen nach und nach aus des Sees Mitte Dienerinnen auf, fegten die Erde, bestreuten sie mit Blumenhaufen, breiteten auf goldener Bettstelle ein Bett mit weisser Decke aus und brachten in Gefässe, die aus Juwelen bestanden, himmlische Kränze, Salben und Getränke, die mit reichlichem Kampfer und Mango gewürzt waren. Dann eilten sie leichtfüßig nach demselben Seeufer hin und tauchten wieder unter.

Darauf stieg [aus dem See] ein mütterliches Wesen empor, mit himmlischem Gewand bekleidet, schön, mit funkelnden Ringen, weiss von Karallenbaumkränzen, mit mächtigen Armen. Nachdem es sich tändelnd auf dem gebetteten Lager niedergelassen hatte, kam aus dem Lotus seines Mundes ein schönes Weib heraus, weiss von helleuchtenden Perlenketten, mit geschwätzig klirrendem Gürtel, mit rauschstammelnder Stimme, wie ein junges [oder: schüchternes] Schwanenweibchen. Als es herausgekommen war, kam eine zweite junge Frau heraus, ohne Schmuck an den Gliedern<sup>1)</sup>, lieblich, durch Anmut geziert. Da fiel der Mann der Schönen, die zuerst herausgekommen war und die in himmlischem Schmuck strahlte, verlangend, küssend und aufgeregt um den Hals. Und nachdem er sich mit ihr vereinigt hatte und vom Genuss ermattet war, schlief er ein: und seine zweite Schöne massierte ihm die Füße.

Als *Lakṣmīdhara* und *Śrīdhara* dies staunend gesehen hatten, stiegen sie von dem Aste des Baumes herab und näherten sich ihnen. Bei ihrem Anblick stand diejenige, welche am Halse ihres Geliebten hing und der der Schlaf noch nicht in die Augen gekommen war, liebebetört auf, bedeckte behutsam ihres schläfrigen Gatten Antlitz mit der Decke, trat leichtfüßig an *Śrīdhara* heran und sagte schamlos: „Geniesse mich!“ Er sprach: „Vergnüge dich, Schöne, mit diesem Geliebten, den himmlische Schönheit ziert: Leute wie ich, Mutter, gehen keinesfalls zu anderer Gattinnen.“ Infolge seiner Rede schlug sie etwas beschämt ihre Augen nieder und stammelte, infolge ihres vor Aufregung zitternden Atems: „Ich bin für dich nicht unnahbar, Geliebter, da ich von Hundert heimlich geliebt worden bin. „Einer, die fünf Männer gesehen hat, darf man nahen“ — hast du denn das nicht gehört? Hier an dieser Stelle habe ich beständig heimliche Liebhaber genossen, aus deren Hand ich bei leidenschaftlichen Gesprächen dies bekommen habe.“ Mit diesen Worten zeigte sie ihm hundert verschiedene Ringe, aus verschiedenen Metallen hergestellt, die sie in den Saum ihres Gewandes<sup>2)</sup> gebunden hatte. [Vgl. Chauvin 5, 190, 8, 59.]

1) Es ist mit *kha nīrbhusanāñgī* zu lesen. Vgl. Strophe 610.

2) Dieser dient den Indern als Tasche.

Als dies Śrīdhara sah, hielt er die Ohren zu und entfernte sich; sie aber weckte ihren Gemahl und sprach, wogend und zitternd vor Zorn: „Herr, als du fest eingeschlafen warst, hat mir dieser Wanderer mit der Hand den Mund geschlossen und meine Keuschheit vernichtet.“ Als er diese Rede seiner Geliebten hörte, zog er rasend sein Schwert und wollte in seinem Zorn, die Brauen runzelnd, Śrīdhara töten. Aber seine andere, ihm treue Gemahlin, deren Leib kein Schmuck zierte, erstickte das Feuer seines Zornes, indem sie ihm das Betragen der Unkeuschen mitteilte. Und als er die hundert Ringe in ihrem Gewandsaum erblickte, hat er den Bralmanen um Verzeihung und schnitt der Schlimmen die Nase ab<sup>1)</sup>. Um ihre Keuschheit zu beweisen, verbrannte seine andere Frau mit ihrem Blick den mächtigen Baum und gab ihm ebenso mit ihrem Blick das Leben wieder“ usw.

Endlich findet sich die Erzählung auch im Pāli-Jātaka als Nr. 436, zwar ziemlich überarbeitet, aber in zwei Punkten mit der Campaka-Erzählung übereinstimmend: der Rākṣasa legt die Kiste nieder und gestattet seiner Frau, sie zu verlassen, um sich zu erholen, und die Liebesleute sind in der Kiste vereinigt. Das Bad des Rākṣasa ist eine verblasste Erinnerung an den Aufenthalt mit der Kiste im Wasser: vgl. Campaka. Das Jātaka lautet in deutscher Übersetzung:

Früher, als in Benares Brahmadata die Regierung führte, verliess der Bōdhisattva<sup>2)</sup> die Sinnengenüsse, begab sich nach dem Himālaya, wurde Asket, entwickelte die übernatürlichen Fähigkeiten und die abstrakten Meditationen und wohnte daselbst, sich von des Waldes Früchten nährend. Nicht weit von seiner Laubhütte lebte ein Dānava-Rākṣasa<sup>3)</sup>, der von Zeit zu Zeit zu dem grossen Wesen [dem Bōdhisattva] kam und [bei ihm] das Gesetz hörte, im Walde aber an dem Wege stand, auf dem die Menschen verkehrten, die Menschen packte und verzehrte. Zu dieser Zeit nun hatte sich ein Mädchen aus edler Familie im Reiche Kāśī<sup>4)</sup>, von wunderschöner Gestalt, in einem Grenzorte niedergelassen [d. i. verheiratet]. Diese hatte eines Tages Vater und Mutter besucht, und als sie auf dem Rückwege war und der Dānava die Leute ihrer Umgebung sah, stürzte er in schrecklicher Gestalt auf sie zu. Die Leute warfen die Waffen weg, die sie trugen, und flohen. Als aber der Dānava die schöne Frau in dem Wagen sitzen sah, fesselte diese sein Herz, und er führte sie in seine Höhle und machte sie zu seiner Frau. Von da an brachte er Schmelzbutter (ghee), Reis, Fische, Fleisch und andere Nahrungsmittel und süsse Früchte und nährte sie damit und zierte sie mit Kleidern und Schuucksachen, und um sie zu hüten, legte er sie in eine Kiste, verschlang diese und bewahrte sie in seinem Bauche.

Eines Tages wollte er baden, ging an einen See, spie die Kiste aus, nahm [seine Frau] heraus, badete, salbte und schmückte sie, sagte zu ihr: „Lass deinen Körper ein wenig die Jahrezeit geniessen“, setzte sie<sup>5)</sup> neben der Kiste nieder, stieg selbst zu der Badestelle nieder und begab sich ohne Besorgnis ein wenig weit weg, um zu baden.

Zu derselben Zeit flog [wörtl. geht] ein Vidyādhara<sup>6)</sup>, Sohn des Wind(gott)es mit Namen, mit seinem Schwert gegürtet, durch den Luftraum. Als sie diesen erblickte, winkte sie ihm heran, und der Vidyādhara stieg eiligst herab. Da steckte sie ihn in die Kiste, setzte sich, der Rückkehr des Dānava entgegensehend, auf die Kiste, zeigte sich diesem, als sie ihn herankommen sah, öffnete die Kiste, bevor er noch an dieselbe herankam, kroch hinein. legte sich auf den Vidyādhara und bedeckte sich [und ihn] mit ihrem Mantel. Der Dānava kam heran, untersuchte die Kiste nicht, dachte: „Es ist nur meine Frau [die

1) Die gewöhnliche Strafe für Ehebrecherinnen.

2) Der künftige Buddha. Ich gebe die Pāli-Worte in ihrer Sanskritform wieder.

3) Etwa 'Gespenstischer Rākṣasa'. Dānava und Rākṣasa bedeuten dasselbe.

4) Dessen Hauptstadt Benares ist.

5) Ich lese *thapetvā* statt *thatevā*.

6) Eine Art halbgöttliche, mit Zaubergewalt ausgestattete Wesen, die häufig im indischen Märchen vorkommen.

drin steckt]“, verschlang die Kiste und machte sich nach seiner Höhle auf. Unterwegs aber dachte er: „Ich habe den Asketen lange nicht gesehen: so will ich denn gleich jetzt gehen und ihn begrüßen.“ Damit ging er zu ihm.

Als der Asket ihn erst von weitem herankommen sah, erkannte er, dass er zwei Menschen in seinem Leibe trug, redete ihn an und sprach die erste Strophe: 1)

1. „Ei, woher kommt denn ihr drei Leute?  
Willkommen! Lasst euch nieder auf diesem Sitz!  
Seid ihr auch gesund und wohl?  
Ihr habt mich lange nicht besucht!“

Als dies der Dānava gehört hatte, dachte er: „Ich bin doch ganz allein zu diesem Asketen gekommen. Er aber sagt: ‘drei Leute’. Was meint er denn damit? Redet er, weil er die Wahrheit erkannt hat, oder ist er verrückt geworden und redet Unsinn?“ Damit trat er auf den Asketen zu, grüßte ihn, setzte sich in einiger Entfernung von ihm nieder und sagte, mit ihm redend, die zweite Strophe:

2. Ich bin doch jetzt allein hierher gekommen,  
Und kein zweiter ist irgend bei mir.  
Worauf zielen deine Worte, Heiliger:  
‘Ei, woher kommt denn ihr drei Leute?’

Der Asket sagte: „Willst du es wirklich hören, Freund?“ — „Freilich, Herr!“ — „Nun, so höre!“ Als er dies gesagt hatte, sprach er die dritte Strophe:

3. Du bist einer, und deine liebe Frau,  
Welche du in die Kiste steckst und darin einschliesst:  
Diese, welche du bewachst und welche sich stets in deinem Bauch befindet,  
Hat sich in demselben mit dem Sohne des Windgott es ergötzt.“

Als dies der Dānava gehört hatte, dachte er: „Die Vidyādhara haben viele Zauber [oder: „Listen“] in ihrer Gewalt. Wenn er nun ein Schwert in der Hand haben sollte, könnte er mir den Bauch aufschneiden und sich davon machen.“ Bei diesem Gedanken zitterte er vor Furcht, spie schnell die Kiste aus und stellte sie vor sich.

Hier wurde der Meister [Buddha] vollständig erleuchtet, und um den Vorgang klar zu machen, sagte er die vierte Strophe:

4. Höchst bestürzt, erschreckt durch das Schwert,  
Spie da der Dānava die Kiste aus.  
Da sah er seine Gattin, einen weissen [od. leuchtenden] Kranz tragend,  
Wie sie sich mit dem Sohne des Windgottjes darin ergötzt hatte.

Kaum aber war die Kiste geöffnet, so murmelte der Vidyādhara einen Zauberspruch, nahm sein Schwert und stieg in den Luftraum empor. Als dies der Dānava gesehen hatte, ward er dem grossen Wesen [Buddha] gnädig, pries ihn und sagte dann die übrigen Strophen:

5. Du, der du die Wahrheit genau gesehen hast, weil du  
furchtbare Askese übst:  
Elend sind die Männer, die sich in die Gewalt der Frauen begeben haben.  
So erfrent sich diese, die ich wahrlich wie mein Leben gehütet habe,  
Mir schlimm gesinnt mit einem anderen.

6. Tag und Nacht habe ich sie gepflegt,  
Wie ein im Walde lebender Büsser das Feuer.  
Trotzdem übertrat sie das Gesetz<sup>2)</sup> und sündigte.  
Die Freundschaft mit Frauen ist töricht.

1) Die eingerückten Zeilen sind im Pāli Strophen.

2) Ich lese *ukkamma* statt *okkamma*, was die Konstruktion verlangt; vgl. auch *ukkamitvā* des Kommentars.

7. Da sie sich in meinem Leibe befand, glaubte ich,  
Die Schlimme, Unkeusehe gehöre mir.  
Trotzdem übertrat sie das Gesetz und sündigte.  
Die Freundschaft mit Frauen ist töricht.

8. Wie sollte man Vertrauen fassen [und denken]: „Ich habe [sie]  
wohl verwahrt.“?

Für die Frauen, deren Herzen flatterhaft sind, gibt es keine Hut.  
Denn sie gleichen dem Sturz in die Hölle.  
Wer ihnen sorglos [gegenüber steht], stürzt ins Verderben.

9. Drum sind diejenigen glücklich und frei von Kummer,  
Welche leben, ohne der Frauen zu gedenken.  
Dies ist heilsam, trefflich, erstrebenswert:  
Mit Frauen soll man keine Freundschaft schliessen.“

Als er Dānava dies gesagt hatte, fiel er dem grossen Wesen [Buddha] zu Füssen und pries es: „Herr, du hast mir das Leben geschenkt; beinahe hat mich diese Böse durch den Vidyādhara getötet.“ Und der [Buddha] unterwies ihn im Gesetz, sagte: „Tue ihr nichts Böses, [sondern] nimm die Sittengebote an“, und festigte ihn in den fünf Sittengeboten. Der Dānava aber sagte: „Ich kann sie nicht hüten, obgleich ich sie im Leibe bewahre: welcher andere wird sie bewahren können?“ Mit diesen Worten liess er sie von sich und ging in den Wald.

Trotz der beiden zum Campaka stimmenden Züge ist das Pāli-Jātaka stark überarbeitet und im ganzen weniger ursprünglich, als die nichtbuddhistischen indischen und anderen Fassungen. Die Buddhisten erzählten vor allem, um ihre religiösen und moralischen Anschauungen zu lehren und passten die volkstümlichen Erzählungen, die sie in Indien vorfanden, diesen Zwecken an. Da der Verf. unseres südlichen Jātaka die Untreue der Frauen schildern wollte, so waren ihm nur die Züge wesentlich, die er dazu brauchen konnte. Den Eingang änderte er nach Gutdünken, und vor allem musste der künftige Buddha natürlich mit seiner Lehre ins rechte Licht gesetzt werden. So ist, wie man das bezüglich der buddhistischen Erzählungen geradezu als Regel aufstellen kann, das südbuddhistische Jātaka im ganzen ebensowenig ursprünglich, wie das oben S. 86 nach Chavannes gegebene nordbuddhistische. Trotzdem haben natürlich die buddhistischen Erzählungen in Einzelheiten oft das Altertümliche bewahrt. Darüber aber muss man von Fall zu Fall entscheiden.

In den hier und bei Cosquin wie in meinen Anmerkungen zu Hīmacandra besprochenen und übersetzten Erzählungen ist uns das Motiv der Lade in verschiedenen Verwendungen begegnet, meist mit Bezug auf die Geschlechtsliebe. In einzelnen Erzählungen ist es mehrfach verwendet. Die verschiedenen Fälle sind diese:

1. Die Frucht einer, meist illegitimen oder unerwünschten, Verbindung wird in einer Lade auf dem Wasser ausgesetzt, entweder um sie zu beseitigen, oder um sie zu retten.
2. Das vom Orakel als künftige Mutter bezeichnete Mädchen wird — teilweise im Kindesalter — in einer Kiste ausgesetzt oder in einer solchen einem Dämonen übergeben, um die Ehe zu verhindern. Der Hüter bewahrt die Kiste in seinem Rachen und hütet sie, nach einigen Quellen im Wasser.
3. Ein Dämon sucht sich vergeblich die Treue seiner Frau zu sichern, indem er diese in eine Kiste legt, welche er dann verschlingt.
4. Ein Verführer bewirkt es, dass ein Mädchen in einer Kiste auf dem Wasser ausgesetzt wird, um es in seine Gewalt zu bekommen.

5. Der Liebhaber gelangt zur Geliebten in einer schwimmenden Kiste oder in einem an ihre Stelle getretenen hohlen Tierleichnam. (Letzteres Motiv kommt auch selbständig vor in einer Erzählung, die mit Liebe nichts zu tun hat. An Stelle des Tierleichnams eine Trommel (Tantrákhayika) u. a.).
6. Die Liebenden werden in der Kiste vereinigt.
7. Mutter und Kind werden in der Kiste vereinigt.
8. Eltern und Kind werden in der Kiste oder in dem hohlen Tierleichnam vereinigt. — [Nachtrag unten S. 128.]

Döbeln.

Johannes Hertel.

## Ungarische Märchen.<sup>1)</sup>

### 5. Wie lange hält das Witwengelöbniß?<sup>2)</sup>

‘Guten Abend und gute Unterhaltung.’ — ‘Schönen Dank. Nehmt auch dran teil! Setzt Euch her zu uns! Nun wie gehts?’ ‘Dank schön, es geht so. Herrjeh, jetzt sehe ich erst, dass Ihr auch hier seid, Schwager Janos’. ‘Ja, ich bin hier.’ — ‘Wann seid Ihr gekommen?’ — ‘Diesen Nachmittag. Die Frau hat schon die ganze Woche getrieben, so bin ich gekommen. Ich habe eine kleine Sache vor.’ — ‘Und wie gehts Euch?’ — ‘Danke, Gott sei Dank bin ich gesund.’ — ‘Und Eure Frau und die Kinder?’ — ‘Denen gehts auch leidlich.’ — ‘Und der Schwager Josef?’ — ‘Wisst Ihr das denn nicht? Es ist schon ein Jahr, dass der Arme tot ist, gerade zur Nusserte. Die Juli (die hinterbliebene Witwe) hat jetzt den Hufschmied Lazi geheiratet.’ — ‘Ach je, also der arme Schwager ist gestorben! Der arme Schwager! Und die Juli hat also geheiratet?’ — ‘Ja.’

‘Das hätte ich nicht gedacht. Hätte sie es denn nicht besser so gehabt [als Witwe]?’ — ‘Das muss sie wissen.’ — ‘Na, ich möchte um alles in der Welt nicht nochmal heiraten.’ — ‘Nein, nein.’ — ‘Nun ganz gewiss nicht. Soll ich noch einmal den Nacken unter das Joch beugen? Das gibts nicht. Einmal ist genug.’ — ‘Na na, kennt Ihr die alte Geschichte von der Frau? Na, ich werde sie Euch erzählen:

So ists gewesen: es waren mal zwei brave Gevattern. Deren Frauen schwuren ihren Männern bei Himmel und Erde, dass sie niemals wieder heiraten würden, wenn sie als Witwe zurückbleiben sollten. Sie würden ihrem angetrauten Manne treu bleiben. Unter sich besprachen es die Frauen auch noch, dass sie nicht

1) Vgl. oben 13, 70–75, 17, 109–112.

2) Übersetzt aus Magyar Nyelvőr 33, 58 (1904): Meddig tartják a zözvegyi fogadalmat? Volksparabel aus Kemezesalja. Aufgezeichnet von Lajos Sztrókay. — [Dass ein Ehemann sich tot stellt, um die Treue seiner Frau zu erproben, ist ein altes Schwankmotiv (vgl. oben 13, 404<sup>2)</sup>). In Paulis Schimpf und Ernst nr. 144 isst und trinkt die Frau sich zunächst satt und klagt dann erst den Nachbarn ihr Leid. Ebenso in einem Meisterliede des Hans Sachs von 1537 (Fabeln u. Schwänke 3, 187 nr. 83) und in seinem Fastnachtspiel von 1554 ‘Der dot man’. In einem Singspiel der englischen Komödianten aber, Roland genannt, das bereits 1596 angeführt wird (Bolte, Die Singspiele der englischen Komödianten 1893 S. 8), und in ihrer Posse ‘von der schönen Maria und alten Hanrey’ (Englische Comedien 1620 Bl. Ss 4b), die von Ayrer und von A. v. Arnim bearbeitet ward, lässt sich die junge Witwe alsbald von ihrem Liebhaber bereden, ihm zu folgen, worauf der Totgegläubte zornig aufspringt. Auch in Molières Malade imaginaire (1673) und in Steeles Funeral (1702) wird das Motiv verwertet. — J. Bolte.]

wieder heiraten würden, denn sie wollten das Joch dann nicht noch einmal auf den Nacken nehmen. Die eine Frau brauchte es auch nicht auszuprobieren, denn sie starb. Doch die beiden Gevatter blieben einander gut. Einstmals kam dem verwitweten Gevatter ein Gedanke. Es ging ihm im Kopf herum, dass er heiraten wollte. Er wollte des Nachbarn Frau freien, deren Mann gestorben war. Er erzählte das seinem Gevatter, der darüber nur den Kopf schüttelte. Er sagte: 'Also Ihr wollt eine Witwe freien?' — 'Warum nicht?' — 'Habt Ihr schon mit ihr gesprochen?' — 'Natürlich.' — 'Was hat sie gesagt?' — 'Allerdings habe ich noch nicht um sie angehalten. Ich habe nur so drauf angespielt. Sie hat nicht gesagt, sie wolle nicht.' — 'Na, meine Frau würde das nicht tun und noch einmal heiraten.' — 'Na und ob sie das nicht täte! Wisst Ihr nicht, dass man der Frau nicht trauen soll, solange sie noch für einen Kreuzer Safran tragen kann?' — 'Na, meine ist nicht so. Die bleibt ihrem angetrauten Mann treu bis in den Tod.' — 'Ich zweifle dran.' — 'Ihr glaubt es nicht? Wetten wir!' —

Sie wetteten. Aber wie wollten sie es herausbekommen? Und da besprachen sie sich, dass der verheiratete Gevatter abends nach dem Nachtmahl so tun sollte, als ob ihm schlecht wäre. Er sollte sich zu Bett legen, immer stärker stöhnen, als ob er sterben müsste, im Sterben läge und ganz von sich sein. Den Namen des verwitweten Gevatters sollte er auch erwähnen. Und dann würde die Frau schon den verwitweten Gevatter rufen lassen. Das Weitere würde dann Sache des verwitweten Gevatters sein. Nun gut. Abends, nach dem Nachtmahl, wurde dem Mann immer schlechter. Er klapperte nur so mit den Zähnen: 'Du, Frau! Mir ist sehr sehr schlecht. Ich werde mich hinlegen.' — 'Lieber Vater, was fehlt Euch?' Damit lief sie das Bett aufzumachen. Der Mann legte sich. Die Frau wachte neben ihm. Dem Mann gings immer schlechter. Er sagte: 'Ach, liebe Mutter, mir ist so schlecht, ich muss vielleicht sterben.' Die Frau weinte: 'Ach, lieber Vater, sprecht nicht so etwas.' — 'Liebe Mutter, wo nichts zu helfen ist, ist nichts zu helfen. Ich sage nur eins: wenn ich sterbe, so heirate! Siehst du, es ist nicht gut für eine Frau, allein zu leben. Die Frau ist nur eine Frau. Na, und die Welt hat eine Zunge.' Die Frau weinte noch mehr und verschwor sich, dass sie nicht heiraten würde. Solch einen herrlichen schönen Mann gäbe es gar nicht, dass sie noch einmal heiraten möchte. — Der Mann ächzte wieder und wieder stärker, und begann zu schlucken und zu schnappen, wie wenn er im Sterben läge. Dazwischen nannte er öfters den Namen des Gevatters. Die Frau hiess geschwind zum Gevatter laufen. Und sie hub solch Weinen an, dass es nur so schallte. Sie warf sich über ihren Mann und sagte: 'Verlass mich nicht, verlass mich nicht! Sonst sterbe ich auch.' Kam der Gevatter herein. Da weinte die Frau erst recht los: 'Ach, Herr Gevatter, mein Mann stirbt!' — 'Geht der Gevatter hin zum Bett, patscht dem Mann tüchtig ins Gesicht, damit er es weiter so gut mache, dann sagt er: 'Beruhigt Euch, Frau Gevatterin! Das muss nun so geschehen; da lässt sich nichts dran ändern.' Doch die Frau heulte nur desto lauter. Der Mann bewegte sich ein, zweimal im Bett, dann wars aus. So tat er. Die Frau warf sich auf ihn, und weinte, was jetzt nun aus ihr werden sollte. Der Gevatter setzte sich auf das Kanape<sup>1)</sup>, von dort redete er ihr zu: 'Frau Gevatterin, weint Euch nicht tot! Seht, gerade jetzt tut es not, dass Ihr nicht den Kopf verliert. Wirklich, ich betraure ihn auch. Immer ist er ein treuer Gevatter gewesen. Doch schaut, wenn Ihr Euch jetzt so Euerm Kummer hingebt, was wird dann mit Euch werden? Wenn Ihr das tut, was wird dann aus Euch?

1) Mittels des Meissels ausgeschmückte Wandbank.

Seht, damit helft Ihr ihm nicht; in Euerm grossen Schmerz müsst Ihr nicht vergessen, wie es dann werden soll.' Die Frau begann sich zu beruhigen. 'Setzt Euch nur her, Gevatterin! Dann wollen wir besprechen, was wird, wie es wird. Denn jetzt muss auch was getan werden.' Die Frau setzt sich. Sie schluchzt und trocknet die Augen mit ihrer Schürze. 'Seht, Gevatterin! Was ist, das ist. Ihr seid stark, gesund, auch noch jung und schön und gut. Seht, so eine Frau muss sich nicht grämen. Der liebe Gott wird helfen. Sicherlich. Fürchtet Euch nicht!'

Die Frau begann zuzuhören. Doch der Gevatter sprach weiter: 'Mir ist ja ebenso gegangen. Seht, mir ist auch meine Frau weggestorben. Ich habe auch getrauert. Aber ich habe gesehen, dass alles auf eins rauskommt. Ich habe mich darein gefügt.' — Die Frau schluckte nur noch ab und an. 'Und seht Ihr, das steht schon in der Bibel: gleich soll sich zu gleich gesellen, der Tote sei des Toten Freund. Wenn Ihr selbst doch lebt und der Gevatter Euch hier verlassen hat, warum solltet Ihr Euch da nicht einen Lebenden wählen? Es gibt so viele schöne wackere Männer.' — 'Ich heirate nicht.' — 'Aber seht nur, jetzt sagt Ihr so. Und so ist nun der Mensch. Er kann nicht plötzlich das Gewesene vergessen. Aber seht, was gewesen ist, das ist gewesen. Das wird jetzt nicht wieder. Ich habe auch gesagt, ich würde niemals wieder heiraten, als ich unsere arme Mutter begraben hatte. Aber jetzt denke ich anders darüber. Ich würde sicher heiraten, bekäme ich solch eine schöne, brave, gute Frau wie die Gevatterin.' Das Herz der Frau freute sich wirklich über diese Worte. 'Seht Ihr, Gevatterin? Gott hat es so gewollt. Denn jetzt darf ich es ja sagen, dass ich immer die Gevatterin geliebt habe. Doch das Schicksal hatte es anders bestimmt, bisher konnten wir einander nicht angehören. Jetzt steht es nur bei der Gevatterin, dass wir einander angehören können. Wollt Ihr?' — 'Ich weiss nicht.' — 'Wahrhaftig, ich kann es nicht auf dem Herzen behalten. Ich liebe die Gevatterin zwar sehr und habe sie auch immer geliebt; aber ich muss doch etwas sagen, wenn sie mich darum auch verschmähen wird. Ich habe ein kleines Gebrechen.' Die Gevatterin zwinkerte unter der Schürze dem Gevatter zu. 'Ich sage es Euch, denn ich will nicht die Katze im Sack verhandeln' . . . . . [Die Frau erwidert drauf, das mache nichts; sie sei von ihrem Manne noch Schlimmeres gewöhnt gewesen. Diese Lüge ist dem sich tot stellenden Manne zu viel. Es springt aus dem Bett, und] die Frau bekam was zu hören. — Seht Ihr, Schwägerin, so stehts mit dem Versprechen der Frau, nicht noch einmal zu heiraten."

### 6. Die auf dem Schulwege gefundene Geldtasche<sup>1)</sup>.

Csiesza ging sehr bekümmert [zur Schule]. Da, Herr du mein Gott, wie er so ging, dahinschlenderte, fand er auf der Strasse ein Portemonnaie. Er schaut es an: 'Ei der Tausend, es ist voll! Siehst du, Frau! Und dann kanzelst du mich noch ab?' Er steckte es in seinen Ranzen und schlenderte weiter.

1 Als Parallele zu den oben 18, 457<sup>3</sup> angeführten Geschichten von der alten Frau, die wieder zur Schule geht und unterwegs Geld findet, teile ich einen von den Narrenstreichen des Csacsi Csiesza (Esel-Stephan) aus dem Magyar Népköltési Gyűjtemény 8, 445 mit. — Eine andre Variante bildet den Eingang zum Märchen von der dummen Frau Czene (Magyar Népk. Gyűjtemény 9, nr. 76), die ihr Mann schliesslich aus Verzweiflung in die Schule schickt. Sie findet eines Tages den Geldbeutel, und als der Besitzer nicht lange darauf fragt, ob sie einen Geldbeutel gefunden habe, erwidert sie: Ja, als ich zur Schule ging. Alte Närrin, sagt der Herr, vor so langer Zeit hab ich ihn nicht verloren. — [Entfernter verwandt ist das Motiv des rasch wachsenden Getreides in den Legenden von der Flucht der heil. Familie (Dähnhardt, Natursagen 2, 61 f.), wo die Verfolger vom Bauern hören, ein Weib mit einem Kinde sei vorübergekommen, als er dies Getreide gesät habe.]



Eine Woche drauf ging er wieder zur Schule. Ein Mann kam ihm entgegen, ganz ausser Atem. Er rief Csicsa an: „Guten Tag, Herr Vetter! Habt Ihr nicht ein Portemonnaie gefunden?“ Csicsa sann nach: ‘Ei, ei, ich habe ja auch vergessen, es zu Hause der Frau zu sagen.’ Dann sagte er laut: ‘Ja doch, ich hab's gefunden, Herr Bruder! ich hab's gefunden.’ — ‘Wo habt Ihr's gefunden?’ — ‘Hier, auf der Strasse habe ich's gefunden, da.’ — ‘Wann habt Ihr's gefunden?’ — ‘Ich will's nur offen gestehen, Bruder, ich habe es gefunden, als ich das erstmal zur Schule gegangen bin.’ — ‘Treibt Eure Possen mit Eurem Grossvater, aber nicht mit mir!’ Und damit liess er Csicsa stehen. Doch dessen armer Kopf stiess sich jetzt an dem Portemonnaie. Ach, hin und her sollte er dieses niederträchtige Portemonnaie schleppen! Er ging heim, zeigte es seiner Frau. ‘Csicsa, Csicsa, das ist nicht ehrlich erworben. Ich werde es noch erleben, dass sie dir die Haut abziehen, Csicsa.’ — ‘Schilt nicht so, liebe Frau! Ich wollte es ja zurückgeben; aber der es suchte, hielt mich für närrisch, brüllte mich an und liess mich stehen.’

Berlin.

Elisabet Rona-Sklarek.

### Volksgericht im Montavon.

Die Montavoner, ein winziger Rest der alten Romanen und noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts romanisch sprechend, waren früher sehr exklusiv. Sobald sich ein Fremder in ihrem Tale einnistete, der einem Mädchen den Hof machte oder dasselbe zur Frau nehmen wollte, banden sie ihn rücklings auf einen kleinen Karren und führten ihn in die Alfenz, einem am Eingange des Montafun durch das Klostertal fliessenden und bei Bludenz in die Ill einmündenden Bergstrom, so dass ihn nur noch eben das Wasser bespülte. Schwoll über Nacht die Alfenz an, so erkrank der Unglückliche, und kam in zwei Tagen niemand des Weges gegangen, so starb er Hungers. Bald, nachdem Vorarlberg, vordem österreichisch, im Jahre 1805 bayerisch geworden war, wurde bei dem königlichen Appellationsgerichte Memmingen, dem Vorarlberg mit Montavon nunmehr zugeteilt war, ein Prozess wegen eines auf diese Weise vollbrachten Mordes angängig gemacht. Die Beklagten verteidigten sich, dies Verfahren bestehe so lange als die Berge im Montafun, als eine nie beeinträchtigte Sitte: Gott habe das Urteil über den seinem Verhängnis Verfallenen gefällt, indem er die Alfenz anschwellen liess oder verhinderte, dass jemand des Weges kam und den Festgebundenen rettete. Der bekannte originelle bayerische ‘Bergkommissar für Schwaben und Vorarlberg’, Friedrich Frhr. v. Lupin auf Illerfeld, ging in Montafun, wie er in seiner Selbstbiographie (3. Teil, Weimar 1844) erzählt, in der Zeit von 1805—1814 nie allein in die Berge und sprach mit keiner Maid; und doch, fährt er fort, ‘als ich aus dem Tale zurückgekehrt, bei Bludenz über die Alfenz fuhr, stürzte ich mit Ross und Wagen in den tief unter mir schäumenden Bergfluss hinunter. Es war ein wahres Wunder, dass ich mit dem Leben davonkam. Bei der Untersuchung zeigte es sich, dass die Ensbäume der Brücke abgesägt worden waren, und dass der erste, der darüber fuhr, und der war ich, mit der Brücke in den Strom hinabstürzen musste. Wahrscheinlich hatte ich den Burschen des Tales allzulange in den Bergen verweilt. Sie dachten bestenfalls, geschah das keiner Maid zu lieb, so wird ihn unser Herrgott nicht verlassen und wird er sich mit Schwimmen schon zu helfen wissen, und das geschah auch wirklich.’ Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, dass dieser Brauch exemplarischer Volksjustiz längst aufgehört hat.

Ravensburg.

Paul Beck.

## Tracht und Speise in oberösterreichischen Volksliedern.

### I. Spottlied auf die putsüchtigen Mädchen<sup>1)</sup>.

(Aus der Gemeinde Mettmach im Innviertel, von dem Bauernknecht Josef Prieuwasser durch Vermittlung des Herrn Lehrers Heinz Pföss erhalten.)



1. Da habns' allweil dös Gschmätz  
Vo dö Buam eaná Tracht:  
Wia 's á dö Menschá treibn,  
Da wiad nix gsagt.

2. A seidás Kopftiachl  
Dös is ámal oans,  
Um á fünf Bángánotn,  
Vo dö schwárán nu koans.

3. Afn Kopf tragns' hiatzt Kámpön:  
Für was hánd dö guat?  
Dáb s'ean d' Leis jucká kinnán,  
Wann s' dá Kopf beißn tuat!

4. Á dö Oan tragns' hiatzt Ringln,  
Für was hánd dö guat?

Dáb hiatzt koanö mea blind wern tuat,  
Dös muaß má glaubn!

5. Umán Hals tragns' hiatzt Kóttná  
Mit á ötlá zwoanzg Gáng:  
Und wia schená dáb s'gmacht hánd,  
Wia wiamá (sagns') hánds'?

6. A seidás Halstüachl,  
Knipftö Fransn muaß 'shabn,  
Um á drei á via Guldn.  
Laßt si dennát nix sogn.

7. Kim i außá af d' Brust,  
Gibt 's má widár án Lust,  
Hánds' váhängt íbá's Kreiz  
Mit Gold und Silbá schneeweiß.

1) Zur Schreibung der Mundart sind nur folgende phonetische Zeichen verwendet: á = helles, offnes a: a – Laut zwischen á und o: á vor Nasal = nasaliertes á: a vor Nasal = nasaliertes a: a in Diphthongen (ia, ua, oa, ea) = á nachschlagend: ð = sch.

1,1 Gschmätz = Gerede (Schmeller, Bayr. Wtb. 2, 560).

2,1 Das Kopftiachl ist im Innviertel nicht (wie bei Schmeller 1, 583) von weissen Linnen, sondern von schwarzer Seide. Vgl. Kretschmer, Volkstrachten 2 S. 70–71 über Form und Technik des Kopftuches.

2,3 Bángánotn = Banknoten.

2,4 schwá = schwer, im Sinne von teuer: vgl. die Redensart: Dös is á Schwárá = der hat Geld, Vermögen. Oben ist es im Komparativ gebraucht (Schmeller 2, 644).

3,1 Kámpön = Kämmen.

3,3 jucká = kratzen, im defensiven Sinne.

4,1 Während in der Gesellschaft etwa seit Mitte des 19. Jahrhunderts die Ohringe seltener geworden sind, trägt man sie auf dem Lande noch ganz allgemein.

4,3 Ohringe tragen Männer und Frauen zum Schutz gegen Augenkrankheiten: vgl. Höfler, Volksmedizin und Aberglaube S. 214 und V. Fossel, Volksmedizin u. medizin. Aberglaube in Steiermark 2 S. 94. Hier aber wird dieser Glaube verspottet.

5,2 Gáng = Gänge: also ein Halsschmuck von 20 parallelen Ketten.

5,4 wiamá = wärmer.

6,2 Knipftö Fransn = geknüpfte Fransen.

7,2 = habe ich wieder neue Freude.

7,3 Der eigentliche 'Schmuck', Ketten und Medaillons aus Gold oder Silber, wie er in jedem Bauernhause für die Bäurin oder Tochter bereit liegt, hängt in reicher Fülle über die Brust herab. Vgl. Nr. 2, 8 und v. Kobells Verse (Gundlach, Tausend Schnadahüpfln nr. 368): Am Diendl sein Mieda san Kettna gna dro, daß s' die Buabna: die 's mag, a Weil ohंगा ko.

8. Da tragns' hiatzt Aschkittln  
Und á so hánds' áfgwixt.  
Wanns d'ös auszogni sägst.  
Bua, da bleibát dá nix.

9. D' Štrimpf' hánd meliat,  
Dáß d' nix schenás nót siagst,  
D' Bändl miassn rot sein:  
Ei was fällt ean nót ein!

10. D' Schuach dö hánd gring.  
Hánd von Feinlöäd dünn.  
Koa Nagl deaf nót drimmát stehn,  
Sunst kinnáns' nót gmoali gehn.

11. Dö Dánz habn má gsgungá,  
Habn si singá laßn.  
Wear á Biar án Kruag hat,  
Soll mi tringá laßn.

## 2. Von der Tracht der Burschen, Mädchen und Stadtfraulein.

(Aus gleicher Quelle wie Nr. 1.)

1. Mia hánd lusti Kamáradn:  
Kann 's denn was schenás gëbn  
Ás neichö Dánz singá!  
Bringt á vü merá Löbn.

2. Bei dö Buamá áfn Land  
Da mach má hiatzt án Anfang,  
Ös muab án Anbaltpunkt gëbn,  
Daß má d' Hochfoat auslögn.

3. Wie s' ean Kopf hiatzt hearichtn,  
Da miatzt di z' tot lachá:  
Hand dö Hoa vonand gštrichá,  
Wie wanns á Ráhmštrudl wá.

4. Hint und voan vonand kámpöt  
Dös is east kurios:  
Hintá dö Oan habns' á Schöpfál  
Wie dö laufátn Roß.

5. Heavoan weit ausánandá  
Habns' án Giseláschnid:  
Dea liegt hinum und hearum  
Wie á gbacktó Bua Wid.

6. Vo dö gehn má wögá  
Und af d' Weibáleit gschwind,  
Hiatzt nehnt's eng bei dá Nasn,  
Dá engá Falschheit áfkimmt.

8, 1 Aschkittln; vgl. Nr. 2, 15.

8, 2 áfgwixt = zusammengeputzt.

9, 1 meliat = meliert.

10, 1 gring = leicht an Gewicht und zierlich zugleich.

10, 1 gmoali = fein, zierlich; eig. gemächlich. Schmeller 1, 158f: im Innuviertel bringt man das Wort mit 'gemalt' zusammen.

11, 1 Dánz = Tänze, Tanzweisen. Diese Gstanzel werden ja eben beim Tanze gesungen, wobei einer vorsingt und die anderen dann einfallen.

1, 3 Ás = als; neichö = neue.

1, 4 vü = viel.

2, 2 án = den; dagegen 2, 3 án = einen.

3, 2 miatzt = müsstest du.

3, 4 Ráhmštrudl = eine auch auf dem Lande oft gegessene Mehlspeise.

4, 1 kámpöt = gekámmt.

1, 3 Schöpfál = Haarbüschel. Schopf hat einen verächtlichen Sinn; in einem Schuaderhüpfel heisst es von drei Mädchen: „Dö oanö is gschöpfát, Dö andá is kropfít, Dö drit' hat koanö Zend, Hánd nót weat, daß má s'nennt.“ Vgl. Schmeller 2, 440: gschöpfátö = frisi-erte Stadtdame.

5, 2 Die sog. Gisela-Locken oder Gisela-Fransen kamen vor etwa 20 Jahren bei den Frauen in dieser Gegend auf; ein Teil der vorderen Haare wurde über die Stirne herabgelegt und etwa auf halber Stirnhöhe in gerader Linie abgeschnitten [Pony-Tolle, Simpelfransen]. Die entsprechende Frisur der Männer niistete sich erst später ein. Wenn sie das Stirnhaar auf einer Seite hakenförmig legten, so nannte man diese Frisur einen 'Sechser'. In unserem Falle handelt es sich offenbar um die nach Art der Gisela-Locken in die Stirne hängenden Haare, die sich in der Mitte getrennt, in einen linken und rechten Sechser teilen.

5, 4 Bua, auch Buad = Bürde; also wie ein Haufen gehackten, lürrén Astwerkes.

7. Eaná Falschheit, eaná Luxus  
Is ja nimma zon beschreibn,  
Wie dö Menschä áfn Land  
Mit eaná Gwand dáheašteign.

8. Eeaná falschö Goldköttn  
Henkt ean abá ibá d' Brust.  
Wie ma' sunst dö altn Rittá  
Hat schen einglök't in d' Gruft.

9. Af dá Seitn habns' á Täschl,  
Dös is schon so nett gricht,  
Dáß má grad dö halb Seitn  
Vo dá Sackua dáblickt.

10. Sagt halt oanö zo dá andán,  
Wann dá Woatwechl geht:  
'Du, dá Goldschmuck wá nu schená,  
Wann ná i á dös gleich' hátt.'

11. Dö Kittln hánd mit Spitzn  
Und mit Bändl ausgnáht,  
Daß oft oanö wiar á Antn  
Mit sein GStöll dáheadráht.

12. Abá weitá eini gucká, Buam,  
Dös rat i enk kám:  
Ös hat oftmáls goa oanö  
Ja vo'n Kúastall á Brám.

13. Hiatz laß má gehn dö Menschä,  
Afn Land da áfn Rua.  
Und reibn má ms gehn dö herrischn  
Stadtfreilná zua.

14. Dö oanö tragt á Hüatl,  
Dö andár á Haubn,  
Af dá Seitn á kraustö Födán.  
Tuat frei wáchln und staubn.

15. Áfn Ásch habns' áu Bauschn,  
Hoáßt má 's Kidöbari,  
Und áu Busn habns' ausgschoppt  
Und váhánt bin und bin.

16. Dö Dánz habn má geungá  
Habn koan Woat ibáspannt.  
Weil dö Weibáteil dö falschn  
Solchö Hauptvoateil habnd.

7,1 Luxus, ein im Dialekt des Innviertels ganz gebräuchliches Fremdwort.

7,4 dáheašteign hat immer einen missbilligenden Sinn. 'Dea steigt dáhea' heisst: der gibts nobel, und hat keinen Anlass dazu.

8,1 Die Goldkette ist der Schmuck, dem wir schon in Nr. 1, 7 begegneten.

8,3 Der Sänger denkt wohl an ein altes Grabrelief, das einen Edelmann im Schmuck der Halskette (A. Schultz, Das höfische Leben<sup>2</sup> 1, 309) darstellt.

9,4 Sackua = Sackuhr: jedes Bauernmädchen hält viel auf eine anständige Uhr.

10,3 Diese Äusserung des Neides macht die Schilderung lebendiger.

11,3 Antn = Ente, hier wie oft zum Zeichen eines wackelnden Ganges verwendet.

11,4 GStöll = Gestell, Körpergestalt; höhnisch, z. B. 'Ná, dös is á GStöll!'

11,4 sein, nach dem vorausgehenden Femininum oanö, beruht auf einer sehr üblichen Inkonsequenz.

12,2 enk = euch (alte Dualform).

12,4 Brám = schmutziger Saum. Vgl. Grimm, Wtb. 2, 292; Lexer, Kärntn. Wtb. 38; bei Schmeller 2, 88 steht in gleicher Bedeutung Rám. — Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit, dass die vom Fürtleck (Schürze) bedeckte Stelle des Weiberkittels, die schadhaft oder aus andern Stoffe sein kann, ohne dass mans merkt, der 'Leichtguat' (was leicht genügend erscheint) genannt wird. 'Außn hui, innen pfn!' sagt ein Sprichwort der Innviertler.

13,1 gehn, ganz als Partikel gebraucht, wie in der Redensart: 'Gelmä gehn' = gehen wir nun!

13,3 herrisch, im Gegensatz zu Mensch (Landmädchen) und zugleich verächtlich. Im Innviertel ist der Herrische ungenen gesehen, zumal wenn er fremd ist und dazu vielleicht arrogant. 'Dös is á Herrischá' heisst es vom bauernfeindlichen Stadtmenschen. Es gibt auch herrische Bauern, die öfter mit Städtern in Berührung kommen und daher auch flotter und sicherer auftreten, aber von den Konservativen scheinbar angesehen werden.

14,3 kraustö, wáchln vgl. Schmeller 1, 1381, 2, 833.

15,2 Kidöbari = eul de Paris, tournure, in Nr. 1, 8 gut deutsch gegeben, vor 25 Jahren bei den Dorfhonoratioren Mode. Nachdem der Reifrock im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts verschwunden war, begann um 1810 in Frankreich die Sitte, wie zum Ersatz dafür eingelegte Wülste und auf der Brust ein Brusttuch zu tragen (Kretschmer,

## 3. Von der Kost der Bauern und der Herren.

(Aus Taiskirchen im Innviertel.)

1. In dá Frua á seiá Suppn  
Habn má allö liabn Tag,  
Drin á ötlá gerstá Brocká:  
Is á Wundá, dá má's mag.

2. D' Herrleit dö habn Káffee,  
Schokáládö und án Thee.  
Eiákípflu tunkáns' ein:  
Ei, das miabt á Giatát sein.

3. Mia habn nix ás Wassásuppn,  
Blewál-Suppn, gerstás Brot,  
Miassn Gott nu herzli danká  
Und i denk, mia habn koa Not.

4. Dö habn Ántl, Gánsl, Taubn,  
Guglhupf und Zugástraubn,  
Weimbea und Ziböbn:  
Himmelseits, dös wár á Löbn.

## 4. Abzählreim.

(Aus Taiskirchen: auch in Südböhmen bekannt.)

Drei Reitá ám Beag,  
Dös Bia is was weat.  
Dös Bia is so bittá,  
Dös trinkt dá Hea Ríchtá;

Dá Brantwein is sauá  
Den trinkt dá Hea Bauá:  
Dá Mötí is siaß,  
Den trinkt dá Hea Fiaßt.

5

Wenngleich die voranstehenden Lieder aus dem Innviertel dem Verständnis keine besondere Schwierigkeit bieten, seien mir doch ein paar Bemerkungen gestattet. Von den beiden derben Spottliedern auf die Tracht, die nach derselben Schnaderhüpfelweise gesungen werden, ist Nr. 1 das konzentrierter und sorgfältiger

Trachten der Völker<sup>2</sup> S. 312. Weiss, Kostümkunde 3. 2. 1260). Die literarische Bekämpfung der Reifröcke, Schnürleiber, culs, bouffanten und der hohen Hüte (Weiss 3. 2. 1282) hatte keinen Erfolg. Den Cul de Paris in der Dachauertracht veranschaulicht Kretschmer, Volkstrachten 61.

1,1 seiá oder saurö Suppn ist ein fägliches Gericht besonders bei Kleinbauern und Häuslern: sie besteht aus saurer Milch, Mehl, Wasser und Essig.

1,3 gerstá Brocká = Stücke gerstenen Brotes, das nicht sehr geschätzt wird; mehr gilt Roggenbrot, am meisten natürlich Weizengebäck.

2,3 Eierkipfl aus Gernteig im Gegensatz zu Semmelkipfln aus gewöhnlichem Semmelteig sind ein besonders rares Gebäck für den Bauern.

2,4 = Das müßte etwas gar Angenehmes sein (Schmeller 1, 965); vgl. 1, 4.

3,1 Wassásuppn = Wasser mit heissem Schmalz übergossen, ein Armengericht.

3,2 Blewál Suppn: nach ihrer bläulichen Farbe benannt, besteht aus ein bisschen Rahm, etwas Salz und siedend darüber gegossenem Wasser, dazu gelegentlich Kümmel, wird Kranken und besonders Wöchnerinnen verabreicht.

4,1 Die Verkleinerungsformen von Ente und Gans verraten belaglichen Spott.

4,2 Guglhupf, vgl. Schmeller 1, 880; Zugástraubn, gleichfalls eine Mehlspeise (Schmeller 2, 803).

4,3 Die grossen, braunen Rosinen heissen Zibeben, die kleinen, helleren Rosinen (Schmeller 2, 1075). — Vielleicht sind Str. 3 und 4 miteinander zu vertauschen.

Nr. 1,3 Bitter ist das geschätzte alte Bier; das junge, meist süsse Bier verursacht Blähungen. — 5 Zwetschgen- und Kornschnaps ist in jedem Bauernhause anzutreffen; doch steht das Innviertel weit hinter Obersteiermark zurück hinsichtlich der Zahl der Häuser, die Erlaubnis zum Schnapsbrennen haben. Gar nicht erwähnt wird hier das Hauptgetränk, der Most, — 7 Met trinkt der Innviertler nur am österlichen Beichttag nachmittags im Gasthause oder daheim. Der Fürst aber, denkt man, kann sich das öfter leisten. — Auf einem Stadl in Taiskirchen steht die sinnvolle Inschrift: Trinkst du Wasser, wirst gesund, | Trinkst du Bier, so wirst du rund, | Trinkst du Wein, so wirst du froh, | Trinkst du Schnaps, stirbst auf dem Stroh.

aufgebaute. Nach einem gewandten Seitenblick auf die Bauernjungen nimmt der Spottvogel alsbald die Mädchen aufs Korn und lässt ein solches vom Kopfschmuck bis auf die Fussbekleidung Revue passieren. In Nr. 2 unterliegen zuerst die Burschen einer Kritik, die sich aber nur gegen ihre Haartracht richtet, dann geht's über die 'Falschheit' der Dirnen her und endlich über die geputzten Stadtfräulein, die wohl dann am meisten den Ärger der Dörfler erregen, wenn ein Landmädchen in der Stadt gedient hat und in neumodischer, städtischer Tracht zu den Ihrigen heimkehrt. Auch ein Pinzgauer Schnaderhüpfel (Gundlach, Tausend Schnadahüpfel 1893 nr. 795) lobt die Dirnen, die keine Krinoline tragen, wie andre Vierzeiler (Gundlach nr. 550. Blüml und Krauss, Ausseer und Ischler Schnaderhüpfel 1906 nr. 318. 327) Gwandl und Hut aus verschiedenen österreichischen Provinzen hervorheben<sup>1)</sup>. Die solide Mannstracht der Innviertler schildert Stelzhamer (Ausgew. Dichtungen, Reclamsche Ausgabe S. 45: 'n Ähnl sánö Lehrn): „A bockhäudánö Hosen, á Joppen von Tue, a Paar zwirnánö Stümpf, zwen guet zwiednähntö Schue, von Filz án guetn Huet, aft án Lei von Mánshest (Leibchen, Weste von Wollsamt), bist án ang'segná Mann aft, wost stehst und wost gehst.“ Natürlich haben auch die verspotteten 'Herrischen' im Innviertel ihrerseits an dem Geschmacke der Bauernweiber manches auszusetzen; sie sagen: 'Rot und blau is d' Bauánfrau' (oder Bauánsau: vgl. Albrecht, Leipziger Mundart S. 130: 'Rot und blau wie Hanswursts Frau'). — Über die oben wiedergegebene Melodie bemerke ich, dass diese 21 Töne nur das Schema bilden, in das sich die oft viel mehr Silben enthaltenden Verse ohne Stolpern oder künstliches Verschleifen einfügen. Zunächst stimmt einer allein die Strophe an, erst bei Beginn des dritten Taktes fallen die andern ein, nachdem sie gehört haben, welche Strophe an der Reihe ist, und es kommt beim 'Drübersingen' oft zu komplizierten Gebilden<sup>2)</sup>.

Auch in den von der täglichen Kost handelnden Liedern Nr. 3 und 4 tritt der Gegensatz zwischen Herrenleuten und Nicht-Herrischen hervor, obschon hier bei der Schilderung von Stadt und Land sichtlich übertrieben wird. Der Innviertler Bauer lebt im allgemeinen recht gut. Ist auch frühmorgens noch vielfach die 'saurö Suppn' üblich, so gibts zu Mittag fast regelmässig Rauchfleisch (Gselchtes) mit Knödeln (Knón), Sauerkraut oder Salat u. dgl., zur Nachmittagsjause meist Fleisch, das vom Mittag übrig ist, abends wieder saure Suppe oder ähnliches; zu keiner Mahlzeit aber fehlt der Most aus Äpfeln oder Birnen, das Nationalgetränk des Innviertlers, der daher auch 'Mostschädel' heisst (oben 18. 299). Stelzhamer (Dichtungen S. 111: 's Haimátg'sang) sagt vom Trank seiner Heimat: „Ünsá Traubben haíß Hopfen, ünsán Wein nennt má Most“<sup>3)</sup>. Der Kaffee ist, wo er im Bauernhause auftritt, auf die Familie im engsten Sinne beschränkt; noch immer ist's ein 'Fest' für eine Bäurin, wenn sie einen Besuch bei der Lehrer- oder Arztfrau macht und ihr mit Kaffee und Semmel aufgewartet wird: „Es is halt gar so seltsam, so was Feins.“ Und trotzdem wohlhabende Bauern bei bestimmten Anlässen auch Enten und Gänse auf ihrem Küchenzettel sehen, so gibts

1) Ältere Lieder, welche von der Tracht handeln, sind Erk-Böhme, Liederhort nr. 1538 (Tanztracht der mittelalterlichen Bauern), 1713 (Spottlied auf die Schwaben), 1774 (mancherlei Hüte), 1002 (der lustige Bub), 1753 (Bruder Melcher; vgl. oben 18. 81); Bolte, Der Bauer im deutschen Liede 1890 S. 46, 112, 121; Prien, ZfdA. 41, 177; Priebisch, ZfdPh. 38, 449.

2) Vgl. Castelli in Frommanns Deutschen Mundarten 3, 179; Hofmann ebd. 4, 77; Blüml-Krauss, Ausseer Schnaderhüpfel S. 122; Blüml, Paul-Braunes Beiträge 31, 1.

3) Die Bayern sind seit alter Zeit wegen ihres Obstweins bekannt (Wackernagel, Zs. f. d. Alt. 6, 271 = Kl. Schriften 1, 94).

doch viele, die in solchen Neuerungen wie Kaffee und Semmeln oder gar Kipfeln eine Verderbnis der alten Einfachheit erblicken. Von jeher galt ja die Semmel (Grimm, Wtb. 10, 1, 561) als ein vornehmes Gebäck; schon im Meier Helmbrecht (v. 447) äussert der Held: 'Ich wil ouch unz an minen töt von wizen semeln ezzen bröt.' Vgl. noch im allgemeinen Erk-Böhme, Liederhort nr. 1173 (Die gute Mahlzeit im 15. Jahrhundert), 1764—1765 (Speise und Trank im bairischen Himmel), 1543 (Sauerkrautlied) und oben 11, 222 (Wochenzettel für den kärntischen Bauertisch), sowie 18, 296 (Handwerksburschengeographie) und 18, 304 (Lieblingsspeisen).

Graz.

Alfred Webinger.

### Westfälische Hausinschriften.

1. O Herr Mache Schlig die dienere dein, Die ihre Hoffnung Auf dich setzen Allein.

Hermann Griefekamp Maria Tenhoff Eheleute.

Muno 1721

Den 2 May

(Beckum, Hofengasse Nr. 6.)

2. ACH GOTT GIB MIER AUF DIESER WELT, WAS MIER NÜTZ UND DIENLICH IST UND DIR GEFÄLLT. ANNO 1664 DEN 24. APRIL IST DIES HAUS GERICHTET.

(Bielefeld, am Damm Nr. 16. — Nur eine Reihe in lateinischen Grossbuchstaben, vergoldet.)

3. SOLVS IOVA DOMVS SIT FAVOR TVTOR ET AVTOR.

VIVENTES IN EA PAXqVE SALVSqVE BEET.

MEINDERS

S FORDINCK

(Bielefeld, Obernstrasse Nr. 40. — Die höheren Buchstaben ergeben die Jahreszahl 1669.)

4. AVLA TVLIT LEGES,

LES INCOLA CVRIA CVRAS.

ACCIT CVNCTA DEVS:

CVI LAVS ET GLORIA SOLI.

(Bielefeld, Altst. Kirchstrasse Nr. 16. — Die höheren Buchstaben haben gleichzeitig die Bedeutung von Zahlzeichen und ergeben die Jahreszahl 1697.)

5. **Dies Haus steh fest in Gottes Hand  
und treu zu Kaiser und Vaterland.  
Dem Bürger biete es Schutz und Rat.**

(Bielefeld, Rathaus. 1902—1903.)

- 6.

1906

ARBEIT IST DES BUERGERS ZIERDE,

SEGEN IST DER MUEHE PREIS.

(Bielefeld, Reichspoststrasse Nr. 2. — Nach Schillers Glocke.)

7. DEO ET LITERIS.

(Gymnasium in Bielefeld, Nebelswall.)

8. **Wo Einigkeit  
und Fried' regiert.  
da ist das  
ganze Haus geziert.**

(Bielefeld, Herforder Straße Nr. 26.)

9. ECCLESIA . DEL . BEATIQUE .  
MARTINI . NOVA . SVRGEBAT .

(Kirche in Bigge, 1770.)

10. IOHAN NIRMAN VND SEINE EHEFRAN  
ELISABETH HABENS GERÜCHT IN  
IAHR

(Clarholz, Wirtschaft. Die höheren Buchstaben ergeben die Jahreszahl 1667.)

11. Ich Wolte Samen und Wute kein Pflaz"  
Ich wolte Simmeren  
und hatte kein Holz", Doch ist es mir durch  
Göttliche Geiſtliche und  
Weltliche Hülf gelungen" Und habe alhie den Ban-  
plaz gefunden.  
Johanes Hermanns Ewe Anna Elisabeth  
Brünge Ehel.

Anna 1798 den 4. Junius.

(Clarholz, Nr. 85.)

12. *Effigiem Christi, Dum Transis Semper Honorat;*  
*Non Tamen Effigiem, Sed Quem Designat Adorat.*

An einer Aus-enwand der Kirche in Clarholz unter einem Missionskreuz.

13. GADES . WORDT . BLIFT . IN . EWICHEIT .  
ANNO . 1 . 5 . 1 . 0 .  
UMGEBAUT ANO. 1891.

(Gütersloh, Berliner Strasse Nr. 171.)

14 WIES GOT — GEFAL — DASELB — ICH — /  
WIL — V WITER NICHTS — BEGHEHR /  
(Über der Thür.)

IM JAR ANNO 1609 HEBBE ICH HENRICH MIER VNDE ALHEIDT DVCKERS DITH  
HAVS LASEN VESTEN VNS VND VNSEN ERBEN SYM BESTEN.

(Eine Reihe am 1. Stock.)

DIE GNADE DES HERRN WÄRET VON EWIGKEIT ZV EWIGKEIT FÜR DIE, SO  
IHN FÜRCHTEN VND SEINE GERECHTIGKEIT AVF KINDES KIND. ABGONST  
DER MENSCHEN KAN MIER NICHT SCHADEN. WAS MEIN GOTT WIEL, MVS  
MIER GERATEN. 1607.

(Eine Reihe am 2. Stock, Nebengebäude.)

(Gütersloh, am Kirchhof Nr. 164.)

15. WAT : MIN : GODT : WIL : ALLE : TIDT : GESCHE : SIN : WIL : IS : DE : ALLER :  
BESTE. 1:6:10:

(Gütersloh, Nr. 127. — Nur eine Reihe. Lied von Albrecht von Brandenburg-  
Kulmbach 1556; Wackernagel, Kirchenlied 3, 1070 nr. 1210.)

16. WER GODT VERTRVWET, HAT WOHL GEBVWET IM HIMMEL VND AVF  
ERDEN. WER | SICH VERLESSET AVF JESVM CIBRIST, DEN MUTS DER HIM  
MEL WERDEN. 1649.

(Gütersloh, Münsterstrasse Nr. 181. — Von Joachim Magdeburg 1571; Wacker-  
nagel, Kirchenlied 3, 1012 nr. 1213. Vgl. unten Nr. 18.)



17. ALLES MIT BEDACHT VND HERR NACH DEINEM WILLEN.  
WIRF DEIN ANLIGEN AVF DEN HERRN DER WIRD DICH VERSORGEN  
VND DEN GERECHTEN NICHT EWIGLICH IN VNRVHE LASSEN.  
ANNO 1677 DEN 14. IVL.  
(Gütersloh Nr. 319a. — Vgl. Psalm 55. 23.)
18. Anfang und Ende in allen meinen Sachen las mich jeder Zeit mit Dir meinem Gott  
und Schöpfer machen. Wer Gott vertraut hat wohl gebaut Im Himmel und auf Erden.  
Wer sich verläßt auf Jesum Christ dem mus der Himmel werden.  
(Eine Reihe am ersten Stock.  
Jesu las mus auf der Erden Nüchtest suchen als allein,  
Das du mögest hey mus Sein und wir Dir mögn ähnlich werden.  
In dem Leben dieser Zeit und in Jener Ewigkeit  
Peter Erich Hoffbaur. Christina Dorotea Pollworf.  
anno 1750 Den 10 May.  
Über dem Eingangstor.  
Gütersloh, Dombhof Nr. 99.)
19. HABE DEIN VERTRAUEN AVF GOTT DER WIRD DICH VERSORGEN SO |  
LANGE DV AVF ERDEN WONNEST. JOHAN HEINRICH SCHALVR.  
CATRINE GEDRVT [der folgende Name ist unterm Verputz verschwunden]  
ANNO 1731.  
(Gütersloh, Berliner Strasse Nr. 386.)
20. WO DER HERR NICHT DAS HAUSS BAUT SO ARBEITEN UMSONST DIE DARAN |  
ARBEITEN. WO DER NICHT DIE STADT BEHUETET SO WACHET DER  
WECHTER UMSONST. ANNO 1736.  
(Gütersloh, Kleine Kirchstrasse Nr. 118.)
21. MEINE HOFENVNG HABE ICH AVF GOTT GESTELLT. DARVM ACHE ICH  
NICHT DIE MISSGVNST DIESER WELT. 1743 D. 17. AGST.  
(Gütersloh, Nr. 253. — Die Inschrift steht in einer Reihe.)
22. SPRICH JA ZU MEINEN THATEN, HILF SELBST DAS BESTE RATHEN, DEN  
ANFANG, MITTEL UND ENDE ACH HERR ZUM BESTEN WENDE.  
(Eine Reihe.)  
DER. HERR. UNSER. GOTT. SEI. MIT. UNS. WIE. ER. GEWESEN.  
IST. MIT. UNSERN. VÄTERN.  
ER. VERLASSE. UNS. NICHT. UND. ZIEHE. DIE. HAND. NICHT. VON. UNS.  
AB. I. B. KÖN. S. V. 57.  
MIT. DIESEM. WUNSCH. IST. DIESER. BAU. ANGEFANGEN.  
UND. VOLLFÜHRET DURCH DIE. EHE. LEUTE  
EBERHARD. HEINRICH. FISSE. UND. CATHARINA. MARGARETHA. RÜT:  
AO. 1748. D. 30. MAI.  
Gütersloh, Berliner Strasse Nr. 370. — Str. 9 aus Paul Gerhardts Lied 'Wach  
auf, mein Herz, und singe'.)
23. UNSERN AUSGANG SEGNE GOTT UNSERN EINGANG GLEICHERMAS |  
SEN SEGNE UNSER TAGLICH BROD SEGNE UNSER THUN UND LASSEN

SEGNE UNS MIT SELIGEM STERBEN UND MACH UNS ZU HIMMELSERBEN  
 OTTO WINS UND CATRINA ANGINESA RITZENKAHTER  
 ANNO 1751 D 21 MAY

(Gütersloh, Berliner Strasse Nr. 374. — Strophe 3 aus Hartmann Schencks [1634–1681] Lied: 'Nun Gottlob, es ist vollbracht'.)

24. Johann Friederich Groneweg. Anna Elisabeth Wembhöfern.  
 Den 27. May 1785. Peter Köhne. |  
 Der guten Heilungskunst, die dies Haus angeführtet,  
 Sey es geweiht, und dem der dieses All regieret. |  
 Er trage diesen Ban, mit seinen Segenshänden,  
 daß Jeder selig drin mag seinen Lauf vollenden.  
 (Gütersloh, Münsterstraße Nr. 177. Apotheke.

25. daß vorige Hans zerfallen ist durchs feur in aschen nider  
 nim dieses doch Herr Jesu Christ in deinen schutz nun wider  
 Jakob weisheide und Margrete Angeneße strotmans  
 Anno 1802 den 22. September  
 (Gütersloh, Berliner Straße Nr. 432.)

26. Christ erbebe dein Gemütthe und Erwäge gottes güte Sieh die gnaden wunder |  
 An die dein gott an dir gethan Hermann Heinrich Brockmeier und | Maria  
 (weiter nicht zu lesen) 1802.  
 (Gütersloh, Mauerstraße Nr. 412.

27. *So lang ich in der hütten wohn  
 Et lehre mich, o Gottes Sohn,  
 Gib, daß ich zahle |  
 meine Tage Und manter wach  
 daß ich sicher sterben mag. |  
 J T C Zumbann A M S Siewcken.  
 den 11 Julius Im Jahr 1857.*  
 (Gütersloh, Berliner Strasse Nr. 373.)

28. Wer Gott vertrant hat wohl gebaut.  
 Orra Et Lebora.  
 Ewert Heinrich Thumel und Johanne Friederike  
 Thumel geborne Wieder.  
 d. 22. Nov. 1851.  
 (Gütersloh, Feldstraße Nr. 44.)

29. Carl Heinrich Hermstrüwer und Johanne Agnes Hermstrüwer geb. Sumbagen.  
 Haben diese Scheune bauen lassen. Aufrichte den | 1. März 1887. Wer ein  
 und ans geht durch die Thür der soll gedenken für und für daß unser Heiland  
 Jesus Christ die rechte | Thür zum Himmel ist.  
 (Gütersloh, Bleßensstätte Nr. 12.)

30. Christ, aller Dinge Anfang,  
 segne Ein- und Ausgang!  
 (Gütersloh, Bahnhofstraße.

31. Es wünsch mir Einer, was er will,  
 so geb ihm Gott zweimal so viel.  
 Wer allen Menschen recht tun kann,  
 Der schreib hier seinen Namen an.  
 (Gütersloh, Nr. 161. — Nur eine Reihe.)

32. ACH GÖT LAS DIR BEFOHLEN SEIN  
DAS HAVS VND ALLES WAS DAREIN,  
GESEGNE ES MIT DEINER HANDT,  
BEWAHR ES FÜR VNGLÜCK, KRIEG, RAUB VND BRANDT.

(Gütersloh, am Kirchhof, Nr. 167. — Eine Reihe.)

33. BETE REIN, TRAW GOTT ALLEIN, ARBEITE FEIN, DIE SORGE LASS GOTT  
ALLEIN BEFOHLEN SEIN.

(Eine Reihe am 2. Stock.)

- FRÖLICH IN HOFFNUNG, DEMÜTIG IM GLÜCK, IM WERCK VORSICHTIG, DEIN  
GEWERB AVFRICHTIG. FÜRCHTE GOTT, VERTRAVE, AVF DEN GRUNDT BAYE.

(Eine Reihe am 1. Stock.)

Gütersloh, Nr. 129.)

34. Weiser meine  
Kinder, das Werf meiner  
Hände, zu mir.

Proph. Jes. 45, 11.

Gütersloh, Kenfirmandenjaal, Kirchrstraße.)

35. Obn Gottes Gunt  
Alles unjunt

Gütersloh, Nr. 815.

36. JESU, DEINEN SEEGEN SCHENCKE  
ÜBER DIESES HAUS UND DENCKE,  
DAS DIE, SO DARINEN WONEN  
EWIG DICH MIT DANCKE LONEN.

ARNOLDUS KRAMER, UND MARIA CHRST. SCHNUSENBERG EHELEUTE.  
ANNO 1719 DEN 18. JUNY.

(Herzebrock, Nr. 51.)

37. Beschirme uns o Herr Nach aller deiner Güte  
Den Lauf des Unglücks sperr für Schaden uns behüte.

Johannes Hennericus STENTRVP Anna Maria NIEWÖHNER,

den 4ten Juni Anno 1774.

(Herzebrock, Poßdorf Nr. 60.)

38. O HER STÄRKE UNS DOCH IN UNSERN LEIDEN, DAS WIR NICHT VON DIE  
WEIGEN VND SCHIKKE |

UNS DOCH DEINE HÜLF UND GNAD, SO WIL ICH DIR ÖFFEN MEINE THUR.

JOHAN ERNST BARFEL ANNA ENGELSSTROTHERIN. |

ANNO 1781 DEN 13 NOVEMBER.

(Ksp. Herzebrock, Bosfeld, Nr. 6.)

- |                                   |                                |
|-----------------------------------|--------------------------------|
| 39. Schöpfer Himmels und der Erde | Deine Gnad uns wollest geben   |
| Neig dein Ohr zu deiner Herde     | Daß wir auch nach diesen Leben |
| Schenk uns doch den Segen dein    | Ewig mögen selig sein.         |
| Johannes Ernestus Sandheger und   | Catharina Elisabeth Scharmann. |
| Amo                               | 1782.                          |

Herzebrock, Nr. 21. — Derselbe Spruch im Ksp. Ostfeld.)

40. So oft Ich geh ein und aus, Bewahr Mich, Gott, und dieses Haus,  
Heinrich Brinkmann Catharina Schlüter.

Errichtet den

16. Juli 1873.

Dfb. Herzebrock, Nr. 101.

41. ANNO 1692 DEN 19. MAY |  
 HABEN WIR EHELEVTE JOHANNES VND CLARA ERLHOFF DISSES HAVS  
 ERBAVEN LASSEN. WELCHE MIR NICHTS GÖNNEN VND NICHTS GEBEN DEY  
 MÜSSEN GLEICH WOLL LEIDEN DAS ICH LEHBE WÄN ICH DAN HBE  
 GOTTES SEGEN | SO IST MIR AN IHRER MISGVNST NICHTS GELEGEN:  
 (Kirchhelden, Dorf Nr. 31/1.)

42. BESCHÜTZE. O. HERR. DIESES. HAVSZ. VND. ALLE. DIE. DAREIN. WOHNEN.  
 JOHANNES. STEPHANVS. STEPPEL. VND. ANNA. MARIA. LÜTKE. TICKMANN.  
 EHEL. |

ANNO 1778 DEN 11. JVNÿ.  
 (Ksp. Lette, Nr. 53. Bez. Minden.)

43. DA . IST KEIN . KRÉUTZ SO . SCHWER DAS MICH . BETRUBT . WENN . ICH .  
 GEDENK . DAS . GOTT MICH LIEBT. |

GERHARD HEINNERRICH HILKER MARIA CHRISTINA HAEMANN.

*Gebaut Im Jahre 1808 den 18ten Juny. |*

*M. J. B. HKT.*  
 (Ksp. Lette, Nr. 70. Bez. Minden.)

44. GOTT SCHVTZE DIESES HAVS  
 MIT SEINER MÄCHTIGEN HAND  
 VND FÜHRE VNS DARAVS  
 INS EWIGE VATERS LAND.

1825. 1. SEBTEMBER.  
 (Ksp. Lette, Bez. Minden. — Vgl. unten nr. 49.)

45. GOTT SEI UNSER TRÖSTER IN ALLER NÖTH UND GIEB UNS  
 DIE SELIKEIT NACH |  
 DEN TODT. PETRUS MENSE UND  
 DEN 27TEN OCTOBER. |

ANNO 1826.  
 Ksp. Lette, Nr. 41. Bez. Minden.)

46. *Fürchte Gott, so wirst du gesegnet werden. Psalm 19.*

*Bern. Heinrich Stucksholde Witwe. |*

*den 3. Nov. Anno 1845.*

(Ksp. Lette, Haidplatz Nr. 57. Bez. Minden.)

47. Was wir o Gott hier haben,  
 Sind deine milden Gaben. |  
 Laß deine Huld sie schützen,  
 Und uns sie wahrhaft nützen. |

B. Hölscher und C. Bühlmeier. |  
 Den 28ten April 1846.

Lette, Nr. 11. Bez. Minden.)

48. Gott bewahr dies Haus  
 Und alles, was lebt darin, |  
 Wer gehet ein und aus,  
 Gott schütz und segne ihn. |

Gerhard Kerling und Gertrud Kiskemper. El. |  
 den 15. Mai 1851.

(Ksp. Lette, Haidplatz, Nr. 154. Bez. Minden.)

49. Gott, führ uns in dieses Haus,  
Und wieder darans  
Mit deiner allmächtigen Hand  
In das ewige Vaterland.

Bernard Oßharp und M. C. Schulze Everslob.  
Juno 1858 den 8. Juni.

(Kfp. Zette, Haidplatz Nr. 60. Bez. Minden. — Vgl. nr. 44.)

50 Gott Segne dieses Haus.

Georg Populoh g Batmann Gerdrut Wormsberg  
den 5. Mai  
Juno 1870.

Kfp. Zette, Nr. 48. Bez. Minden.)

51. Alles was wir bewahren Beschütze uns Gott vor Gefahren  
Kaspar Steiling Maria Waldmann | Eheleute. |  
Errichtet den 5. Juni | Juno 1876.

(Kfp. Zette, Nr. 58. Bez. Minden.)

52. WER DA BAUET  
AN STRASSEN UND GASSEN  
MUSS DIE LEUTE REDEN LASSEN.

Lippstadt, Lange Strasse Nr. 35.)

53. Das Haus ist wohl gebaut Dienen wir tren dem Herrn,  
Wo man stets auf Gott vertraut. | So ist Gott Segen nicht fern. |  
Der Segen kam von Oben, Denn Gott schaut auf die Seinen  
Dem Herrn laßt uns leben. | Im freuden und im Weinen. |

Peter Franciscus Viehmeyer, Dina Oßhoff von Weßbawern. |  
Im Jahr 1845 den 7ten Juni.

Marienfeld. Nr. 29.)

54. NVMINIS IN DEXTRA PAX FVLGEAT INTVS & EXTRA.  
TV BENEFACTOR AVE TV SINE FINE FAVE.

Kloster Gahläa bei Meschede. Jahr 1721. — Nur eine Reihe.)

Oelde.

Hans Heufft.

Fortsetzung folgt.

### Bedeutungsvolle Zahlen im litauischen Volksliede<sup>1)</sup>.

Wie bei den anderen indogermanischen Völkern<sup>2)</sup> sind auch bei den Balten die Drei und das Vielfache der Drei bedeutungsvolle Zahlen gewesen. Bei der Hochzeit wurde die junge Frau dreimal um das Herdfeuer im Bräutigamshause geleitet; auf der Fahrt dahin wurde sie dreimal von einem Mann umkreist, der einen Feuerbrand vom Bräutigamsherd in der Hand schwang und dabei sprach: 'Wie du das Feuer bei deinem Vater verwahrt hast, also wirst du auch hier tun.'

1) Die folgenden Zeilen sind nur als Lese Früchte zu betrachten; deshalb wird keine Stellung zu den von Roscher (Abh. der sächs. Ges. d. Wiss., phil.-hist. Kl. 1903 f.) aufgeworfenen Problemen genommen.

2) Schrader, Reallexikon der idg. Altertumskunde 1901 S. 970. Usener, Rhein. Museum 1903, 29. [Ohrlik, Danske Studier 1908. 81.]

Dreimal auch wurde der Wagen, auf dem die Leiche zum Begräbnisplatz gefahren wurde, umschritten. Am dritten, sechsten, neunten und vierzigsten Tage nach dem Leichenbegängnis hielten die Verwandten des Toten ein feierliches Mahl ab. Und wie ehemals in den Gebräuchen, so spielt auch jetzt noch in den litauischen Dainos die Drei ihre Rolle. Es zeigt sich dies schon ganz evident in den Sammlungen von Nesselmann (Litauische Volkslieder, gesammelt, kritisch bearbeitet und metrisch übersetzt. Berlin 1853) und Schleicher (Litauisches Lesebuch und Glossar, Prag 1857), denen ich die Beispiele im folgenden entnehme.

Regelmässig sind es drei Burschen, denen das Mädchen begegnet, wenn ihm der Wind das Rautenkränzchen fortgeweht hat. Die Burschen wollen das Kränzchen aus dem Meer holen, der erste soll ein seidenes Tüchlein, der zweite ein goldenes Ringlein, der dritte das Mädchen selber bekommen; aber das Kränzchen schwimmt ans Ufer, während der Liebste ertrinkt. In einem andern Lied soll der dritte, wenn er das Kränzchen wiederbringt, ein goldnes Ringlein erhalten. Drei Fischern begegnet die Schwester, als sie den Bruder sucht; dem dritten will sie sich zu eigen geben, wenn er die Leiche des Bruders aus der Tiefe des Meeres heraufholt. Oder zwei Schwestern begegnen erst zwei Mädchen und fragen vergeblich nach dem Bruder; zum dritten treffen sie einen Burschen; der weiss, wo der Bruder versunken ist. Aus drei Richtungen bläst der Wind; da kommen aus drei Amtsbezirken drei Burschen mit Geschenken: der eine mit Schuhen, der andre mit einem Mieder, der dritte mit einem goldenen Ring; der dritte soll der Geliebte werden; wenn er in den Krieg zieht, wird er dem Mädchen drei Körner senden, damit es an der Farbe der Blüten erkennen kann, ob er im Kampf gefallen ist. Zur Mutter kommen drei Soldaten, um die Tochter zu freien; von ihnen mag sie nichts wissen; doch einem der drei Pflüger will sie angehören. In einem andern Lied reiten neun Freier in den Garten. Vor drei Bojaren flüchtet die Schwester, wie sie den Brüdern auf dem Felde das Frühstück bringen will. In drei Schenken kehrt ein Wandrer ein und trifft hier seine drei Brüder, die Ross, Sattel und Mädchen vertrinken.

Wie es drei Burschen sind, sind es auch drei Mädchen. Von drei Schwestern ist die dritte die Liebste, bekommt die dritte das goldene Ringlein, gibt die dritte sich selbst zu eigen. Auf der Linde oder dem Ahorn sitzen drei Kuckucke, drei Mädchen, das dritte wird vom Burschen erwählt; oder das dritte will sich in der Stadt einen Spielmann holen. In der Gesindestube sitzen beim Mahlen drei Müllerinnen, in der Kammer beim Spinnen drei Spinnerinnen, im Hause beim Weben drei Weberinnen, am Ufer beim Waschen drei Wäscherinnen. Drei Töchter erzieht die Mutter mit gleicher Liebe, die vierte aber wird verstossen; sie muss drei Tage wandern, drei Nächte im Walde schlafen.

Hier dient die Drei zur Zeitangabe, wie des öfteren. Dem Mädchen reisst der Wind den Rautenkranz vom Haupte; findet einer der beiden Brüder den Kranz wieder, dann will sie ihn noch drei Jahre tragen; doch ein dritter, der auch dabei ist, findet ihn und will ihn nur gegen das Mädchen selbst herausgeben. Drei Jahre lang würde der Bursche vergebens streben, das Mädchen zu gewinnen, das ihn nicht haben will. Wenigstens drei Jahre lang will das Mädchen um den Geliebten trauern, der in den Krieg auszieht. In der dritten Nacht verspricht der Knabe sich selbst dem Mädchen. Drei Schwäne setzen sich auf des Toten Grab: die Braut, die Schwester und die Mutter; die Braut klagt drei Wochen, die Schwester drei Jahre, die Mutter bis zu des Lebens Ende. In Chamisso's bekannter Bearbeitung eines ähnlichen Liedes trauert auch die Sonne um den Toten neun Tage in Trauerflor und kommt am zehnten nicht hervor. Wieder in einer anderen

Fassung desselben Liedes bleibt der Tote erst drei Wochen unbeachtet liegen, bis drei Kuckucke kommen: Braut, Mutter und Schwester. Drei Jahre lang weint der Sonne Tochter und sammelt die verwelkten Blätter des Kranzes; in dem Teiche, in den neun Bäche fließen, soll sie die Kleider waschen; im Garten, in dem neun Rosen blühen, sie trocknen; an dem Tage, an dem neun Sonnen scheinen, sie tragen. Neun Tage will die Sonne nach dem Lämmlein suchen und am zehnten nicht ruhen. Drei Jahre hat der träge Geliebte Weizen gesät, ohne dass ein Halmchen aufging; nur eine Eiche mit neun grünen Zweigen ist aufgewachsen.

Neun ist überhaupt die Zahl der Äste des Baumes. Drei Linden, einem Stamm entsprossen, stehen am Flusse; drei Mädchen überschreiten ihn, an der Linden Ästen sich haltend, die dritte stürzt in den Fluss; da, wo ihre Leiche an das Ufer treibt, wächst eine Linde mit neun Ästen. Eine Fichte hat Äste getrieben, der Sturm hat sie gebrochen, der zehnte steht an der Spitze. Vor des Vaters Hof wächst eine Linde mit neun Zweigen; auf den Zweigen sitzen ebensoviel Kuckucke, die Tochter herauszulocken. Oder der Hof hat acht Ecken, und in jeder Ecke steht eine solche Linde. Ein anderer Hof hat neun Ecken, darin sitzen neun Musikanten. Auf der Wiese steht Klee mit fünf, sechs Blättern und neun Blüten.

Geheimnisvoll klingt ein Vers, der zu Beginn der vier Teile eines Liedes steht: 'Sechs dreierlei Art, drei sechserlei Art, schön blüht im Garten der Fuchschwanz.' Bei den verschiedensten Dingen spielen drei und neun eine Rolle: Der Jüngling sendet dem Mädchen drei Briefe, in dem dritten den Rautenkranz. Das reiche Mädchen besitzt bar 600 und drei Höfe. Die Tochter erhält drei Schreine. Das Fischermädchen kann drei Dinge nicht: spinnen, weben, Leinwand ordnen. Ihr Vater will lieber drei Hufen Landes als seine Tochter hergeben. Die Kindesmörderin hat drei Kinder umgebracht. Aus drei Säcken wird ein Lager bereitet; das Bett aus drei Lagen weicher Pfühle. Das Mädchen bleicht drei Stücke Leinwand; der Knabe hütet drei Rosse. Mit sechs Rossen fährt die Braut durch drei Tore; das dritte ist von weissem Silber. In der Kutsche mit sechs Rossen sitzt die Braut neben dem Oberst; erst als sie zum dritten Felde kommen, spricht sie freundlich zu ihm. Der Krieg bricht aus, da krähen drei Hähne; oder dreimal kräht der Hahn, dreimal weckt die Mutter. Die dritte Schwester schliesst dem Bruder das Tor auf, damit er in den Krieg reitet; neun Ströme durchschwimmt sein tapferes Ross, den zehnten durchwatet es; neun Kugeln fliegen an dem Reiter vorbei, die zehnte trifft ihn. Beim Mähen wird beim neunten (oder zehnten) Schwaden das goldene Ringlein getroffen.

Von den andern Zahlen zwischen 1—10 verdienen nur noch zwei und fünf einer Erwähnung. Zwei Wochen soll der Nordwind wehen, den verlorenen Ring wieder an das Ufer zu spülen. Im Wasser schwimmen zwei Enten, zwei Burschen. Zwei Schwestern winden Rautenkränze. Zwei Schwestern weinen bei des Bruders Abschied usw. Fünf Jahre will der Geliebte auf das Mädchen nicht schelten. 'Fünf Jahre', klagt die Tochter beim Abschied von der Mutter, 'werden wir uns nicht wieder sehen', aber noch war der fünfte Tag nicht vergangen, da erschien die Mutter schon zum Besuch.

Zur ungenauen Zahlenangabe dienen: 'zwei bis drei' und 'fünf bis sechs'. Die drei Brüder, die Ross, Sattel und Mädchen vertranken, hatten noch zwei bis drei Rosse, zwei bis drei Sättel und zwei bis drei Mädchen. Zwei bis drei Jahre soll das Mädchen dienen. Den Brautscatz abzuholen sind bereit: zwei bis drei Wagen, mit fünf bis sechs Rossen. Mit einem Windstoss geht es fünf bis sechs Meilen weit usw.

Bezeichnend ist auch folgender Spruch: 'Reden: einer mit sich allein, nicht gut; zwei, ein Paar, herzlich; drei überlegen vernünftig; vier, einsichtsvoll; neun, gern zuviel Worte; zwanzig, ohne Verstand.' 'Trinken: einer mit sich allein, nicht gut, zwei schlafen bald ein; drei, herzlich und freundschaftlich'; vier, 'noch Stoff da'; neun, alle Brüder; zwanzig, Trunkenbolde.'

Um eine Vielheit zu bezeichnen, bedient sich die Daina, anders als in diesem Spruch, meist der Hundert: eine hunderttägige Eiche; ein hunderttägiger Ölbaum; hundert Kerzen anzünden; über hundert Meilen weit. Der Knabe wird von der Geliebten aus hundert Pflügern und hundert Mähern, das Mädchen von ihrem Anbeter aus hundert Weberinnen und hundert Harkerinnen herausgefunden usw. Für hundert Meilen heisst es öfter auch zweihundert, 2—300 Meilen. Auch 600 findet sich: das Mädchen hat 600 bar; eine Peitsche mit 600 Fäden. — Für eine grössere Vielheit gebraucht man Tausend: tausendmal küssen; tausend, tausend Feinde usw.

Sieben kommt in den beiden Sammlungen kaum vor: Sechs Tage hat der Bursche das Ross gefüttert, am siebenten will er in fremde Gegend reiten. In einem andern Lied ist der Knabe stolz auf seine Siebenhundert in der Tasche.

So erweist sich also diejenige litauische Literaturgattung, die wegen des Inhalts einiger Lieder als besonders altertümlich rühmlich bekannt ist, auch in dem Gebrauch der Zahlen als sehr konservativ. Es sind bestimmte häufig wiederkehrende Motive, die mit der Zahl drei eng verwachsen sind. Mag die Sprache, mögen die Lieder sich im Laufe der Jahrhunderte verändert haben, ein grosser Teil der Motive geht gewiss, so wie sie sind, tief ins baltische Heidentum zurück.

Bergedorf.

Eduard Hermann.

## Berichte und Bücheranzeigen.

**Hermann Usener**, Vorträge und Aufsätze. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1907. IV und 259 S. 8°.

In Hermann Usener ist nicht nur ein Meister der Altertumswissenschaft dahingegangen, sondern auch die Volkskunde hat in seinem Tode einen schweren Verlust zu beklagen. Ist Usener doch einer der ersten Philologen gewesen, der den Wert einer wissenschaftlichen Volkskunde erkannt und ihre Bedeutung auch für die Altertumswissenschaft betont hat. Seiner hier zu gedenken, gibt die kürzlich erschienene Sammlung seiner Vorträge und Aufsätze Anlass. Es war ein glücklicher Gedanke, den übrigens schon Usener selbst gehegt hatte, aus seinen kleineren wissenschaftlichen Arbeiten, deren vollständige Sammlung später erscheinen soll, diejenigen auszuwählen, die nicht bloss für Philologen im engeren Sinne von Interesse sind, sondern nach Form und Inhalt es verdienen, von weiteren Kreisen gekannt zu werden. Für die Volkskunde sind fast alle Vorträge und Aufsätze Useners von hohem Interesse, und die Sammlung verdient deshalb gerade in dieser Zeitschrift eine ausführlichere Inhaltswiedergabe.



Der von dem inzwischen leider auch allzu früh uns entrissenen Albrecht Dieterich herausgegebene Band, der mit einem Bilde Useners nach einer Photographie aus dem Jahre 1901 geschmückt ist, wird eröffnet durch die 1882 gehaltene Rektoratsrede 'Philologie und Geschichtswissenschaft'. Boeckh hat die Vorstellung von der Philologie als einer besonderen geschichtlichen Wissenschaft bei uns eingebürgert, der die Darstellung des antiken Lebens überhaupt zufällt. Seine Auffassung hat sich von der klassischen Philologie auf die semitische, germanische, indische, romanische usw. Philologie fortgepflanzt, sie alle finden ihren Mittelpunkt in einer nationalen Literatur, von der aus sie das geschichtliche Leben der Nation erforschen helfen. Wenn aber die Nationalität die verschiedenen Zweige der Philologie zu einer Einheit verbindet, so ist die Voraussetzung dabei, dass die Nationalität und jede Seite ihres geschichtlichen Lebens ohne Nachteil der Erkenntnis isoliert betrachtet werden könne. Diese Voraussetzung aber, das betont Usener mit Recht, ist nach unserer heutigen Kenntnis der Dinge hinfällig. Kein Volk der Geschichte, auch nicht das griechische, lässt sich isoliert betrachten. Es ist, als ob man aus einem Buche alle Stellen, die von einem Volke handeln, unbekümmert um den jedesmaligen Zusammenhang, ausschneiden und aneinander reihen wollte. Schon der Schüler weiss es heute aus hundertfältiger Erfahrung, wie selbst das allernächste Verständnis der konkreten Erscheinung oft erst gewonnen werden kann nach Ablegung der Scheuklappen, die sich der Philologe sonst gerne links und rechts von seinen Augen band. Für den aus vorgeschichtlicher Zeit fortgeführten Besitz von Sprache, Glaube und Sitte versteht sich das von selbst. Einsicht in die Laut- und Flexionsgesetze, Verständnis der Göttergestalten und Sagen, der Reste alter Sitte, wäre in den meisten Fällen unmöglich, wenn nicht die Vergleichung uns gestattete, die einzelnen Erscheinungen in ursprünglicherer Gestalt kennen zu lernen. Aber auch die geschichtlichen Schöpfungen in Kunst und Literatur führen uns, da sie in dem volkstümlichen Ideenschatze wurzeln, über die Schranken der nationalen Sonderexistenz hinaus. So sind denn die geschichtlichen Disziplinen der Philologie, wie Boeckh sie sich dachte, aufgegangen in umfassenderen und allgemeineren Disziplinen der Geschichtswissenschaft, aus deren Zusammenhang die philologische Betrachtung am einzelnen Volke nicht losgelöst werden kann ohne Verzicht auf wissenschaftliche Erkenntnis. Was aber, fragt Usener, ist Philologie, wenn die Disziplinen, durch welche sie Wissenschaft schien, ihr entrissen und in grösserem Zusammenhang eingefügt sind? Er beantwortet diese Frage dahin, dass sie nicht eine Wissenschaft, sondern eine Kunst, eine Methode sei. Da der Boden aller geschichtlichen Wissenschaft das geschriebene Wort ist, so ist die Kunst, welche dasselbe feststellt und deutet, mittels ihres grammatischen Vermögens, die letzte Voraussetzung aller geschichtlichen Forschung. Diese Kunst aber ist eben die Philologie.

Man braucht dieser Definition der Philologie als Methodenlehre nicht zuzustimmen. Philologie ist uns identisch mit einer Geschichtswissenschaft, welche die Erforschung des gesamten antiken Lebens, wo es nötig, durch Vergleichung, durch Bündnisse mit den Nachbarwissenschaften, sich zur Aufgabe setzt, aber es liefe auf einen blossen Wortstreit heraus, wenn wir zwischen dieser Auffassung und der Useners einen wirklichen Gegensatz finden wollten. In praxi ist auch Usener die Philologie Geschichtswissenschaft, das zeigen die Schlussabschnitte seiner Rede sehr deutlich: vor ihrer eigensten Tätigkeit, der sprachlich gesicherten Deutung des Wortlautes, soll die Philologie fortschreiten zu den höheren und allgemeineren Stufen geschichtlicher Forschung; dabei bringt sie unwillkürlich die in ausdauernder Beschäftigung mit dem Letzten und Kleinsten erworbenen Vorzüge

peinlich sorgfältiger Genauigkeit und sicherer Abwägung von Form und Inhalt, Überlieferung und Vernunftgemässheit zur Anwendung. Das Reich der Philologie aber geht so weit, als des Menschen Leben und Weben, Sinnen und Trachten, Handeln und Schaffen, und sie muss schliesslich zu dem Versuche fortschreiten, das geschichtliche Leben ihrer Nation in seiner Totalität zur Anschauung zu bringen. Diese weit ausgedehnte Aufgabe aber entwickelt Usener aus seiner Auffassung der Philologie als Methode durch den Hinweis, dass zu der Tätigkeit, in der sie ihr eigenstes Dasein hat, zur Interpretation, die Erkenntnisse, welche die Lösung jener Aufgabe bringt, notwendige Vorbedingung sind, Erkenntnisse, die andererseits wieder durch das Studium der Texte bestätigt, berichtigt, weitergeführt werden. Die grosse Aufgabe, die der Philologie gestellt ist, kann der einzelne Philologe freilich nicht umfassen. Deshalb werden es immer nur einige Seiten des nationalen Lebens sein, deren Erforschung sich der Einzelne je nach Neigung und Anlage hingibt: für dieses Gebiet hat er den Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichtswissenschaft zu suchen, für Sprache in der vergleichenden Sprachwissenschaft, für Glaube und Sage in der Geschichte und Wissenschaft der Religion: er bebaut einen Kreisabschnitt, dessen Mittelpunkt ausserhalb der Peripherie des nationalen Daseins liegt. Aber wenn ihm auch das Licht heller auf eine Seite fällt, streben wenigstens muss er nach einer Anschauung des Ganzen, und nur in dem Masse, als er diese erreicht hat, wird sein Verständnis des einzelnen hell und sicher sein.

Aus dem zweiten Aufsatz 'Mythologie', der Wesen und Ziele der mythologischen und religionsgeschichtlichen Forschung aufklären will, seien folgende Gedanken hervorgehoben. Mit Recht betont Usener, dass Mythologie nur dann wissenschaftlich bearbeitet werden kann, wenn sie in die Geschichte der Religion eines Volkes einbezogen wird, dass sie also in der Religionswissenschaft aufgehen muss, eine Erkenntnis, die leider auch heute noch nicht überall durchgedrungen ist. Ebenso zutreffend legt er dar, dass der Umfang der religiösen Vorstellungen unvergleichlich ausgedehnter ist, als man gewöhnlich annimmt. Welche geschichtliche Erscheinung wir in höheres Altertum zurückverfolgen mögen, immer werden wir zuletzt auf Religion zurückgeführt. Daher fällt der Religionsgeschichte die grosse Aufgabe zu, das Werden und Wachstum des menschlichen Geistes bis zu dem Punkte aufzuhellen, wo mythische Vorstellung durch vernünftige Erkenntnis und religiös gebundene Sitte durch freie, sich selbst bestimmende Sittlichkeit abgelöst wird. — Hervorragende Vertreter der Volkskunde sind der Ansicht, dass Zauberei, die bei unzivilisierten Völkern eine so grosse Rolle spielt, von der Religion abzutrennen sei. Demgegenüber macht Usener mit Recht geltend, dass die Formen der ursprünglichen Religion durchaus sakramental sind, wobei er Sakrament als eine äussere gottesdienstliche Handlung erklärt, welcher das Gebet übernatürliche Wirkung verleiht, eine Form des Kultes, die sich in nichts von zauberischer Handlung unterscheidet: Zauberei und gottesdienstliche Handlung laufen ununterscheidbar ineinander. — Um die Anfänge der Religionen zu verstehen, bedarf es der Vergleichung, die sich nicht auf verwandte Völker beschränken darf. Das wichtigste Hilfsmittel bleibt die Erforschung des volkstümlichen Untergrundes, der Vorstellungswelt der niederen Volksschichten, und die planmässige Heranziehung der Anthropologie und Ethnologie. Unschätzbare Dienste für das Verständnis des antiken Gottesdienstes und seiner Formen leistet uns die Liturgie der griechischen und römischen Kirche, die wir heute noch mit eigenen Augen schauen und mit Hilfe einer ausgedehnten Literatur bis ins 4. Jahrhundert und gelegentlich darüber zurück verfolgen können.

Auf einen Aufsatz, der für die Volkskunde weniger von Bedeutung ist, über die Organisation der wissenschaftlichen Arbeit in der platonischen Akademie und der Schule des Aristoteles folgt eine ganz dem Gebiete der Volkskunde angehörige Abhandlung 'Über vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte', in der Usener Bedeutung und Aufgabe dieser Wissenschaft darlegt. Er betont, dass für sie das germanische Recht dieselbe Bedeutung habe wie das Sanskrit für die vergleichende Sprachwissenschaft, und er veranschaulicht seine Darlegungen durch ein ausführlich behandeltes Beispiel, indem er die Junggesellenvereine in Griechenland, Rom und Deutschland erörtert und ihren Zusammenhang mit altem Kulte nachweist. In einem Anhange macht er Mitteilungen über das 'Amecht', eine von den 'Burschenschaften' vieler Orte Luxemburgs begangene Feierlichkeit.

Die drei folgenden Aufsätze gehören dem Grenzgebiet von Philologie und Theologie an, aber auch sie sind für die Volkskunde von grossem Interesse. Der erste behandelt die verschiedenartigen Überlieferungen über Geburt und Kindheit Christi, ihre Widersprüche und die Versuche, sie zu beseitigen. Er zeigt, dass der jüdische Glaube vom Messias keine übernatürliche Geburt erwartete, zur Bezeugung der göttlichen Weihe zu seinem Berufe aber zunächst die Erzählung von der Jordantauferstanden sei. Er legt weiter dar, wie es dann den immer mehr durchdringenden Vorstellungen von der Göttlichkeit Jesu widerstrebt habe, die Weihung zum Messias oder die Adoption zum Sohne Gottes erst in das dreissigste Lebensjahr zu verlegen, und daher die bei Lucas vorliegende, noch der jüdischen Denkweise entsprechende Darstellung geschaffen sei, in welcher dem menschlichen Sohne des Joseph und der Maria bei der Empfängnis und Geburt göttliche Offenbarungen die Erwählung zum Messias bezeugte. Im Bericht des Matthäus tritt die Vorstellung von der Empfängnis und Geburt der Jungfrau hinzu, die dem Judentume ganz fremd war, aber bis über die augusteische Zeit dem griechisch-römischen Heidentume höchst lebendig geblieben war. Für alle Einzelheiten dieser Geburts- und Kindheitsgeschichte des Matthäus (z. B. die Erscheinung des Sternes, die Verkündigung der Magier) lässt sich heidnische Unterlage erweisen. Sie muss in heidenchristlichen Kreisen, wahrscheinlich in Kleinasien, entstanden sein und wurde dann vom Erzähler durch Heranziehung von Prophetenworten gewissermassen legitimiert. — In dem vorher erwähnten Aufsätze 'Mythologie' hatte Usener darauf hingewiesen, welcher Gewinn für antiken Mythos und Gottesdienst aus christlichen Legenden geschöpft werden kann. Eine Probe solcher Verwertung gibt die Abhandlung 'Legenden der Pelagia' (ursprünglich als Einleitung zu den Texten der Legende erschienen), in der er die verschiedenen Formen dieser Legende mitteilt und die Entstehung dieser Heiligen aus der Gestalt der als Meergöttin verehrten Aphrodite zu erweisen sucht.

'Die Perle, aus der Geschichte eines Bildes' ist die letzte Abhandlung betitelt. Im Evangelium des Matthäus vergleicht Jesus das Himmelreich einer köstlichen Perle. Dies Bild ist später auf Christus selbst übertragen worden. Einen Anhalt zur Beantwortung der Frage, durch welchen Gedankengang diese Umwertung des Bildes herbeigeführt worden ist, gibt der Syrer Ephrem durch die Anwendung auf Christus, die er von dem Bilde auf Grund volkstümlicher Vorstellungen von der Entstehung der Perle macht. Wenn der Blitzstrahl ins Meer schlägt, dringt die Mischung von Feuer und Wasser in die Muschel ein; diese schliesst die geöffneten Schalen, und in dem Schalthier entwickelt sich allmählich die Perle; sie löst sich von dem Tiere ab, ohne dessen Wesen irgendwie zu verändern oder zu schädigen. Wie die Perle ohne Begattung der Schnecken durch eine Mischung

des Blitzes und des Wassers entsteht, so ist auch Christus empfangen von der Jungfrau ohne Fleischeslust. Wenn Ephrems Predigt Verständnis finden und Wirkung üben sollte (er will damit die Lehre widerlegen, dass Christus die Menschengestalt nur als Scheinform getragen habe), so musste er sicher wissen, dass seine Zuhörer diese, sonst nicht verbreitete Vorstellung von der Entstehung der Perle mit ihm teilten. Seine Sage war also in Syrien zu Hause. Usener sucht zu zeigen, dass sie aus der heimischen Göttersage entstanden sei: Nach der Überlieferung von Kythera, einem der ältesten Standorte des semitischen Aphroditendienstes, ist die Empfängnis der Aphrodite im Meer erfolgt, in einer Muschel ist die Göttin nach der Geburt an der Insel gelandet. Nach Hesiod stammt der Meeresschaum, aus dem Aphrodite hervorgeht, von der Scham des entmannten Uranos, daneben aber hat sich eine Sage erhalten, die Aphrodite aus Zeus und dem Meere entstehen lässt, von Zeus aber kommt der Blitzschlag, der Einschlag ins Meer, der den Keim der Perle erzeugt, ja nach altgriechischer Vorstellung, über die Usener in dem im vorliegenden Bande nicht enthaltenen Aufsätze im Rhein. Museum 1905, S. 1 ff., gehandelt hat, ist Zeus nicht nur der Träger und Schleuderer des Blitzstrahles, sondern der Blitzstrahl selbst. Usener sucht zu erweisen, dass das von Ephrem gebrauchte Bild schon von den Gnostikern auf Christus angewendet war. — Aus dem Gebiete der Philologie in das der Poesie führt uns der Anhang. Er enthält eine nach einer althechristlichen Legende gedichtete Novelle 'die Flucht vor dem Weibe', die Usener unter dem Pseudonym E. Schaffner 1894 in Westermanns Monatsheften veröffentlicht hatte.

Berlin-Charlottenburg.

Ernst Samter.

**R. C. Boer**, Untersuchungen über den Ursprung und die Entwicklung der Nibelungensage. Erster und zweiter Band. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1906—1907. VII, 280. V, 224 S. 16 Mk.

In der Nibelungenforschung ist seit langem keine Untersuchung hervorgetreten, die so durchaus eigene Wege ginge, wie dieses Buch. Vielen Widerspruch kann man Boers Aufstellungen voraussagen; aber einem so stoffhaltigen Werke gegenüber wird die Diskussion nicht rasch am Ende sein. Ich beschränke mich auf die Heraushebung der Hauptgedanken des Autors.

Sigfrid ist kein mythischer Held. „Der mythischen Deutung ist es nicht gelungen, die Sigfridsage als eine Einheit zu erklären; einen hypothetischen Wert muss man ihr zugestehen, solange man keiner besseren Deutung auf der Spur ist“: so das Schlussergebnis von Boers längerer Kritik der mythischen Auffassung (1, 7). Überhaupt nicht hinter der Gestalt Sigfrids, sondern hinter der Hagens öffnet sich der Durchblick auf die Sagenanfänge. Als Grundform der Hagensage bleibt nach Entfernung aller sekundären Motive dieses: Hagen wird von seinem Schwager, bei dem er zu Gaste ist, um seines Goldes willen getötet. Örtlich und zeitlich festzulegen ist eine so einfache Sage freilich nicht: „Sie hat in den historischen Verhältnissen der Völkerwanderung ihre Voraussetzung. Sie ist überall und nirgends geschehen“ (1, 4). Von dieser alten Sage mit dem tragenden Motiv des Schwagermordes ('Attilamotiv' sagt Boer fortan der Kürze halber) sei die Sigfridsage eine einfache Wiederholung. „Sigfrid hat Hagens Schwester (so in der alten Sage, die keine Burgunden kannte, und so auch noch in der skandinavischen Überlieferung) zur Frau, er ist also sein Schwager. Hagen tötet Sigfrid, und was sein Motiv ist, werden die Quellen trotz der vielen Änderungen nicht müde uns zu sagen:

Hagen begehrt Sigfrids Schatz. Das ist aber eine vollständige Wiederholung des Attilamotivs. Der eine Schwager tötet den anderen Schwager, der bei ihm zu Gast ist, und der Zweck ist, sich des Schatzes, den dieser besitzt, zu bemächtigen“ (1, 7). Um die Verbreitung des Motivs vom Schwagermorde, oder allgemeiner von Streit und Tötung unter Rechtsverwandten und Blutsverwandten einer Frau zu erweisen, dann aber auch, um Wiederholung als sagenbildendes Prinzip aufzuzeigen, zieht Boer nun eine grössere Reihe von Sagen zum Vergleich heran, deren Gesamtcharakter sonst von der Nibelungensage weit genug absteht: so die Finnsage und die Hildesage. Hagens Tod und Sigfrids Tod, diese Duplikate, vielleicht in zwei Liedern von der Art der Eddalieder geformt, verschmolz dann die weitere Sagenbildung zu der ironischen Geschichte von dem Goldgierigen, der zuletzt durch fremde Goldgier umkommt. Aber das Verständnis für diese ‚Logik der Hagensage‘ ging wieder verloren, als noch später Mythisches auf Sigfrid übertragen wurde und Brynhild in die Sage eintrat. Boers Behandlung der Brynhildsage und was er über das vielerörterte Verhältnis Sigfrids zu den zwei Frauen vorbringt, verdient auch ausserhalb seines Gesamtzusammenhanges Beachtung. Die letzte Phase der Entwicklung brachte endlich das Geschichtliche, die Burgunder und Attila, in die Sage. Im ganzen also bedeutet Boers Aufriß der Sagenentwicklung die Umkehrung des gewohnten: nicht Entwicklung zum Novellencharakter hin, sondern Entwicklung vom Novellencharakter fort.

Aber Boer fragt nicht nur der Entwicklung der Sage, sondern auch der Entstehung und Urform unserer Texte nach. Die Lücke im Codex regius, auf die Heuslers Arbeit in den ‚Germanistischen Abhandlungen für H. Paul‘ erneut die Aufmerksamkeit gelenkt hatte, beschäftigt Boer hier eingehend. Zwei Lieder seien aus der Volsungasaga noch zu erschliessen, das ‚grosse‘ und das ‚junge‘ Sigurdslied. Von der Sigurdarkvida yngri, wie Boer sie sich denkt, vermitteln die scharfsinnig zusammengestellten Teile der Parallelüberlieferung (1, 201f.) jedenfalls ein greifbares Bild. Die Thidreksaga aber verarbeitet nach Boer ein sächsisches Lied von Grimhilds Rache und ein fränkisches Lied von Sigfrids Tod und dem Untergange der Nibelungen. Auch hier dringt Boer unerschrocken zu einer im einzelnen bestimmten Rekonstruktion vor (1, 214). Auf den gleichen niederdeutschen Quellen, wie die Thidreksaga, beruhe aber auch das Nibelungenlied, und Boers Arbeit geht nun im zweiten Bande dazu über, Zug für Zug die Änderungen und Erweiterungen des Nibelungenliedes gegenüber den so erschlossenen Grundlagen aufzuzeigen. Der Abstand erweist sich noch als weit genug; Boer setzt mehrere Zwischenstufen an. Aber Oberdeutschland hat nur die letzte Redaktionsarbeit geleistet; niederdeutsch ist sogar die Nibelungenstrophe; der Kürnberger lernte sie erst aus dem Epos. Ein ausgeführter ‚Stammbaum der poetischen Überlieferung‘ resümiert die Ergebnisse der Textuntersuchung.

Dass ein Buch des skizzierten Inhalts eine wissenschaftlich begründete Kritik nur in einer längeren Abhandlung erfahren könnte, liegt auf der Hand. Weil aber das Vorwort ausdrücklich auch zur ‚Prüfung der Methode‘ auffordert, sei ein einfaches Bedenken ausgesprochen, das dem Ref. beim Lesen der ersten Kapitel mehrfach sich aufdrängte. Boers ‚analytische Methode‘ erschliesst Grundformen der Sagen von einer abstrakten Dürre, die es schwer macht, an die Lebensfähigkeit dieser Schemen zu glauben. Erst bei so rücksichtsloser Reduktion aber erscheint die Verwandtschaft der verglichenen Sagen. Sind wir aber wirklich berechtigt, gemeinsamen Ursprung von Sagen anzunehmen auf den Vergleichspunkt hin, dass beidemal der Rechtsverwandte einer Frau den Blutsverwandten tötet, oder ähnliches? Kann sich das nicht unzählige Male zufällig ergeben, da jeder Erzähler

seine Personen als Gruppen einführt, weil das Leben die Menschen in Gruppen beieinander zeigt? Weshalb auch hier halt machen und nicht noch alle Stellen heranziehen, wo Naehbarn und Freunde, irgendwelche von Haus aus auf Liebe angewiesene Personen streiten und sich töten? Je konkreter, aparter ein gemeinsames Motiv, um so beweiskräftiger für Abhängigkeit; je allgemeiner, abstrakter, um so weniger beweiskräftig. Logische Einfachheit garantiert nicht geschichtliche Ursprünglichkeit. — Der Verfasser hat vor kurzem einen dritten Band seiner Untersuchungen erscheinen lassen.

Berlin.

Heinrich Lohre.

**Arthur Bonus**, Isländerbuch III: Einführungs- und Ergänzungsband. Bedeutung des altisländischen Prosaschrifttums. Mit einer Beilage von Andreas Heusler. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey, 1907. VIII, 361 S. 12°. 4 Mk.

Bonus schliesst seine Saga-Blumenlese (s. oben 17, 465) mit einem Bändchen, worin er seine in Zeitschriften veröffentlichten Essays über die isländische Saga vereinigt. Es ist erfreulich, dass man diese Aufsätze zu bequemer Benutzung beisammen hat. Gerade dass sie nicht von einem zünftigen Philologen herrühren, sondern von einem vielseitig gebildeten Schriftsteller, der auf seiner Wanderung durch die Weltliteratur staunend und entzückt vor dieser nordischen Pflanze stehen blieb, dies gibt ihnen eine eigne Frische und Selbständigkeit. Bei den vielerörterten Streitfragen verweilt Bonus nicht; er geht dafür andern Fragen nach, vergleicht diesen alten Realismus mit dem modernen, zeigt, wie die Gedanken der Saga in Ibsen und Björnson, der Verf. meint auch in Shakespeare, aufleben; er würdigt geistreich die beiden „Spannungen“ in der Saga: die zwischen Charakter und Fatum (der rationalen und der irrationalen Triebkraft) und die zwischen fabulierender Buntheit und seelischer Innerlichkeit. Es gelingen Bonus viele glückliche Formulierungen: z. B.: „... eine ethische Grundstimmung des Isländers: er will seinen Feind geehrt wissen“ (S. 31); „In dieser Reihenfolge von Zeremonie, Gesetz und Sitte spiegelt sich bereits eine immer steigende Wertachtung der Frau“ (S. 103); „Man hat den Eindruck aus den Geschichten, dass manchmal tagelang kein Wort gewechselt wird“ (S. 272). Der Abschnitt S. 143—187, der sich um das Verhältnis von Prosa und Dichtung und um die Art des irischen Einflusses bemüht, lässt am meisten den sichern Griff des kundigen Literaturhistorikers vermessen. B. erkennt, dass die Strophen in den geschichtlichen Sagas zunächst nichts anderes waren als ein Teil des authentischen Erzählstoffes. Sie erlauben nicht, ein „Übergehen in völlige Versdichtung“ als möglichen Vorgang zu erwägen; sie erlauben auch keine genetische Anknüpfung der Saga an eddische Erzählformen, die ihre Verse durch Prosasätze unterbrechen. Von irgend einer Herleitung der Sagaform aus der eddischen oder skaldischen Erzählweise kann nicht die Rede sein. Die Saga war — auf isländischem Boden — eine Urschöpfung. Hätte Bonus die zwei Begriffe „Adelschronik“ und „freie Vortragskunst“ an die Spitze gestellt, so hätte er sich seine gewundenen Pfade erspart und die entscheidende Berührung mit der irischen Heroensaga eingesehen.

Die im Titel gen. Beilage des Ref. besteht aus der Übersetzung dreier kleiner Stücke (zuerst im Kunstwart 1907 erschienen).

Berlin.

Andreas Heusler.

**Hermann Fischer**, Grundzüge der deutschen Altertumskunde. (= Wissenschaft und Bildung, hsg. von Paul Herre 40). Leipzig, Quelle und Meyer 1908. 130 S. 8°, geb. 1,25 Mk.

Die deutsche Altertumskunde selbst nur in ihren Grundzügen auf 130 Oktavseiten zu behandeln, ist ein Wagstück, dem sich nur ein so intimer Kenner altdeutschen Lebens unterziehen durfte, wie es Hermann Fischer ist. Das Büchlein tritt nicht etwa in Konkurrenz mit dem unvollendeten Riesenwerk Karl Müllenhoffs, dessen Namen es weiterführt, sondern will auf der Grundlage einer umfassenden Quellenkunde in populärem Ton das Leben unserer Altvordenen von den Urzeiten bis etwa an die Schwelle des eigentlichen Mittelalters zeigen. Es ist auch hier mit lebhafter Freude zu begrüßen, dass sich Gelehrte vom Range Hermann Fischers in den Dienst eines populären Sammelwerkes stellen, wie es die Bände von Wissenschaft und Bildung sind.

Nach einem kurzen Vorwort über die Begrenzung des Begriffs der deutschen Altertumskunde folgen eine Reihe kleiner Abhandlungen über die verschiedenen Lebensäußerungen und Lebensbedingungen unserer Vorfahren. Wir erfahren, wo sie wohnten, welche Reste ältester Kultur in Stein- und Bronzezeit noch jetzt Zeugnis ablegen für die Vergangenheit, wir werden eingeführt in ihr Land und die Art der Bewohner, ihre Häuser und Geräte, ihre Kleidung und Körperpflege, ihre Speise und Trank. Wir lernen die öffentlichen Verhältnisse in Staat und Recht, in Gewerbe und Handel kennen und durchwandern zuletzt die Domäne vornehmlichster Beschäftigung der Germanen, das Kriegswesen und die Bewaffnung. Auch die Götterwelt wird behandelt.

Selbstverständlich können die weise beschränkten und abgerundeten Kapitel nur eine Auswahl aus dem gewaltigen Gebiet der deutschen Altertumskunde sein. Wer sich tiefer damit beschäftigen will, wird auf wissenschaftliche Werke verwiesen, unter denen ich neben Schröders Rechtsgeschichte gerade für die von Fischer behandelte Periode Brunners grundlegendes Werk ungern vermisse, wogegen mir für diesen Zweck hier Pauls Grundriss entbehrlich erscheint.

Hervorgegangen ist das Büchlein aus Fischers akademischen Vorlesungen und Vorträgen. Ich erinnere mich dankbar der Stunden, in denen ich als einer der ersten Hörer des nach Tübingen berufenen Gelehrten seine Vorlesung über deutsche Altertümer hörte, und möchte dem daraus erwachsenen Buche ein Wort des Gedenkens auf den Weg geben.

Steglitz.

Willy Scheel.

**R. Riegler**, Das Tier im Spiegel der Sprache. Dresden und Leipzig, C. H. Koch 1907. XX, 294 S. 8° (Nensprachliche Abhandlungen aus den Gebieten der Phraseologie, Realien, Stilistik und Synonymik unter Berücksichtigung der Etymologie hsg. von C. Klöpffer-Rostock, Heft 15—16).

Eine reichhaltige Zusammenstellung von Metaphern wird immer interessant sein; freilich aber bleibt bei Rieglers Buch das Bedauern, dass es über diesen ersten Punkt nirgends hinausgekommen ist. Es fehlt völlig jeder Vorsatz zu kritischer Behandlung, und eine offenbare Übersetzung wird (z. B. S. 61) als 'ähnlicher' Beleg aus anderen Sprachen gebracht. Es fehlt jegliche chronologische Scheidung, und die 'affenartige Geschwindigkeit' (S. 7) von 1866 (Büchmann, 21. Aufl., S. 606) oder Bülows 'kaninchenhafte Fruchtbarkeit' (S. 80) stehen neben

uralten Metaphern. Es fehlt jede Vertiefung in die psychologischen Elemente der 'Metaphorologie' (S. 147), wie denn auch bei sonst fleissiger Materialbenutzung zwar Brinkmann mit gerechter Anerkennung, aber weder Biese noch Josef Müller befragt sind. Äusserliche Termini wie 'Metonymie' müssen (z. B. S. 195) den höchst einfachen Vorgang verdecken, dass das um den Gürtel geschlungene Stück Katzenfell als 'Geldkatze' bezeichnet wird; wie denn überhaupt sehr seltsame Erklärungen auftauchen, z. B. für das Hasenpanier (S. 79: auf der Fahne der Feigen prangt der Hase, auf der des Tapferen der Löwe; wie kann der Hase beim Laufen das Schwänzchen in die Höhe recken, und wie kann ein Schwanz ein Panier sein?) oder für die couleuvre (S. 205; sollte die Schwangere nicht von ihren schwankenden, gleitenden Bewegungen benannt sein?). — Die Etymologie konnte wohl zu H. Schröders 'Streckformen' (z. B. zu 'Schlaraffe' S. 10) noch nicht Stellung nehmen, hätte aber beim 'Werwolf' (S. 39) bei der guten alten Bedeutungserklärung bleiben sollen. Beim Schweinigel (S. 18) ist das Stachelschwein, beim chauve-souris (S. 11f.) der 'Kalmäuser' (vgl. S. 65) gar nicht erwähnt. So fehlen denn auch durchaus Betrachtungen, die in dieser Masse zerstreuter Einzelbeobachtungen orientieren könnten; und doch kennt R. selbst (S. 6) die Mehrdeutigkeit einzelner Redensarten. So kenne ich die Redensart 'seinem Affen Zucker geben' (S. 9) nur in alkoholfreier Verwendung; seiner Liebhaberei zu sehr nachgeben. Wie nah hätte ein kleines Gegenlexikon nach Schlagworten gelegen (vgl. z. B. S. 9, 17, 185 u. und 229 u.), oder völkerpsychologische Unterscheidungen (französische Tierscheltworte S. 133)! Nicht einmal Belege für die auffallenderen Metaphern sind gegeben. Der Verf. ist eben ganz im ersten Stadium des Fleisses stecken geblieben, beim Sammeln; bis zum Verarbeiten hats nicht gereicht.

Berlin.

Richard M. Meyer.

**G. Schwantes**, Aus Deutschlands Urgeschichte. Leipzig, Quelle & Meyer 1908. 183 S. 8°. 1,40 Mk. (Naturwiss. Bibliothek für Jugend und Volk).

Eine fleissige und geschickte Zusammenstellung der Ergebnisse vorgeschichtlicher Forschungen in den letzten Jahrzehnten, belebt durch zahlreiche meist gute Textbilder und einige Phantasieschilderungen, die im Hinblick auf den gewünschten Leserkreis nicht getadelt werden sollen. Auch die übrige Ausstattung des Buches ist lobenswert. Dagegen erregt der wiederholte Hinweis auf Ausgrabungstechnik und dergleichen einige Bedenken, welche auch durch die am Schluss folgende Warnung vor Zerstörungen durch ungeübte Laienhände nicht ganz gehoben werden können.

Im einzelnen sei darauf hingewiesen, dass die in Fig. 114 abgebildeten kleinen Tonöfen kaum zum Metallschmelzen, sondern zum Räuchern gebraucht worden sein dürften; dies Räuchern spielte noch in neuerer Zeit, z. B. in Litauen, eine ganz hervorragende Rolle bei der Heilung aller möglichen Erkrankungen. Sogenannte Mondbilder wie Fig. 120 sind wohl einfach als Kopfstützen anzusehen, die vogelförmige Tonrassel Fig. 123 ist gewiss ein Kinderspielzeug und nicht eine 'Rassel zum Verscheuchen böser Geister'. Schliesslich erwecken die Fig. 131—132, Beigaben und Gefässe der 'nordischen Hallstattzeit', die Vermutung, dass es sich um norddeutsche Funde handelt; der Ausdruck 'nordisch' wird sonst gewöhnlich auf ausserdeutsche Gebiete bezogen.

Steglitz.

Karl Brunner.



**Alois John**, Egerländer Heimatsbuch. Gesammelte Aufsätze. Eger, Selbstverlag 1907. 253 S. mit 7 Abb. 4 Mk.

Alois John gibt in seinem Egerländer Heimatsbuch neben landschaftlichen und literarischen Aufsätzen eine Reihe volkskundlicher Darstellungen, die es wegen ihres Inhalts verdienen, auch an dieser Stelle gewürdigt zu werden. Wenn auch das Egerländer Volk vielfach alten Anschauungen treu geblieben ist, so geht es doch gleichfalls grossen wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen entgegen, die viele volkskundliche Überlieferungen vernichten müssen. Die wissenschaftliche Erhaltung, die John in seinen Aufsätzen: Das Fahenschwingen der Fleischer in Eger, Der Streit zwischen Sommer und Winter, Sonnenwendfeier, Saat und Ernte im Egerlande, Eine aussterbende Kultur, Im Auszug, Die Egerländer Volkstracht, Das Egerländer Volkstum und die Ursachen seines Verfalls, Die Entdeckung des deutschen Dorfes mit der Absicht einer zeitgemässen Neubelebung alter Sitten literarisch einleitet, ist um so wertvoller, als der Verfasser vieles noch in seinen Kinderjahren aus eigener Anschauung kennen gelernt hat. Bei dem erstgenannten Aufsatz interessiert neben dem Gebrauch selbst, der ja bereits mehrfach geschildert worden ist (oben 17, 201), die Entwicklung des Gebrauches und nicht zuletzt seine Umwandlung in ein ausgebildetes Festspiel. Auch über das Kampfspiel zwischen Sommer und Winter liegen eingehende Mitteilungen von Mittler, Böhme, Schlossar, Vernaleken, Kuhn, Schwartz u. a. vor; was diese aber nach Dritten berichten, hat John noch selbst in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erlebt. Darüber hinaus berichtet er über Bestrebungen zur Wiederaufnahme dieses schon von Hans Sachs bearbeiteten Stoffes. Dagegen ist die Sonnenwendfeier mit ihren lodernen Feuergarben im Egerlande noch üblich; den verschiedenen Deutungen dieses alten Festes steht der Verfasser referierend gegenüber. Über Saat und Ernte bringt John wertvolle Mitteilungen bei, die sich auf die Veränderungen durch eine neue Wirtschaftsweise beziehen. Ein späterer Bearbeiter wird in diesen Zeugnissen, die man so oft vernachlässigt, ein wertvolles Material über die Umwandlung volkstümlicher Anschauungen durch die Arbeit finden. Es wird erheblich bereichert durch die Mitteilungen über die Flachskultur (Eine aussterbende Kultur). Schon der Egerländer Name 'Floua' = Flurfest deutet auf einen Zustand, in dem die Flachskultur über der des Kornes stand. Interessant sind auch die Verordnungen über die Rockenstube, die mit den Verboten bereits im 16. Jahrhundert einsetzen. Dass das Weben in einem dazu bestimmten Häuschen und von einem besonderen Dorfweber verrichtet wurde, ist ein auffallendes Zeugnis für die Umwandlung einer Hauskunst in einen Gewerbebetrieb und steht vermutlich mit den von Brentano (Vermischte Schriften) mitgeteilten Veränderungen in Schlesien im Zusammenhange.

In allen Aufsätzen sind wertvolle Mitteilungen für die Volkskunde enthalten. So sind 'Im Auszuge' die festgesetzten Leistungen des Jungwirts an den Altsitzer vielfach im Wortlaute gegeben, die der Verfasser den Kontraktbüchern des Egerer Grundbuches entnommen hat. Die Nachrichten über die Trachten bilden wertvolle Ergänzungen zu den Arbeiten, die bereits in dem „Egerland“ erschienen sind. Wenn der Verfasser den Verfall des Volkstums beklagt und den Ursachen nachgeht, dann wird es ihm nicht entgangen sein, dass ihm in einer ganz bestimmten Weise Einhalt getan werden kann durch Männer, die, wie er selbst, im Dienste ihres Volkes stehen und ihm unermüdlich das geistige Erbe zu erhalten suchen.

**Paul Friedländer**, Herakles. (Philologische Untersuchungen, herausgegeben von A. Kiessling und U. v. Wilamowitz, Heft 19). Berlin, Weidmann, 1907. 185 S. 8°.

Der Verfasser, Schüler von Wilamowitz, mit dessen Material zu arbeiten und dessen 'Gedanken weiterzudenken' er bekennt, gelangt zu Resultaten, die von denen seines Lehrers (in dessen vortrefflicher Ausgabe des euripideischen Herakles) in wesentlichen Punkten stark abweichen, ja, wenn richtig, sie umzustossen geeignet sind. Die überraschenden Ergebnisse F.'s sind in Kürze folgende: Der Kern der Heraklessagen, der Dodekathlos, ist nicht in der Peloponnes, sondern auf Rhodos gestaltet worden, vermutlich in dem Epos eines Vorgängers des Peisandros von Kamiros. Auch die spätere böotische Sage mit ihrer Vaterschaft des Amphitryon wird rhodischer Dichtung verdankt. Ein samischer Dichter (wahrscheinlich Kreophylos) hat die in Ätolien spielenden Heraklessagen (Acheloos u. a.) geschaffen. Die thessalischen Sagen stammen aus Kos, andre (Heraklidenzüge) aus Delphi.

Die Stellungnahme zu diesen Ergebnissen hängt davon ab, ob man, was Ref. von sich ablehnt, die Bündigkeit der vom Verf. befolgten Schlussmethode anerkennen will. Es ist die in neuerer Zeit in der griechischen Mythenforschung in Mode gekommene Schlussfolgerung aus den Namen. Es wird als selbstverständlich angenommen (mit welchem Recht?), dass jeder griechische Eigenname nur einmal und an einem Orte gebildet worden ist, daher die daran haftende Sage an diesem bestimmten Orte zu lokalisieren sei. (Anders die nicht griechischen, z. B. etwa karischen Namen, wo solches gelten mag). Solche Methode ist aber trügerisch: man kann damit, wie auch dieses Buch für den kritischen Leser zeigen dürfte, beweisen, was man will. Gefällige Namen findet man immer: die ändern, störenden, lässt man hübsch beiseite. Eine ausführliche Prüfung der vielen feinen Fäden des komplizierten Beweigewebes verbietet sich an dieser Stelle. Wir wollen nur zwei Beispiele zur Veranschaulichung auswählen.

Die böotische Sage von Kadmos muss im ionischen Kleinasien, bei Milet, entstanden sein (S. 61). Denn hier lag ja das Kadmos-Gebirge, hier 'wurzelt' also der Name! Aber es gibt auch einen Fluss des gleichen Namens in Epirus (Steph. Byz. s. v. *Καυμωία*). Auch der samothrakische Kadmilos darf dabei nicht ausser acht gelassen werden. Man könnte daher auch zu ganz anderen Folgerungen gelangen! — Oder die Elektrone, die F. (mit Wilamowitz) aus nicht ganz triftigen Gründen in dem argivisch-thebanischen Stammbaum an Stelle des Elektryon einsetzt (S. 47f.). Das ist natürlich Elektrona, die in Rhodos ihren Kult hat. Also hat Theben seine Heraklessage fertig aus Rhodos bezogen! Doch kann mit demselben Recht der Name zusammengebracht werden mit der an vielen Orten Griechenlands (Kreta, Arkadien) vorkommenden Elektra. (Die thebanische Ödipustochter ist allerdings verhältnismässig jung). Und die durch so luftige Schlüsse gewonnenen Tatsachen sind auch merkwürdig genug: Der rhodische Dichter sollte bei der Gestaltung und Umarbeitung der Heraklessage, statt eigene rhodische Lokalheroen hinzuzufügen, was doch eher begreiflich gewesen wäre, sich dazu verstanden haben, diese den ihm gleichgültigen Böötern schmeichelhafte Version zu formen! Und auf der andern Seite sollte Theben, das doch Grab und Kult des Amphitryon und der Alkmene besass, mit der Ausbildung der thebanischen Lokalsage, die seine Heroen mit Herakles verknüpfte, auf das stammfremde Rhodos gewartet haben? Das glaube, wer mag!

Doch sind die hervorgehobenen Bedenken mehr prinzipieller Art. Es darf noch zum Schluss, um keinen falschen Eindruck aufkommen zu lassen, mit Fug

hervorgehoben werden, dass die besprochene Arbeit für einen so jugendlichen Forscher eine wirklich tüchtige Leistung ist, dass des Verfassers vollkommene Beherrschung des schwierigen Materials, die Energie seiner Problemstellung zur Anerkennung nötigen; und wir wollen die Hoffnung aussprechen, dem Verfasser noch öfter auf diesem Gebiet mit bedeutenden, hoffentlich auch an Sicherheit und Festigkeit der Beweisführung fortgeschrittenen Werken zu begegnen.

Charlottenburg,

Hans Lucas.

### Notizen.

Beiträge zur Volkskunde, dem Verbands deutscher Vereine für Volkskunde im Oktober 1908 überreicht vom Vorstand der Brandenburgia. Berlin 1908. 39 S. — Enthält: E. Friedel, Über die Notwendigkeit einer persönlichen Volkskunde. G. Albrecht, Kinderlieder aus der Zauche. F. Wienecke, Sagen aus dem Dorfe Lögow bei Wildberg. Lebenssprüche aus der Grafschaft Ruppin. W. v. Schulenburg, Die Leiper Steine und der liebe Gott als kleiner Junge. F. Weineck, Ein Pfingstbrauch in dem Altenburger Holzlande. Johannisfeuer. R. Mielke, Schimpf- und Scheltworte.

O. J. Brummer, Über die Bannungsorte der finnischen Zaubersprüche, akademische Abhandlung. Helsingfors 1908. 111 + 153 S., 8°. — Aus der gewaltigen Masse der finnischen Zaubersprüche greift B. 1600 Beschwörungen heraus und betrachtet die Orte, an die der Beschwörer die Krankheit verweist (einsame, unheimliche Gegenden, das dunkle, morastige Lappland, Hölle, Grab, die Heimat der Krankheit, Wasser, Steine, Wind, Bäume), um dann eine Vergleichung mit germanischen und andern europäischen Beschwörungen vorzunehmen. Es ergibt sich aus der mit Sorgfalt und guter Methode geführten Untersuchung, dass die westfinnischen Krankheitsbannungen durchweg germanisch-christlichen Ursprungs sind und erst in Ostfinnland, Karelien und Ingermanland manche eigenartigen neuen Züge aufgenommen haben, wie Kirche, Schlachtfeld, Tiere, Schmerzensberg und Schmerzensmädchen, malerische Schilderungen unter dem Einflusse lyrischer und epischer Lieder. Eine irgendwie bedeutende Einwirkung estnischer und russischer Beschwörungen liegt nicht vor.

A. de Coek en Is. Teirlinck, Kinderspel en kinderlust in Zuidnederland met schemas en teekeningen von H. Teirlinck 8. deel: XVI. Tergspelletjes. XVII. Voor- en Naspel. XVIII. Varia. Gent, A. Siffer 1908. 366 S., 8°. — Mit diesem Bande geht das 1902 begonnene treffliche Werk über die vlämischen Kinderspiele, über das wir öfter berichtet haben, zu Ende. Wir erhalten hier vielerlei Neckspiele, die auf einen Schlag oder Spott hinauslaufen. Spottreime auf Handwerker, Körpergebrechen, Vornamen oder Ortschaften, vorfängliche Fragen, Gebetsparodien, Sprechübungen, Stabreime, Abzählverse, endlich Karten-, Glücks- und Gesellschaftsspiele, dazu ein ausführliches Register. Finis coronat opus.

A. de Coek, Spreekwoorden en Zegswijzen afkomstig van oude gebuiken en volkszeden. 2. herziene en vermeerderde druk. Gent, A. Hoste 1908. XII, 426 S., 8°. — Das oben 16, 238 empfohlene, von der Genter Akademie preisgekrönte Werk, das die in vlämischen Sprichwörtern und Redensarten fortlebenden alten Bräuche durch historische und sprachliche Nachweise trefflich erläutert, erscheint hier beträchtlich vermehrt; der Vf. hat die Zahl der Sprichwörter auf 571 gebracht und ein alphabetisches Register hinzugefügt.

Max Förster, Adams Erschaffung und Namengebung, ein lateinisches Fragment des sog. slawischen Henoch (Archiv für Religionswissenschaft 11, 477–529). — F. ordnet die zahlreichen slawischen, romanischen und germanischen Fassungen der Erschaffung Adams aus acht oder sieben Teilen in fünf Gruppen, die er auf eine verlorene griechische Fassung in dem zu Anfang unserer Zeitrechnung in jüdisch-hellenistischen Kreisen entstandenen Henochbuche zurückführt. Ebendaher stammt die Benennung Adams durch vier Engel nach den Himmelsgegenden Anatole, Dysis, Aretos, Mesembria. Man darf also in der Legende nicht mehr mit J. Grimm den Niederschlag einer germanischen Kosmogonie sehen.

L. Freytag, Über die Folklore des Ansatzes (Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 7, 150—155. Hamburg, L. Voss 1908).

A. van Gennep, Religions, moeurs et légendes, essais d'ethnographie et de linguistique. Paris, Société du Mercure de France 1908. 318 S. 8°. 3,50 Fr. — Die Sammlung, die der gelehrte Herausgeber der Revue des études ethnographiques von seinen in den letzten fünf Jahren erschienenen Aufsätzen zur Religionsgeschichte, Völker- und Sprachenkunde hier vorlegt, bezeugt seine Vielseitigkeit sowohl wie seine Gabe, die Forschungsergebnisse auf eine faßliche und knappe Formel zu bringen. Er erörtert teils selbständig Probleme, wie die Erzählungen von der jungfräulichen Geburt, Tabu und Totem in Madagaskar und anderwärts, heidnische Reste im christlichen Volksglauben, die Ablehnung der Königswahl, den Betrieb der Ethnographie, den Einfluss des Klimas, die Klassifikation afrikanischer und asiatischer Sprachen, die Weltsprache; teils berichtet er kritisierend und ergänzend über Arbeiten von Andree (Votivgaben), Dulaure (Phalluskult), Metzger (Christentum und Buddhismus), Pischel (Fischsymbol), Delehaye (Legenden), Herzog (Marienverehrung), Hackman (Polyphemssage), Gaultier (Bovarysme), Ed. Meyer (Anfänge des Staates), Weltmann (Germanen in der italienischen Renaissance), Frazer (Grammatisches Geschlecht).

R. Heidrich, Weihnachtsfeier und Weihnachtsgesänge in der evangelischen Kirche, nach den Akten der Konsistorien und der Überlieferung der Gemeinden. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1907. VI, 194 S. 1,80 Mk. — Im protestantischen Nordosten Deutschlands ist seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts, vielleicht auch schon früher, eine kirchliche Weihnachtsfeier üblich, die im Gegensatz zu den eigentlichen Weihnachtsdramen den Charakter eines Oratoriums trägt: ein aus verschiedenen Chorälen und Bibeltext zusammengesetztes Wechselgespräch des Engels, der Hirten und der Gemeinde, vielfach Quempas (Quem pastores laudavere) genannt. Diese auch zu den evangelischen Polen gedrungene liturgische Feier, der sich bisweilen ein Weihnachtstern an der Orgel, eine von der Decke herabhängende Weltkugel oder verstellbare Holzscheren mit Lichtern zugesellen, belegt H. aus 167 Orten und stellt sorgsam die Elemente der einzelnen Christgespräche fest. Für die historische Begründung hätten R. v. Lilienrons Geschichte der evangelischen Gottesdienste (1893) und einzelne Weihnachtsdramen Märk. Forschungen 18, 211 Material bieten können.

T. C. Hodson, The Meitheis, with an introduction by Sir Ch. J. Lyall (published under the orders of the government of Eastern Bengal and Assam) illustrated. London, D. Nutt 1908. XVII, 227 S. 8°. 7/6. — Nach gleichem Plane wie Gurdons Khasis (oben 16, 357) und Stacks Mikirs angelegt, behandelt diese Monographie über den in Assam im Manipur-Tale ansässigen Stamm der Meitheis ihre Verbreitung und Tracht, Beschäftigung, Sitten, Religion, Volksüberlieferungen, Sprache. Ihre Sprache gehört zur tibeto-birmanischen Familie; die Balladen jedoch, welche die fahrenden Sänger (Iseisakpas) zur Fiedel (pena) vortragen, sind in einer älteren Mundart gedichtet. Drei solcher Heldenlieder sind S. 125 in Übersetzung mitgeteilt, das von Nunit Kappa, der auf die Sonne schoss, das von Moirang und das von dem hartgeprüften Liebespaare Khaumba und Thoibi, in dem z. B. das Wunder des blühenden Stabes erscheint. Gute, zumeist farbige Illustrationen stellen Volkstypen, Denkmäler und Szenen aus den Heldenliedern vor.

M. Höfler, Heilbrote (Zwanzig Abhandlungen zur Geschichte der Medizin, Festschrift, H. Baas gewidmet. Hamburg, L. Voss 1908 S. 163—192). — Das Hasen-Öhr, ein Kapitel aus der volksmedizinischen Küche (Die Propyläen, Beiblatt zur Münchener Zeitung 1908, 16. Dez. 6, 168f.). — Der Wecken (Philologische und volkskundliche Arbeiten, K. Vollmöller dargeboten. Erlangen, Junge 1908. 37 S. mit zwei Tafeln).

E. John, Aberglaube, Sitte und Brauch im sächsischen Erzgebirge, ein Beitrag zur deutschen Volkskunde. Annaberg, Graser 1909. 259 S. 8°. 3,60 Mk. — Fleissig und anschaulich trotz knapper Fassung schildert J. das Leben und Fühlen der Erzgebirgler in neun Kapiteln: Bauernhaus, Tracht, Geburt, Hochzeit, Volksmedizin, Tod, Jahresfeste, landwirtschaftliche Gebräuche, Tiere, Pflanzen und Naturserscheinungen. Sorgsam gibt er überall die Orte an, in denen er die Steinchen seines Mosaikbildes aufgefunden, und verweist zur Erläuterung auf die Arbeiten von Wuttke, E. H. Meyer und Mogk. So wird man neben vielen bekannten Zügen auch seltenere Bräuche, Redensarten und Lieder finden; ich nenne nur die Segensformeln, die sieben Himmelsriegel, die Feier der Christmette,

das Depositionsfest der Posamentiere, die Wiegen-, Tanz-, Rockenstuben-, Kirmes-, Hirten- und Drescherreime. S. 124 hätte der Verfasser der Chemnitzer Rockenphilosophie, der Zwickauer Apotheker Joh. Georg Schmidt, mit Namen genannt werden sollen. Ein ausführliches Register ist beigelegt.

B. Kahle, Ortsneckereien und allerlei Volkshumor aus dem badischen Unterland. Freiburg i. B., F. E. Fehsenfeld 1908. 74 S. 1 Mk. (aus den Blättern des badischen Vereins für Volkskunde). — Aus Umfragen und aus Mitteilungen von Pfaff. Heilig, Haffner stellt K. zahlreiche Necknamen und Stichelschwänke zusammen, die sich auf die Lage und den Namen des Ortes, auf Hauptgewerbe, Liebesspeisen, Gestalt, Tracht, Charakter, Sitten, Aussprache, Erlebnisse mit Tieren (Esel, Kuckuck) beziehen, Litancien nachahmen, Mädchen oder Burschen, Schildbürgerstreiche oder einzelne Handwerke verspotten. Ein Anhang betrifft das badische Oberland. Einige Nachträge liefert O. Heilig, Hess. Bl. f. Volksk. 7, 191—195.

E. Kałużniacki, Über Wesen und Bedeutung der volksetymologischen Attribute christlicher Heiliger. 23 S. (aus der Jagié-Festschrift. Berlin, Weidmann 1908). — Eine lehrreiche Liste von 79 Heiligen, denen der Volksglaube der Romanen, Germanen und Slawen ihres Namens wegen Heilkraft wider bestimmte Übel zuschreibt; so wird Lupus und Wolfgang als Nothelfer wider die Wölfe, Valentin wider die fallende Sucht angerufen.

Kinderspielen uit Vlaamsch België, verzameld door den Westvlaamschen onderwijzersbond, tweede deel: Spelen zonder zang. Gent, A. Siffer 1905. 185 S. 8<sup>o</sup>. 1,50 Fr. — Diese Fortsetzung der oben 16, 117 angezeigten Sammlung Ghesquieres ist laut S. 1 von Jules Janssens redigiert und enthält in 19 Gruppen 585 vlämische Kinderspiele, sowie 66 Abzählreime, dazu Zeichnungen und Melodien, doch keine Verweise auf auswärtige Varianten und Literatur. Die Sorgfalt der Beschreibung und die grosse Zahl der Spiele stellen dem patriotischen Sammeleifer der vlämischen Lehrerschaft ein rühmliches Zeugnis aus.

K. Krohn, Der gefangene Unhold (Finnisch-ugrische Forschungen 7, 129—184). — An Bugge anknüpfend, leitet K. die zuletzt durch v. d. Leyen (s. oben 18, 318) behandelte Sage von der Fesselung des Höllenschmiedes, die armenische Erzählung von Amiran und die Bändigung des Fenriswolves aus dem christlichen Berichte von Christi Höllefahrt ab; auch für Lokis Fesselung und den Fang der Midgardschlange setzt er christliche Legenden voraus, die an Prometheus, Leviathan und Petrus Fischfang anknüpfen.

E. Kück, Hirtengerät in der Lüneburger Heide (Der Schütting, ein heimatliches Kalenderbuch 1908, 71 f. Hannover, A. Sponholz). — Der Hahn im Lüneburger Volksbrauch. Lüneburg, v. Stern 1908. 10 S. (aus den Lüneburger Museumsblättern. Heft 5). Vgl. oben 18, 351 f.

Das alte Berlin. Photographie und Verlag von F. A. Schwartz. Berlin, Leipzigerstrasse 93. 3,50 Mk. — Die 36 Ansichtskarten, welche lauter Gebäude und Plätze Berlins vorführen, die während der letzten 40 Jahre niedergehauen und völlig umgestaltet sind, werden vielen Betrachtern, und nicht nur den geborenen Berlinern, eine wertvolle Erinnerung an vergangene Zeiten bieten.

Walliser Sagen. Hsg. von dem Historischen Verein von Oberwallis. Brig, Tscherrig & Tröndle 1907. 2 Bde. IX, 289. VI, 297 S. — Die zuerst 1872 gedruckte Sammlung der katholischen Geistlichen Ruppen und Tscheinen, die sich durch Reichtum und Frische der Überlieferung auszeichnete, erscheint hier durch die Herren Brindlen, Amherd und Oggier aus dem inzwischen von eifrigen Forschern zusammengebrachten Vorrat erheblich vermehrt und neu geordnet. Die 456 Nummern zerfallen in Landes- und Ortssagen, Legenden, Sagen von Schätzen, Zwergen, Spukgeistern, armen Seelen, vom Teufel, von Hexen und Zauberern nebst einem Anhang von Stücken in der Volksmundart. Eigentümliche Herbhheit zeigen die Erzählungen von den wiederkehrenden Toten, von der Bannung der armen Seelen in Gletscher (2, 150), dem Kinderspiel des Seelenwägens (1, 164), dem Mann-Bären (1, 182), dem eingespernten Tode (1, 57); bemerkenswert ist ferner die als Pferd beschlagene Schmiedestochter (2, 252), der ewige Jude (1, 138, 213), der Dialog zwischen Kind und Mörder (1, 238), die Klage des mit Verlust eines Auges vor dem Ertrinken Geretteten (1, 167; vgl. Montanus, Schwankbücher S. 638, 658. Müllenhoff, Sagen S. 57), die Bezeichnung der Frauen als Ziegen (1, 205. Montanus S. 612) u. a. Wertvolle, echte Poesie des Alpenvolkes.

Aus den

## Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

**Freitag, den 23. Oktober 1908.** Der Vorsitzende, Herr Prof. Dr. Roediger, wies auf eine für November d. J. geplante litauische Ausstellung in Berlin hin, welche von dem Verein Frauenerwerb 'Erda' in Verbindung mit dem Herrn Abgeordneten Pfarrer Dr. Gaigalat aus Prökuls veranstaltet werden soll. Dem verstorbenen Mitgliede Geh. Sanitätsrat Prof. Dr. Lissauer widmete er warme Worte der Erinnerung. In kurzem Rückblick auf die am 2. bis 3. Oktober hier stattgehabte Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde wies er darauf hin, dass als erster Punkt des Arbeitsprogrammes die Sammlung der Volkslieder in Deutschland ins Auge gefasst sei. Herr Maler K. Holleck-Weithmann legte eine grosse Anzahl eigener Zeichnungen malerischer Winkel in den alten Stadtteilen Berlins vor, die er kurz erläuterte. Herr Professor Dr. H. Tiktin sprach über das rumänische Volk. Rumänien ist ein im nördlichen Europa wenig bekanntes Land. Die vorhandenen Reisebeschreibungen sind teils flüchtig, teils veraltet. Dennoch hat sich das Land in den letzten drei bis vier Dezennien zu einem Kulturstaat entwickelt. Als Quelle für ein besseres Verständnis des Volkes und seiner Zustände bietet sich seine Literatur, besonders aber das Volkslied dar. Letzteres zeichnet sich durch grosse Treue der Naturbeobachtung aus. Seiner geographischen Lage nördlich der Donau nach gehört Rumänien nicht zu den sogenannten Balkanstaaten. Seine Bevölkerung von  $5\frac{1}{2}$  Millionen spricht die dakorumänische Sprache, die auf das Lateinische zurückgeht. Die Urheimat der Rumänen liegt jedoch südlich der Donau. Im 12. Jahrhundert werden sie unter dem Namen Walachen zuerst erwähnt. Sie selbst nannten sich Rumänen und begründeten die Staaten Moldau und Walachei. Bald gerieten sie unter türkische Oberhoheit, von der sie erst durch den russisch-türkischen Krieg befreit wurden. Moltke berichtete seinerzeit, dass die Walachen schön und von grosser Gestalt seien, ein französischer Reisender Pritchard behauptete aber das Gegenteil. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Nur die sogenannten Kutzowalachen sind ausnehmend stattlich. Das Volkslied beschreibt den Rumänen sehr treffend als brünett, schlank, in der Hautfarbe dem gebratenen Huhn gleichend, braunäugig, die Augenbrauen zusammenstossend unter der breiten Stirn, schweigsam und unbeholfen in der Rede. Die rumänische Frau hat ein ovales Gesicht, gute Formen, einen anmutigen elastischen Gang und vornehme Haltung. Die Volkstracht wechselt mannigfach in den Distrikten. Das Hemd ist immer rot bestickt. Es wird von den Männern über dem Beinkleide getragen, darüber Wams, Pelzüberwurf und auf dem Haupte eine Fellmütze. Bundschuhe und wollene Fusttücher ergänzen den Anzug des Mannes. Bei den Frauen kommt noch der Schurz und ein leichter Schleier hinzu. Die durchaus im eigenen Haushalte mit beliebter Verwendung der Landesfarben blau, gelb und rot hergestellte Tracht ist reich und im allgemeinen geschmackvoll. Das Haus des Rumänen ist recht primitiv: es besteht aus Stube und Vorraum. Wände und Fussboden sind aus Lehm hergestellt. Die Fenster sind klein. Zur Ausstattung der Stube gehören Truhe, Webstuhl und Bänke an Stelle der Betten. Ein Tisch fehlt meistens. Der Vorraum dient als Küche, das Herdfeuer muss zugleich die Stube heizen. Oft zieht eine Veranda um das ganze Haus und man bewohnt sie bis tief in den Herbst. Zur Nahrung dient hauptsächlich ein kuchenartiger Maisbrei und Schafkäse. Kartoffeln und Kohl sind unbekannt. Fleisch wird vom Bauern wenig genossen. Obwohl der Boden sehr fruchtbar ist, kommen

doch häufig Missernten vor infolge des ungünstigen Klimas, das zwischen Dürre und unendlichem Regen schwankt. Der Dünger wird weniger zum Ackerbau als zur Heizung gebraucht. Der Rumäne ist gastfrei und stolz; Betteln gilt als Schande; in politischer Hinsicht ist er konservativ. Das Verhältnis der Geschlechter zueinander besteht in strenger Unterordnung der Frau unter den Mann und die Schwiegermutter. Letztere charakterisiert das Sprichwort: 'Wie glücklich ist doch das Vögelein; es hat keine Schwiegermutter.' Die ländlichen Belustigungen belebt ein beliebter Volkstanz oder Reigen, der stundenlang getanz wird. Auch paarweise wird getanz; dagegen fehlen in der ungemischten Landbevölkerung die Rundtänze. Beim Tanze sind Gesänge und kurze Neckverse nach Art der Schnadahüpfeln sehr beliebt. Als Musikinstrumente dienen Flöte, Panflöte, der Dudelsack und die mit einem Gansfederkiel geschlagene Mandoline. Wie nicht anders zu erwarten, steckt der rumänische Bauer noch tief im Aberglauben. Dem bösen Blick wehrt er durch Besprechung; im Gewitter glaubt er Elias in der Wolke dahinfahren zu sehen; auch der Vampyr glaube ist noch im Schwange. Der rumänische Priester, meist ein wenig fähiger Bauernsohn, bietet einen ziemlich barbarischen Anblick; unbeschnitten wallt der Bart herab, das Haupthaar ist zu einem Zopf geflochten, und darüber ist ein kremenloser Zylinder gestülpt. Die Schule indessen macht Fortschritte, wenn auch die Eltern ihre Kinder nur ungern dazu anhalten lassen. Im ganzen steckt im rumänischen Bauern ein guter Kern, der gute Aussicht auf weitere Entwicklung bietet. — Herr Prof. Roediger dankte dem gelehrten Redner für seinen wertvollen Bericht und wies auf das von ihm bearbeitete rumänische Wörterbuch mit Anerkennung hin.

**Freitag, den 27. November 1908.** Herr Prof. Dr. Bolte teilte mit, dass der Vorsitzende des Vereins, Prof. Dr. Roediger, zum Geh. Regierungsrat ernannt sei, und beglückwünschte ihn namens des Vereins. Nach einigen kleineren geschäftlichen Mitteilungen sprach der Unterzeichnete über 'neue Gräberbeigaben' unter Vorlegung einiger Stücke aus der Königl. Sammlung für deutsche Volkskunde. Aus vorgeschichtlicher Zeit sind in Deutschland vielfach sowohl in Skelettgräbern als auch in Urnengräbern mannigfaltige Beigaben gefunden, die teils in Gebrauchsgegenständen, teils auch in Resten von Lebensmitteln bestehen. Unter den Gegenständen der ersteren Art sind zu nennen Kleider und Schmuck, Münzen, Tonwirtel, Nähnadeln, Scheren, Kämme, Gefäße usw. Diese Beigaben werden zuweilen so umfangreich, dass man von Schätzen sprechen kann. Eine Art der Grabbeigaben sind solche, welche hier und da in der Erde schon bei Lebzeiten vergraben werden, um sich ihren Besitz nach dem Tode zu sichern. Das tun z. B. die Lappen. Wenn dieser Gebrauch auch in vorgeschichtlicher Zeit vorausgesetzt werden dürfte, was unbedenklich ist, so ergäbe sich daraus eine weitere Erklärung der sogenannten Depotfunde. Für die Sitte der Grabbeigaben finden wir auch in neuerer Zeit noch reichliche Parallelen. Besonders ist die Sitte, dem Toten eine Münze mitzugeben, vielfach bezeugt. Die Gründe dafür sind mannigfaltig. Während im klassischen Altertum der Obolos als Lohn für den Seelenführer diente, sollte die mitgegebene Münze dem Christen dazu behilflich sein. Petrus und Erzengel als Türhüter des Himmels günstig zu stimmen oder die unterwegs erforderlichen Abgaben zu bestreiten. Um den dunklen Weg ins Jenseits zu erleuchten, wird eine Münze zum Ankauf einer Fackel beigegeben oder auch, um den Platz in der Erde zu bezahlen. Auf Mund und Augen der Toten gelegte Münzen oder Steine sollen der Seele den Austritt zur Beunruhigung der Überlebenden versperren. Die ursprünglichste Bedeutung der Totenmünze dürfte aber der Loskauf von der Verpflichtung sein, allen Besitz dem Toten ins Grab mitzugeben. Hierauf weist noch die aus neuerer Zeit von den sogenannten Slowinzen

berichtete Sitte hin, Haare, Federn und Borsten der Haustiere als Vertreter der Tiere dem Eigentümer mit ins Grab zu legen. Die Beigabe von Kleidern und Schmuck, auch über die zur Tracht gehörige Zahl hinaus, ist aus Litauen bezeugt. Die Totenschuhe werden besonders Wöchnerinnen mitgegeben, damit sie unbehindert des verlassenen Säuglings warten können. Die Beigabe von Spinnwirtel und Spindel, von Scheren, Kamm, Nähnadel und Zwirn sind aus neuerer Zeit in Deutschland mehrfach bezeugt. Auch über die Mitgabe von Lebensmitteln, Genussmitteln und Getränken ist aus dem heutigen Litauen wiederholt berichtet worden. Einerseits zeigt sich in diesen alten Gebräuchen eine gewisse Pietät, andererseits eine grosse Furcht vor der Wiederkehr des Toten und vor jeder Berührung seines Eigentums oder der in seinen letzten irdischen Stunden benutzten Geräte. Eine interessante Parallele zwischen Grabbeigaben der prähistorischen La Tène-Periode und solcher vom Jahre 1880 ergeben neuere Grabfunde aus dem Königreich Sachsen, die in den Besitz der Königl. Sammlung für deutsche Volkskunde gelangt sind. Bereits A. Voss hat in der Zeitschrift für Ethnologie 1880 und in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1881 das La Tène-Gräberfeld von Pirna besprochen, wo einzelne Gräber ein Inventar aufwiesen, das nach dem noch 1880 in der dortigen Gegend (Lückendorf) herrschenden Begräbnisbrauche als Beigaben von Wöchnerinnen bestimmt werden konnte. Alles, was an Wäsche und Kleingerät zur Kinderpflege nötig schien, wurde noch 1880 einer im Kindbett gestorbenen Frau ins Grab gelegt. — Herr Prof. Bolte wies darauf hin, wie die rührende Sorge der verstorbenen Mutter um das zurückgelassene Kind bei vielen Völkern in Lied und Sage geschildert werde. Herr Dr. Minden erwähnte einen Fall von Totenbeigaben jüngster Zeit aus der Umgegend von Berlin, wo einem gestorbenen Schreiber Zigarren in den Sarg gelegt worden waren. Herr Dr. Ed. Hahn wies auf den eigentümlichen Gebrauch hin, das Grab einer Wöchnerin mit einem Netz zu bedecken. Herr Soekeland bemerkte, dass sich vielfach in Dorfkirchen noch Zeugnisse für alte Volksgebräuche befänden, die bei Erneuerungen achtlos beseitigt würden. Auf die damals aufgeworfene Frage nach der Bedeutung des der Wöchnerin in Lückendorf mitgegebenen Handschuhs sei hier nachträglich erwidert, dass der Handschuh als Geldbörse für die mitgegebenen 12 Pfennige zu dienen hatte; das Geld wurde in die rechte Hand oder den rechten Handschuh getan, weil die verstorbene Wöchnerin den ersten Kirchgang nicht halten und das übliche Geldopfer nicht leisten konnte. Sodann sprach Fräulein Elisabeth Lemke über Ernstes und Heiteres aus Volkskreisen. Die in der Volkskunde ihrer preussischen Heimatprovinz so bewanderte Verfasserin gab in lebensvollen Schilderungen ein treffendes Bild der Denkart und Redeweise ihrer Landsleute auf den Dörfern. Drastisch trat die Langsamkeit ihres Denkens, ihre Offenherzigkeit und Naivetät hervor. Bemerkenswert ist die Anhänglichkeit des Landvolkes an überlieferte Familiennamen, die sich in manchen Orten so häufen, dass z. B. 16 Familien gleichen Namens in einem ostpreussischen Dorfe leben, deren Unterscheidung durch originelle Zusätze, zum Teil mit Bezugnahme auf Verfahren, ermöglicht wird. Mehrfach herrscht der Aberglaube, dass man nicht mit Schimmeln zur Hochzeit fahren dürfe, weil das den Tod aller Kinder bedente. Auf Skapulimantie deutet der Ausspruch einer alten Frau, dass jedes Huhn und jede Gans ihre Zeit habe, wo alle ihre Knochen zu lesen seien. Auch im evangelischen Landvolke hat man eine grosse Meinung von der Macht des katholischen Geistlichen in bezug auf Heilkraft und Geisterbeschwörung.

**Freitag, den 18. Dezember 1908.** Frau Professor Cäcilie Selzer sprach über die mexikanische Küche, welche sie auf ihren Reisen gründlich kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Man tut am besten, in jedem Lande die landestübliche Küche



zu bevorzugen. In Mexico ist sie recht konservativ; viele, ja die meisten Gerichte wurden bereits vor der Einwanderung der Europäer in derselben Weise bereitet. Die alten Mexikaner waren fast Vegetarier und lebten vor allem von Mais, sodann von Bohnen. Als Hauptgewürze dienen spanischer Pfeffer und Vanille. Obst wird jetzt angepflanzt, entartet aber leicht. Vorzüglich ist der mexikanische Kakao, der früher nebst Vanille als Tribut in die Hauptstadt geliefert wurde. Zur Versüssung benutzte man damals Honig; Zucker ist ein neuerer Ersatz dafür. Als Fleischnahrung diente früher ausschliesslich der einheimische Truthahn. Die Zubereitung des Maises geschieht auf vielerlei Art. Er wird gequetscht, der Maisbrei wird in Brotform (tortilla) gebacken und muss heiss gegessen werden. In der Stadt werden die erkalteten Tortillas nachträglich geröstet. Bei Festlichkeiten werden Klösse (tamal) aus Maisbrei und Truthahnfleisch gemacht; ferner stellt man aus Maisbrei Suppe und ein wässriges Getränk her. Zu der ebenfalls vielfältig zubereiteten Bohne und zum Truthahnbraten gehört die Chile (Pfeffer)-Sauce. Diesen Pfeffer fügt man fast allen Speisen zu, da er die Verdauung anregt. Von Gemüse sind Tomate, Palmkohl, wilde Kartoffel und die jungen Triebe der Kaktuspflanze zu nennen. Die Bananen werden auch mit Fleisch zusammengekocht und in mannigfacher Zubereitung genossen. Die Schokolade spielte schon bei den alten Mexikanern eine grosse Rolle und ist auch heute noch sehr beliebt und von vorzüglicher Güte. Der Kakao wird nicht entölt, und man liebt es die Schokolade stark aufgequirlt zu geniessen: einige kunstvoll aus Holz geschnittene Schokoladenquirle legte die Rednerin vor. Das beliebte Getränk Pulque wird aus dem Saft der Agave gewonnen, muss drei Wochen gären, dann aber binnen 24 Stunden verbraucht werden, weil es sonst verdirbt. Es ist sehr berauschend, aber bekömmlich. Es riecht nach Bierneigen, sieht milchig aus und schmeckt ähnlich wie Berliner Weissbier. Aus den Wurzeln der Agave bereitet man einen Schnaps. — Herr Prof. Seler wies ergänzend auf den in Mexico beliebten Hundebrot und die Nessel als Gemüse hin. Herr Prof. Lehmann-Nitsche teilte mit, dass Tamal und Pulque (pulperia) auch in Argentinien bekannt seien. Der Vorsitzende erwähnte, dass im sächsischen Erzgebirge Nesseln dem Spinat hinzugesetzt würden, ohne den Geschmack zu schädigen; Herr Dr. Ed. Hahn, dass Nesseln von Albertus Magnus als Gemüse bezeichnet würden und dass junge Nesseln als Gründonnerstagsgericht vielfach in germanischen Ländern genossen werden, z. B. in Schweden. Herr Geheimrat E. Friedel zeigte einen aus Oderberg in der Uckermark stammenden Alraun vor, der aus der Pimpinella-Wurzel gefertigt ist, welche man in Oderberg zu bestimmter Zeit feierlich auszugraben pflegte. Alraune aus Mandragora-Wurzeln, von denen das Märkische Museum mehrere besitzt, werden jetzt nur noch in Kleinasien gefertigt. — Herr Professor Ludwig legte einige rumänische Rohseiden-Webereien und Stickerien vor. Herr Geheimrat Friedel wies bei dieser Gelegenheit auf die vom 20. Januar bis 28. Februar 1909 in Berlin stattfindende internationale Ausstellung für Volkskunst hin. — Herr Prof. Dr. R. Lehmann-Nitsche aus La Plata hielt sodann einen längeren, mit interessanten Demonstrationen verknüpften Vortrag über argentinische Volkskunde. Argentinien, siebenmal so gross als Deutschland, wird nur von vier Millionen Menschen bewohnt, deren Volkstum eine Mischung von Indianer, Spanier und Neger charakterisiert. Der auf den weiten Pampas lebende Gaucho, der Repräsentant des argentinischen Volkes, vereinigt in seinem Charakter und Leben den Indianer mit dem mittelalterlichen Spanier. Die Frau lebte häuslich, und es herrschten patriarchalische Verhältnisse; die Kinder pflegte man in Spanien erziehen zu lassen. Das Negerement ist im Rückgange begriffen, da Negerblut zur Tuberkulose disponiert. Zur Zeit des Diktators Rosas spielten die Negerinnen

eine gewisse politische Rolle, da sie als Wäscherinnen usw. in alle Häuser kamen und spionieren konnten. Eigentümlich war die Namengebung bei den ehemaligen Sklaven und Freigelassenen: sie nahmen den Namen der Familie an, in welcher sie dienten oder gedient hatten. Auch afrikanische Elemente sind in die Sprache eingedrungen. Das typische Wohnhaus in Argentinien lässt sich auf das alt-römische Haus zurückführen. In der Grossstadt Buenos Aires aber, die fast den vierten Teil der Gesamtbevölkerung des Landes beherbergt, wird dieser Grundriss durch eine Halbierung oft ganz verballhornt. Die Ernährung des Volkes wird vorwiegend durch Hammelfleisch bestritten: Milch wird wenig benutzt, doch ist Obst beliebt. Bei Betrachtung der Volkssitten fällt es auf, dass Todesfälle von Kindern als Feste gefeiert werden, weil aus den Kindern ja Engel werden. In vergnügungssüchtigen Familien leiht man sich bisweilen eine Kinderleiche, um einen Vorwand für eine solche Feier zu haben. Die argentinische Volkstracht wurde an einem mitgebrachten Männeranzug veranschaulicht. Diese Tracht zeigt eine Vermischung deutscher, indianischer und spanischer Elemente. Der schwarze Schlapphut wird nach dem französischen Marschall Schomberg Chambergo genannt, die schwarze, mit Verschnürungen besetzte Joppe und die weisse Unterhose sind spanisch, indianisch der schwarze Hüftenschurz, der von hinten nach vorn zwischen den Beinen hindurch hochgezogen wird, und der mit Silbermünzen und Silberschloss geschmückte Ledergürtel, der oft einen bedeutenden Wert darstellt. Das interessanteste Kleidungsstück aber sind die aus natürlichen Pferdebeinen hergestellten Stiefel, eine Art Urbekleidung, die bereits im klassischen Altertum bekannt war. Nach Entfernung der Knochen des Tieres lässt man das Fell in seinem natürlichen Zustande und schafft durch Abschneiden und Zunähen der Spitzen einen brauchbaren Stiefel, der bis zum Knie reicht und dort mit Bändern um das Bein befestigt wird. Eine weitere Verbesserung war das Auflegen einer Sohle und die Aufschlitzung des faltenreichen Felles am Spann. Aus diesem Urkleidungsstück entstand auch die Hose. Endlich legte der Redner einen Rindsknöchel vor, der in Argentinien zum Würfelspiel benutzt wird, doch so, dass nur zwei Seiten (culo und suerte) eine Bedeutung zukommt. — Frau Prof. Selzer wies darauf hin, dass im Gegensatz zu Argentinien in Mexico das indianische Volkselement sehr stark sei, während das Negerselement fast ganz fehle. — Die Vorstandswahl wurde auf Vorschlag von Herrn Geheimrat Friedel durch Zuruf vollzogen und der bisherige Vorstand wiedergewählt: da jedoch Herr H. Ascher erklärte, sein Amt als Schatzmeister wegen Zeitmangels nicht fortführen zu können, wurde Herr Dr. M. Fiebelkorn durch Zuruf zum Schatzmeister gewählt.

Steglitz.

Karl Brunner.

### Die zweite Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde

fand am 2. und 3. Oktober 1908 zu Berlin, unter dem Vorsitz von Prof. Dr. E. Mogk-Leipzig, statt. Über ihren erfreulichen Verlauf, die gehaltenen Vorträge und die in Sachen der Zeitschriftenschan, der Sammlung der Volkslieder, der Zaubersprüche u. a. gefassten Beschlüsse erstattet die beiliegende Nr. 8 der Verbands-Mitteilungen genaueren Bericht.

### Nachtrag zu S. 92.

Zu den oben angegebenen acht Fällen gesellt sich aus den KHM der Brüder Grimm (Nr. 29) noch ein neuer: Der vom Schicksal bestimmte Freier einer Prinzessin wird als Kind von deren Vater in einer 'Schachtel' im Flusse ausgesetzt, um die Ehe zu verhindern. Dieser Fall bildet ein Gegenstück zu der malayischen Fassung oben S. 81f. Dort ist das ausgesetzte Kind die zukünftige Gattin, hier der zukünftige Gatte; der Aussetzende ist in beiden Fällen ein König, dort der Vater, hier der Schwiegervater.

Johannes Hertel.

# Das Vaterunser als politisches Kampfmittel.

Von Gebhard Mehring.

Es gehört zum Wesen der Parodie, dass sie ihre Wirkung zum grossen Teil aus der Bedeutung des Stückes nimmt, dessen Nachbildung sie ist. Je allgemeiner dieses bekannt ist, um so grösser ist der Kreis derer, an den sie sich wenden kann. So erklärt es sich, dass politische Dichtung, die tief ins Volk eindringen will, gern religiöse Stücke parodiert, Kirchenlieder, Bibeltexte, ganz besonders häufig aber das Vaterunser. Von Parodien dieser Art hat R. M. Werner (Das Vaterunser als gottesdienstliche Zeitlyrik, Vierteljahrsschrift f. Literaturgeschichte 5, 1—49, 1892) eine stattliche Anzahl verzeichnet, dazu verschiedene unbekannte Texte mitgeteilt<sup>1)</sup>. Aber noch immer liegt vieles in Handschriften da und dort verborgen, und es ist zu hoffen, dass wir mit der Zeit auch noch von dem ersten Gebrauch einer deutschen Vaterunserparodie Kenntnis erhalten. Im folgenden möchten wir als eine Art Nachtrag zu Werners Sammlung und als Vorarbeit zu einer künftigen vollständigen Übersicht von einigen Funden Mitteilung machen, die sich als Nebenertrag verschiedener historischer Studien ergeben haben.

Es lassen sich in der Hauptsache zwei Typen unterscheiden. Der ältere ist im 15. Jahrhundert zuerst nachweisbar und erscheint zu Anfang des 17. Jahrhunderts noch vor dem dreissigjährigen Krieg zum letzten Mal (von einer Ausnahme besonderer Art nachher). Mit den Worten des Gebets wechseln hier zeilenweise rein weltliche Reden ab, so dass „gleichsam das Lippengebet und die weit davon abliegenden Gedanken des Betenden nebeneinander ausgesprochen werden“. Das bekannteste Beispiel dieser Art ist das sogenannte Reutlinger Vaterunser von 1519, dem Herzog Ulrich von Württemberg in den Mund gelegt. Älter ist das Ulmer Vaterunser von 1486, das in den 'Geschichtlichen Liedern und Sprüchen Württembergs' (herausgegeben im Auftrag der württembergischen

1) [Vgl. noch Hans Salats Vaterunser auf Zwingli (Salat, hsg. von Baechtold 1876 S. 13; Urban, Zs. f. österr. Volkskunde 5, 273 nr. 3; Müller, Siebenbürg. Korrespondenzblatt 22, 25. 52. Weiter unten P. Beck, Satiren auf Tököly. — Zu den unpolitischen Parodien des Vaterunsers vgl. Bolte, In dulci iubilo (Festgabe an K. Weinhold 1896 S. 106) und Zs. f. vergl. Litgesch. 7, 463. Blümml, Deutsche Mundarten hsg. von Nagl 2, 175.]

Kommission für Landesgeschichte von K. Steiff und G. Mehring, Nr. 15) zum erstenmal abgedruckt ist, bis jetzt das älteste bekannte Stück. In derselben Sammlung (Nr. 68) steht noch ein zweites Beispiel, das Bruchstück eines Vaterunser von 1546 auf den Ausgang des Schmalkaldischen Krieges. Die beiden Parodien aus dem Jahre 1607 vom Streit um Donauwörth scheinen die letzten Vertreter des älteren Typus zu sein. Denn das von Werner (S. 7) vergeblich gesuchte Stück 'Neugemachtes Vatterunser Friederich Pfaltzgrafen bey Rhein' von 1621 ist offenbar entweder identisch mit dem Heidelbergischen Vaterunser vom gleichen Jahr (Werner, S. 15) oder steht zu ihm im Verhältnis von Rede und Gegenrede, gehört also jedenfalls zum späteren Typus. Nur ein einziger Fall aus späterer Zeit ist uns bekannt geworden. In der ersten Nummer der von Ludwig Pfau in Stuttgart herausgegebenen satirischen Wochenschrift 'Eulenspiegel' (1848, S. 3) steht das unten mitgeteilte Schweizer Vaterunser. Es geht auf den Sonderbundskrieg und muss, nach Zeile 6 und 8 gegenüber Zeile 4, zwischen dem 22. November 1847, der Einnahme von Zug, und dem 24. November, der Einnahme von Luzern, gedichtet sein. An der Wiederaufnahme der alten, seit mehr als 200 Jahren verschollenen Form ist wohl Wilh. Hauff schuld, der 20 Jahre früher durch seinen Lichtenstein das Reutlinger Vaterunser berühmt gemacht hatte; an dieses knüpft der Schweizer Parodist offenbar an:

### Schweizer Vaterunser.

- Vater Unser  
 Freiburg ist unser.  
 Der du im Himmel bist,  
 Zug mit einem Zug genommen ist.  
 5 Geheiligt werde dein Nam.  
 Der Sonderbund ist schon an zwei Füßen lahm.  
 Zu uns komme dein Reich,  
 Luzern das haben wir auch gleich.  
 Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden.  
 10 Die vier andern machen uns nit mehr viel Beschwerden.  
 Gib uns heute unser täglich Brod,  
 Wir haben Geschütz für alle Noth  
 Vergib uns unsre Schulden,  
 fremde Einsprach wollen wir nit dulden.  
 15 Wie wir unsern Schuldigern vergeben,  
 aber die Jesuiten sollen zur Hölle schweben.  
 Führe uns nicht in Versuchung,  
 denn Jesuiten gibts überall genug.  
 Erlöse uns von allem Übel deßwegen,  
 20 wir wollen gern selbst die Hände dabei regen.  
 Denn Dein ist die Kraft und die Herrlichkeit  
 und wir sind für unsere Freiheit zu sterben bereit  
 In Ewigkeit. Amen.

Der zweite Haupttypus, von dessen grosser Verbreitung wir zahlreiche Zeugen haben (Werner S. 12 ff.), verflucht die Worte des Gebets völlig

in den Zusammenhang des weltlichen Gedichts, so dass sie dadurch oft einen ganz veränderten Sinn bekommen. Der Text besteht in der Regel aus Zweizeilern, wobei jede zweite Zeile in ein Wort des Vaterunser ausgeht, so dass dieser „fortlaufende zusammenhängende Refrain“ den ganzen Wortlaut des Gebets bildet. Das älteste Stück, das Werner kennt, (wenn wir von dem Gedicht von 1599 absehen, das den lateinischen Text des Gebets verwendet) ist das schon erwähnte Heidelbergsche Vaterunser von 1621. Eine ältere Bearbeitung enthält ein Sammelband der reichhaltigen Ulmer Stadtbibliothek (Allerhand gedenkwürdige Manuscripta I Nr. 87); die Niederschrift gehört noch dem 16. Jahrhundert an. Der Text weicht mehrfach von dem Wernerschen ab und zeigt durchweg die ältere sprachliche Form; dazu enthält er auch ein ganzes Stück mehr, die letzten sechs Verspaare fehlen dem Gedicht von 1621:

Was gestalt das niederländisch Kriegsvolk mit den armen bawren und sie mit ihnen das Vatter Unser betten,

- Wann der Soldat zum Bauren geht ein,  
grüßet er ihn mit frendlichem Schein — Vatter.  
Denket ihm darneben jeder Frist:  
Baur, was du hast, das alles ist — unser.
- 5 Derowegen antwort ihm der Baur:  
der Teufel füehrt dich heer, du Laur, — der du bist.  
Sei gewiss, daß dich noch strafen würd  
der Herr, der oben auf regiert — in dem Himmel.
- 10 Ich glaub, daß man kaum einen find,  
der aus diesem verfluchten Gesind — gehailiget werd.  
Ach Gott, kein Übel ist auf der Erd,  
durch welches mehr gelestert werd — dein Nam,  
Ihr maistes Wort ist jedesmals:  
was der Baur hat, dasselbig als — zukomm uns.
- 15 Ach lieber Gott, wann sie nur künten,  
zu blündern stets sich underwünden — dein Reich.  
Wann du sie woltest all erschlagen,  
so würd die gmaine baurschaft sagen: — dein Will geschehe!  
Wann wir quitt wurden diser Pein,  
20 so künten wir recht frölich sein — wie im Himmel.  
Ich weiß nit, wo das Gsind hinghört,  
im Himmel zu sein seind sie nicht wert — also auch auf Erden.  
Sie nemmen unser Gut und Hab  
und schneiden uns vor dem Mund ab — unser täglich Brot.
- 25 Daß wir sie all zu diser Nacht  
mögen erschlagen mit aller Macht — gib uns heut.  
Wir haben zwar alles woll verschuldt,  
nimb uns Herr wider auf zu Huld — und vergib uns.  
Dann wann die Leut lang bei uns pleiben,  
30 so werden uns ins Elend treiben — unsere Schulden.

- Groben Mutwillen wöllens treiben  
und gleichsam ligen bei unsern Weibern — als auch wir.  
Was nun anschawen das Aug ihr,  
mießen wir alles umbsonst schier — vergeben.
- 35 Von heuslichen Ehren sie uns treiben,  
machen, daß wir stets schuldig pleiben — unsern Schuldigern.  
Kainer kann brauchen die Rößlin sein,  
Ohn Underlaß haiffts: Baur span ein — und führ uns!
- In unsern Heusern ist vil Praßen,  
40 gar oft sie uns in d' Stuben laßen — nit ein.  
In unser Herz gar schmerzlich dringt,  
wann einer eim sein Weiblin bringt — in Versuchung.  
O Herr, all die solch Übel treiben,  
Die laß in d' Läng nit bei uns pleiben — soudern erlöß uns.
- 45 Die Frawen<sup>1)</sup> aber spar gesund  
und behüet sie auch zu aller Stund — vor allem Übel.  
Mit ihnen gar nichtz zu handeln ist,  
sie achten mehr des Teufels List — dan dein.  
Unsere Güeter sein verpfändt,  
50 an allen Orten wir schuldig seind. — Ist das reich?  
Sie schonen nit der Kindlein klein,  
Das Mark saugens uns auß dem Bain — und die Kraft.  
Kommen sie alsdan wider zu Haus,  
prachtieren sie und laßen herauß — die Herrligkait.
- 55 Diß alles straf Herr mit Gewalt,  
laß sie ängsten den Teufel alt — in Ewigkeit.  
Darmit wir los sein von den Dingen,  
so würd die ganze Mayerschaft singen: — Amen.

Leider war uns eine sichere Datierung des Stücks nicht möglich. Die Handschrift, der es entnommen ist, enthält Aktenstücke, Briefabschriften, Zeitungen und anderes, gesammelt von Dr. jur. Joh. Rudolf Ehinger von Balzheim zu Ulm im 16. Jahrhundert. Das Doppelblatt mit dem Vaterunser ist eingehftet zu Berichten aus den Jahren 1598 und 1599 über die Ereignisse im niederländischen Krieg. Der Sammler (vorausgesetzt, dass der Einband gleichzeitig ist, was nicht unmöglich erscheint) hat offenbar einen Zusammenhang zwischen dem Gedicht und den Kriegsberichten andeuten wollen. Wir werden trotzdem annehmen müssen, dass beide nichts miteinander zu tun haben. Denn in den Berichten ist nur vom spanischen Kriegsvolk und seinen Übeltaten in Niederdeutschland die Rede, während die Überschrift des Gedichts von niederländischem Kriegsvolk redet. Das kann nicht zusammenstimmen, und Ehinger ist hier durch den Gleichklang zu einem Irrtum verführt worden. Abgesehen davon, dass in dem Gedicht keinerlei niederdeutsche Sprachformen zu

1) Lies: Frommen.

finden sind, ist auch unzweifelhaft niederländisches Kriegsvolk so viel als 'niederdeutsches', wie es z. B. durch den schmalkaldischen Krieg nach Schwaben geführt wurde und in Berichten der Zeit mehrfach erwähnt wird. Auch der Fürstenkrieg von 1552 brachte Niederdeutsche nach Schwaben, und zwar kamen sie beidemal vorzugsweise gerade in die Gegend von Ulm, wo Ehinger das Gedicht aufbewahrt hat. Der Zusatz der letzten 12 Zeilen mit der Doxologie setzt eine evangelische Bevölkerung als Publikum voraus, wie sie bei Ulm vorhanden war. Dazu kommt, dass gerade der dem Sammler Dr. Ehinger untergelaufene Irrtum der Datierung die Annahme verlangt, dass ein längerer Zeitraum zwischen dem Auftauchen des Gedichts und der erst in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts angelegten Sammlung liege. So gelangen wir dazu, wenigstens vermutungsweise dieses Vaterunser um die Mitte des 16. Jahrhunderts anzusetzen. Nicht aber die Entstehung des Ganzen, sondern nur der letzten sechs Verspaare. Ursprünglich schloss das Gedicht ganz natürlich mit Zeile 46. Das Folgende ist nur ziemlich lose angehängt, wiederholt zum Teil die Gedanken, die schon vorher behandelt sind, ist aber nicht ohne eigenen Witz, wie Zeile 49f. beweist. Auch der Unterschied von Zeile 58 mit der Bezeichnung Mayerschaft gegenüber Zeile 18: Burschaft ist zu beachten. Endlich scheint noch der schwäbisch klingende Reim in Zeile 49f. auf einen Schwaben als Verfasser hinzuweisen, wodurch wiederum die Lokalisierung in der Gegend von Ulm unterstützt wird. Wann die älteren Bestandteile des Gedichts, Zeile 1–46, entstanden sind, darüber kann keinerlei Vermutung gewagt werden. Sie müssen aus katholischer Gegend stammen, wenn sie erst nach der Reformation entstanden sind; dass wir in ihnen schon die Urform des Typus haben, ist nicht anzunehmen.

Auch das Hispanische Vaterunser in einer aus Nürnberg stammenden Handschrift von 1602, deren Kenntnis ich Herrn Professor Dr. Bolte verdanke (Allerley sachenn Darin Geschriben Im Jahr vnssers Herenn vundt Haillanndts Jesu Christi 1602 A dy 10. Augusto Inn Nurnberg. Kgl. u. Univbibl. Königsberg Nr. 1918, Bl. 10), ist diese Urform nicht, obgleich es noch dem 16. Jahrhundert angehört und die Doxologie nicht umfasst. Als ein hochdeutsches Vaterunser, das von Spaniern redet, gehört es wohl ungefähr in dieselbe Zeit wie das vom niederländischen Kriegsvolk, ist aber gleich diesem nicht genauer zu datieren. Der Text ist offenbar durch mündliche Weitergabe stark verändert und teilweise verderbt, auch die Niederschrift nicht ganz korrekt. Von Abweichungen ist bemerkenswert und neu:

- 17 Und so du sie all wolst erschlagen,  
da wurd der Baur und d' Bäurin sagen: — dein Will geschehe!
- 31 Die Hauptleut und ir Musterschreiber,  
die liegen stets bey unsern Weiber — als auch wir,

und muessen dannoch wir zurhand  
solch Gsellen diese Sünd und Schand — vergeben.

- 17 Die Bluettunbt (l.: Bluethundt) aber all zugleich  
die flier der Teufel in sein Reich. Amen.

Dieselbe Handschrift enthält (Bl. 69) dieses Vaterunser noch in einer Form, die der des niederländischen Kriegsvolks näher steht und nur geringe Abweichungen zeigt, wie sie der Umlauf bewirkte; auch hier fehlt die Doxologie. Für eine Datierung bietet der Text selbst, der nur die Überschrift: 'Ein Vatter unser' trägt und keinerlei zeitliche, örtliche oder tatsächliche Andeutungen enthält, gar keine Anhaltspunkte. Er steht in der Handschrift zwischen einer Zeitung aus Venedig vom 9. August 1602 über ein Erdbeben auf Cypern (Bl. 68b) und einer 'Tragedia Und Gespräch wie es Bischoff Neydtharden zu Bamberg In seinem Absterben Ergangenn Vnd wo Er nach seinem Todt hinkommen sey' von 1599. Es scheint kein Grund vorhanden, das Vaterunser für älter als seine beiden Nachbarn zu halten<sup>1)</sup>.

Ein weiterer Vertreter dieses Bauernvaterunsers, von dem Werner 15 verschiedene Fassungen aufzählt, ist das aus Sachsen stammende 'Vaterunser der Oberschlesisch-, Sächsisch- und Böhmisches Baurchaft' von 1756, das in einer oberchwäbischen Klosterchronik im Staatsarchiv zu Stuttgart (Libri Praelatorum des Kl. Weissenau bei Ravensburg, Bd. 5, S. 245f.) steht. Es ist offenbar aus mündlicher Überlieferung (nur eben nicht in Schwaben) geschöpft und hat dadurch manches abgeschliffen, auch einige Weiterbildung erfahren. Die ersten acht Zeilen sind dabei aus dem iambischen in trochäisches Versmass übergegangen:

Wo der Preuß nur kehret ein,  
heißt es zwar auf bloßen Schein: — Vatter.

Sonstige Abweichungen vom oben mitgeteilten Text sind nicht bedeutend bis zur vierten Bitte (wir erwähnen Zeile 7f.:

Es wird gewißlich strafen dich, der sowohl richt dich als mich — in dem Himmel).

1) Noch ist aus derselben Handschrift eine Variante des 'Vaterunsers wider den Papst' zu erwähnen (vgl. Werner. Vjschr. 5, D):

Ein Vatter unser wieder.

Bapst unser Feind, der du zu Rohm bist,  
ewig werd verdiegt dein Nam,  
Dein Reich gewaltig zerstort werd,  
welche du so prechtig fuerst auf dieser Erd.  
Dein Wil nicht mehr geschehen soll  
auf Erden so oder in der Hell,  
darinen du ewig sietzen solt,  
weil du bleist ohn Reu und Buest.  
Vor deinen Ablos gieb du uns hent

den jhrlichen Zins zu einer Beut,  
auf daß wir zahlen in Geduld  
den Leuten hiemit unser Schuld.  
Und fir uns nicht in deinen Ban,  
damit du kulest mangen Mann.  
Sondern erlöß uns, daß wir frey  
Gott dienen ohn Abgotterey.  
Den dein Reich, Kraft und Herligkeit  
sich enden soll in kurzer Zeit. Amen.



Von Zeile 23 ab geht es weiter:

Sie trucken uns ohne alle Maas  
mit schreyen ohne Unterlaß: — Gib uns!  
Wann werden sie marchiren  
und wie tolle Hund crepiren? — heuet?  
Sie nehmen unser Gut und Haab,  
sie schneiden auch mit Waffen ab — unser täglich Brodt.  
Dis alles haben wir verschuld,  
darum wir bitten ja nu Huld — und vergib uns.  
Sie thun uns sehr hart beschweren,  
daß wir täglich jezt vermehren — unser Schuld.  
D' Mädcl seind gleich den Santreibern —  
und schlafen oft bei unsern Weibern — wie wir.  
Dis sehen unsere Augen hier,  
und dennoch müssen wir — vergeben.  
Das macht uns grosse Ungedult,  
anbey wir zahlen unsre Schuld — unsern Schuldigern.  
Sein Pferd ja niemant brauchen kan,  
es heißt ja bständig, Baur spann an — und führ uns.  
Im Gesicht wir immer thun erblassen,  
weils Gelt im Beutel wird gelassen — nit.  
Das billich unser Herz durchtringt  
und manchen guten Hausmann bringt — in Versuchung.  
Herr lasse sie nit länger bleiben  
und ihre Raubereyen treiben — sondern erlöse uns.  
Mach doch dein Hilf uns allen kund  
erlöse uns zu diser Stund — von dem Übel.  
Ach ja der Preussen thue nit gfahren,  
laß sie gschwind zum Tenfel fahren. — Amen.

Gleich aus dem folgenden Jahr stammt das 'Römisch Katholische Vatter Unser' von 1757, das in dem Gedenkbuch des Pfarrers G. F. Bezolt von Wildentierbach, Württ. OA. Gerabronn (1734--1771. Handschr. des German. Museums in Nürnberg G 9510b) überliefert ist. An Stelle des 'Soldaten' treten wieder die 'Preussen', an die des Bauern der Sachse; und wieder werden erst in der zweiten Hälfte, von Zeile 25 an, die Abweichungen des Textes von dem oben mitgetheilten erheblicher:

- 25        Mach uns von diesen Schelmen frey,  
damit der Sachs auch frölich sey — gib uns heute.  
O Churfürst, wenn wir dieses Jahr  
dir nicht gebn können Steuer dar. — vergib uns.  
Dem durch die Pein und große Qual  
20        bezahlen wir gnug allzumal — unsere Schuld.  
Die Preussu ja die Töchter raffn  
und frey bey unsern Weibern slaffn — also auch wir.

- Ob wohl wir dieses klagen an,  
so müssen wir es doch sodann — vergeben.
- 35 Uns solche Gäste nicht gefalln,  
der Teuffel hohl sie von uns alln — unsern Schuldigern.  
Wenn man kein Pferd mehr haben kann,  
so heist es: Sachs spann Ochsen an — und führ uns!  
Darzu sie uns noch übel klopfn  
40 vorschonen gar uns arme Tropffn — nicht.  
Bey ihnen thut man Mägd ausspührn,  
dazu auch fromm Weiber führn — in Versuchung.  
Bey uns o Gott laß doch nicht bleibn,  
die ein so gottlos Leben treibn, — sondern erlöse uns.
- 45 Erhalte doch uns arme Leut,  
damit wir werden bald befreyt — von allem Übel.  
Darum o Gott ach führ geschwind  
von hier nach Preußn das Lumpen-Gsind. Amen.

Eine besondere Stelle nimmt das verwandte 'Französische Vaterunser' ein, das in Theodor Griesingers Schwäbischer Familienchronik 1859, Nr. 7 Sp. 219–221 mit der Zeitangabe 'Aus dem Jahr 1761' und ganz neuerdings in der Berliner 'Deutschen Zeitung' vom 8. Januar 1908 fast ganz wörtlich übereinstimmend als Schelmenvaterunser der Leute am Niederrhein aus den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts abgedruckt ist. Gerade die Zeile 31f. und 37f., die vom religiösen Standpunkt aus zum Anstößigsten in dem alten Text gehören, lauten hier besonders zahm und nicht ganz stilgerecht:

Langmüthig siehst o Gott die Pein,  
doch endlich schlägst du zornig drein — also auch wir.  
Ach Herr laß bald das Stündlein schlagen,  
daß wir den Heid' von hinnen jagen — und führe uns.

Die Behauptung einer redaktionellen Anmerkung bei Griesinger, dass 'dieses alte Lied' damals in Schwaben vielfach, und zwar nach einer Kirchenmelodie gesungen worden sei, ist nicht sehr glaubhaft. Die Franzosen kamen ja damals gar nicht nach Württemberg, zur Verbreitung des Textes im Volk oder aus dem Volk heraus war also keine Veranlassung. Vielmehr ist es wohl damit wie mit den andern Texten gegangen: sie wurden aus der Ferne mit sonstigen Nachrichten übermittelt und von Chronisten und Sammlern aufbewahrt. Gerade von den hier mitgeteilten Texten aus dem 18. Jahrhundert dürfte kein einziger in Württemberg grössere Verbreitung gehabt haben. Auch nicht das bei Ernst Meier, Schwäbische Volkslieder 1855 S. 181f. abgedruckte Bruchstück, dessen vollständigen Text gleichfalls die vorhin zitierte Chronik von Kloster Weissenau (Bd. 6, S. 336) unter dem Jahr 1779 enthält mit der Überschrift: 'Das Bayrische Bauren-Vaterunser, so dieselbe für die Kayserliche Soldaten betten'. Es stammt also aus der Zeit des bayrischen

Erbfolgekrieges. Die bei E. Meier nicht gedruckten Zeilen sind wohl der Mitteilung wert:

- Sie wollen auch gleich wie die Affen  
 30 sogar bey unsren Weibern schlafen — als wie wir.  
 Trift einer ein schöne Würthin an,  
 so wollt er lieber ihrem Mann — vergeben.  
 Sie machen uns viel Angst und Müeße,  
 35 ich wollt der Teufel hohlte sie — samt unsren Schuldigern  
 Wan einer nicht mehr gehen kann,  
 so heißt es: Bauer spann nur an — und führ uns.  
 Das müssen wir mit Schmerzen spühren,  
 Das sie all unsre Mägd verführen — in Versuchung.  
 O Kayser, lindre diese Pein,  
 laß uns nicht gar gequält so seyn — sondern erlöse uns!  
 Führ doch hinweg die Krieges-Leut,  
 so sind wir hier und dort befreut — von allem Übel.  
 Und v n n wir frey von diesen Plagen,  
 so werden wir mit Freuden sagen: — Amen.

Auf den bayrischen Erbfolgekrieg bezieht sich auch ein mit diesem Vaterunser zusammen überlieferter 'Österreichischer Glaube', der nach demselben Muster die Worte des Apostolikums als fortlaufenden Refrain verwendet, aber da er als Versmass den Alexandriner verwendet, nicht unmittelbar auf ein altes Vorbild zurückgeht.

Offenbar hatte das Jahrhundert der Aufklärung eine besondere Neigung zu solchen religiösen Parodien. Wir können zu den bisher mitgeteilten vier Beispielen noch drei weitere aus dieser Zeit hinzufügen: ein zu den Bauernvaterunsern zu zählendes von 1769 aus Bayern und zwei ältere von etwas anderer Art, davon das eine wiederum aus Bayern, das andere aus Sachsen stammt.

Was zunächst das Stück von 1769 betrifft, so steht es gleichfalls in der Weissenauer Klosterchronik (Bd 6, S. 680). Dazu macht der Chronist die Bemerkung: *Cantilena haec ni fallor tangit electorem Bawarum, sed suo modo etiam applicari potest rusticis in confinibus nostris sub iugo Austriae miserabiliter gementibus.*

#### Bayrisches Vaterunser. 1769.

Sobald ein Ueberreiter in ein Dorf eintritt,  
 so spricht er gleich beim ersten Schritt: — Vater!  
 Der Taback ist ehrenwerth,  
 er ist aber ein geschwarzter, der gehört — unser!  
 Der Schuster denkt in seinem Sinn,  
 der Teufel holl den Schelmen hin, — der du bist.  
 In den so trüben Jammer-Tagen  
 wir es dem lieben Gott nur klagen — im Himmel.  
 Ich glaub nicht, daß man einen findt,  
 der von diesem Schelmen-Gsindt — geheiligt werde.

Nirgens auf der weiten Erden  
 wird wie durch sie gelästert werden — dein Name.  
 Die Rapée Stangen eingebündelt  
 wenn sie nicht versiegelt sind, — zukomme uns!  
 Ach Herr, wenn ein solcher Hund  
 zu visitieren sich unterstund — dein Reich!  
 Herr wann du wolltest sie todtschlagen,  
 so würden Bürger und Bauren sagen: — dein Will geschehe!  
 Könnte kein Überreuther zu uns herein  
 so würden wir ohne Kummer sein — wie im Himmel.  
 Ich weiß nicht, wo das Volk hinghört,  
 nirgens ist es ehrenwerth, — als auf Erden.  
 Sie wollen frey sein in allen Tagen,  
 dan sie „zu fressen und saufen“, sagen, — gib uns heut!  
 Sie bringen uns um Guth und Haab  
 und stehlen uns vom Munde ab — unser tägliches Brod.  
 Ach Churfürst, wenn wir dieses Jahr  
 kein Steuer können geben dar, — vergib uns!  
 Wan einst zu deiner Hilf uns alle Kraft gebricht,  
 so glaub, es seye wahrlich nicht — unsre Schuld!  
 Sie wollen hoch und nieder strafen  
 und in unsern Häusern schaffen, — als wie wir.  
 Sehen wir unser Elend an.  
 so sollen wir ihnen noch voran — vergeben.  
 Ach Gott, was machen sie für Qual,  
 den Rest ihnen der Teufel zahl, — unsern Schuldnern.  
 In die Hände dieser Bernhenter.  
 O Lands-Fürst. annoch weither — führ uns nicht.  
 Sie bringen uns viel Schelmen herein,  
 die von ihnen überschickt sein — in Versuchung.  
 O Gott laß sie nicht länger bleiben,  
 thue sie aus dem Land vertreiben — und erlöse uns!  
 Gib uns Taback nach Gelegenheit  
 bewahre uns zu jeder Zeit — von dem Übel.  
 Wir bitten dich samt Weib und Kind,  
 nimm hin das gottlos Spitzbuben-Gsind. Amen.

Während dieses Stück in Friedenszeiten entstanden ist, stammen die beiden folgenden wieder aus Kriegsjahren. Sie sind untereinander nahe verwandt, behandeln aber ihr Thema nicht in Anlehnung an das Bauernvaterunser. Das sächsische Stück steht in G. F. Bezolts Gedenkbuch; es entspricht der Lage Sachsens zu Anfang des siebenjährigen Krieges. Das bayrische ist uns von Herrn Dr. M. v. Rauch in Heilbronn mitgeteilt; es wendet sich an den Kurfürsten Karl Albert von Bayern, setzt dessen Wahl zum Kaiser (1742) voraus und gehört in die Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges.

Dieser zweite Text lautet:

### Das Bayrische Vatter unßer.

- Churfürst du warest unser Ehr<sup>1)</sup>,  
wir sagen aber jetzt nicht mehr — Vatter unßer.
- Denn wer die Kinder läßt in Pein,  
der ist ein Vatter nur zum Schein — der du bist.
- 5 Du steiffest dich auf Frankreichs Macht,  
Theresia sucht bessre Kraft — im Himmel.
- Drum mach doch daß der Verbund  
beschwohren durch dein'n eignen Mund — geheiligt werde.
- Obschon dich Frankreich Kayßer schreibt,  
10 so scheint doch schwer, daß dir verbleibt — dein Name
- Wir wünschen daß nach Krieg und Streit  
hinwiederum Glückseeligkeit — zu uns komme.
- Wo nicht so sehn in Grämen wir  
verlohren gehen tür und für — dein Reich.
- 15 Der Ungar und auch der Croat  
will haben daß in keinem Rath — dein Will geschehe.
- Die Römische Lande und die Kron  
wird dir noch werden wohl zu Lohn — im Himmel.
- In Ferdinandi Testament  
20 Bist du zum König nicht ernemt — also auch auf Erden.
- Der unterspielende Soldat<sup>2)</sup>  
rufft, tracht und schreyet früh und spat: — gib uns heut.
- Statt Goldes gibst du uns Papier,  
Ach Gott, wie sparsam essen wir — unßer täglich Brod.
- 25 Wir wollen gern seyn blind und stum,  
allein der Feind verhindert, drum — vergib uns.
- Der Tambour bis zum General  
vermehrten täglich durch die Qual — unßere Schuld.
- Ist dann in dießer ganzen Welt  
30 ein Churfürstthum so schlecht bestellt — wie wir?
- Vor Armuth laufft man hin und her,  
der Himmel wird es nimmermehr — vergeben.
- In zwanzig Jahren wird dein Land  
zu zahlen nimmer seyn im Stand — unßere Schuldigern.
- 35 Erlhör doch unser Angstgeschrey  
und in die Französische Slaverey — führ uns nicht.
- Dann Frankreich hat dich schon so sehr  
durchs Geld verführet mehr und mehr — in Versuchung.
- Von der Panduren Hand und Wuth  
40 und der Hußaren Übermuth — [erlös uns]<sup>3)</sup>.
- Gott reich dir seiue milde Hand  
daß du kommst wieder in dein Laud! — Amen.

1) Ehr ist wohl Lesefehler der Vorlage für HErr.

2) Wahrscheinlich ist zu lesen: Der meisterspielende Soldat.

3) Die Vorlage hat, offenbar unrichtig: von allem Übel. Es scheinen zwei Zeilen verloren.

Die sächsische Fassung ist durch folgende Abweichungen gekennzeichnet:

Z. 1 Herr. Z. 5 Östreichs Z. 6 Friedrich. Z. 9 Ob man dich jetzt gleich König schreibt. Z. 13 mit Thränen. Z. 15 der preußisch ganze Krieges-Rath. Z. 16 in keiner Stadt. Z. 17 Der Sachsen Land und Pöhlisch Cron. Z. 19 Karl des XIIten Z. 21 Meister-spielende. Z. 30 Fürstenthum. Z. 36 in Östreicher Slaverey. Z. 37 Östreich. Z. 39f. Könnt du nur lassen Östreichs Schein, so würdstu bald erlöset seyn — vom Übel. Z. 42 daß du darfst bleiben in dem Land. Amen.

Noch sind zwei Stücke aus dem dreissigjährigen Kriege zu erwähnen, von denen das eine sich in den Aufzeichnungen des Deutschordensamtmanns J. L. Beringer in Neckarsulm, einer Handschrift des 17. Jahrhunderts im Staatsarchiv zu Stuttgart, findet. Es spricht im Namen der böhmischen Stände zum Kaiser nach der Schlacht am weissen Berg. Der in Zeile 43 genannte Fürst von Liechtenstein ist der Statthalter, den der Kaiser in Böhmen einsetzte. Die vorgetragenen Bitten entsprechen so sehr dem Inhalt der von den Ständen an den Kaiser gerichteten Eingaben, dass sich das Gedicht als eine Versifizierung dieser Aktenstücke, natürlich von gegnerischer Seite, darstellt.

#### Vaterunser, an Ihr Kaiserl. Majestät Supplikationsweis gemacht.

Gnedigster Kaiser, König und Herr,  
wir bitten, du wöllest noch sein der — Vater.

Mit deinen Augen auf uns Armen  
gütig schauen und dich erbarmen — unser.

5 Laß es nit gelten unsern Hals,  
kein mechtiger ist nit als — der du bist.

O straf uns nit als wie es wol gebürt,  
Gott dir alles vergelten würd — im Himmel.

Wir wollen geben in einer Summ  
10 das geistlich Gut, daß es widerum — geheiligt werd.

So wir der Bitt würden gewert,  
so würd in aller Welt geehrt — dein Nam.

Zwar hat ein jeder an der That  
den Tod verschult, doch dein Genad — zukomme uns.

15 So wolten wir zu Fass und Pferd  
streiten, auf daß werde gemehrt — dein Reich.

Hinfüro dienen mit Lieb und Freud  
und sehen, damit zue aller Zeit — dein Will gesche.

Auf daß wir uns berühen künden,  
20 daß wir bei dir unverdiente Gnad finden — wie im Himmel.

Behüt Gott, daß wir nit alle zugleich  
verhaßt werden im Himmelreich — als wie auf Erden.

Hat man uns doch schon alles genommen,  
daß wir jetzt mit harter Mühe bekommen — unser täglich Brot.

25 Ach Kayser, erfreue die Gemüter,  
all unser gehabte Güeter — gib uns heut.

- Dan wir vernommen, daß man sie ausbit,  
o frommer Ferdinand, auf dißmal nit! — vergib uns.
- Gar fill mit uns interessirt sein,  
30 dan das ist gewißlich nit allein — unser Schult.
- Sondern Hungern, Schlesien, Österreich,  
Mähren uns eben theten gleich — als auch wir.
- Die Sechzehner die wolten doch  
dich fangen und du hast inen noch — vergeben.
- 35 Darumben laß uns auch Gnad bei dir finden,  
auf daß wir alsdan zahlen könden — unsern Schuldigern.
- Unsere Chlappi jezunder Herren sein,  
Unser Keiner darf sagen: Bauer span ein — und führe uns.
- Solten sie dan erst freyledig werden,  
40 so liebens uns als ihre aigne Herren — nit ein.
- Dörfen uns noch wohl mit Gewalt bezwingen  
und vielleicht entlich noch wohl gar dahin bringen — in Versuchung.
- Darum, frommer Fürst von Lichtenstein,  
bitt den Kayser, kan es anderst sein: — Erlöse uns.
- 45 So wöllen wir betten immerdar,  
daß ench Gott behüt und bewahr — vor allem Übel.
- Solehes geb Gott, daß wir ans Noth  
auf das chest werden erlöst vom Tod. Amen.

Ganz eigenartig ist das Gedicht, das in der oben zitierten Sammlung 'Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs' unter Nr. 113 abgedruckt ist und die acht Reichsstädte Ulm, Memmingen, Biberach, Lindau, Isny, Leutkirch, Ravensburg und Nördlingen nach der Schlacht am Weissen Berg 1621 redend einführt. Die erste Rede beginnt mit den Eingangsworten des Gebets, in jede der sechs folgenden ist eine Bitte des Vaterunsers, bzw. in die siebente Rede die sechste und siebente Bitte verflochten, während die letzte Rede mit der Doxologie endigt.

Wieder neue Formen sind im 19. Jahrhundert aufgetaucht. So verarbeiteten das Gebet in Prosa zwei Demokraten des Jahres 1848, der eine in der radikalen Heilbronner Zeitung 'Neckardampfschiff' Nr. 69 (Das neue Vaterunser zur jetzigen Zeit), der andere in dem sozialrevolutionären Stuttgarter Organ 'Die Sonne' Nr. 187 (Das Unser Vater eines gefangenen Republikaners). Dahin gehören auch die 'Sieben Bitten' aus der Zeit der Verfassungskämpfe in Württemberg (1817, 18), die im Jahre 1832 der Stuttgarter 'Hochwächter' wieder hervorholte.

Mehr eine poetische Paraphrase als eine Parodie nach Art der seither angeführten ist dagegen das folgende Stück, das im Revolutionsjahr 1848, und zwar noch in der Zeit der ersten warmen und hoffnungsreichen Begeisterung in zwei württembergischen Zeitungen (Ulmer Schnellpost Nr. 158 vom 9. Juli, Stuttgarter Neues Tagblatt Nr. 164 vom 15. Juli 1848) abgedruckt wurde. Woher es stammt, haben wir nicht feststellen können.

### Vater Unser!

Vater, für dein grosses Weltenreich  
 liebst du Keines mehr und Keines minder,  
 darum sind auf Erden Alle gleich.

Der du bist im Himmel! — Du bist  
 Zeuge,

wie dein Volk in Schmach und Jammer irrt,  
 du bist weise und gerecht, drum zeige  
 uns den Weg, der bald zur Freiheit führt.

O geheiligt werde Herr dein Name —  
 nicht durch Herrenthum und Slaverei,  
 nicht durch Pfaffen, denn sie sind der Same  
 der verstocktesten Abgötterei!

Zu uns komme bald dein Reich der Liebe!  
 denn die Brüder hat der Rang getrennt,  
 segne du die heilig reinen Triebe,  
 die oft nur das arme Volk noch kennt.

Ja dein Wille, grosser Gott, geschehe! —  
 der den Menschen unabhängig schuf;  
 jeder Slave fühle und verstehe  
 seines Schöpfers Will und erusten Ruf.

Wie im Himmel also auch auf Erden! —  
 liegt vor uns der Vollendung Bahn:

Die Neuzeit ist bei uns einer derartigen Verwendung des Vaterunsers nicht günstig. Sie hat in der Pressfreiheit ein sicherwirkendes Mittel gegen ein Übermass politischer Spannung, und sie hat in gewissen Gesetzesparagraphen die Waffen, um den Gebrauch solcher Kampfmittel zu verhindern. Dass man sich anderwärts, in Russland z. B. 1903, ihrer gelegentlich noch bedient, ergibt sich aus Zeitungsnachrichten.

Stuttgart.

doch gelöst muß erst die Fessel werden,  
 eh der Geist vollkommen werden kann.

Unser täglich Brod gib uns auch heute! —  
 wie einst unseru Vätern sorgenfrei,  
 dass der Arbeitsegen nicht die Beute  
 von Betrug und schnödem Wucher sei.

Und vergib uns unsere Schuld! — Wenn  
 rächend

wir erheben unsre starke Hand  
 und im Kampf das Slavenjoch zerbrechend  
 blutig färben unser Bundesband.

Wie wir unsern Schuldigern vergeben! —  
 die mit Hohn noch spotten der Geduld,  
 dass nicht lange schon mit ihrem Leben  
 büßen mußten sie die alte Schuld.

Führe uns nicht in Versuchung, Vater! —  
 wenn dereinst der grosse Tag erscheint,  
 dass Verblendung an des Abgrunds Krater  
 mit der Bosheit seine Kräfte eint.

Sondern, Herr, erlös uns von dem Uebel! —  
 führe uns zum Siege durch den Streit,  
 dass das Unkraut sammt der giftigen Zwiebel  
 untergehe bis auf Ewigkeit. — Amen.

## Das Vogelnest im Aberglauben.

Von Theodor Zachariae.

(Vgl. oben 11, 277. 279. 462f.)

G. Hertel hat in dieser Zeitschrift 11, 272—79 aus zwei Magdeburger Handschriften eine Reihe von abergläubischen Gebräuchen mitgeteilt. Der erste Traktat, den Hertel exzerpiert hat, führt den Titel 'Tractatus de superstitionibus et miraculis' und rührt von einem gewissen Johannes Wuschilburgk her; der Verfasser des zweiten Traktates (Praecepta quaedam propter superstitiones) nennt seinen Namen nicht. Aus diesem



zweiten Traktate führt Hertel folgende Stelle an: 'Wenn man ein Vogelnest findet, die Mutter wegfliegen lässt, die Jungen aber behält, so bringt dies Glück und ein solcher wird lange leben' (S. 279). Hierzu hat H. Lewy bemerkt (oben 11, 462), dass dieser Aberglaube — dessen richtige Fassung wir alsbald kennen lernen werden — offenbar auf einer Bibelstelle (Deut. 22. 6. 7) beruhe, und dass nicht das Finden des Nestes oder das Behalten der Jungen die Hauptsache sei, sondern das Fliegenlassen der Mutter. Demgegenüber sei zunächst darauf hingewiesen, dass die Verknüpfung des Vogelnestaberglaubens mit der Bibelstelle Deut. 22, 6 keineswegs neu ist. Im Jahre 1835 gab Grimm im Anhang zu seiner Deutschen Mythologie S. XLIV einige Auszüge aus einem Traktat des Nicolaus Magni de Gawe über Superstitionen, und hier findet man, auf S. XLV (= D. M.<sup>4</sup> 3, 414), den Vogelnestaberglauben und zugleich einen Verweis auf Deut. 22. Man vergleiche jetzt Adolph Franz, Der Magister Nikolaus Magni de Jawor (Freiburg 1898) S. 171. Ferner gab Fr. Panzer 1855 in seinem Beitrag zur deutschen Mythologie 2. 256—62 einen Auszug aus der Schrift 'De preceptis Decalogi' des Nicolaus von Düneckelspübel. Dieser Autor handelt, wie andere, ältere oder gleichzeitige Schriftsteller<sup>1)</sup>, ausführlich über abergläubische Vorstellungen und Bräuche bei der Erklärung des ersten Gebotes und erwähnt bei dieser Gelegenheit auch den Vogelnestaberglauben (s. Panzer 2. 261) in Verbindung<sup>2)</sup> mit dem göttlichen Gebote Deut. 22. 6.

Jetzt handelt es sich darum, die richtige Fassung des Vogelnestaberglaubens festzustellen. Die Fassung, die Hertel oben 11. 279 mitgeteilt hat, kann unmöglich richtig sein. Vielleicht ist die von Hertel exzerpierte, als 'schwer lesbar und zudem nicht ohne Fehler' beschriebene Handschrift (oben 11. 273) grade an der fraglichen Stelle fehlerhaft. Um zu der richtigen Fassung zu gelangen, haben wir ein vorzügliches Hilfsmittel, nämlich den eben genannten Traktat des Nic. von Düneckelspübel über die zehn Gebote. Wer die Auszüge, die Panzer 2. 257—62 aus diesem Traktat gegeben hat, mit Hertels Auszügen aus der zweiten Magdeburger Handschrift vergleicht, unter Hinzunahme der wenigen Sätze, die sich im Programm des Magdeburger Domgymnasiums von 1880 S. 54f.

<sup>1)</sup> Siehe Joh. Geffcken, Der Bilderkatechismus des 15. Jahrhunderts (Leipzig 1855, S. 54, und vgl. die Auszüge, die Schönbach in dieser Zeitschrift 12. 3—14 aus dem Traktate De decem praeceptis des Thomas Ebendorfer von Haselbach gegeben hat.

<sup>2)</sup> Der Vogelnestaberglaube wird auch von dem Discipulus (Joh. Herolt) bei der Behandlung des ersten Gebotes erwähnt, aber ohne einen Verweis auf Deut. 22. Nach Herolt ist es eine Vorbedeutung des Glücks und der Fruchtbarkeit, ein Vogelnest mit den Eiern, Jungen und der Mutter darauf brütend, zu finden. So richtig Joh. Geffcken, Bilderkatechismus S. 55. Im Original wird noch hinzugefügt: 'Huic [nido] autem tantum tribuebant virtutem integre reservato quod scilicet fecunditas et prosperitas a domo in qua custodiebatur nunquam recederet' (Discipulus de eruditione cristifidelium. cum thematibus sermonum dominicalium. Argen 1490; vgl. Hain Nr. 8521.)

wörtlich abgedruckt finden, der wird sofort erkennen, dass die einzelnen Superstitionen nach ihrem Inhalt und auch nach ihrer Reihenfolge genau übereinstimmen. Ich möchte behaupten, dass die Magdeburger Handschrift nichts weiter ist als eine Abschrift desselben Stückes des Traktates *De preceptis decalogi*, das Panzer im Jahre 1855 nach Wimpelings Ausgabe der Traktate des N. von Dünckelspübel (Strassburg 1516) im Auszug gegeben hat. Möglich wäre es, dass die Magdeburger Hs. einige Zusätze hat, die bei Wimpeling-Panzer fehlen. Jedenfalls trage ich kein Bedenken, Panzers Auszug zur Verbesserung von Hertels Angaben zu verwenden. Wenn Hertel z. B. oben 11, 279 schreibt: 'Manche bewahren in ihren Schränken (? *servitiis*) einen toten Eisvogel (*amiculam*)', so ist hier, ausser dem mit einem Fragezeichen versehenen *servitiis*, auch *amiculam* auffällig<sup>1)</sup>. Für *servitiis* wird mit Panzer 2, 261 *scriniis* zu lesen sein, und für *amiculam* ist einzusetzen: *aniculam*<sup>2)</sup>. Und wenn man das, was Hertel oben 11, 279 über das Finden eines Vogelnestes aus der zweiten Magdeburger Hs. mitteilt, mit dem entsprechenden lateinischen Wortlaut<sup>3)</sup> bei Panzer 2, 261 vergleicht, so ergibt sich mit Sicherheit, dass die richtige Fassung des Vogelnestaberglaubens diese ist: 'Wenn man ein Vogelnest findet [mit einer auf Eiern oder Jungen sitzenden Mutter], und wenn man die Mutter nicht wegfliegen lässt, sondern das Nest samt Mutter, Eiern oder Jungen behält, so bringt dies Glück'. Diese Fassung stimmt ja auch durchaus zu der, die Hertel oben 11, 277 (vgl. Lewy S. 463) aus Wuschilburgks Traktat angeführt hat: 'Wenn einer ein Nest findet mit dem brütenden Weibchen oder mit Jungen und es bei sich verwahrt, von dessen Hause wird Fruchtbarkeit und Überfluss niemals weichen'. Als Quelle für diesen Aberglauben zitiert Hertel eine Stelle aus dem *Tractatus de fide et legibus* des Wilhelm von Paris<sup>4)</sup>.

1) In der Handschrift steht: *amiculam vulgariter Eysvoghel nuncupatam* (vgl. das oben zitierte Programm S. 54). Zur Sache vgl. Wuttke § 164: 'Ein Eisvogel (*Alcedo*) im Käfig gehalten ist ein Glücksg Geist für das Haus'. Vintler, *Phuemen der Tugent* 7759: 'Und vil die wellen den eisvogel haben' (dazu die Anmerkung von Zingerle). Schönbach, *Zs. für die österr. Gymnasien* 31, 379. Gefleken, *Bilderkatechismus*, Beilage 9, S. 113. R. Crnel, *Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter* S. 620.

2) Umgekehrt lässt Hertel S. 279 richtig gewisse Geister (*numina quedam*) die Häuser besuchen usw., während bei Panzer 2, 262 fälschlich '*muma quedam*' gedruckt steht. Siehe schon A. Franz, *Der Magister Nikolaus Magni de Jawor* S. 172 Anm.

3) *Apud eos [idolatrias] unus fuit error de inventione nidi cum matre incubante ovis, aut pullis tali enim tantam attribunt virtutem, quod si quis inveniret et sic custodiret ut matrem abire non sineret sed totum servaret, fecunditas ac prosperitas a domo eius nunquam recederet: et illi stulticie sic crediderunt, ut nidum huiusmodi unusquisque qui eum inveniret tanquam causam sue prosperitatis ac fecunditatis ac temporalis abundantie custodiret.*

4) Um Verwechslungen vorzubugen, ist es besser, den Autor als Wilhelm v. Auvergne zu bezeichnen. Da Hertel sagt, dass er näheres über Wilhelm nicht anzugeben vermöge, so will ich hier verweisen auf A. Franz, *Nikolaus Magni* S. 159, 195 [Theolog. Quartalschrift 88, 430, 1906]. auf das Kirchenlexikon von Wetzler und Welte<sup>2</sup> 12, 1586 ff., auf

Dies ist nämlich der Autor, den Wuschilburgk, nach Hertel oben 11, 272f., vorzugsweise exzerpiert hat. Wuschilburgk nennt den *Wilhelmus Parisiensis* ausdrücklich. Freilich daraus, dass er ihn zitiert, folgt noch nicht, dass er die Werke des berühmten Pariser Theologen gekannt und benutzt hat. Wuschilburgks Hauptquelle kann eine andere gewesen sein. Es ist ja eine bekannte Tatsache, dass die mittelalterlichen Autoren ohne Skrupel ganze Stücke aus älteren Schriften entlehnen, dass sie dabei wohl diesen oder jenen Autor zitieren, das meistbenutzte Buch eines Hauptautors aber nicht<sup>1)</sup>. So hat, um ein naheliegendes Beispiel anzuführen, Wilhelm von Paris in seinem Traktat *De immortalitate animae* die gleichnamige Schrift des Spaniers Gundissalinus ausgeschrieben, ohne sie zu nennen<sup>2)</sup>. Ich möchte behaupten, dass Wuschilburgks Hauptquelle der *Tractatus de superstitionibus* des Nicolaus Magni gewesen ist, von dem A. Franz in dem oben zitierten Buche S. 163—191 (vgl. besonders S. 182ff.) eine ausführliche Analyse gegeben hat. Wie derselbe Gelehrte auf S. 255—264 gezeigt hat, war der Traktat des Nicolaus ausserordentlich verbreitet. Franz weist nicht weniger als 58 Handschriften nach. Man kann seiner Liste noch die drei Hss. hinzufügen, die Geffcken, Bilderkatechismus S. 54 erwähnt. Auch in Erfurt befindet sich nach Franz S. 261 eine Handschrift, d. h. an dem Orte, wo nach Hertel S. 272 Wuschilburgks Traktat wahrscheinlich entstanden ist. Den Beweis, dass Wuschilburgk die Schrift des Nicolaus ausgeschrieben hat, kann ich mit dem mir vorliegenden Material nicht führen. Doch will ich wenigstens darauf aufmerksam machen, dass alles, was Wuschilburgk aus *Wilhelmus Parisiensis* anführt, auch bei Nicolaus Magni vorkommt. Ich leugne im übrigen nicht, dass Wuschilburgk ausser der Schrift des Nicolaus noch andere Quellen benutzt hat. 'Selbständige Mitteilungen' (Hertel S. 273) finden sich schwerlich in Wuschilburgks Kompilation. Ja sogar das 'eigene Erlebnis' (Hertel S. 273, 277), die Erzählung von dem Kreuz in der Bamberger Diözese, das der Verfasser selbst gesehen haben will<sup>3)</sup>, kann von ihm irgendwoher entlehnt worden sein. Ich erinnere an einen Fall.

Leoy de la Marche, *La chaire française au moyen âge*<sup>2</sup> p. 66—70, auf die *Histoire littéraire de la France* 18, 357—85 und vor allem auf das Buch von Noël Valois: *Guillaume d'Auvergne, évêque de Paris (1228—1249), sa vie et ses ouvrages*, Paris 1880. Mehrere Stellen aus *Guilielmus Alvernus* werden von Grimm zitiert (D. M.<sup>2</sup> 263, 1012.)

1) Anton E. Schönbach, *Studien zur Geschichte der altdutschen Predigt* 7, 14.

2) A. Franz, *Der Magister Nikolaus Magni de Jawor* S. 160, Anm. 1. Auch den 'Führer der Verirrten' des Maimonides hat Wilhelm in ausgiebigster Weise benutzt. Siehe J. Guttmann, *Die Scholastik des 13. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zum Judentum und zur jüdischen Literatur* (Breslau 1902) S. 22. Ich komme darauf zurück.

3) Das interessanteste in dieser Erzählung ist der Satz: *Alte Weiber sagen, dass Bilder erst 60 Jahre nach ihrer Herstellung Kraft erhalten. Wie alt ist wohl dieser Glaube? Er findet sich schon bei Wilhelm von Paris (De fide et legibus, Pars 8, cap. 1: Dicunt [vetulae] omnes ymagines sexagesimo anno a factione sua virtutem sortiri).*

den Fr. Jostes<sup>1)</sup> ans Licht gezogen hat. Der Prediger Gottschalk Hollen erzählt, er habe eine alte Frau gekannt, die der Sonne göttliche Verehrung zollte usw. Genau dasselbe erzählt aber schon der etwa 50 Jahre ältere Nicolaus Magni mit denselben Worten: 'Novi unam vetulam, que credidit solem esse quasi deam' etc. Vermutlich haben beide, Nicolaus und Hollen, aus einer älteren Quelle geschöpft<sup>2)</sup>.

Wollen wir über das Verhältnis des Vogelnestaberglaubens zu der Bibelstelle Deut. 22, 6 ins klare kommen, wollen wir ergründen, ob der Aberglaube wirklich, wie Lewy meint, auf dieser Bibelstelle beruht, so müssen wir uns an die Quelle wenden, die von Nicolaus Magni und Wuschilburgk zitiert wird: an den *Tractatus de fide et legibus*<sup>3)</sup> des Wilhelm von Paris. Dieser Autor spricht an zwei Stellen seiner Schrift von dem Aberglauben, der uns beschäftigt, nämlich, ausser der von Hertel oben 11, 277 angeführten Stelle, auch und zwar zuerst im ersten Kapitel des sechsten Teiles. Eine Reihe von Vorschriften des jüdischen Gesetzes kann man, so führt Wilhelm hier aus, nur dann verstehen und würdigen, wenn man die Absicht des Gesetzgebers, das Volk Israel vor Götzen-dienst und Aberglauben zu schützen, erwägt<sup>4)</sup>. Bei dieser Gelegenheit bespricht Wilhelm auch die so oft behandelte, bis auf den heutigen Tag noch nicht sicher erklärte Bibelstelle Deut. 22, 6, 7. Da er sehr weit-schweifig ist, so will ich mich auf die Wiedergabe des Auszuges be-schränken, den Dionysius Carthusianus (Dionysius Riekel) von Wilhelms Worten gegeben hat. Danach lautet Wilhelms Erklärung wie folgt:

1) Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde 47, 1, S. 87 ff. Vgl. Grimm D. M. I., Anhang S. XLIV. A. Franz, Der Magister Nikolaus Magni S. 170 Anm. 2.

2) Nicht anders verhält sich mit einer Geschichte, die Hollen mit den Worten 'novi quandam mulierem' einleitet, und die ebenfalls von Jostes, Zs. 47, 1 S. 93 mit- geteilt worden ist. Eine Frau leidet an einem Augenübel und lässt sich von einem Schüler einen Brief gegen das Übel schreiben. Sie trägt den Brief und wird gesund. Endlich öffnet sie den Brief und lässt sich den Inhalt vorlesen. Der Brief enthält un- bekannte Worte und undeutbare Zeichen: am Schluss aber steht: *Diabolus eruat tibi oculos et proiciat te in lutum!* — Dieselbe Geschichte wird besser und ausführlicher von Joh. Herolt bei der Auslegung des ersten Gebots erzählt. Hier sind es drei Frauen (Bürgerinnen, *civissae*), die von einem Augenübel befreit werden. Der Zettel (*cedula*), den sie alle drei nacheinander tragen, enthält die Worte: *Diabolus tibi eruat oculos et lutum tibi proiciat in foramina!* Ähnliche Geschichten erzählen Wuttke § 510 (aus Württemberg) und Liebrecht, Zur Volkskunde S. 340 Nr. 212 (aus Norwegen). Die Worte auf dem Zauberzettel lauten bei Wuttke: 'In der Hölle sehen wir uns wieder': bei Liebrecht: 'Der Teufel helfe mir'. [Vgl. Oesterley zu Pauli, Schimpf und Ernst c. 153; auch Hans Sachs, Fabeln und Schwänke 2, 324. 5, 278.]

3) Ich benutze drei Ausgaben: eine Ausgabe ohne Ort und Jahr (? 1469; vgl. Hain 8317); dieselbe Ausgabe, die Hertel zitiert. Ausserdem benutze ich die Ausgabe in den *Opera Guillelmi diui Parisiensis episcopi* 1496 (Hain Nr. 8300); endlich die Ausgabe in der *Opera summa Guillelmi*, Luteciae 1516. Ist dies die Ausgabe der Werke Wilhelms, von der Bülow in den Beiträgen zur Gesch. der Philosophie des Mittelalters 2, 3, S. 75 sagt, sie sei bis jetzt nicht auffindbar gewesen?

4) Adolph Franz S. 171—173.

Quidam ridiculose et pueriliter dixit, praeceptum hoc esse causa pietatis, ne mater avicula filios perdens, et simul occisa nimis affligeretur, in quo credidit Deum insinnare filiis Israel quam misericordes circa homines esse deberent. Dicimus ergo, quod illud bonum non est tantum, nec Deo tam placitum, ut tanta mercede remuneretur ab eo, quanta observantia legis tenetur. Quis enim audiens, pro dimissione unius aviculae tantum promittere praemium Deum, quanta (l. quantum) pro totius observantia legis, risum contineat? Amplius, magis parcendum erat filiis, si pietas ibi locum haberet, cum filii nec sibi nec aliis possint (l. possent) consulere, et adluce matre indigerent, ipsa vero non indigeret illis: sicque maiori crudelitate tenentur et occiduntur (filii in isto casu, quam mater. Non dubites igitur sapientissimum Deum per hoc mandatum voluisse damnare aliquam idolatriam, aut aliquid simile ei. Quemadmodum enim malefici observabant et explorabant coitus animalium aliorum, ut eadem hora interficerent ea, et de eorum pulvere seu corporibus darent his, quos volebant suae ardore libidinis inflammare, credentes eorum corpora vel pulverem hanc inflammandi virtutem habere, si eadem hora coitus interficerentur<sup>1)</sup>: sic credebant de ave pullis incubante, si ea incubandi hora caperetur, quod scilicet posset praestare foecunditatem et fortunam in filiis nutriendis<sup>2)</sup>. Et hoc scimus ex multis similitudinibus, quas legimus in libris maleficorum<sup>3)</sup>. Voluit ergo Deus hoc removere a cordibus populi ipsum colentis, quatenus ab ipso solo sperarent multiplicationem, foecunditatemque sobolis. Praeterea observatores auguriorum, faustam et fortunatam reputabant inventionem nidorum cum matre et ovis seu filiis, et ideo ea non esse ab invicem separanda. Quod si ea dissiparent aut separarent ab invicem, bonam fortunam amitterent, et domos suas esse dissipandas cognoscerent, seque esse passuros in seipsis aut filiis suis, quod facerent illis, videlicet avi aut ovis seu pullis ipsius<sup>4)</sup>. Ideo voluit Deus hoc reprobare, et bonum quod augures speraverunt ex conservatione matris et pullorum, posuit in divisione<sup>5)</sup> illorum abinvicem. — Haec Guilhelmus<sup>6)</sup>.

Auf den Vogelnestaberglauben kommt Wilhelm noch einmal, im neunten Teile seiner Schrift (Kap. 17), zu sprechen. In diesem Teile, der auch den Sondertitel *Tractatus de idolatria* führt, behandelt er die

1) Diese Worte erregten einst den Unwillen Chr. Aug. Henmanns, der eine Abhandlung über Deut. 22, 6 geschrieben hat (*Nova syllogae dissertationum* 2, 288).

2) Zu dem von Wilhelm hier erwähnten sympathetischen Mittel vergleiche man die Bemerkungen von Krauss, *Sitte und Brauch der Südslawen* S. 171 (namentlich die Mitteilung aus Varazdin auf S. 172). Auch was Wuttke § 550 aus Tüppens Buch über den Aberglauben in Masuren beibringt, dürfte hierher zu ziehen sein. Andere Parallelen sind mir nicht bekannt.

3) Cfr. De fide et legibus 9, 17: De matre sic inventa multa malefica atque venefica operabantur, et ad reconciliandum amorem praestandamque fecunditatem virtutem eidem mirificam inesse credebant.

4) Die 'Libri maleficorum' erwähnt Wilhelm öfters. Siehe N. Valois, *Guillaume d'Auvergne* p. 318, n. 4. Ich bemerke beiläufig, dass Valois die Werke Wilhelms nach der mir nicht zugänglichen Ausgabe von 1674 zitiert.

5) An dieser Stelle hat Wilhelm folgenden, von Dionysius ausgelassenen Zusatz (vgl. Panzer, *Beitr. z. deutschen Mythologie* 2, 261): *Quemadmodum adhuc est opinio multorum insipientium et vetularum que ab eorum cordibus auelli non potest faustam esse inventionem aene vel obuli et magis fortunatam esse quam magni ponderis argenti vel auri. et ideo custodienda esse artissime tanquam fortune felices vel bonorum eventuum causas et pignora certissima. Alioquin in perditione eorum perduntur illa bona.*

6) Bei Wilhelm von Paris heisst es: in dimissione matris et captione et detentione filiorum.

7) *Dionysii Carthusiani Enarrationes in quinque Mosaicae legis libros*, Coloniae 1566, p. 926b. 927a.

verschiedenen Arten<sup>1)</sup> der Idolatrie. An zehnter und letzter Stelle bespricht er die abergläubische Bedeutung der gefundenen Dinge<sup>2)</sup>, *res inventiciae*. Was er über das Finden und Aufbewahren eines Vogelnestes sagt, stimmt im wesentlichen zu seinen Ausführungen an der bereits aufgehobenen Stelle. Von Interesse sind die weiteren Bemerkungen Wilhelms. Ich lasse sie im Wortlaut folgen, obwohl das meiste von dem, was er sagt, bereits aus Panzer 2, 261, aus Wuschilburgk oben 11, 277 und aus anderen Quellen bekannt ist.

De hoc errore processit verbum illud vulgarissimum quo quis esse dicitur non fortunatus ad inveniendum nidum pice<sup>3)</sup>. Ad hunc errorem pertinet opinio illa vetularum quae credunt meliorem esse inventionem modici ferri quam auri multi. Et inter inventionem ferri fortunatissimam credunt esse inventionem aeus. Credunt etiam non minori stulticia meliorem esse inventionem obuli quam nummi. Credunt etiam infortunatam esse inventionem boris vel ovis, fortunatissimam autem lupi vel colubri. Processit autem hec insania eo usque ad omnes barbaros: ut omne illud quod primo inveniunt adorent unaquaque die (v. l. undique). sive porcus sit. sive canis. sive aliud quodcumque.

Hat Wilhelm von Paris den Volksaberglauben seiner Zeit in dem vorstehenden wiedergegeben oder hat er aus einer älteren Quelle geschöpft? Ich vermag diese Frage mit meinen Hilfsmitteln nicht zu beantworten. Ebensovienig vermag ich festzustellen, ob Wilhelm bei seiner Auslegung von Deut. 22, 6 einer älteren Autorität folgt oder ob er seine eigene Weisheit vorträgt. Bekannt ist, dass Wilhelm bei seinem Versuche, eine rationelle Begründung der biblischen Gebote zu geben, Schritt für Schritt auf die entsprechenden Ausführungen des Maimonides in seinem 'Führer der Verirrten' Rücksicht nimmt<sup>4)</sup>, wobei er sich die Ansichten des Maimonides entweder stillschweigend aneignet oder sie, als nicht zutreffend, bekämpft. Letzteres tut er gerade in dem uns beschäftigenden Falle; die Auslegung des Maimonides, betreffend das Gebot über die Behandlung

1) Aufgezählt bei N. Valois, Guillaume d'Auvergne p. 322, n. 3.

2) Adolph Franz S. 190. Grimm D. M. <sup>2</sup> S. 1091 (wo auf Nicolaus Magni, D. M. <sup>1</sup> S. XLV, verwiesen wird). Wuttke § 203. Zum Nadelfinden vgl. diese Zeitschrift 9, 330.

3) Das Finden eines Elsternestes. Littré u. d. W. *pie* schreibt: Trouver la pie au nid, faire quelque heureuse trouvaille. Ils ont seuls ici-bas trouvé la pie au nid, Regnier, Sat. IX. (U. d. W. *nid* gibt Littré noch folgende Stelle: Tu crois trouver la pie au nid; aus Hamiltons Mémoires de la vie du Comte de Grammont, chap. 4.) Être au nid de la pie, être au plus haut degré de la fortune, à cause que la pie fait son nid au haut des plus grands arbres. (Vgl. Le Roux de Lincy. Le livre des proverbes Français 1, 124 Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon u. d. W. Elster, Nr. 28.) Dem will ich hinzufügen, was Zedler im Universallexikon 23, 1955 bemerkt: 'Nach den Regeln der Traum-Deute-Kunst soll Nester der Vögel finden bedeuten, dass derjenige, dem solches geträumet, eine Freude werde zu genießen haben'. Nach dem Traumbuch von Ernestus Bernhardus, Erfurt [1902], S. 104 deutet 'Nest im Traume sehen', auch mit Eiern und Jungen, auf einen gesegneten Hausstand; leere Nester deuten auf lange Abwesenheit vom Hause.

4) The Jewish Encyclopedia 6, 107. J. Guttmann, Die Scholastik des 13. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zum Judentum und zur jüdischen Literatur (Breslau 1902) S. 20.

eines Vogelnestes, weist er als unannehmbar zurück<sup>1)</sup>. J. Guttman, dessen Schriften ich die vorstehenden Angaben über die Abhängigkeit Wilhelms von Maimonides entlehne, hat sich nicht darüber ausgesprochen, ob Wilhelm bei seiner Erklärung von Deut. 22, 6 einer anderen Autorität gefolgt oder ob er selbständig vorgegangen ist.

Mir genügt es, die richtige Fassung des Vogelnestaberglaubens festgestellt zu haben. Dass dieser Aberglaube auf der Bibelstelle Deut. 22, 6 beruht, wird man nach allem, was beigebracht worden ist, bezweifeln müssen, mag man sonst den Einfluss des mosaischen Rechtes auf die Entwicklung des Aberglaubens<sup>2)</sup> noch so hoch anschlagen.

Halle a. S.

## Die iranische Heldensage bei den Armeniern, Nachtrag.

Von Bagrat Chalatianz.

(Vgl. oben 17, 414—424, 18, 61—66.)

### 13. Rostam-Zal<sup>3)</sup>.

a) **Burzi.** Tagmurad Šah war ein mächtiger König. Ihm wurde ein Sohn geboren, der eine Hand fest zusammengedrückt hielt. Niemand ausser Tagmurad Šah vermochte diese zu öffnen, und er fand darin Blut. 'Kein Mensch wird ihn besiegen', rief der Vater und nannte den Sohn Ġahraman Gathl. Erwachsen

1) Guttman S. 22 und in der Revue des études Juives 18, 249. Moïse ben Maimoun. Le guide des égarés trad. par S. Munk 3, 400.

2) Emil Friedberg, Aus deutschen Bussbüchern 1858 S. 15 ff. 18 ff.

3) Die nachstehenden Nummern 13—15 sind der 'Ethnographischen Zeitschrift', hsg. von Ervand Lalayan, Bd. 11, 2, 69—104 (Tiflis 1905) entnommen. Inhaltlich ist 'Rostam-Zal' (erzählt von einem 90jährigen Alten in Neu Bayazet, Russisch-Armenien) als eine Fassung der oben 14, 296 wiedergegebenen Barzû-Sage zu betrachten. Wichtig sind folgende Abweichungen: a) Burzi zieht nach dem Divenlande in Begleitung von Bijang (= Bijen) aus. b) Der Div Pholadû Bandû wird hier als Divenkönig bezeichnet, c) Der Zweikampf Burzis mit dem Pehlevan Gatharan findet nicht des Tributes, sondern der Braut wegen, welche dem Helden gehört, statt, d) Der Schwiegervater Burzis und dessen Bruder, der König von Ozbekstau, vereinigen sich mit dem Feinde gegen den Helden und lassen ihn in eine Grube stürzen. Die Erwähnung des Afransiam (= Afrasiab, König von Turan) als eines Bruders des Schwiegervaters des Helden, sowie andere bereits oben 15, 32f. erwähnte Züge (1. Der Held zieht aus, um Tribut zu holen, 2. heiratet in der Fremde eine Prinzessin, 3. wird in eine Grube geworfen, 4. von Rustam gerettet) zeigen den Einfluss der bekannten Bijen-Sage, deren Held als Bijang hier im Eingange erwähnt wird. — Der folgende Teil 13b, die Rache des Fahramaz, ist erst künstlich mit der Burzi-Sage verbunden. Auf den hier wieder auftretenden Burzi werden die Abenteuer Rustems (Rustem in Semengän, seine Heirat, die Hinterlassung des Armbandes und der Kampf mit dem unerkannten Sohne) übertragen, während Rustem und Bijen in den Hintergrund zurücktreten.

konnte dieser einen 1000 Pfund schweren Streitkolben heben. Aus seinem Geschlecht entsprangen Zal und dessen Sohn Rustam, welche jedoch den Streitkolben ihres Ahnen nicht zu heben vermochten; erst Rustams Sohn, Fahramaz, konnte das. Gevi, Rustams Bruder, hatte zwei Söhne, Bijang und Burzi. Zals Nachkommen besaßen eine gewaltige Stimme, die jeden Feind in Schrecken setzte. Zal residierte in Xatham Šahar<sup>1)</sup>.

Einst erblickte Rustam im Spiegel seines Barbiers drei graue Haare auf seinem Gesicht und seufzte tief. Auf Burzis Frage nach der Ursache seines Kammers eröffnete ihm Rustam, dass seit sieben Jahren der Divenkönig Pholadù Bandù, der im Lande Pherzah Dag wohne, ihm keinen Tribut zahle: 'Ich bin schon alt und fürchte, dass ihr nicht vermögen werdet den Tribut zu holen; und dies wäre eine Schande für uns.' Burzi erbot sich nach dem Divenlande zu gehen. Ungern willigte Zal darein, doch sollte auch Bijang ihn begleiten. Mit vierzigtausend Pehlevanen zogen die beiden Recken aus. Sie traten in ein Schiff, um übers Meer zu setzen. Pholadù Bandù sah im Fernrohr [sic!] das Herannahen der Feinde, stürzte sich ins Wasser und schwamm ihnen entgegen. Obwohl Bijang seinen Bruder warnte, der Divenkönig sei so gross wie ein Berg und fliege auch durch die Luft, sprang Burzi ins Wasser und wurde mit dem Diven handgemein. Seiner Kraft sicher, erbot sich dieser, zuerst das Schiff unversehrt ans Ufer zu bringen und dann den Kampf auf dem Lande fortzusetzen. So geschah es auch. Unter Trommelschall und Trompetenklang begann der Zweikampf. Burzi gebot, sein Ross bereit zu halten, da der tückische Div wegfiegen könne. Pholadù Bandù stach den Helden in die Brust, dieser aber versetzte ihm einen schweren Schlag auf den Kopf. Schmerzgetroffen flog der Div hinweg; Burzi aber bestieg sein Ross und setzte ihm nach, bis dieser bei einbrechender Dunkelheit in einem Walde verschwand, wo er seinen Kopf in die Höhlung eines Baumes steckte.

Burzi kam in ein fremdes Land, dessen König Afransiam hiess und in der Ozbekstän<sup>2)</sup> Hof hielt. Sein Bruder Aga Eliaz fand während der Jagd den Helden blutend und ohnmächtig an einem Bache liegen, hob ihn auf und nahm ihn mit sich heim, nachdem er ihn nach seinem Namen gefragt hatte. Der König entbot seinen Bruder zu sich, der aber leistete ihm keinen Gehorsam, weil er mit ihm schlecht stand; als Burzi dies erfuhr, ging er selbst mit Aga Eliaz zum König, der den Helden lieb gewann und ihm die Tochter seines Bruders zur Frau gab.

Unterdessen forschten die Dives nach ihrem verschwundenen König. Als sie von ihrer Phari<sup>3)</sup> erfuhren, wo sich dieser befand, gingen sie hin, spalteten den Baum, um seinen angeschwollenen Kopf aus der Höhlung zu befreien, und brachten ihn heim. Nun befahl Pholadù Bandù der Phari und ihren Gefährtinnen, ihm Burzi noch in derselben Nacht herbeizuschaffen. Sie nahm den Weg durch die Lüfte und trat zu dem schlafenden Helden. Von Burzis Schönheit hingerissen, beschloss die Phari ihn zu schonen, falls er ihre Liebe erwidere. Der Held erwachte und versprach sie zu lieben, sobald seine Wunden geheilt wären, und die Zauberin kehrte ohne ihn heim. Der Divenkönig geriet in Zorn, da er den Sachverhalt durchschaute, und sandte die Phari abermals aus, Burzi herbeizuholen. Der Held wurde schlafend mit seinem Ruhebett in den Palast des Pholadù Bandù gebracht. Als dieser aber seine Hoffleute fragte, ob er den Helden töten solle, schwiigen alle, ausser einem Würdenträger, der ihm riet, Zals Sohn unversehrt

1) Šahar bedeutet im Persischen Stadt.

2) Turän, das Land der Türken (Uzbek).

3) Ein fliegendes Mädchen, das sich unsichtbar machen kann.



heimbringen zu lassen, da sonst Rustam, Bijang und Fahramaz eine furchtbare Rache für sein vergossenes Blut nehmen würden. So wurde der Held wieder in das Haus seines Schwiegervaters gebracht.

Zangi Grali, der König von Zangi Galasi, hielt um die Tochter des Aga Eliaz an und sandte den Helden Gatharan mit einem Schreiben als Freiwerber zum König Afransiam. Als Burzì davon erfuhr, geriet er in Wut. Es erhob sich ein wilder Kampf zwischen den beiden Helden, in welchem Gatharan fiel. Sein Knecht wurde mit der Botschaft entlassen. Nun rückte Zangi Grali mit einem zahlreichen Heer gegen Ozbekstän und belagerte die Stadt. Da der König Afransiam den Ansturm der Feinde fürchtete, liess er die Stadttore mit Erde zuschütten. Burzì aber ging den Feinden entgegen und trieb sie durch sein Geschrei in die Flucht; dies wiederholte er auch am nächsten Tage. Hart bedrängt, forterte der König Zangi Grali Afransiam auf, sich mit ihm gegen den gefährlichen Helden zu vereinigen und ihn durch List zu fangen. Nachts wurde auf dem Kampfplatz von ihren beiden Heeren heimlich eine grosse Grube gegraben. Als nun morgens die Trompeter zum Kampf bliesen, eilte der Held dorthin, stiess ein furchtbares Geschrei aus und fiel in die verdeckte Grube. Er wurde gefesselt, nach der Insel Çayç Gainam<sup>1)</sup> mitten im Meere gebracht und dort in eine tiefe Grube geworfen, um welche 40 Divs als Wächter aufgestellt wurden.

Da träumte Rustams Schwester Bani, dass Burzì in Schlamm versunken sei. Sie erzählte Rustam davon, und dieser ging zu Zal, um ihn um Rat zu fragen. Zal wandte sich an den Vogel Tairç Sima<sup>2)</sup>. (Weil einer aus dem Zals Geschlecht die Jungen des Tairç Sima vor einer Schlange gerettet, hatte der Vogel ihm zum Dank dafür eine seiner Federn gegeben, die er in Gefahr anzünden sollte, um ihn zu Hilfe zu rufen). Zal zündete die Feder an; da kam Tairç Sima herbeigeflogen und gab ihm die Weisung, Rustam mit vierzigtausend Pehlevanen und reichen Speisen zu dem unbesiegbaren Helden Çophoç Ekdast<sup>3)</sup> zu schicken, der hinter einem gewaltigen Berge auf dem Wege zum Meere Zangi Galasi wohne und sich nie sättigen könne; Rustam solle durch gute Bewirtung seine Hilfe bei der Befreiung Burzìs gewinnen. Der Held machte sich mit Bijang auf den Weg, von einem zahlreichen Heer begleitet. Hinter dem bezeichneten Berge begegnete er dem Çophoç-Ekdast, lud ihn zum Mahle, ohne ihm seinen Namen zu offenbaren, und bewirtete ihn mit reichen Speisen. Darauf fragte er ihn vertraulich, was ihn besiegen könne. 'Nichts in der Welt ausser dem Schrei Rustams, der mich in diese Wüste trieb', erwiderte Ekdast. Da liess Rustam seine Leute sich weit entfernen, bestieg sein Ross, hielt vor dem Helden und stiess einen Schrei aus: entsetzt floh Çophoç Ekdast den Berg hinauf, doch Rustam holte ihn ein und wiederholte seinen Schrei. Der Held versprach ihm zu dienen, nur solle er sein Gehör schonen. Am Meer angelangt, riet Ekdast seinen Begleitern hier zu bleiben: er allein sei imstande Burzì zu befreien. Er legte vierzig Steine in seinen Sack, da er ein guter Steinschleuderer war, begab sich nach der Insel und tötete alle vierzig Divs durch Steinwürfe. Danach zog er den eingeschperrten Helden an einem Strick heraus und brachte ihn zu Rustam.

Auf dem Heimwege erhielt Rustam Kunde von der Belagerung seiner Vaterstadt durch die vereinigten Könige Afransiam und Zangi Grali und den Div

1) Çay (türkisch) = Fluss: Gainam (arabisch) = Hölle.

2) Hier erscheint die arabische Form Tair (= Vogel) statt der persischen Simorg (morg persisch = Vogel). Dies war der heilige Vogel der alten Perser, der auch in den Sagen seine Bedeutung als 'Beschützer' (hier von Zals Geschlecht) behält.

3) Ekdast (persisch) = Einhändiger.

Pholadü Bandü, und von ihrer Verteidigung durch Fahramaz. Um diesen von seinem Anrücken zu verständigen, stiess Rustam einen Schrei aus, nachdem Ekdast seine Ohren dicht mit Watte verstopft hatte. Die Feinde wurden aus dem Lande verjagt und vernichtet, der Div Pholadü Bandü fiel von der Hand Burzis.

b) **Fahramaz.** Rustam legte nun den fürstlichen Pelz<sup>1)</sup> auf Burzis Schultern. Als Fahramaz dies in Hinsicht auf die von ihm vollbrachten Taten ungerecht schalt, versprach Rustam demjenigen von den beiden Recken die Fürstenwürde, der die im Gebirge hausende Gazelle finge. Burzi und Fahramaz gingen auf die Jagd. Die Gazelle sprang über Burzi hinweg und verschwand samt ihrem Vorfolger aus den Augen des Gefolges. Zornig versetzte Rustam dem heimgekehrten Fahramaz eine Ohrfeige, weil er das nochmalige Verschwinden seines Neffen verursacht habe. Da gelobte Fahramaz nicht eher zu rasten, als bis er Rustam den Kopf abgehauen und sein Blut getrunken habe. Er begab sich nach Indien und machte sich mit Waffengewalt zum Könige. Er begann ein zahlreiches Heer zu sammeln und sandte nach Pherzah Dag, Ozbekstän, Zangi Galasi, Xiper Zaman<sup>2)</sup> Botschaft, die Fürsten dieser Länder sollten alle Vorkehrungen treffen, da er nach 20 Jahren, sobald die Jungen herangewachsen seien, gegen Xatham Sahar rücken werde.

Mittlerweile setzte Burzi der Gazelle nach, bis die Nacht ihn im Walde überraschte. Hier stiess er auf einen einäugigen Div, der eine Gazelle brütet. Es war ein Sohn des Divs Pholadü Bandü, der das Blut seines Vaters an Burzi rächen wollte. Allein Zittern ergriff ihn, als er den Helden an der Rüstung erkannte. Sie assen und übernachteten zusammen. Als Burzi am Morgen vom Div Abschied nahm, merkte er, dass die Füße seines Rosses plötzlich in die Erde sanken. Er schaute sich um; da las der Div hinter ihm ein Zauberbuch; sofort sprang er ab und hieb den Bösen durch einen Schwertstreich in zwei Stücke. Da sein Ross tot war, hob er den Sattel auf seine Schulter und kam nach der Stadt Xiperzaman, wo er von einem Gärtner an Sohnesstatt angenommen wurde. Dem Könige ward gemeldet, dass ein Feuerross aus dem Meer emporgestiegen sei, das alle Pferde der königlichen Herde töte. Als dies Burzi vernahm, ging er mit den Zügeln seines Rosses hin und legte sie jenem an. Zum Danke gab ihm der König seine Tochter zur Frau und ernannte ihn zu seinem Nachfolger. Nach sechs Monaten erinnerte sich der Held an seine Vaterstadt und verliess Xiper-Zaman, nachdem er seiner Frau sein Armband gegeben, das sie, wenn sie einen Sohn gebäre, an dessen Arm binden, wenn aber eine Tochter, verkaufen sollte. Unterwegs kam er nach Ozbekstän und machte in dem Garten des Aga Eliaz halt, wo er sein Ross weiden liess und selbst, in seinen Mantel gehüllt, am Brunnen einschliefl. Man meldete dem Fürsten, dass ein Riese in seinem Garten schlafe, während sein Pferd ringsum Zerstörung anrichte<sup>3)</sup>. Aga Eliaz eilte hin und weckte den Helden mit einem Fussstoss, worauf dieser erwachte und seinem Schwiegervater, ohne ihn zu erkennen, den Kopf vom Rumpfe hieb. Als er aber sah, wen er getötet, scheute er sich vor seine Braut zu treten und schlug den Weg nach Xatham Sahar ein. Hier erwartete man angstvoll das Anrücken des rachsüchtigen Fahramaz.

Inzwischen rief dieser die Nachbarfürsten zum Kriegszug gegen Rustam auf. Im Heere befand sich auch Theipur, Burzis zwanzigjähriger Sohn, den seine

1) Nach der Erklärung des Erzählers 'Schafpelz mit ragenden Ohren'. Wenn der Pelz schwitzte, bedeutete dies Glück für das Unternehmen, wenn nicht, Unglück.

2) Zaman (persisch) = Land.

3) Vgl. das ähnliche Abenteuer Rustems vor der Stadt des Königs von Semengän bei Firdousi.

Mutter begleitete. Fahramaz rückte vor und hielt vor Xatham Sahar, zum Kampf herausfordernd. Theipur bat ihn, den Kampf des ersten Tages ihm zu gewähren, und erregte durch seine Gewandtheit bei den Feinden Erstaunen. Am zweiten Tage, der ihm gleichfalls überlassen wurde, durchbohrte er Rustams Zelt mit einem Pfeile. An beiden Tagen vermochte Burzi nicht den unbekanntem jungen Recken zu besiegen. In seiner Bedrängnis schrieb Rustam an Fahramaz und forderte ihn auf, sich mit ihm zu versöhnen, da sie hier einen gemeinsamen Feind vor sich hätten, der vielleicht ihr Geschlecht vertilgen würde; doch Fahramaz schenkte ihm kein Gehör. Erst Zals Bitten rührten das Herz des erbitterten Helden; er ging, nachdem er einen seiner Mannen als König verkleidet hatte, heimlich zu Zal und verlangte, Rustam solle sich in den Finger schneiden und ihm sein Blut zu trinken geben, damit er sein Gelübde erfüllen könne. Darauf küsste er Zals und Rustams Hände und schritt verkleidet zum Kampf mit Theipur. Mit einem Hiebe streckte er den jungen Recken zu Boden, sprang auf ihn zu und wollte schon den Todesstreich führen, als Theipurs Mutter ihm zurief, es sei Burzis Sohn. Nach dieser Erkennung erschlugen die iranischen Helden die vereinigten Feinde und trieben sie aus dem Lande. Da sah Burzi, wie Čophoē Ekdast seine Braut mit beiden Armen packte und entführte, und schrie ihm zu, dies sei seine Braut: 'Ihr Unersättlichen', erwiderte jener, 'das ganze Land gehört euch; das Mädchen soll mein sein'. Schon war ihm Burzi nahe, da schleuderte Čophoē Ekdast das Mädchen an eine Wand, dass es starb; aber der Held holte ihn ein und erschlug ihn. Das Reich ward nun wieder dem Burzi zuteil.

#### 14. Gahraman Gathl<sup>1)</sup>.

In Xatham Sahar regierte Dagnmurad Sah. Er hatte keinen Sohn. Darum riet ihm einst der Pehlevan Aiare-ser-phang, seine Schatzkammer zu öffnen und Geld an die Armen zu verteilen, damit Gott ihm einen Sohn schenke. Der König tat das, und ihm wurde ein Sohn mit zusammengedrückter rechter Hand geboren, der Gahraman Gathl genannt wurde. Die Divs aber beschlossen, den Knaben zu entführen und ihn zu erziehen, um mit seiner Hilfe das feindliche Land zu vernichten. Es gelang ihnen diesen Plan auszuführen. Doch als der zwanzigjährige Gahraman Gathl mit seinem Entführer an einem See vorüberging, gewahrte er in diesem Spiegel, dass er andere Gesichtszüge als sein Begleiter habe, und zwang ihn durch Drohungen ihm seine Abkunft zu offenbaren; als er erfuhr, wer er sei, schickte er den Div heim und suchte in seine Heimat zu gelangen. Allein zog er im Walde umher; lang hing sein Haar über seinen Leib herab, als Waffe diente ihm eine gewaltige Keule, und ein Nashorn, das er gezähmt hatte, war sein Reittier auf der Jagd. Einst traf er auf die Krieger seines Vaters, die nach ihm suchten, und geriet in Kampf mit ihnen. Durch einen Pehlevan, der

1) Vgl. Gathl Gahraman (oben 15, 301). Die ganze Erzählung trägt deutliche Spuren eines uralten Mythos und steht in keinem Zusammenhange mit den uns sonst bekannten Taten der iranischen Helden. Sowohl die Entführung des Königssohnes durch die Divs, wie die bösen Einwohner der Stadt, welche die Sonne durch Staubwolken verdecken, sind wohl auf Astralsagen von Sonnen- und Mondfinsternissen zurückzuführen. Vgl. auch die Erzählung des armenischen Historikers Moses von Chorēne (Venedig 1881 S. 298) von der Entführung des jungen armenischen Königssohnes Artavazdes (des Sohnes des Artases) durch die Bösen aus dem Geschlechte des Ajdahaks (Astyages): 'Die Nachkommen des Drachen stahlen das Kindlein Artavazd und legten an seiner Statt einen Div in die Wiege'.

die Divensprache verstand, erfuhr er, wer er sei, und wurde von dem Heer ehrenvoll heimgeleitet.

Unterwegs schlug der Pehlevan Aiare-šer-phanğ dem Helden vor, gegen die Stadt Čarxe<sup>1)</sup>-Gardan-gej zu ziehen, um seine dort gefangen gehaltene Tante und den königlichen Pelz zu holen. Als die Einwohner der Stadt den Feind erblickten, setzten sie sofort das grosse Rad in Bewegung, und die Stadt verschwand in dichten Staubwolken. Der Held nahte dem Rade und stürzte sich darauf, um es zum Stillstand zu bringen; allein das Rad schleuderte ihn weit auf einen Felsen. Vom heiligen Sarqis<sup>2)</sup> gerettet, ging er nochmals mit den Pehlevanen zu dem Rade, das er diesmal zum Stehen brachte. Sobald das Rad zerschlagen war, verschwanden die Staubwolken, und die Sonne erschien wieder. Der Held befreite seine Tante und den Pelz, erhob den Tribut für 14 Jahre und machte sich auf den Weg. Er kam dann in eine andere Stadt, wo eine Jungfrau als Königin regierte, bestand mit dieser, die ihm in Männerkleidern entgegengrat, einen Zweikampf und warf sie zu Boden. Da offenbarte ihm die Schöne ihr Geschlecht und versprach ihm, seine Gattin zu werden. So kehrte der Held mit seiner Braut und reicher Beute glücklich heim.

### 15. Der König Xosrov<sup>3)</sup>.

a) **Xosrov-Šah.** Der König Xosrov pflegte täglich auf die Jagd zu gehen, und so oft er an einem am Wege gelegenen Berge vorbeiritt, hörte er daraus eine Stimme ihm zurufen: 'König Xosrov, von Gott wird dir eine Prüfung geschickt: wenn du willst, so geschieht es in deiner Jugend, und wenn du willst, so geschieht es in deinem Alter'. Endlich rief der König seine Veziere zu sich und erzählte ihnen von dem sonderbaren Vorfall; diese rieten ihm, wenn er nochmals die Stimme hören würde, solle er den Wunsch aussprechen, die Prüfung möge ihn in

1) Čarx = Rad.

2) Der heilige Sergius spielt im Volksglauben der Armenier eine hervorragende Rolle als Beschützer der verirrt und bei Schneestürmen in Gefahr geratenen Reisenden. Er wird stets auf einem weissen Ross mit einer Lanze in der rechten Hand vorgestellt.

3) Xosrov (persisch) = König. — Der Erzähler ist ein alter Priester in Neu-Bayazet. Obgleich die aus mehreren Motiven zusammengesetzte Erzählung keinen Zusammenhang mit den iranischen Heldensagen hat, ist sie doch, wie die Eigenamen zeigen, sicher persischen Ursprungs. Neben beliebten Märchenmotiven [der Frage, ob man in der Jugend oder im Alter leiden wolle (oben 6, 68 zu Gonzenbach nr. 20), der Königswahl durch einen Vogel, dem aus der Libussage bekannten Mahl auf einem eisernen Tisch, der durch ein Bildnis erweckten Liebe (Chauvin, Bibliographie arabe 5, 132. 8, 95), dem gewaltigen Atmen (Müller-Fraureuth, Lügendichtungen 1881 S. 66. 134, dem verschlafenen Stelldichein, dem Lebenskraute (Grimm KHM. 16. Oben 13, 143) und dem vom Ergehen eines entfernten Freundes berichtenden Wasser oder Pflanze (Chauvin 5, 87. 6, 8. 7, 98. Oben S. 67) u. a.] erscheinen auch einige in der Heldensage häufige Episoden (die Heirat in der Fremde, das Verlassen der Frau, das dieser zurückgelassene Armband, der Kampf mit dem nicht erkannten Sohne usw.). Die Erwähnung des Königs Pap und des Vielfressers Qag Vardan weisen auf den Einfluss der Literatur hin; denn die Historiker schildern Pap als einen bösen armenischen König, welcher Nerses den Grossen, das Oberhaupt der armenischen Kirche und den Retter des Landes im fünften Jahrhundert, in tückischer Weise bei einer Mahlzeit vergiftete, und Qag Vardan als einen tapferen armenischen Heerführer, der 451 den in das Land eingedrungenen Persern eine blutige Schlacht lieferte und darin den Heldentod fand. Noch heut feiert die armenische Kirche den Tod des Qag Vardan und der Seinigen. Indes ist die Identität jener beiden Helden mit diesen historischen Gestalten sehr fraglich.

der Jugend treffen, damit er sie überstehe. Als nun der König dies tat, erhob sich im Westen eine schwarze Wolke, bedeckte den Himmel und liess unter Donnergetöse Steine herabregnen. Das Windross trug den König in ein fremdes Land und hielt vor der Tür eines Dorfpriesters, der den Fremdling an Sohnesstatt annahm und ihm seine Tochter zur Frau gab. Dem König träumte, wenn sein Speisegefäss und sein Zelt aus Eisen wären, werde er sein Reich wieder erlangen. Er lebte nun als Landmann.

Vergeblich forschten die Untertanen nach ihrem verschwundenen König. Man liess den Vogel ausfliegen, um einen neuen König zu wählen, da nach der Landesitte nur der gekrönt werden durfte, auf dessen Kopf sich dieser setzte. Der Vogel stieg dreimal in der Richtung auf, die der König eingeschlagen hatte, und liess sich, von einer Kriegerschar begleitet, auf dem Dache des Priesterhauses nieder. Der König arbeitete auf dem Acker. Erschrocken über das Erscheinen eines Heeres vor ihrem Hause, eilte seine Frau mit dem Mittagessen zu ihm aufs Feld und vergass dabei Teller und Löffel mitzunehmen. Als der König ihre Erzählung vernahm, erkannte er, dass sein Traum in Erfüllung gehe: statt des Tellers benutzte er die Schaufel und bedeckte sich vor dem Regen mit einem Schilde, der ihm das Zelt ersetzte. Dann liess er sich von der Frau den im Hause vergrabenen Topf, in dem er seine königlichen Gewänder versteckt hatte, bringen, zog sie an und trat vor sein Heer, das ihm laut zujauchzte. Darauf machte er sich reisefertig. Als nun die junge Königin den Fuss auf den Steigbügel setzte, knarrte plötzlich ihr Pantoffel<sup>1)</sup>; der König aber dachte, das wäre ein Bauchwind, und befahl ihr zornig zurückzubleiben. Er gab ihr sein Armband und seinen Dolch, die sie, falls sie einen Sohn gebäre, diesem an Arm und Gürtel binden solle; gebäre sie aber eine Tochter, so solle sie das kostbare Armband verkaufen.

Die Priestertochter gebar einen Sohn. Dieser zeichnete sich schon als Kind durch ungewöhnliche Kraft aus und war ein Schrecken für seine Gefährten. Als er einst auf dem Saatfelde eine Alte verfolgte, warf diese ihm vor, dass er nicht nach seinem Vater forsche. Heimgekehrt, zwang er seine Mutter unter Drohungen ihm zu offenbaren, wer sein Vater sei, und erhielt von ihr das Armband und den Dolch. Als er glücklich beim König Xosrov anlangte, wurde er von dem Vater an diesen Gegenständen erkannt und Ğivan<sup>2)</sup> Şah genannt.

b) **Ğivan-Şah.** Während der Königssohn auf der Jagd eine Gazelle verfolgte, entfernte er sich von seinem Gefolge und traf unterwegs einen Alten, der Anfang und Ende der Welt wusste und das Schicksal der Menschen wahr sagte<sup>3)</sup>. Der Held fragte ihn, wo er sein Liebesglück finden werde; da riet ihm der Alte, er solle die verfallene Brücke seiner Vaterstadt herstellen lassen und, wenn ein Bazrgän (reisender Kaufmann) mit seiner Karawane darüber gehen wolle, ihn daran hindern: sein Vater würde im Zorn darüber ihm eine Ohrfeige versetzen; darauf solle er erbittert das Haus auf drei Jahre verlassen und auf die Suche nach seinem Liebesglücke gehen. Der Königssohn vollführte alles, was ihm der Alte riet, und verliess ergrimmt das Vaterhaus.

Unterwegs stiess er auf neununddreissig Leichen seiner Genossen. Der vierzigste, der noch am Leben war, erzählte ihm, sie seien ihm vom Könige nach-

1) Die Frauenpantoffeln werden im Orient aus farbigem, meist gelbem Saffian gefertigt.

2) Ğivan (persisch) = Jung.

3) Vgl. den unsterblichen Ut-Napistim des babylonischen Gilgames-Epos, welcher die Sintflut überlebte und in die Götterschar aufgenommen wurde. Bei seinem Urahn erlangt der Held Gilgames nach langer Wanderung Heilung seiner Krankheit.

geschichte, um ihn zurückzuholen, aber allesamt von einem Riesen niedergeschlagen worden. Ğivan Šah ging weiter und fand den Riesen schlafen, während sich von seinem Ein- und Ausatmen die Zimmerdecke hob und neigte. Neben ihm sass eine Frau und ein Mädchen. Der Held bat sie acht zu geben, dass der Riese, wenn er erwache, ihn nicht hinterlistig töte, und schlief ein. Qašir (so hiess dieser) erwachte und zog sein Schwert, um den Unbekannten zu töten; seine Schwester jedoch hielt ihn zurück. In dem darauf folgenden Kampfe blieb Ğivan Šah Sieger, und der unterlegene Qašir gab ihm, um sein Leben zu retten, seine Schwester zur Frau.

c) Ğivan-Šah bei den Peris. Nach einiger Zeit bat Ğivan-Šah den Qašir, ihm die verschlossenen Zimmer des Schlosses zu zeigen. Die ersten sechs Zimmer waren voll von Silber, Gold und Schätzen; vor dem siebenten hielt Qašir an und warnte den Helden, es zu öffnen, da ihn sonst ein Unglück treffen würde. Er gehorchte ihm jedoch nicht, öffnete das Zimmer, in welchem er die Bilder von zwei Schönen erblickte, und fiel ohnmächtig nieder. Qašir wollte ihn töten, doch seine Schwester hielt ihn zurück und brachte den Recken wieder zum Bewusstsein. Nun zog der Königssohn mit Qašir aus, jene beiden Schönen zu suchen, und gelangte zum Schwarzen Berge, wo diese jeden Freitag nachts mit Feuerschwertern in der Hand zum Feuer hinabzusteigen pflegten. In der ersten Freitagnacht wurde der wachende Qašir von den zu dem Feuer hinabgestiegenen Peris entführt, in der zweiten Nacht aber überwältigte sie der Königssohn, band sie zusammen und brachte sie in ihren Palast, wo er den gefangenen Qašir befreite. Danach heiratete er die jüngere Schwester und gab die ältere dem Qašir.

d) Širin-Šah. Als Qaširs Frau und Schwester sich guter Hoffnung fühlten, gelobten sie einander, sollte eine einen Knaben und die andere ein Mädchen gebären, diese miteinander zu verheiraten. Wirklich gebar Ğivan Šahs Frau einen Sohn, den Širin-Šah, Qaširs Frau aber eine Tochter, Bahri. Als sie herangewachsen waren, änderte Qašir seine Absicht und brachte seine Tochter dem König Pap, damit dieser sie dem Sohn des Königs von Qağs<sup>2)</sup> vermähle. Als Širin-Šah die Entführung seiner Braut erfuhr, verliess er sofort das Haus und zog aus nach ihr zu forschén. Er gelangte in die Stadt des Königs Pap gerade am Tage der Hochzeit und, indem er den feierlichen Zug erwartete, schlief er auf der Brücke vor der Stadt ein. Bahri bemerkte ihn, als sie an ihm vorbeiging, blieb stehen und schrieb hastig einen Zettel des Inhalts, sie sei zu dem König der Bösen geführt, würde aber, in einer Hand Messer und in der anderen Gift haltend, ihn erwarten und eher sterben, als einem anderen angehören; er möge sie aufsuchen. Den Zettel legte sie zu Häupten des schlafenden Recken nieder und liess den Zug sich in Bewegung setzen<sup>3)</sup>. Širin-Šah erwachte, las den Zettel und eilte verzweifelt zu seinem Vater, der ihn wegen seiner Torheit schalt. Širin-Šah schlug den Weg nach der Stadt des bösen Königs ein und kehrte unterwegs in einer fremden Stadt bei einer Alten ein. Von dieser erfuhr er, dass Qağ Vardan hier täglich einen Büffel fresse und dass am nächsten Morgen ihre einzige Kuh weggeführt werden solle. Als nun Širin-Šah die Alte in Schutz nahm

1) Širin (persisch) = Süss.

2) Qağ bedeutet im Altarmenischen den 'Bösen'; im Neuarmenischen erhielt das Wort die Nebenbedeutung 'Tapfer'. In unserer Sage halte ich die ursprüngliche Bedeutung für richtiger.

3) Vgl. die Episode des verschlafenen Stelldichens mit der Geliebten in der kurdischen Sage 'Siamandó und Xêzar' (oben 15, 325). [Kaschmirisch oben 18, 169.]

und den erbitterten Qağ Vardan zum Zweikampf herausforderte, unterlag dieser und rettete sein Leben nur dadurch, dass er seine Tochter Salvi Xuremān dem Helden zur Frau gab. Nach sechs Monaten gedachte Širin-Šah seiner ersten Geliebten und zog weiter sie aufzusuchen. Unterwegs sah er zwei Männer kämpfen und rettete den einen, den funkelnden Johannes, vor seinem Gegner. Zum Dank dafür versprach dieser seine Hilfe dem Befreier, dessen Trinkbecher er mitnahm; sobald das Wasser darin trüb werde, sollte dies bedeuten, dass der Held in Gefahr sei. Ein Meerross trug den Širin-Šah übers Meer, sank aber sofort am Ufer nieder. Der Held fand jedoch ein Wunderkraut, als er eine an seinem Sattel nagende Maus tötete und eine andere Maus diese mittels eines Krauts wiederbelebte; nachdem er sein Ross wieder lebendig gemacht, nahm er das Kraut mit und kam zu dem König der Bösen, dessen Sohn, von einem Schlage getroffen, unbeweglich dalag. Der Recke heilte ihn mit Hilfe des Krauts und gewann dadurch die Gunst des Königs. Er erbot sich, auch Bahri durch Zauberei zur Heirat mit dem Königssohne zu bewegen, nur müsse er eine Nacht bei ihr zubringen. Um die Flucht zu erleichtern, riet Bahri in der bestimmten Nacht dem Širin-Šah, den König zu dem Befehle zu bewegen, dass niemand in der Stadt am nächsten Tage das Haus verlasse, weil sie vor der Hochzeit in den Garten gehen und dort baden wolle. Dies geschah auch, und der Held entführte Bahri auf seinem treuen Ross. Das nachgeschickte Heer schnitt ihm jedoch den Weg ab und zwang ihn zum Kampfe. Da sah der funkelnde Johannes<sup>1)</sup>, dass das Wasser in seinem Becher trüb wurde<sup>2)</sup>, und war im Nu auf dem Kampfplatze. Die Feinde wurden von Širin-Šah geschlagen, nur ein junger Recke, Dilim Šah, der Sohn der Salvi Xuremān, hielt stand. Da der Held von diesem bedrängt wurde, bestrich er auf Bahris Rat seine Lanze mit Gift, ehe er am nächsten Tage zum Zweikampfe kam. Mit einem Stosse verwundete er den Gegner und warf ihn zu Boden, hob ihn aber sofort auf, als er ihn erkannte, und heilte ihn durch das Wunderkraut<sup>3)</sup>. Darauf kehrte er mit Bahri und seinem Sohn zu dem Vater Ğivan-Šah zurück, der den tückischen Qašir tötete und samt seiner Familie, Frauen und Schätzen glücklich in die Stadt des Königs Nosrov gelangte.

München.

---

1) Vgl. den Stimmgewaltigen Ovan (= Johannes) der armenischen Heldensage, der nach den Gestirnen von der seinem Neffen David drohenden Gefahr erfährt und ihm zur Hilfe eilt (oben 12, 266).

2) Durch eine Zaubertasse erfährt der König Key Xosrau bei Firdousi von der Gefangennahme des Bijen.

3) Auch der babylonische Held Gilgameš erlangt mittels eines Wunderkrauts, das er in der Meerestiefe gepflückt, Heilung seiner Krankheit.

## Kleine Mitteilungen.

### Volkskundliches aus dem Danziger Werder.

Unter dem Titel 'Erinnerungen einer alten Werderanerin' sind in der Unterhaltungsbeilage 'Heimat und Welt', die der Danziger Zeitung Mittwochs beigegeben wird, in den Jahren 1907 und 1908 eine Reihe von Artikeln erschienen, deren Verfasserin, Frau Jenny Wüst, geb. Buleke, in Danzig, schon öfters ihre besondere Begabung für anschauliche und ansprechende Darstellung bewährt hat. Es sind kleine Kulturbilder, die bis etwa in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückgehen und eine ungewöhnliche Frische der Erinnerung atmen, daher denn auch in ihrer schlichten, liebenswürdigen, unaufdringlichen Form in weiten Kreisen Beifall gefunden haben. Sie enthalten nun aber zugleich eine Reihe von Notizen über allerlei Punkte, die Gegenstand wissenschaftlicher Forschung sind und namentlich für die Leser dieser Zeitschrift von Interesse sein dürften, so dass es mir geboten erschien, das Wichtigste davon mit den notwendigsten Erläuterungen und Ergänzungen meinerseits hier zusammenzustellen, um es der Vergessenheit zu entreissen.

Ich bemerke noch ausdrücklich, dass es sich bei diesen 'Erinnerungen' insbesondere um den Danziger Werder handelt, d. h. den Landstrich links von der unteren Weichsel von Dirschau bis Danzig, der von dem sog. 'Grossen Werder' zwischen Weichsel und Nogat und dem Marienburger, bzw. Elbinger Werder rechts von der letzteren ebenso scharf unterschieden wird wie von der Danziger Nehrung, dem 'Seewerder', nördlich von der Elbinger Weichsel<sup>1)</sup>. Unverkennbar haben nämlich alle diese einander so nahe liegenden Landesteile trotz mancher Verwandtschaft je ihre volkstümlichen Besonderheiten, die in ihrer Eigenart zweifellos auf der verschiedenen Besiedelung, aber auch auf den Einwirkungen der Nachbarschaft beruhen. So stehts in dem Danziger Werder mit seinen vorwiegend niedersächsischen und daher plattdeutsch sprechenden Ansiedlern — wie sich auch noch weiter unten zeigen wird — namentlich auf der Berührung mit der benachbarten älteren pommerellischen oder kassubischen Bevölkerung.

Es ist ein reichesegnetes Marschenland, diese Niederung zwischen Weichsel und Mottlau. Und mannigfaltig auch sind ihre Schicksale gewesen. Gewisse Ortsnamen wie Gütlland u. a. will man auf die Gothen zurückführen, die ja allerdings einst hier gewohnt haben müssen, — es ist aber auch u. a. die Heimat Max Halbes, dessen hier spielende Dramen den kräftigen Erdgeruch dieser merkwürdigen Scholle deutschen Landes nicht verleugnen können. Doch zur Sache!

Was zunächst das Bauernhaus anbetrifft, so wird auch hier noch als 'früher' vorhanden das prächtige alte Vorlaubenhaus erwähnt, das seinerzeit namentlich Virchows Interesse in so hohem Grade erregte<sup>2)</sup> und seitdem vielfach Gegenstand

1) Siehe die Karte bei L. Passarge, Aus dem Weichseldelta, Berlin 1857, und im übrigen das vortreffliche Werk von F. A. Brandstätter, Land und Leute des Landkreises Danzig, Danzig 1879, S. 196f., und J. Heise, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Landkreises Danzig, ebenda 1885, S. 77 ff., neuerdings auch Bertram, Geschichte des Deichverbandes im Danziger Werder, Festschrift usw. Danzig 1908, S. 3ff.

2) Siehe Zs. f. Ethn. 1891, Verh. S. 786 ff. und daran sich anschliessend: R. Dorr, ebenda 1892, Verh. S. 80 ff. nebst Abbildungen von Vorlaubenhäusern aus Fürstenaun bei



der Forschung gewesen ist. Freilich ist das 'alte Werderhaus', wie es oft genannt wird, keineswegs bloss und vielleicht auch nicht ursprünglich westpreussisch. Reicht es doch zwar in Westpreussen, soweit ich feststellen konnte, südlich bis Stangenwalde bei Bischofswerder, aber auch, und zwar als „Landesart“ weit nach Ostpreussen hinein, südlich bis Bogunschöwen bei Liebemühl und östlich bis weit ins Ermiland<sup>1)</sup> und vereinzelt bis nach Natangen (Friedland), westlich vereinzelt bis zur Oder. Und im ostpreussischen Oberlande hörte ich dafür auch gelegentlich geradezu den Namen 'Holländer Haus', weil Pr.-Holland als ein Ausstrahlungspunkt dieser Bauweise angesehen ward, deren älteste Beispiele allerdings überall nicht älter sind als etwa höchstens 250 Jahre.

Es handelt sich hier — und es ist wichtig, dies klarzustellen, um zahlreichen und weitverbreiteten Irrtümern und Verwechslungen entgegenzutreten, — um die Vorlaubenhäuser in dem jetzt üblich gewordenen engeren Sinne des Wortes, der einen ganz bestimmten, in seiner Eigenart in jenen Gegenden festgewordenen, einheitlichen, sozusagen individuellen und stark ins Auge fallenden Typus bezeichnet. Einen Typus, der so charakteristisch ist, dass man beinahe versucht ist, ihn auf eine einzelne Person oder doch wenigstens auf einen einzelnen Ort als Ausgangspunkt zurückzuführen. Denn seine Grundform bildet stets ein überall<sup>2)</sup> ursprünglich aus Schurzbohlen (im Gersass) ohne Ständerbalken erbautes einstöckiges, aber mit sehr hohem Dach versehenes Wohnhaus, bei dem die Vorlaube einen aus Unterstock und Dach weit herauspringenden zwei-, ja oft dreistöckigen mächtigen Vorbau ausmacht. Dieser hat unten eine von starken vier-eckigen Holzsäulen oder „Ständern“, meist vier, doch auch sechs bis acht<sup>3)</sup> gebildete, nach drei Seiten hin freie Halle und darüber, stets in Fachwerk, eine weite Oberstube (meist als Vorratsraum oder auch als Kornboden usw. benutzt) mit einem Vorgiebel darüber, der ebenfalls noch Mansardenstuben oder kleinere Bodenräumlichkeiten enthält.

Tiegenhof im „Gros-en Werder“ und Lenzen, Kr. Elbing. Übrigens hatten schon vorher sowohl der treffliche A. v. Haxthausen (Die ländliche Verfassung in den Provinzen Ost- und Westpreussen, Königsberg 1839, S. 69ff., mit Abbildungen auf S. 70) als auch L. Passarge (Aus dem Weichseldelta, Berlin 1857, S. 237) und A. F. Violet (Neringia, Danzig 1864, S. 88, ebenfalls mit Abbildungen) auf die typische Eigenart dieser merkwürdigen Bauernhäuser hingewiesen, die „im Reiche“ noch immer ziemlich unbekannt sind. Die Bemerkungen bei Heise, a. a. O. S. 71 und 139 sind unzureichend.

1) Hier allerdings schon vielfach mit dem Ecklaubenhause sich mischend: Ad. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler, Heft VIII, S. 38 und 39 mit Abb. 6 und 7. Vgl. jetzt auch: Das Bauernhaus in Deutschen Reiche usw. Dresden 1901ff., Tafel Ostpreussen Nr. 2 und 3, letztere aus Ebersbach im Kreise Pr.-Holland, der aber nicht zum Ermilande, sondern zum Oberlande gehört, und die fleissige Dissertation von M. Philipp, Beiträge zur ermländischen Volkskunde, Greifswald 1906, S. 50ff., der nur nicht die Vorlaubenhäuser als eine ermländische Besonderheit hätte ansehen dürfen — ein nachbarlicher Besuch auf der Elbinger Höhe konnte ihn eines Besseren belehren — und mit Unrecht aus den nebeneinander stehenden Formen eine unerweisliche Entwicklungsreihe konstruiert.

2) Und so auch in den Werdern: Violet, Neringia S. 87. Die scharfen Unterschiede des Schurzbohlenbaus vom Rundholz- sowohl wie vom Balken- oder Kantholzblockbau zeigt z. B. die Abbildung bei A. Boetticher, a. a. O. Heft III, S. 23, im Vergleich mit R. Meringer, Das deutsche Haus, Leipzig 1906, S. 44f., Abb. 61 und 63, und Chr. Ranek, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses, ebenda 1907, S. 8, Abb. 3. — Siehe auch H. Lutsch, Wanderungen, Berlin 1888, S. 22ff.

3) Hin und wieder nach dem Reichtum der Besitzer, nämlich nach der Zahl der Gespanne.

Es sind somit diese — sagen wir immerhin einstweilen Werderschen — Vorlaubenhäuser auf das schärfste zu scheiden einerseits von den pommerleichen (kassubischen und hinterpommerischen) Giebellaubenhäusern, die stets unter einem, und zwar meist ziemlich niedrigen Dache eine „Laube“ als ständergetragene Vorhalle besitzen und deren Besonderheit ebenfalls zuerst A. v. Haxthausen (S. 70 mit Abbildung) klar erkannt hat<sup>1)</sup>. Aber auch die einfacheren, früher in Ost- und Westpreussen weitverbreiteten eingeschossigen Bauernhäuser im Schurzholzbau, die auf ihrer Längsseite, der Dorfstrasse zugekehrt, vor dem Eingange zu ebener Erde oder höchstens einige wenige Stufen hoch eine gewöhnliche, aus Lattenwerk hergestellte, meist berankte Laube nach Art der Gartenlauben haben, und die man ebenfalls „Vorlaubenhäuser“ nennen könnte<sup>2)</sup>, gehören einem anderen, durchaus verschiedenen Typus an — woraus schon klar werden dürfte, wie mannigfaltige Hausformen gerade in der Ostmark nebeneinander vorhanden waren und in Überresten zum Teil noch jetzt sich vorfinden. Eine Tatsache, die meines Erachtens in ihrer Wichtigkeit noch keineswegs genügend gewürdigt worden ist.

Dass der Name der Lauben aber bei unseren Vorlaubenhäusern, wo er eigentlich eine Durchfuhrhalle bezeichnet, von den ‚Lauben‘, d. h. den Arkaden der Marktplätze in den Ordensstädten<sup>3)</sup> entlehnt ist, dürfte keinem Zweifel unterliegen. Erhalten aber haben sich von älteren Häusern dieser Art im Grossen und Danziger Werder, sowie auf der Danziger Nehrung nur wenige, mehr dagegen auf der Elbinger Höhe (siehe z. B. A. Bludau, Oberland, Ermland usw., Stuttgart 1901, S. 301, Abbildung und C. Pudor, Die Stadt Elbing und ihre Umgebung 1908 S. 15f.) und in stattlicher, ja imponierender Grösse und Schönheit im Elbinger Werder (ebenda S. 22f., aber auch sonst in Westpreussen, besonders in den Kreisen Marienwerder, Stuhm, Rosenberg (B. Schmid, Bau- und Kunstdenkmäler 12, 227 ff., mit dankenswerten Grundrissen einfacher Bauten), wie in Ostpreussen in den Kreisen Pr. Holland, Mohrungen und im nordwestlichen Teil des Kreises Osterode. Ja sie finden sich, wenn man nur sucht, doch noch ziemlich zahlreich in den entlegeneren Dörfern und ‚Abbauten‘. Freilich ist dabei oft genug der

1) Später haben A. Meitzen (Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen Berlin 1882, S. 157 mit einer vielfach nachgedruckten Abbildung, und Siedlung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römern, Finnen und Slawen, ebenda 1895, S. 517), E. Henning (Das deutsche Haus, Strassburg 1882) und H. Hacker (Über westpreussische Wohnhäuser im nordischen Typus, Zeitschr. des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder 1883, S. 27 ff., und Mitteilungen des westpr. Architektenvereins I, 33, 1885) wertvolle Beiträge zur Kenntnis dieser Hausform geliefert. Auch das durch J. Gulowski gerettete ‚kassubische Bauernhaus‘ zu Sanddorf (Wdzydze), Kreis Berent, gehört diesem Typus an: Denkmalpflege in der Provinz Westpreussen 1906, Bericht des Provinzialkonservators B. Schmid, Danzig 1907, desgl. für 1907, ebenda 1908, und Zeitschrift für Denkmalpflege, Berlin 1907, Nr. 7. — Doch vgl. auch das Löwinghüs in der Neumark: A. G. Meyer, Zs. f. Ethn. 1890, Verh. S. 527, und jetzt ‚Das Bauernhaus‘, Taf. Brandenburg Nr. 4, Fig. 8 (Zöckerick), v. Niessen, Besiedlung S. 30f.

2) Interessante Analogie dazu aus der sächsischen Lausitz siehe bei O. Gruner, Haus und Hof im sächs. Dorfe (R. Wuttke, Sächs. Volkskunde. 2. Aufl. Dresden 1900), S. 409, und aus Thüringen bei Karl Schmidt, ebenda S. 476.

3) Am bekanntesten sind ja die ‚Hohen und Niederen Lauben‘ zu Marienburg. Doch haben namentlich auch die ermländischen Städte sich solche noch bis heute bewahrt, ebenso in Westpreussen u. a. Christburg, Marienwerder und Mewe. Dass auch die ‚Lauben‘ schweizerischer und oberdeutscher Städte (Bern u. a.) auf italienische Vorbilder (Bologna u. a.) zurückgehen, ist bekannt.

alte Holzbau, dessen Färbung mit der Zeit so schön sammetbraun wird, vielfach durch Ziegelbau usw. ersetzt, anderseits aber der Fachwerkbau durch den weissen Anstrich der Füllungen, die meist früher lediglich aus Stakwerk oder auch nur aus Lehmputzen (M. Philipp, S. 68) bestanden, charakteristisch in seiner reizvollen Gliederung hervorgehoben.

Über den Ursprung dieser eigenartigen Hausform gehen ja allerdings trotz mehrfacher neuerer Erörterungen noch immer die Ansichten der Kundigen weit auseinander — ob altindogermanisch, ob slawisch-germanisch, nordisch, englisch, altpreussisch, fränkisch, oder — wofür ich mich aus mancherlei Gründen entscheiden möchte — niederländisch. Doch das wenigstens ist offensichtlich: unhaltbar ist es, wenn man einfach den Schurzholzbau für slawisch, den Fachwerkbau für germanisch hat erklären wollen. Vielmehr scheint es sich auch hier zu bestätigen, dass der Germane es liebt, in die Höhe zu bauen, während der Slawe gern zu ebener Erde bleibt. Eine abschliessende zusammenfassende Behandlung des Gegenstandes wäre jedenfalls ein höchst dankenswertes Unternehmen<sup>1)</sup>.

Vorstehendes war erforderlich, um verständlich zu machen, wie die Verfasserin der 'Erinnerungen' zu dem bisher bekannten allgemeineren Bilde der alten Werderschen Vorlaubenhäuser eine ganze Reihe von reizvollen intimeren Zügen hinzugefügt, die nicht nur jenes Bild in charakteristischer Weise vervollständigen, sondern auch gewisse verbreitete Irrtümer beseitigen können. Ich führe insbesondere das Folgende an:

Die weitvorspringende 'Vorlaube' selber (auf der Danziger Nehrung „Verlöw“: Violet, Neringia S. 87) war auch hier von mächtigen, auf einzelnen Granitblöcken ruhenden Eichenbalken getragen. Der etwas düstere, weil ganz zu ebener Erde gelegene und oben durch die breite Decke völlig bedeckte Raum war mit „kirchstuhlartigen, in den Fussboden fest eingelassenen“ Eckbänken versehen, konnte aber auch bei festlichen Gelegenheiten mit Brettern verschlagen und dadurch in einen geräumigen Saal, ausreichend selbst zu grossem hochzeitlichen Tanze, verwandelt werden.

Den Eingang zum Hause, und zwar den Haupteingang, bildet alsdann, wie es früher gewöhnlich war, jetzt aber auch bei den noch erhaltenen Vorlaubenhäusern fast gänzlich verschwunden ist, eine Doppeltür, genauer halbgeteilte Tür, die aus Ober- und Untertür besteht. Tagsüber war nur die erstere geschlossen, auf die gelehrt der Hausherr das Wetter und wohl auch die Vorkommissie der Dorf-

1) Von neueren Erwähnungen dieser interessanten ost- und westpreussischen Holzbauten, soweit sie mir bekannt und zugänglich geworden sind, hebe ich noch hervor: H. Frischbier, Preussisches Wörterbuch, Berlin 1882 ff. 2, 449, A. Treichel, Verh. der Berliner anthropol. Ges., Zs. f. Ethn. 1888, S. 292 ff. und 1889, S. 190 ff., A. Bötticher, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreussen, Heft VIII, Königsberg 1898, S. 33 und S. 60 mit Abb. 70 auf S. 69 (aus Hagenau), H. Lutsch, Neuere Veröffentlichungen usw. Berlin 1897, S. 53 ff., B. Schmid, Westpr. Holzbauten, in den Mitteilungen des Westpr. Geschichtsvereins, Jahrg. 3 (1904), S. 26 ff., A. Lindner, Kunst und Handwerk in Westpreussen, Festschrift der Handwerkskammer zu Danzig für die Techn. Hochschule daselbst, ebenda 1904, S. 19 ff. Die Besprechung von Neuhaus ist mir leider unzugänglich geblieben. Dass meist die verschiedenen Formen nicht scharf genug unterschieden werden, ergibt sich schon aus dem Obigen. Für Ostpreussen wird hoffentlich die vom Provinzialkonservator in Aussicht gestellte Veröffentlichung über die in den letzten Jahren in der genannten Provinz aufgenommenen Bauernhäuser usw. die einzelnen Typen in genauen architektonischen Rissen festhalten, ehe sie ganz verschwinden. Das Modell eines Vorlaubenhauses befindet sich nach Bludau im Parke zu Schlobitten, andere in den Sammlungen zu Mühlhausen Ostpr. und Braunsberg.

strasse zu beobachten pflegte. Überraschend einfach war der Verschluss, der nur aus einer inwendig angebrachten Klinke bestand. Durch einen schmalen Lederriemen (anderwärts auch eine einfache Schnur), Senkel genannt, der durch ein kleines Loch hindurchgesteckt oder auch einfach über die Oberkante gelegt ward, konnte die Klinke in die Höhe gezogen und die Tür dadurch geöffnet werden. Nachts wurde kurzerhand der Senkel hereingenommen, und so war denn die Tür von innen verschlossen. Und damit begnügte man sich in der guten alten Zeit, als es noch keine Einbrecher und Diebe gab.

Im Innern gab es ausser einigen Schlafkammern und Nebenräumen, 'Stäfkes' oder 'Stäwkes' genannt, nur zwei mächtige, weite Räume, die mit ihrer Balkendecke noch niedriger erscheinen mussten, als sie waren, aber einen überaus gemüthlichen Eindruck machten, wie es auch jetzt noch vielfach bei den übrig gebliebenen Häusern dieser Art der Fall ist.

Zunächst, wenn man die Schwelle überschritten hatte, kam man in den grossen Flur<sup>1)</sup>, 'Vorhaus' genannt, der sein Licht nur durch die geöffnete Obertür und ein Nebenfester, sonst auch wohl nur noch durch ein oder zwei Guckfenster ('Augenlöcher'), höchstens ein oder zwei Halbfenster erhielt. „Trotz des steten Dämmerlichtes, das in diesem Raume herrschte, sah es dort immer ganz festlich aus. Das machten die vielen alten Erntekronen, welche in Reihen, die ältesten schon nussbraun, von der Balkendecke, über den Esstisch der Leute hinweg, herniederhingen und dem ganzen Hause den ihm eigentümlichen Geruch von Moder und trockenen Blumen gaben.“ Denn in der Mitte des Vorhauses „stand ein langer, schweeweiss gescheuerter Tisch, an dem die Knechte täglich ihre Mahlzeiten einnahmen. Diesem Tische einen sicheren Stand zu geben, war nicht leicht, denn die Dielen des Fussbodens hatten sich so geworfen, dass sie stellenweise wie Kartenhäuschen aneinander lehnten.“

Der zweite grosse Raum, 'die Stube', war mit dem steifen Ehrensofa, der Ofenbank und namentlich dem mächtigen, aus blauen Delfter Kacheln erbauten Ofen, auf dem die ganze biblische Geschichte in drastisch-anschaulicher Weise dargestellt war, ein „Bild altbäuerlicher Reputierlichkeit“. Sie lag, wie üblich, seitwärts vom Vorhause und reichte bis zum Giebel. Die wenigen Fenster, theils nach der Dorfstrasse, theils nach den 'Krautstücken' (mit Buchsbaum eingefassten Blumenbeeten) des seitlich gelegenen Gartens<sup>2)</sup> gehend, hatten Scheiben, die noch mit Blei gefasst waren<sup>3)</sup>, was heutzutage bei den übrig gebliebenen Vorlaubenhäusern ein grosse Seltenheit ist.

Ein besonders interessanter Raum im alten Werderhause war dann der sogenannte 'Päserwinkel'. Er befand sich stets ziemlich genau in der Mitte des Hauses unter dem Hauptschornsteine, der meist auch, falls nicht Anbauten oder Veränderungen eingetreten waren, der einzige war, und entsprach im allgemeinen der „schwarzen Küche“, die in der Ostmark einstmals eine so grosse Rolle spielte (s. unten S. 164). Von ihm aus wurden die grossen Öfen des Hauses, meist zwei

1) Denselben als 'Diele' zu bezeichnen, hat keinerlei Berechtigung und ist nur geeignet, Missverständnisse hervorzurufen. Er ward, soweit bekannt, niemals so genannt.

2) Von diesen 'Krautstücken' wurden insbesondere die 'Kritkes' oder 'Krütkes' entnommen, d. h. die kleinen grünen Sträusse, die die Frauen Sonntags auf dem Gesangsbuche mit zur Kirche nahmen und für die sogar im Kirchengestühl besondere Löcher angebracht waren. (Freundliche Mitteilung des Herrn Geheimrat Dr. Wüst hierselbst).

3) Vgl. die Abbildung bei Violet, Neringia S. 166: Das Innere einer alten Nehrunger Bauernstube „wie sie früher war“. Dort auch neben dem grossen Ofen das Seitenkamin, die Ofenbank und die charakteristischen Möbel.

oder drei, beheizt, und zwar vorzugsweise mit Stroh, Schilf und nach Passarge, S. 220, ehemals wohl auch hier und da mit Dünger, die früher das Hauptheizungsmaterial ausmachten<sup>1)</sup>. Schon früh vor Tage hatte im Winter der Küchenjunge, „Paserjunge, Päserjunge, auch Owepäsriex, Awepäsrick“ genannt (Frischbier, Wörterbuch 2, 124), allenfalls auch wohl ein unglückliches ‚Päsermäke‘ das besondere Geschäft, Feuer anzumachen und die Strohbündelchen einzeln ins Feuer zu werfen — und das langsame Anheizen und Hinhalten des Ofenfeuers mit Stroh ist eben die Grundbedeutung des noch jetzt vielgehörten Ausdrucks ‚päsern‘, auch ‚pesern‘ oder ‚pasern‘. Der offene Schornstein nahm die verschiedenen Heizröhren auf, und der ganze Raum war auch früher wohl überall, wie hier, die eigentliche Küche gewesen, während diese später bei höheren Ansprüchen in einen Anbau oder Seitenraum verlegt ward.

Das Dach war ehemals — und auch das war früher wohl überall der Fall — ein Strohdach gewesen, später mit ‚Pfannen‘ (Dachziegeln) gedeckt, aber vor Alterschwäche bereits tief eingesunken und wie so oft grün bewachsen. Die einstmals kaum je fehlenden Giebelverzierungen, die in grosser Mannigfaltigkeit bald als Windbrettuppen, bald als Windberge<sup>2)</sup>, auch wohl als ‚Windmännerchen‘ und dergleichen erschienen, waren anscheinend nicht mehr vorhanden!

Und so stand denn, wie die Verfasserin der ‚Erinnerungen‘ sagt, das alte Vorlaubenhaus da, „breit, niedrig, zusammengedrückt, ein Überbleibsel aus Urväterzeiten“.

Daneben aber findet sich — und das ist besonders bemerkenswert — mehrfach auch das Beischlaghaus erwähnt, und zwar jedesmal als das Haus des Schulzen, eines wohlhabenden Grossbauern oder Hofbesitzers, Ortsvorstehers usw. — wenn auch die Reichsten immer die stattlichen Vorlaubenhäuser besaßen.

Bekannt genug sind ja die architektonisch oft so reizvoll ausgebildeten ‚Beischläge‘ vor den alten Stadthäusern in Danzig, über die es eine ganze Literatur gibt, schon weniger die in Elbing (siehe z. B. die Abbildungen bei C. Pudor, Elbing S. 12 und 13) und einigen kleineren Städten und fast unbekannt die ‚Wolme‘ in Altkönigsberg (R. Armstedt, Geschichte der Stadt Königsberg. Stuttgart 1899, S. 46). Doch alle diese städtischen Beischläge befinden sich an mehr-, oft vielstöckigen Giebelhäusern, meist in niederländischer Spätrenaissance, aus dem 16. und 17. Jahrhundert, wengleich ihre Herkunft noch immer einigermassen dunkel ist. Ziemlich unbeachtet aber sind daneben die ländlichen Beischlaghäuser geblieben, bei denen der Beischlag ausnahmslos auf der einen Längsseite, und zwar fast immer der vorderen<sup>3)</sup> vor der Haupteingangstür („nur für

1) Bei den mächtigen Strohernten im Werder, die anderweit gar nicht verwertet werden konnten, war insbesondere an Stroh stets reichlicher Vorrat in Diemen, in der Nähe der Höfe aufgeläuft, doch liess man auch noch zu Heizungszwecken absichtlich besonders hohes Stoppelstroh bei der Ernte stehen, das dann allmählich nach Bedarf abgemälzt ward.

2) Siehe E. Schnippel, Fischermarken und Giebelkronen aus Hela, Danzig 1904, S. 28, Anm. Die stark vergoldeten Wetterfahnen, welche auf den Höfen der reichen Besitzer in den Werdern prangten, hatten im Jahre 1806 sogar die Begehrlichkeit der Franzosen erregt neben den reichen Schätzen an Silbergerät und dergleichen: Passarge a. a. O. S. 219.

3) Wenn gelegentlich der Beischlag sich auf der Rückseite, also dem Hofe zu befindet, so hat der ‚Herr‘ die Möglichkeit, diesen stets von hier aus zu übersehen und die Wirtschaft zu kontrollieren. Meist freilich ist der Beischlag der Lieblingsaufenthalt der weiblichen Familienmitglieder. Ob der von Violet als ‚Utkiek‘ bezeichnete Altan mit dem Beischlag identisch ist, habe ich nicht ermitteln können.

Herrschaften“ würde der Berliner sagen) sich befindet, in Gestalt eines nahezu quadratischen Altans, zu dem eine mehrstufige, meist drei- bis zehnstufige, breite Freitreppe von der Dorfstrasse hinaufführt. Er ruht selber auf festen Holzpfählen oder gemauerten Pfeilern und liegt in gleicher Ebene mit den zum Teil unterkellerten Wohnräumen. Stets ist der Beischlag oben mit einem Holzgelande eingefasst und beiderseits vom Eingange mit Bänken versehen, auf denen man sich gern — auch mit lieben Nachbarn und Freunden — zum Plauderstündchen, doch ebenso gelegentlich zur Erledigung von allerlei geschäftlichen Besorgungen (mit dem Fleischer, dem ‘Juden’, dem Postboten usw.) einfindet.

Ausnahmslos ist ein solches Haus einstückig, höchstens bisweilen in der Mitte über dem Beischlag mit einer Oberstube in einem giebelartigen Aufbau (Drempeel oder Trempel) oder auch nur mit einem etwas grösseren Dachfenster in der bekannten geschweiften Form versehen. Es ist eben ausschliesslich Wohnhaus. Dahinter dehnt sich der viereckige, von den Wirtschaftsgebäuden und Ställen umgebene Hof aus; davor bis zur Dorfstrasse befinden sich zwei kleine Vorgärten. Die Einfahrten, meist zwei, liegen an den Giebelseiten des Wohnhauses.

Die Raumverteilung im Innern hat viel Ähnlichkeit mit der des Vorlaubenhauses. Auch hier gibt es ein Vorhaus, in dem ebenfalls die Erntekronen vieler Jahre aufgehängt sind, eine besondere Leutestube (‘Lüdstäwke’) ist für das Gesinde bestimmt, und den Mittelpunkt bildet, auch in der Firstlinie des Hauses gelegen, die schwarze Küche<sup>1)</sup>, in deren Oberraum auch die Schinken und Würste geräuchert werden, unmittelbar unter dem mächtigen, nach oben zu sich verjüngenden, offenen Schornstein.

Noch vor einem Menschenalter waren derartige Häuser in ganz Ost- und Westpreussen auf dem Lande vielfach vorhanden, als ältere und einfachere Herrenhäuser<sup>2)</sup>, aber auch als Pfarrhäuser, Domänenpächterhäuser und dergleichen, ebenso in den kleineren Landstädten als Vorstadthäuser, einfachere Villen usw. Fast immer war die geschilderte typische Form ganz unverkennbar, auch wenn der Bau selbst ein jüngerer und nur der altbewährten Bauweise sich anlehnder war. Zugleich war auch bei diesen Häusern vielfach der alte Schurzbohlen- oder Gersassbau noch erhalten oder doch als der ursprüngliche erkenntlich. Jetzt sind sie selten geworden oder umgebaut, und die alten Beischläge sind mit Glaswänden, Eisengittern oder Lattenlauben versehen und so in ihrer alten Gestalt nicht mehr sogleich erkenntlich. Ihre nächsten Analogien aber findet diese merkwürdige Form des ländlichen Beischlaghauses in dem ‘gegrödeten’ altgermanischen Hochsaal einerseits und dem russisch-polnischen Herrenhause andererseits, das, ein echtes Flachlandhaus, durch die Erhöhung sich unter den zu plattester ebener Erde gelegenen Instkaten als das vornehmste in Dörfe emporhebt. Und da ist es denn eine bemerkenswerte Mitteilung, die ich Herrn J. Gulgowski verdanke, dass Beischlaghäuser mit Altan und breiter Freitreppe auf der vorderen Längs-

1) Schon A. v. Haxthausen machte auf diese eigentümliche Form der Heiz- und Herdanlage aufmerksam, die vielfach als das ‘polnische Kamin’ bezeichnet wird (Verfassung S. 71 mit Abbildung); vgl. auch H. Hacker, a. a. O. S. 27 ff. mit Abbildung, F. Tetzner, Die Slaven in Deutschland, Braunschweig 1902, S. 479 mit Fig. 206 (nach einem Modell im Posener Museum) und jetzt ‘Das Bauernhaus’, Taf. Westpreussen Nr. 2, Fig. 3 (Durchschnitt) aus Koslinka bei Tuchel, und Taf. Brandenburg Nr. 4 aus Alt-Blossin. Ich lasse dahingestellt, ob die typische Gestaltung der schwarzen Küche erst eine Folge der preussischen Feuerschutzverordnungen (Haxthausen a. a. O. S. 71, v. Rönne, Baupolizei des pr. Staats 1872, S. 754) oder älteren Ursprungs ist.

2) Ein Prachtbeispiel aus Littschen, Kr. Marienwerder, bei Heise XI, 30.

seite einst gerade auch in der Kassubei als „*schlachecky domki*“, d. h. 'Edelmannshäuser', üblich waren. —

Noch gab es im Dorfe vor 50 Jahren die 'Hakenbude', nach der mittelalterlichen Bezeichnung die Hökerei mit Krugwirtschaft, wo die 'Nachbarn' sich nach dem Abendbrote versammeln — aber auch noch die 'Temnitz', das Dorfgefängnis (Frischbier, Wörterbuch 2, 398) — Bezeichnungen, die nunmehr wohl auch überall ausgestorben sind. Freilich — das 'Noberbier' (Nachbarbier), insbesondere zum Anzuge eines neuen Hofbesitzers, hat sich noch jetzt, und zwar in strenger, kastenmässiger Ausschliesslichkeit erhalten (nach F. W. Diert-Dembowski „Aus dem Danziger Werder“ in der Beilage der Danziger Neuesten Nachrichten 1908, Nr. 47). Über die 'Dorfkate' endlich s. S. 169 oben.

Die Hausmarke, hier 'das Hofmark' genannt, haftet nicht wie z. B. bei den Fischern von Hela<sup>1)</sup> an der Person, sondern am 'Hofe' und ist daher auch in seiner starren geradlinigen Gestalt unveränderlich. Es gilt als von alters her überliefert und ist insbesondere im Querbalken über der Haustür eingestemmt, gewissermassen als Abzeichen und Name des Hofes. Aber auch „jedes Pferdegeschirr und jeder Paartopf“ wurde damit gezeichnet. „Wechselte der Besitzer, so verblieb doch das Zeichen dem Hofe, die Person des Besitzers hatte keinen Anspruch darauf“. (Vgl. L. Passarge, Weichseldelta S. 237 und 348ff.). —

Was die Jahreszeiten anbelangt, so finden sich Besonderheiten erwähnt zunächst beim Jahreswechsel. Das alte Jahr wird nicht nur durch die in ganz Ost- und Westpreussen bis auf den heutigen Tag verbreiteten Silvestergebräuche, Zimngiessen, 'Schlorrehenschmeissen', d. h. Pantoffelwerfen (siehe Frischbier, u. d. W.), Schiffelenschwimmen und Lotto<sup>2)</sup> in den Familien in Scherz und Ernst beendet — denn in der Neujahrsnacht steht den Frauen eine Befragung des Schicksals von Urzeiten her frei —, sondern namentlich auch von den jungen Knechten mit den Peitschen ausgeknallt, was deren besonderes Vergnügen ist<sup>3)</sup>. Vom 'Herrn' empfangen sie dazu neue 'Spitzgeisseln' an die Peitschenschnüre, namentlich aber von der Wirtschafterin 'gute Aalshaut', die in lange schmale Streifen zerschnitten ward und woraus die Schmitzen am besten hergestellt werden können<sup>4)</sup>. Aber auch, wenn dann um Mitternacht das Jahr 'jung

1) S. E. Schnippel, Fischermarken S. 10, womit jetzt zu vergleichen ist A. Haas, Volkskundliches von der Halbinsel Mönchgut, Progr. d. Schiller-Realgymnasiums zu Stettin 1905, S. 7.

2) 'Glückgreifen' (siehe E. Lemke, 'Brandenburgia', Jahrgang XV, 1907, S. 406, M. Philipp, Ermländische Volkskunde S. 133) und das von Violet erwähnte, mir unbekante Kreuzwegfeiern war im Danziger Werder dagegen nicht üblich. Wohl aber war es ein beliebter Scherz, dass die jungen Mädchen, auf einer liegenden Flasche sitzend, eine Nähnadel einzufädeln versuchten. Gelingt es ihnen, so wird noch in demselben Jahre die Aussteuer genäht (ähnlich E. Lemke, Volkstümliches in Ostpreussen 1, 3. Mohrungen 1887).

3) Auch das weit verbreitete Brummtopflied spielte am Silvesterabend eine grosse Rolle, wie auch wohl noch heute. Die von Frau Wüst mitgeteilte Version weicht nur in wenigen Varianten von den sonst bekannten ab (siehe z. B. Violet, Neringia S. 118, Frischbier, Volksreime, Berlin 1867, S. 212ff., und Wörterbuch I, S. 113, E. Lemke, Volkstümliches in Ostpreussen 1, 30ff., M. Philipp, Erml. Vk. S. 128ff., der dabei auch auf W. Grimm, Kl. Schriften 1, 378, und Uhlund, Schriften 3, 256 verweist). Auch schon am Weihnachtsheiligabend (wie anderwärts vom 1. Advent oder dem St. Nikolaustage — 6. Dezember — bis zum Epiphaniastage) ziehen die Maskierten mit dem Brummtopf herum und werden dann geradezu bezeichnet als 'Heiliger Chrest'.

4) Auch ein fein gewirntes 'Platzband' ward als Endstück der Peitschenschnur von den Knechten zur Erzeugung eines scharfen Knalles gern an die Peitschen angebunden. „Aber über die Aalshaut ging beim Platzen nichts“. Vgl. unten S. 167.

wird', geben sie, um es zu begrüßen, ihrer Freude durch kräftiges Knallen Ausdruck, denn „wenn 'n Prinz geboren is, dann wird auch geschossen“. Und mit diesem 'Ausknallen' mag denn z. B. das schon von Chr. G. Haltaus, *Jahrzeitbuch des deutschen Mittelalters*, in der deutschen Bearbeitung, Erlangen 1797, S. 72, erwähnte Neujahrsanschiessen verglichen werden.

Die Erntefestmahlzeit für die 'Leute' heisst 'Austkäst' von 'Aust', der verbreiteten niederdeutschen, aus dem Namen des Monats August entstandenen Bezeichnung für 'Ernte' überhaupt, und 'Käst' oder 'Kost' (siehe Schiller-Lübben u. d. W.), d. h. 'Mahlzeit', was von 'kosten' herkommt. Erntekrone und die Puppe auf dem letzten Fuder!) sind wie anderwärts. Auch das Begiessen — zum 'Plonn', d. h. zum letzten Fuder, wie es z. B. im ganzen südlichen Ostpreussen heisst — ist wenigstens in der Ostmark<sup>2)</sup> noch jetzt wohlbekannt; im Danziger Werder ward insbesondere der 'Jüngstknecht' am Hoftor in dieser Weise empfangen. Eine Besonderheit dagegen ist wohl die, dass der letzte Erntewagen von den 'Jungen' mit Klappern versehen ward, eine Sitte, die ich sonst nur noch aus der Gegend von Saalfeld in Ostpreussen kenne (vgl. E. Lemke, *Volkstümliches* 1, 24). Meist wurden an der Nabe des Rades ein oder mehrere Stäbe befestigt, die beim Fahren an die Speichen anschlugen und einen Höllenlärm verursachten, doch ward auch, wie mir berichtet wird, „neben der Achse ein junger Weissbuchenbaum zwischen die letzten Räder gesteckt, so dass er an die Felgen anschlug“ — was mir aber nicht ganz klar ist<sup>3)</sup>.

Einen wichtigen Jahresabschnitt bedeutet sodann die 'Bullpulstid', deren Bezeichnung sich wohl kaum in irgend einem deutschen Idiotikon finden dürfte. Es ist die auf die eigentliche Ernte ('Aust') folgende Kartoffelernte, denn die 'Bullen' sind die Kartoffeln, vom kassubischen 'bulwa', was seiner Herkunft nach dunkel ist, am wahrscheinlichsten noch mit lat. *cephala*, Zwiebel (oder bulbos gleich griechisch *βολβοίς*?) zusammenhängt, und dem allgemein niederdeutschen 'pulen', d. h. ausschälen, herausklauben, das sich wohl vom lat. *pellis* usw. herleitet. Ist die Kartoffelernte vorbei, dann tritt im Leben des Landmannes eine Ruhezeit ein. Jetzt können auch Mechel (Michel) und seine Len' einander heiraten.

1) Auf der Danziger Nehrung hiess die Puppe 'Der' oder 'Die Alte' (Violet, *Neringia* S. 161f.), auch 'Kormmoder' oder 'Howerbrut', d. h. Haferbraut; erstere Bezeichnung ist aber auch jetzt noch auf den Werdern allgemein bekannt. „Die Alte erhält gewöhnlich einen Hut auf den Kopf und einen Stock in die Hand und wird hoch auf den Erntewagen gestellt.“ Den bekränzten Vorgänger, der die Erntekrone trägt, erwähnt schon A. Hartwich, *Geographisch-historische Landesbeschreibung derer Dreyen . . . Werdern, Königsberg 1722 und Danzig 1753*, S. 348. Über die 'Alte' siehe besonders auch W. Mannhardt, *Baumkultus* S. 191ff. und anderwärts.

2) Über 'Plän' oder 'Plön' siehe Frischbier, *Wörterbuch* 2, 160. — Im ostpreussischen Oberlande wird zum Teil noch bis auf den heutigen Tag auch die Herrschaft selber samt etwaigen Gästen beim Einbringen der Erntekrone von den Knechten und Mägden recht tüchtig 'gegossen'.

3) Violet, *Neringia* S. 161, sagt: „Zwischen der einen Leiter des Erntewagens stecken die Knechte einen starken Knüttel, dessen Spitze die Speichen des Rades berührt, wodurch beim Fahren ein Geklapper entsteht ähnlich dem einer Schnarre“, und ferner: wenn „die Alte mit der Klapper“ kommt, wird sie von den Mägden an der Scheune jubelnd empfangen und mit Wasser begossen. Man ruft sich auch wohl bei diesem Scherze zu: „Du hast den Ohlen un most em beholen!“ Aus der Marienwerderer Gegend wird mir berichtet, dass dort früher ein Schmitter neben der letzten Fuhre herging, die Sense nach Art einer Schnarre an die Speichen des letzten Rades anhielt und so ein klapperndes Geräusch erzeugte.



In der Zeit vor Weihnachten findet das grosse Schweineschlachten statt, genannt 'die Schlacht' (auf der Danziger Nehrung 'die Schweinekest'), die Frau Wüst höchst anschaulich und ergötzlich schildert; da wird (hier und dort auch noch jetzt!) für den ganzen Winter eingeschlachtet, auf den grossen Höfen bis zum Dutzend fetter Schweine und noch mehr. Und dabei gibt es dann der Arbeit gar viel, wobei die Nachbarn einander freudwillig helfen, aber auch die Armen des Dorfes nicht vergessen werden und ein gemeinschaftliches Mahl, eben die 'Schweinekest', am Abend alle vereinigt (vgl. Violet, Neringia S. 129). Nebenbei erfahren wir hier von Frau Wüst authentisch den Ursprung des in Ost- und Westpreussen oft gehörten Ausdrucks „Maehandel mit dem Knüppel“. Denn der Tiegenhöfer Wacholderbranntwein, der diesen wunderlichen Namen führt, mit reichlichem Zucker darin, spielte bei dieser 'Kost' eine grosse Rolle, und in dem grossen Glase, worin er die Runde machte, befand sich ein 'Röhrstockske' zum Umrühren, genannt 'der Knüppel' (vgl. Passarge, Weichseldelta S. 220).

Die Hauptkest freilich ist das Hochzeitsmahl und Hochzeitmachen heisst hierzu-lande 'Käste make'. Während aber anderwärts der Platzmeister (von 'platzen', d. h. mit der Peitsche knallen, siehe oben 'Platzband' S. 165, Anm. 4) als Hochzeitsbitter erscheint, finden wir hier, was ich sonst nur noch vereinzelt im Ernlande gefunden habe, an dessen Stelle ein weibliches Wesen, die 'Kästebeddersche', wieder ein Ausdruck, den kein Lexikon darbietet, als Hochzeitsbitterin! Ich kann mir nicht versagen, die allerliebste Beschreibung hierherzusetzen, die von dieser wichtigen Persönlichkeit gemacht wird — zugleich als eine Probe des Werderschen Platt:

Wenn die Kästebeddersche ging dorch det	Bracht se ehre Enladung an.
Dörp,	„Gode Dag nek, Ehr Lüd, hier komm'
Wat gaw't för'n Oppstand! Herrje!	ich geschritten,
Meist wär't oll Schwahnsehe, 'n spashaftget	Hätt' ich e Pferdeche, so wär' ich geitten,
Wiew,	Doch liess ich das Pferdeche im Stalle stahn,
On rede kunn Keene, wie de!	On darum mustd eck to Fot nu gahn.“
Met 'ne siedne Huw. joa wörklich von	„Eck sal gröbe von Brut on Brudegam,
Sied,	De welle nu were Fru on Mann.
Op jeder Back Bloome daran.	Am Sündag ehre Käst ward senn.
Dat Schnuwdoock fest an e Zippel gepackt,	On daarto lade se denn en
Ganz em Karkestaat, so kam se an.	Von junge Lüde on Mäkes hier jidermann.
On drog, wenn de Brut noch nuseht	Ehren Irendag met en to begahn! —
Kleenet had,	Toerscht en't Kästhus,
Am Stock n' grotet Bikett,	Vom Kästhus en't Gott'shus,
Da fladderten vel bunte Bänger daran,	Vom Gott'shus en't Kästhus,
On dat let denn wörklich sehr nett!	On denn de Nacht dorch en Sus on Brus,
Doch hat Foamilie dat Brutpaar all,	Wenn't Sönke schient, geht alles nah
Denn drog se ut Dökern 'ne Popp,	Hus.“
De weihen denn bunter on lustger noch,	Hal se denn Besched, dreiht kort se
On se höll se sick hoch üwerm Kopp.	sick om.
En de Etenstied, wenn de Lüde alle t' Hus,	Ehr weihen de Döker am Kopp,
Käm de Kästebeddersche ran,	Denn dat wär dummals doch so de Mod.
Halw hochdütsch, halw platt, met Knex on	Dat se mehrschstens sick drog met 'ne
vel Spoaß,	Popp.

— womit man denn die Platzmeistersprüche z. B. bei Frischbier, Volksreime S. 244, und Philipp S. 96, vergleichen mag.

Freilich war schon zu Violets Zeiten (1864, S. 106) die 'alte' Sitte, „einen jungen Mann auszustaffieren mit hundert farbigen Bändern und Blumen, der dann

stolz auf geschmücktem Pferde bis in die Wohnungen der verschiedenen Gäste ritt und diese mit einer langen, in gebundener Rede abgefassten Ansprache zur Hochzeit einlud und darauf unter Freudenschüssen davonritt und zum nächsten Nachbar galoppierte“ — „in dem Meere der Zeit entschwunden!“ — Und ähnlich auch schon Hartwich S. 344f., womit freilich nicht ausgeschlossen ist, dass vereinzelt solche Platzmeisterritte noch bis in die neueste Zeit hinein vorkamen und vorkommen: sah ich doch noch vor drei Jahren (1906) auch im ostpreussischen Oberlande einmal wieder einen solchen ausstaffierten Hochzeitsbitter!

Für die 'Herrschaften' allerdings ritt im Danziger Werder auch schon vor 50 bis 60 Jahren 'der Kutscher' etwa acht Tage vor der Hochzeit mit den Einladungen umher, „geschmückt mit seiner Kutscherlivree, ein grünes Sträusschen am besten Zylinder“.

Überhaupt, wie starr zeigt sich in den 'Erinnerungen' noch die soziale Gliederung auf dem Lande! Und dass es im ganzen Weichseldelta nicht anders war, erfahren wir von L. Passarge S. 211 ff. Erst seit dem französischen Kriege, der so viele Änderungen in unserem Volksleben, und zwar gerade auch dem ländlichen, hervorgerufen hat, lockert sich allmählich die Schärfe der Unterschiede, die dann seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wenigstens nach unten hin mehr und mehr in der Auflösung begriffen sind. Aber noch vor 50 Jahren — eine Welt trennt den Hofbesitzer, die Blüte der bäuerlichen Aristokratie, vom Kuhbauer und diesen vom 'Pußmuck'<sup>1)</sup>, d. h. Katenbesitzer oder Eigenkätner, bzw. Eigengärtner, und letzteren wieder von den 'Leuten'! Und so wird denn auch unter diesen unterschieden 'die Jugfer' oder auch etwas despektierlicher 'de Schäffersche', die Köchin (Käksche), die Leuteköchin, die Mägdle, die Jungmagd (Jungmäke), das arme Gänsemädchen (Gansmargell), der Grossknecht, der Kutscher, der Kuhhirt, die Viehfütterer ('Futracks', anderwärts auch Futterock, Futrock oder Futrick, siehe Frischbier, Wörterbuch 1, 212, wobei die Bildung mit der slawischen Endung — wie oben 'Päsrick' — bemerkenswert ist), die Instleute, die zugleich die Drescher<sup>2)</sup> waren ('Kätner' oder 'Jahrner', 'Järner', hier abgeleitet von 'Jahr', weil sie jedesmal auf ein Jahr gemietet wurden — sie wohnten in einer dem Hofbesitzer gehörigen Kate, die sie ihrerseits nebst einigem dazugehörigen Gartenlande mieteten, mit der Verpflichtung des Dreschens gegen jedesmal den 15. Scheffel ausgedroschenen Getreides in natura) usw. Dass letztere sich dabei gar nicht schlecht standen, ist offensichtlich: oft genug fand sogar in den 'Katen' ein kleines improvisiertes Tanzvergnügen, 'Zehlach' genannt, statt, welches

1) Wiederum ein Ausdruck, der höchstwahrscheinlich von den pommerellischen Kassuben her stammt. Vgl. übrigens zu dem Stamme des Wortes die Ortsnamen Pasewark, Pasewalk und ähnliche, auch zu der Bezeichnung selbst das rätselhafte 'Posemuckel' als Personenbezeichnung!

2) Die Jahrner standen in keinem eigentlichen Dienstverhältnis. Wurden sie zu anderen landwirtschaftlichen Verrichtungen gebraucht, z. B. zum Gras- oder Getreideheuen oder auch in der Ernte, so erhielten sie einen vorher vereinbarten Tagelohn und dann auch im Hofe ihr Essen, was beim Dreschen nicht der Fall war. Sie standen sich dadurch verhältnismässig gut, doch hat die Leutenot auch in den Werdera das ganze Instmannsverhältnis (über das jetzt bezüglich des Ermlandes ganz ähnliche Nachrichten sich bei M. Philipp, S. 60 ff., finden) grossenteils verschwinden lassen. — Ob 'Garner', was Frischbier, Wörterbuch 1, 217, als samländisch und niedersächsisch in gleicher Bedeutung anführt, abgeleitet von 'Garten', das Ursprüngliche oder eine Entstellung ist, wird nicht leicht anzumachen sein. 'Gärtner' und 'Gärtnerhäuser' im Sinne von 'Instleuten' und 'Insthäusern' kennt auch jetzt noch aus dem Danziger Werder F. W. Dietert, wobei 'Garten' aber auch ein Ackerstück und dergleichen bedeuten kann.

Wort übrigens wahrscheinlich auch wieder kassubischer Herkunft ist. Am tiefsten steht natürlich 'de Dörpskoat', eigentlich das Armenhaus des Dorfes, dann auch deren Insassen, denen es aber seinerzeit infolge der Wohlthätigkeit der Besitzerfrauen gar nicht übel erging.

Den scharfen sozialen Unterschieden entspricht die wunderliche und eigenartige Titulatur, deren Peinlichkeit L. Passarge S. 221 auf polnischen Einfluss zurückführt. Der Hofbesitzer — sie sind im Werder selbstverständlich fast alle bürgerlich — ward einfach 'Herr' oder 'Herrke' angeredet, die 'Frau' dagegen — wenigstens bis vor etwa 20 Jahren — mit der mir sonst nirgends vorgekommenen und in keinem Lexikon auffindbaren Anrede 'Hochgtfrau' oder 'Hochgtfruke', was aus 'hochgeehrte Frau' zusammengezogen ist. Wie denn auch Violet S. 162 von der Nehrung berichtet: Vor alten Zeiten nannte man einen Bauer 'Buurke Herr'. Die Dienstboten nannten ihren Herrn 'Foder' (Vater), ihre Madam(!) 'Moder' (Mutter). Später bediente man sich für 'Herr' des Ausdrucks 'Herzfoder', für Madam 'Herzmoder'. Jetzt (1864!) nennen die Dienstboten die Frau des Hauses 'Gens Fruke', den Herrn 'Gens Herrke' — was aus gnädiges Frauchen usw. verkürzt ist. Zur Erklärung kann dienen, was Sack (Die neue Welt, Illustriertes Unterhaltungsblatt, Stuttgart 1883, S. 600) über Ost- und Westpreussen überhaupt schreibt. Danach mussten die Dienstleute auf dem Lande noch vor wenigen Jahrzehnten (d. h. bis etwa 1850) eine bestimmte Titulaturordnung genau beobachten, die ihnen ausdrücklich vorgeschrieben wurde. „Der adlige Rittergutsbesitzer musste 'gnädiger Herr', seine Gemahlin 'gnädige Frau', die Tochter 'gnädiges Fräulein', der Sohn 'gnädiger Junker' angeredet werden<sup>1)</sup>. Der bürgerliche Rittergutbesitzer musste 'hochgeehrter Herr', die Gemahlin 'hochgeehrte Frau' oder 'Madam', die Tochter 'Mamselchen', der Sohn 'junger Herr' angeredet werden. Da auch 'gewöhnliche Frauenzimmer' sich 'Mamselchen' nennen liessen und die bürgerlichen Gutsbesitzerdamen den adeligen nicht nachstehen mochten, so wurde wenigstens für die Töchter das 'Fräulein' angenommen. Das Beiwort 'gnädig' wurde noch vor dreissig bis zwanzig Jahren (d. h. bis etwa 1860!) mit richtigem Takt als eine Albernheit erachtet. Der bäuerliche und kölmische Gutsbesitzer hiess 'geehrter Herr' oder auch bloss 'Herr', plattdeutsch meistens 'Herrke', die Frau 'Madam' oder 'Madamke', die Tochter 'Mamsell' oder 'Mamsellke'. Den (gewöhnlichen) Bauer nannten die Dienstleute 'Wirt', die Frau 'Wirtin', in manchen Gegenden auch 'Bur' und 'Bursche'. Der 'Gärtner' (= Instmann, siehe oben S. 168) wurde vom Scharwerker, den er halten musste, 'He' oder 'Hei' (d. h. 'Er'), dessen Frau 'Se' oder 'Sei' (d. h. 'Sie' sing.) genannt. Die Söhne der Bauern werden mit den Vornamen, die Töchter mit den Vornamen in der Deminutivform angeredet: 'Hannke', 'Gustke' usw. — Soweit Sack. Heutzutage sind natürlich von alledem nur noch trümmerhafte Reste vorhanden. Wer aber genau aufmerkt, kann doch noch öfters hier und da die Nachwirkungen jener alten Titulaturen heraushören.

Bemerkenswert sind daneben aber auch gerade wieder im Danziger Werder die strengen Anstandsregeln, die beim Gesinde, namentlich bei der Mahlzeit herrschten. Die Mägde assen für sich allein in der Küche; von den Knechten aber berichtet unsere alte Werderanerin folgendes: „Mit stets rein gewaschenen Händen, die Haare mit Wasser schön glattgekämmt, kamen sie, voran der Gross-

1) Auch von den 'gemeinen Leuten' überhaupt wurden nach Sack in Preussen seinerzeit die Söhne adliger Gutsherrn ausschliesslich 'Junker' angeredet. Gerade diese erhalten aber auch jetzt noch bisweilen die wunderlichsten und — albernsten Titulaturen.

knecht, gravitatisch ausschreitend, im Gänsemarsch über den Hof. Im 'Stüvke' (Leutestube, siehe oben S. 164) stand auf dem langen, schneeweissgeschuerten Tische ihr Essen bereit. Immer zwei Floten (hölzerne, vom Böttcher gefertigte Essnäpfe), eine Vor-, eine Zukost für je drei Mann. Erst die Mützen, mit dem wohlverwahrten Priemchen darin, sorgfältig auf dem Ofen oder den Fensterköpfen unterbringend, nahmen sie schweigend Platz, obenan der erste Knecht, dann rechts und links die Drescher, auch Jahner genannt (siehe oben S. 168), nach ihnen die Kutsher, die Futeracks (ebenda), die losbändigen (unverheirateten) Knechte, die 'halben Männer' (angehende Jungknechte, etwa zwischen 16 und 18 Jahren) und zuletzt die Hirten<sup>1)</sup>. Nun tauchte zuerst der Grossknecht seinen Löffel in das Essen, dann der rechte, dann der linke Nachbar. Nun gings so weiter fort, immer im Dreitakt, nicht einer ass schneller oder langsamer wie der andere. Ausser der Reihe einen Happen zu nehmen, war der Inbegriff aller Ungeschicklichkeit. Bei dieser Art zu essen, bekam jeder den gleichen Anteil. Bei festen Speisen, wie dicke Erbsen oder Brei, stach jeder ein Drittel der Flote leer, so dass in der Mitte eine dünne Scheidewand stehen blieb. Für ganz besonders unschicklich und unpassend galt es, den Löffel an der Flote abzustrichen oder den Oberkörper vorzubeugen. Kerzengrade, weitab von ihrem Essen sassen die Leute da, schweisam und feierlich den Löffel zum Munde führend. Ein jeder hatte vor sich eine kleine Pfütze von den fallenden Tropfen des Löffels. Das machte aber nichts, auf den Tisch konnten die Tropfen fallen, nur nicht zurück in das Essen. Legte der Knecht den Löffel fort, dann war auch für die andern Zeit aufzuhören.“ Und alle diese ihre Anstands- und Schicklichkeitsgesetze beobachteten die armen, ungebildeten Leute „so streng, wie der spanische Hof die Etikette“. Wenn sie von der gemeinsamen Mahlzeit aufstanden, warteten schon ihre Kinder darauf, nach alter Werdersitte den Rest zu nehmen; den Blechlöffel im Gürtel, standen sie auf dem Hofe, bereit, nunmehr ihrerseits die Floten bis auf den Grund zu leeren. — Auch von dem allen ist jedoch nunmehr wohl kaum noch etwas auf dem Werder erhalten.

Osterode in Ostpreussen.

Emil Schnippel.

## Die letzten Isländer in Grönland.

Eine isländische Sage.

Die nachfolgende Sage mutet so an, als wollte sie das historische Rätsel von dem Untergange der alten isländischen Kolonien auf Grönland lösen. Bekanntlich wurde Grönland von Island aus entdeckt und besiedelt, gute hundert Jahre nachdem Island durch eingewanderte Norweger bevölkert worden war. Eirikur Þorvaldsson, genannt der Rote, der wegen Totschlags für friedlos erklärt war, gelangte auf einer Irrfahrt im Jahre 985 an die grönländische Küste. Nach Island zurückgekehrt, entwarf er seinen Landsleuten eine so begeisterte Schilderung von

1) Den auswärts arbeitenden 'Leuten' bringen ihre Frauen oder sonstige Angehörige ihr Essen im 'Paartopf' (siehe oben S. 165) zur Arbeitsstelle, wie noch heute nicht selten, sowohl in den Werdern als z. B. im Samlande, im Oberlande usw. Bekanntlich hat dies wunderliche Gerät vor einigen Jahren auch die besondere Aufmerksamkeit des Kaisers erregt.

dem neuentdeckten Lande (welches er, weil er es im Schmuck des Sommers gesehen hatte, Grönland taufte), dass bald darauf zahlreiche Familien sich ihm anschlossen und mit ihrer ganzen Habe, Dienerschaft, Vieh usw. hinüberzogen und sich in Grönland ansiedelten. Diese Kolonien standen noch um 1530 in Blüte; als man aber gegen das Ende des 16. Jahrhunderts wieder zuverlässige Kunde aus Grönland erhielt, waren alle Isländer daselbst verschwunden und nur Eskimos (von den Isländern Schrällinger, „skräelingjar“, genannt) übrig geblieben. Man könnte das Ganze für ein Märchen halten, wenn nicht der dänische Hauptmann Daniel Bruun in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Julianehaab-Distrikt Überreste von europäischen Niederlassungen gefunden und an ihnen eine merkwürdige Übereinstimmung mit isländischen Gehöften festgestellt hätte. Durch welche Begebenheiten sind aber die in Grönland einst ansässigen Isländer ausgerottet worden? Ein geheimnisvolles Dunkel liegt über diesen Vorgängen. Da hat nun ein isländischer Philolog und fleissiger Sagenforscher, Dr. Jón Þorkelsson, in der Landesbibliothek zu Reykjavik eine Handschrift aus den Jahren 1530—40 gefunden, die eine jedenfalls alte Überlieferung enthält. Sie berichtet nicht nur vom Untergange der Isländer in Grönland, sondern auch von der Erfindung des grönländischen Frauenbootes, dem von den Polarforschern so grosses Lob gespendet wird. Diese von Dr. Jón Þorkelsson seinem Buche 'Þjóðsögur og munnmæli' (Volkssagen und Sprichwörter, Reykjavik 1899) einverleibte Erzählung lautet in deutscher Übersetzung folgendermassen:

„Ein Mann namens Ingjaldur wohnte im Veidifjörður auf Grönland. Er hatte viele Söhne, die alle verheiratet waren und dort im Tale um den Hauptwohnsitz herum wohnten. Diese Leute waren gut christlich und hatten sowohl Kirchen als Prediger; ihre Wirtschaften standen in Blüte. Um diese Zeit begann die Westküste Grönlands von jenem Volk, das wir Schrällinger (Eskimos) nennen, dicht besiedelt zu werden; sie selbst nennen sich innuk; ob sie von der Küste Amerikas gekommen sind, die 30 Meilen von dort liegt, und welcher Eingeborenen Sprache sie sprechen, wird in diesem Bericht nicht erwähnt. Eine grosse Menge von ihnen liess sich auf Nabarhok nicht weit vom Veidifjörður nieder und verlegte ihre Gehöfte allmählich immer weiter nach Süden, wo der Winter weniger streng zu sein schien. Die Veidifjöringer (Bewohner des Veidifjörður) traten nun in Verkehr mit den Nordbewohnern, doch hatten sie wegen der Sittenverschiedenheit wenig Gemeinsames, da die einen Christen, die andern aber Heiden waren, die den wahren Glauben nicht annehmen wollten. Trotzdem siedelten sich einige der letzteren an der Küste im Veidifjörður an, errichteten dort Hütten und Zelte und lebten vom Fischfang. Es entstand aber mit der Zeit ein sehr gespanntes Verhältnis zwischen beiden Parteien, ohne dass jedoch eine die andere angriff.

Da geschah es einmal, dass die kleinen Knaben der Veidifjöringer am Strande mit ihren Bogen spielten. Am Lande entlang aber waren die Eskimosöhne mit ihren Kajaks und übten sich darin, Pfeile zu werfen, worin besonders einer alle die andern übertraf. Dieser sprach zu den Veidifjöringern, dass es ehrenhafter für sie sein würde, ihre Fertigkeiten zu erlernen, als sich in Kleidern aus Seehundsfell herumzutreiben und Blaubeeren zu suchen wie die Raben. Jene antworteten, sie brauchten mit ihren Künsten nicht hinter den Schrällingern zurückzustehen und diese würden mit ihren Wurf Pfeilen wohl nicht besser treffen als sie beim Bogenschiessen. Da lenkte der Eskimosohn seinen Kajak ans Land und sandte sein Wurfgeschoss in den Haufen der Veidifjöringer, und ein zwölfjähriger Knabe wurde getroffen und fiel tot zu Boden. Da schrien die Schrällinger fürchterlich

und ruderten vom Lande fort, aber die Veidfröjinger eilten heim und erzählten ihren Vätern den Vorfall. Da liess der Bonde (Bonde = Bauer) Ingjaldur alle Männer vor sich rufen und machte bekannt, dass er noch selbigen Tages gegen die Schrällinger ziehen und sie alle töten oder aus der Gegend vertreiben wolle. Dies wurde schnell ins Werk gesetzt, es sammelten sich sechzig rüstige Männer und zogen hurtig an den Strand. Darauf waren die Schrällinger nicht vorbereitet; denn viele waren noch nicht von der See zurückgekehrt, und die Bauern schlugen jeden nieder, der ihnen in den Weg kam, sogar Frauen und Kinder der Schrällinger. Aber nun kam eine zahlreiche Menge von Männern ans Land, denen es übel gefiel, das Treiben der Veidfröjinger zu sehen. Es kam zu einem wütenden Kampf. Die Schrällinger brauchten Pfeile mit knöchernen Spitzen, die Leute aus dem Distrikt aber hatten Schwerter oder Lanzen, daher fielen die Schrällinger wie Halme. Man sagt, der Bonde Ingjaldur habe auf einem Stein gesessen, während der Kampf tobte, denn er vermochte nicht zu stehen wegen zu grosser Beleidigung. Viele Schrällinger griffen ihn an, er aber tötete im Sitzen vier der Männer. Es endete damit, dass alle Schrällinger daselbst fielen und die Bauern als Sieger heimkehrten. Ingjaldur wurde auf einem Schlitten gefahren; er war nicht verwundet, aber sehr ermattet, denn das Fett ermüdete ihn mehr als der Kampf. Es wird erzählt, von den Veidfröjingern seien fünf gefallen, doch weiss man nicht die Zahl der Schrällinger, die in diesem Kampfe fielen; ihrer waren aber ziemlich viele. Nun wird berichtet, ein Mann aus der Schar der Schrällinger habe sich aus Feigheit oder aus Schlaueit unverletzt, wie er war, zwischen die Gefallenen geworfen und tote Leichen um sich her gewälzt. Als aber die Bauern ausser Scheweite sind, steht er auf, läuft an die See, gelangt in einen Kajak und rudert, was er kann, Tage und Nächte lang; er kommt nun nach Nabarhok und trifft nicht wenige seiner Landsleute; er erzählt ihnen auf das Genaueste von dem Kampfe und stachelt sie zur Rache auf. Die Schrällinger waren schnell dazu bereit, sagten aber, man müsse klug zu Werke gehen, wenn es gelingen solle, die Veidfröjinger zu greifen. Sie verhielten sich nun den Winter hindurch ruhig. Als sich aber das Eis zu lösen begann, haben sie einen grossen Kahn gemacht aus Treibholzstangen und Häute darüber gespannt, darauf konnten zweihundert Mann sitzen, und man sagt, die Schrällinger hätten auf diese Weise zuerst ihre Frauenboote erfunden. Sie steuern nun zum Veidfröjörður und kommen am Ostermorgen ans Land. Da waren grosse Feierlichkeiten im Veidfröjörður. Einige Männer sahen das grosse Fellboot draussen auf dem Fjord und stritten darum, was es wohl sein möchte; die meisten sagten, es treibe eine ungeheuer grosse Meereisscholle in der Strömung, denn man hatte solche Fähre nie zuvor gesehen und die Häute an dem Kahn waren schneeweiss geschabt. Die Leute gaben darauf weiter nicht acht, sondern gingen alle in die Kirche. Es war aber Sitte, dass niemand sich ausserhalb der Kirche finden lassen durfte. Deshalb wurden alle Kinder und die Kranken dorthin getragen.

Als die Messe im besten Gange war, kamen die Schrällinger, zweihundert Mann stark, zu dem Gehöft und trugen alle grosse Bürden von Haidekraut, die als Schilde dienen sollten gegen die Schwerter der Veidfröjinger; doch brauchten sie diese nicht zu fürchten, da alle unbewaffnet in der Messe waren. Die Schrällinger schlossen nun einen Ring um die Kirche und liessen Steine und Pfeile auf die Einwohner hineinregnen, und es ist in Kürze zu sagen, dass da der Bonde Ingjaldur mit seinem ganzen Geschlecht umkam; an Verteidigung war nicht zu denken, denn die Männer waren ohne Waffen und um die Hälfte weniger als die Schrällinger. Doch sagt man, einer von Ingjaldurs Söhnen sei aus dem

Getümmel entkommen und an die See gelaufen. Ihn verfolgten zwanzig Heiden, und er wehrte sich eine Zeitlang mit einem Treibholzkloben, aber zuletzt töteten ihn die bösen Menschen mit Steinen.<sup>4</sup>

Soweit die Sage. Märchenhaft klingt sie gerade nicht, sondern enthält viel Wahrscheinliches. Auch ist es interessant, dass die Eskimos sich erst nach den Isländern an der Westküste Grönlands angesiedelt haben sollen, was man sich sonst umgekehrt denkt.

Berlin.

Margarete Lehmann-Filbés.

### Angebliche Urahnen unserer Festgebäcke.

Nach einem Referate über die dritte Sitzung der Abteilung für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften bei der Kölner Naturforscherversammlung (Münchener Medizin. Wochenschrift 1908, Nr. 42, S. 2209) hielt Herr Schelenz-Kassel unter obigem Titel einen Vortrag, in welchem er glaubte annehmen zu dürfen, dass der alte Namen *Collibia* (κολλιβίβος, κολλιβίβον = münzenförmig flaches Naschwerk) dem spätlateinischen Namen *holippus* (= Hohlhippe) entspreche; das klassische Gebäck *Kollybes* sei nichts anderes als unsere deutsche Hohlhüppe. Diese Gleichung beruht aber nach meiner Anschauung auf einer ganz willkürlichen Umgestaltung oder Anlehnung, die man nur sehr skeptisch aufnehmen konnte. Der erste Grundsatz zur Deutung von Namen ist, die älteste urkundliche Form als Ausgangspunkt zu nehmen; diese ist aber für das oblatendünne Gebäck, das man im Mittellatein mit 'nebula' bezeichnete (= *tenuis panis*<sup>1</sup>) 1487 *hypp*, *hyppy*, *hyppen* (also nicht hohlhüppen). Diefenbach, Glossar 1, 377; (1582) *Oblaten*, *hyppen* = *crustula* (Martin, Elsäss. Wörterbuch 1, 360); (1662) *Die Hippen* = *Eiserkuchen*, *crustum* (Schweizer Idiotikon 2, 1480); 1534 hat man *allhie* (St. Gallen) erstmals angefangen die *hyppen* zu backen so vormalis nie gebrucht syn; (1662) *hipe*, *heupe*; (1677) *hyphen*; (1736) *hyphen*. *hüpen* = des *oublies* (= *oblata*), (Schweizer Idiotikon 2, 1488); erst 1586 treten *holipeneisen* = *artopta* (ἀρτοπτερον, Backgeschirr<sup>2</sup>) auf (Diefenbach 1, 52); und 1719 im Salzburger Kochbuche 4, 108 hohle *Hippen*; im Mittelniederdeutschen tritt der *hipkenbecker*, 1508 in Frankfurt a. M. als *hiepenbäcker* und 1582 im Elsass als *Hippenbeck*, *crustularius* auf (Schiller-Lübben 6, 156; Kriegg, Deutsches Bürgertum 1, 574; Elsässer Wörterbuch 2, 25); demnach ist es wohl sicher, dass die *Hippe* der ältere deutsche Namen ist für ein pfeifenrohr- oder winzermesserrförmig gekrümmtes, aufgerolltes, im Innern hohles, tütenförmiges Oblatengebäck, das als Zucker-, Mandel-, Quitten-, Rahm-, Zimmt-Hippen, Züri(cher) Hüpli sich differenzierte und erst später als sog. Hohlhippen bezeichnet wurde. Läge ein mlat. *collibium* als Ausgangs-

1) *nebula* = Windoblate; altfranz. *neule*; (1502) *nebellen*; (Diefenbach, Glossar 2, 262; (1507) *noellen* off *waffelen* (Diefenbach 1, 377). In Rouen, Lisieux (Normandie) und anderswo band man auf Pfingsten dem in den Kirchen fliegen gelassenen Geflügel eine Art Oblate. „Wölkchen“ (= *nebulae*, *noellen*) genannt, an die Füße (Neues Heidelberger Jahrb. 8, 124).

2) Die *Hostien* oder *Oblaten* in Gestalt eines auf einem Eisen (im 9. Jahrhundert *modica oblata*) oder *ferramentum characteratum* gebackenen dünnen Gebäckes (*panis rotularis* bei Martigny, Dictionnaire 496) traten zuerst um 1000 im Kloster St. Gallen auf; diese *Roteln* sind aufgerollte papierdünne Oblatengebäcke, die ihr Vorbild in den alt-römischen *panes signaculo signati* (Kraus, Realencycl. 1, 672) hatten.

bezeichnung vor, dann wäre das 'coll' nie weggefallen; collibium ist ausserdem niemals das lat. Lemma für Hippe oder Hohlhippe. Um aus lat. collibium sprachlich die deutsche Hohlhippe zu bilden, braucht man zu viele, ganz willkürliche Umgestaltungen, wenn man eine solche Annahme überhaupt nur glauben wollte: sie ist in keiner Weise sprachgeschichtlich nachgewiesen. Sachlich sagt das Wort Hohlhippe deutlich genug, was das Gebäck vorstellen soll.

Dass die griechischen *κρυπίδες* (= Bodensohle), lat. *crepida* (= Galoschen, Fusssohle) mit den deutschen Krapfen, Kröpflein erklärt wurden (Diefenbach, Glossar I. 156), habe ich bereits in meiner Abhandlung: Der Krapfen (oben 17, 66) angeführt; diese Deutung in Diefenbachs Glossar beruht jedenfalls auf Missverständnis der betreffenden Vokabularien und Glossaren im 15. bis 16. Jahrhundert. Auch hier ist wieder von der ältesten urkundlichen Form des 9. Jahrhunderts auszugehen: Krapfilin = celindros, mit der die übrigen althochdeutschen Lemmata *artocreas* übereinstimmen; da Krapfen auch Pferdekotballen bedeutet, sowie gebogene Kralle oder Klaue, und mhd. Hodenballen, so ist Krapfen = rundballiges oder zylindrisches, krallig gekröpftes, mit Farce gefülltes Pfannengebäck; die Deutung als Symbol des menschlichen Rumpfes, der mit sündhaftem Fleisch gefüllt ist (Schelenz), ist mindestens sehr zweifelhaft.

Bad Tölz.

Max Höfler.

### Übertragung von Krankheiten auf Bäume.

Von befreundeter Seite ging uns kürzlich folgende Notiz zu, die einem Roman von Pierre de Coulevain, *Sur la branche* (Paris, Calman Lévy) S. 195—197 entnommen ist. Der Ort der Handlung ist der kleine Badeort Bagnoles de l'Orne im Département Orne, an der Grenze der Normandie, Bretagne und Maine.

Hente habe ich zum ersten Male einen Weg parallel dem Bahngleis eingeschlagen, den ich bisher seiner Nähe wegen verschmäht hatte, und das verschaffte mir einen sehr interessanten Nachmittag. Man geht den Wald entlang, hinter der Rennbahn vorbei und erhebt sich in unmerklicher Steigung über das Tal. Nach einer Viertelstunde entdeckte ich Bäume, deren Äste Kieselsteine trugen. Erst dachte ich an einen Scherz von Kindern, aber es wurden immer mehr, und schliesslich blieb ich verblüfft an einer Stelle stehen, wo alle Bäume förmlich mit Steinen belagert waren. Die Wirkung dieser Steine in luftiger Höhe inmitten des Laubwerks war geradezu phantastisch. Ich begriff, dass dies etwas anderes als ein Zeitvertreib sein musste. Nun fragte ich eine alte Bäuerin danach. „Das sind die Steine des heiligen Ortraire“, war die Antwort, „ein lieber, guter Heiliger, der das Rheuma heilt. Er hat seine Kapelle fünf Minuten von hier. Dorthin wallfahrten wir, und beim Heruntersteigen auf dem Heimweg legt dann jeder einen Stein hierher, grade so hoch, wie er sein Leiden hat. Ich hab einen für meine Knie hingelegt. Will ihn die Dame sehen?“ — „Gewiss“, erwiderte ich teilnehmend. Ich folgte der braven Frau, die mir in der ersten Gabelung einer Buche einen grossen Kiesel zeigte. — „Das ist er“, sagte sie mit einem gewissen Selbstgefallen. „Die Männer meinen freilich, das sind Dummheiten, die haben heutigen Tages nicht mehr Glauben in sich als das liebe Vieh. Derweil ist mein Rheuma verschwunden, und ich geh ohne Stock.“

Ich liess meine Augen im Kreis wandern, da sah ich Steine knapp über dem Erdboden, wohl für Fussschmerzen, andere wieder in der Höhe der Knie, der Schultern, der Stirn. Ich drückte meine Verwunderung aus, dass sie so liegen blieben und dass niemand daran dachte, sie herunterzuwerfen. Die Bäuerin hob den Kopf: „Das ist keine Gefahr! Wer sie anrühren würde, bekäme das Leiden selber. Das wissen sie zum Glück, die bösen Ruben.“



Der Brauch ist wohl ziemlich neu für die Volkskunde und deshalb von Interesse für weitere Kreise<sup>1)</sup>. Aus anderer Anschauung ist die Heilmethode hervorgegangen, über die eine uns von Frau M. Andree-Eysn in München mitgeteilte Notiz aus Lieferung,  $\frac{3}{4}$  Stunden von Salzburg, berichtet: „An einem Tage der vorigen Woche konnte man auf unserem Friedhofe Augenzeuge eines ganz eigentümlichen Schauspiels sein. Da liefen nämlich zwei Frauen dreimal um die Kirche und nahmen dabei jedesmal ein Steinchen auf. Die eine behielt sie in der Hand, die andere nahm sie in den Mund. Das erstere gegen Gicht, das letztere gegen Zahnschmerzen“<sup>2)</sup>. — Eine Verwendung von Steinen als Opfer erwähnt O. H. Hopfen in einer Plauderei über die Appenninen in den Münchener Neuesten Nachrichten 1908, Herbst. Dort tragen die Wallfahrer schwere Steine den Berg hinauf, um oben zugleich mit ihnen ihre eigene Schuld abzulegen. Um sich ein Verdienst zu erwerben, tragen sie dann einen andern, auch möglichst schweren Stein hinunter<sup>3)</sup>.

Berlin.

Eduard Hahn.

### Predigtparodien und andere Scherzreden aus der Oberlausitz.

Im Anschluss an die oben 12, 224 veröffentlichte Predigtparodie aus Holstein, die nur als Bruchstück dargeboten werden konnte, und an 14, 364, 471 möchte ich auf ähnliche Erscheinungen<sup>4)</sup> hinweisen, die mir in Sachsen, besonders in der Oberlausitz und zwar in der reinbäuerlichen Gegend des Ostritzer Kreises, des sogenannten Eigens, entgegengetreten sind. Die Spottpredigten ahmen in scherzhafter, ja frivoler Weise den Ton und die Form der Predigten, vor allen aber die Sprache der Evangelien nach. Damit vermischt, weisen diese Erzeugnisse Züge aus Lügenmärchen auf, beispielsweise die Geschichte von den Schiffen und den nackten Jungfrauen, sie dienen ebenso wie der parodierte Kaufvertrag, die Geschichte von der Riesenbassgeige und das Lied vom Hausrat des Freiers zur Unterhaltung der Dorfjugend an 'Lichtenabenden', den Lausitzer Spinn- oder Rockenstuben. Auch der Hochzeitsbitter belustigte einst sein Publikum mit solchen Scherzreden.

1) [Aus der Normandie bezeugt ihn Sebillot, Le folk-lore de France 1, 352f. nach J. Leccour, Esquisses du Bocage normand 2, 112. Er bespricht auch 1, 206 und 3, 412 bis 415 die verwandten Methoden der Krankheitsübertragung, wonach man ein Rasenstück auf die Zweige legt, sich eine Weile an den Baum anbindet, einen Nagel hineinschlägt oder Nägelschmitzel und Haare in ein Bohrloch verpflockt. Zu letzterem Branche vgl. oben 7, 68, 168 und Alemannia 15, 122. Häufig wird die Krankheit nur durch einen Zauberspruch in den Baum gebannt: oben 5, 8, 25, 7, 68, 163, 166f, 252. Vgl. im allgemeinen Wuttke, Volksaberglaube § 488—491. Brummer, Über die Bannungsorte der finnischen Zaubersprüche 1908 S. 27.]

2) [Hier ist das Wesentliche der dreimalige Lauf um die Kirche (Sebillot, Folk-lore 4, 135) und die Heilkraft des Kirchenstaubes (oben 16, 320. Sebillot 4, 160.)]

3) [Über solche Kraftleistungen der bussfertigen Wallfahrer vgl. R. Andree, Votive und Weihgaben 1904 S. 105f.]

4) [Einige weitere Exemplare folgen unten S. 182—185. Die frühere Entwicklung der Gattung bis zum 16. Jahrhundert betrachtet F. Lehr, Studien über den komischen Einzelvortrag in der älteren deutschen Literatur 1: Die parodistische Predigt (Diss. Marburg 1907, 61 S.). Eine Faschingspredigt über Cupidinis Macht von Franz Peter (18. Jahrh.) im Münchner Cod. germ. 2612. Schwäbische Papstpredigt vor freigoisterische Bauern (1830). Abschiedspredigt des schwäbische Pfäffle (1835). Kapuzinerpredigt von P. Zachäus Rumpel-dosius (Bern 1860). Mitt. der schles. Ges. f. Volkskunde 4, 112, 5, 99. Blümml, Beiträge zur dtsh. Volksdichtung 1908 S. 9.]

wie er ja auch häufig durch spassige Lieder von der Vogelhochzeit die Pausen füllte. Bei der Länge dieser Volksdichtungen ist ein Durcheinander der Motive durchaus verständlich, sind doch gerade sie gewöhnlich Gedächtnisbesitz nur weniger Personen, der Spass- und Lustigmacher im Dorfe, gewesen.

### I. Die Traurede<sup>1)</sup>.

Es fiel ein Floh vom Dache, es ward ein gross Gekrache und ging doch nicht entzwee. — Nun, mein hochverehrtes Brautpaar, Ihr steht hier vor den Stufen des Traualtars, wo Ihr den Bund des Lebens miteinander zu schliessen habt. Darum prüfet Euch, vernehmet die Textesworte der Trauung, welche in der Naturgeschichte im Buche Sirach 28, Vers 32—23, von einem Dorfe zu anderen also heissen: „Ich wollte lieber bei Löwen und Drachen wohnen als bei einem bösen Weibe; denn wenn sie böse wird, verstelltet sie ihre Geberden und wird so scheusslich wie ein Sack. Amen!“ Dies sind die Worte, zu deren Betrachtung jetzt der Bäcker seinen Segen geben mag.

Mein vielgeliebtes Brautpaar, es ist nun aber nicht bloss gesagt, dass Ihr den Bund des Lebens miteinander schliessen sollt, sondern Ihr habt auch einen grossen Berg zu übersteigen, der grösser, Euch nicht so leicht wird, wie wenn der Hahn der Henne über den Schwanz steigt; denn heute ist es gerade jährlich, dass sich der grosse Riese mit der Tampel Margarete trauen liess; denn sie zeugten in ihrer Ehe 16 Jungen, 18 Mädchen, 19 Söhne und 13 Töchter, wovon aber bereits 6 zur ewigen Ruhe eingegangen sind. Sie waren aber nicht mürrisch über ihr Schicksal, weil ja gerade das Schock voll blieb. Darum seid fruchtbar und mehret Euch; denn es stehet geschrieben, Ihr sollt einander herzlich lieben und ein Ding in das andere schieben. Das Weib soll dem Manne gehorsam sein, darum muss sie ihm die Hosen flicken.

Und nun frage ich den gegenwärtigen Bräutigam, den ehr- und tugendsamen Hans Christoph Sägebügel von der Höllenkrücke, ob er die gegenwärtige Braut Anna Marie Flegelisen von Bumsdorf zur Gemahlin haben will und sie lieben und Freud und Leid mit ihr teilen wolle, bis der Tod sie scheidet; ist dies sein aufrichtiger Wunsch, so antworte er ein lautes vernehmliches 'Ja'. — Hingegen frage ich nun die gegenwärtige Braut Anna Marie Flegelisen, ob sie den verlobten Bräutigam, den achtbaren Junggesellen Hans Christoph Sägebügel von der Höllenkrücke zum Manne haben und ihn lieben und treu bleiben will, bis der Tod sie scheidet. Ist dies auch ihr aufrichtiger Wunsch, so bekenne sie solches ebenfalls durch ein deutliches vernehmliches 'Ja'. — Auf solches Euer Bekenntnis reichet Euch nun einander den rechten Batsch und empfanget den Segen des Schornsteinfegers also: „Alles, was meine Schneider zusammenflicken, das muss feste sein, sonst bleiben mir die Speckseiten der Bauern an den Hosen hängen.“

Nun, mein liebes Brautpaar, so Ihr Euch nun entschlossen habt, in das Land der Liebe und in das Bett der Freuden Euch zu begeben, so fühlet aber auch, was das Herz empfindet, und der Strick, der Euch verbindet, sei ein starker Silberstab! Und nun, meine liebe Braut, pflege den Mann, wo du weisst und kannst, auf dass nicht in Erfüllung gehe die Schrift, welche sagt: 'Ein böses Weib darf man nicht anrühren, sonst wird man lauter Ungetüm und lauter Brummen hören'. Ferner auch die: 'Ein Kreuz, ein Leid, ein böses Weib, hat mir der Herr

1) Scherzvortrag bei Lichtengängen (1830—50) aus Dittersbach a. d. Eigen, Oberlausitz. Die Überlieferungen aus Dittersbach verdanke ich Herrn Domschke daselbst.

gegeben, nimms Kreuz von mir, das Weib zu dir, dann kann ich fröhlich leben'. Und du, mein lieber Bräutigam, wenn du solltest die Worte in Erfüllung bringen, so denke an die edeln Sprüche Salomonis, wo es heisst: 'Wer ein böses Weib hat, der gehe aus am Montag und schneide sich Dienstag einen Prügel ab, und er haue sie am Mittwoch, so wird sie Donnerstag krank und Freitag sterben, Sonnabend wird sie begraben, da kann der Mann einen feierlichen Sonntag haben'. Halleluja, schneid Zwiebeln dra ei der grünen Mistpütze!

## 2. Spottpredigt beim Lichtengang<sup>1)</sup>.

Eine hochverehrte Versammlung wolle vorlesen hören die Epistel St. Lucä am Pechdraht, welche lautet von der dritten Haustür bis zum 12 Fensterladen also: Siehe hier dein Volk an und unterstütze sie mit einem Wispel Viergroschenstücke und ericke ihre Herzen mit Braantwein, dass sie dich loben und preisen. Amen!

Ihr, meine vielgeliebten Saufbrüder und Kaffeeschwestern, merket auf meine Worte, ich will euch belehren, dass die Feurigen von euch fahren wie die Feigen von den Disteln. Ich habe sie gezogen aus dem lateinischen Futterkorbe, und lautet auf deutsch also: Es begab sich zu der Zeit, als der Teufel ein Schuh ward, darum stehet auf von der Rechten und bezeichnet eure Geschwister mit Schuhschmiere, das Sprechen aber und alles andre überlasse ich der Köchin und der Kuhmagd. Besorget euch nun mit 20 Pfund Hammelfleisch, 20 Pfund Kalbfleisch, 30 000 Pfund Bratwürste und 24 Pfund Braantwein machen den Hals nass. Der Bock krähete zum ersten Male, da begab sichs, dass ein Holzscheit war bei einer hölzernen Bierkanne. Da trug man einen Toten hinaus, welcher stumm war. Als man ihm nun vorsetzte ein Stück von einer Eiche, siehe, da mochte er es nicht trinken, sondern setzte sich auf einen Stein und ritt davon. Als nun derselbe in zwei Dörfer kam, fand er das eine leer und im andern keinen Menschen darin; doch aus dem leeren Dorfe kamen drei schöne Jungfrauen heraus. Die eine war nackend, die andre war barfuss bis unter den Hals, und die dritte hatte keine Kleider an. Diese drei schönen Jungfrauen nahm er mit bis an das Schwarze Meer, wo zwei Schiffe standen, das eine war nicht mehr ganz, und im andern war kein Boden darin; doch in das Schiff, wo kein Boden mehr war, setzten sich die vier schönen Leute und fuhren weit über das blaue Meer, ohne dass das Schiff nass wurde. Als sie aber in die Mitte des Meeres kamen, wurden sie auf einen Papierfelsen geworfen, auf diesem Felsen stand eine lederne Kapelle. In dieser hölzernen Kapelle war nun ein lederner Pfaffe, welcher eine sehr schöne Rede hielt. Er hatte aber dabei das Unglück, dass er sich an seine Nase stiess, welche ihm bis zum Busstage zuklebte. Das war aber keine solche Nase wie die unsrigen, nein, denn sie war fast so gross wie ein preussisches Nachtwächterhaus. Der Bock krähete zum zweiten Male. Da begab es sich, dass die Pharisäer in den Tempel gingen zu opfern. Da sah eines Pharisäers Knecht, dass sein Herr, statt einen Pfennig zu opfern, einen Taler stahl. Als er das mit angesehen hatte, stieg er eilends auf einem Kirschbaum und brach sich Kinnbacken ab, kam mit dem Birkenknittel und hieb ihn so sehr, dass ihm das rechte Eingeweide zum linken Absatz heraushing. Meine lieben Zuhörer, es ist nicht möglich, dass man die ganze Welt in eine Kuhhaut einwickeln kann oder dass man sonst ein ungeschicktes Tier durch ein Nadelöhr treiben kann, aber soviel ist gewiss, dass Mädchen Kinder bekommen, wenn sie fleissig lieben. Der Bock krähete zum dritten Male.

<sup>1)</sup> Aus Dittersbach a. d. Eigen, Oberlausitz. — {Zu S. 178 oben vgl. Polsterer, Militaria (1908) S. 25 }

Es begab sich nun, dass der Papst zu Paris über die grosse Brücke ging. Da parzelte ihm viel Volks nach, unter andern war auch ein Weib, die schrie und sprach: „Herr, hilf meiner Tochter, denn diese leidet schrecklich im Ehestande“. Da legte er seine Hand auf sie und sprach: „Was ist das, mein Kind?“ Das sind die himmlischen Pauken. Er griff abermals weiter und sprach: „Was ist das, mein Kind?“ Das ist der Berg Sinai. Und er griff zum dritten Male und sprach: „Was ist aber das, mein Kind?“ Das ist der Busch Mosis, worin Mosis seinen Stab reinsteckte, wo auch heutzutage noch mancher seinen Stab reinsteckt. Und er sprach: „O Kind, dein Glaube ist gross“. Danach legte er seinen Mund auf ihren Mund und seine Brust auf die himmlischen Pauken und den Bauch auf den Berg Sinai und nahm den Stab und stach in das Gebüsch Mosis, da wurde das Kind gesund zur selbigen Stunde. Amen. — Wir haben in unsere Andacht noch folgende Personen mit einzuschliessen, welche willens sind, in den Stand des verbrannten Pelzes zu treten, und werden hiermit aufgeboten zum siebenten und achten Male: Johann Dreifuss, Gastgeber zu dem schwarzen Euter, mit seiner verlobten Braut, Anna Marie Dickbauch, von hinten offen und von vorne nicht zu. Er hat nichts, und sie hat nichts, wenn sie zusammenkommen, verlieren sie nichts, und wer hinter ihnen hergeht, wird auch niemals nichts finden. Wir wollen den Turmwächter bitten, dass er sein allerhöchstes Licht leuchten lasse und seinen reichlichen Nachtopf über sie ausschütte. Ferner ist eine Danksagung zu tun. begehrt für eine alte siebzigjährige Holzhackersfrau, welche gestern  $\frac{3}{4}$  auf halb acht Uhr von einem jungen Sägebocke entbunden wurde. Schenke ihr der Herr sechs Klaftern Holz und ein halbes Dutzend Sägen, damit sie miteinander Arbeit haben. Von unserm Mitbruder soll ich folgende Danksagung vermelden, nämlich von den Herren Rektor und buckligen Schermessergesellen, und ihr sollt so gut sein, und ihr sollt so gut sein und morgen mit ihnen zu Grabe gehen, denn unserm Herrn Kantor ist ein Kind gestorben in dieser Woche, er will sich wieder ein neues machen im alten Loche. Wir beschliessen die Andacht mit einer Prise, und wer keine hat, heisst Liese. Amen.

### 3. Die Schusterpredigt oder Predigt am Sonntage der Schuster<sup>1)</sup>.

Das Evangelium am heutigen Schusteronntage lautet von der ersten Haustüre bis zum 15. Fensterladen wie folgt: Liebe Saufbrüder, Branntweinfreunde, Klatschschwestern und die ganze bucklige Gesellschaft, ich will Euch predigen, dass die Stücke von Euch fliegen wie die Disteln von den Feigen. Unterstützt Euch einer den andern mit 50 Pfennigstücken, damit könnt Ihr tanzen und springen. Zur derselben Zeit war eine Hochzeit zur hölzernen Kanne, und sie setzten sich auf einen Stein und fuhren von dannen und kamen in zwei schöne Dörfer, das eine war leer, und in dem andern waren keine Menschen mehr drin. In dem keine Menschen darin waren, kamen zwei schöne Mädchen heraus, die eine nackend und die andre war barfuss bis an den Hals. Die barfuss war bis an den Hals, nahmen sie mit sich und fuhren bis an das blaue Meer. Dasselbst standen zwei Schiffe, das eine war zerbrochen, in dem andern war kein Boden mehr darin. In dem, da kein Boden mehr darin war, setzten sie sich hinein und fuhren auf dem blauen Meer umher, ohne dass das Schifflin nass wurde. Da wurden sie einen papiernen Felsen gewahr, auf dem stand eine gläserne Passionskirche, und darin war ein hölzerner Pastor. Der hielt eine so rührende Predigt, dass er sich an seine Nase stiess und sie 14 Tage danach noch wackelte. Aber das war keine solche Nase

1) Aus Lugau im Erzgebirge.

wie die unsrigen, sondern wie ein sächsisches Schilderhaus. Und sie fahren von dannen auf ein grosses Feld. Dasselbst stand ein Birnbaum. Er stieg hinauf auf den Apfelbaum und wollte sich satt Pflaumen essen. Da kam einer von den rohen Bauern, hielt den Kopf unterm Arm und winkte mit der grossen Fusszehe und sprach: „Heda! Was macht Ihr in meinen Kartoffeln?“ Er stieg runter von dem Kastanienbaum, las seine Krebse zusammen und zog mit den Fischen zu Markte. Da wunderten sich die Leute, da sie noch keine solche grossen Kohlrüben gesehen hatten, die wie die Runkelrüben waren. Und alsdann wurden von ihm aufgeboten zum ersten Male Johann Dreifuss mit Amalie Dreitrasch. Er hat nichts, und sie hat nichts. Wenn sie beide zusammenkommen, so verlieren sie nichts. Wer gegen diese etwas einzuwenden hat, der gehe nach Berlin, wo der Sack mit warmem Wasser steht. Und alsdann wurde aufgefunden ein Nest mit sieben jungen Nachtwächtern, wovon drei knapp recht waren und vier ihr musikalisches Talent noch nicht empfangen hatten. Und die Heringe schlugen eine Schiffsbrücke über den Rinnstein und lobten mit lauter Stimme den König von Schweden. Amen! Der Blinde schlug den Lahmen, der Lahme nahm seine Krücke und schlug dem Blinden ins Genieke. — Noch ist eine Danksagung zu tun für einen alten Sägebock, welcher nicht mehr gut stehen kann, und darum denn im Namen des Kuckucks, des Kiebitz und der heiligen Krähe. Amen!

#### 4. Kauf auf der Insel vom guten Nichts. Kaufbrief vom immerwährenden Nischtda<sup>1)</sup>.

Dieses Gut hat den Rittersitz gehabt hinter dem Schweinsberge und sind in demselben vier Stuben befindlich. Die erste ist eingefallen, die zweite, wo noch Türen und Fenster stehen, und das Tageslicht wird in grossen Säcken hineingetragen, die dritte ist der Kälberstall und die vierte wird zum Gänsen gebraucht. Oben auf dem Schüttboden unter dem Keller steht noch ein alter Schweinenschuppen, welchem aber neulich der grosse Regen viel Schaden getan hat. Die Wassermühle ist über dem Taubenschläge, und wenn vor die Herrschaft gemahlen wird, muss die ganze Gemeinde zusammenkommen und den Urin in ein Glas laufen lassen, damit das löschpapierne Rad getrieben wird. Diese hat der Gänsejunge in der Miete und zinsset jährlich der Herrschaft eine Mandel Sperlingsköpfe, eine Mandel Maikäfer und ein Brummeisen. Sonst ist das Gebäude nach der neuesten Manier viereckig gebaut. Der Lust- und Ziergarten ist auch nicht zu verachten, weil anstatt der Aprikosen Katzenzahl und statt des Spargels Disteln gezeugt werden. Zur Wintertime werden 3000 Paar alte Stiefeln und zur Sommerszeit 50 Schock verkohlte Eichstämme zur Aussaat gebraucht. An Nutzvieh ist nicht viel, aber an Geltenvieh ist etwas vorhanden: zwei Ziegenböcke, drei Eichhörnchen und drei geschnittene Saubauner zur Zucht. Zum Vogelfangen werden alte Schuhe und Pantoffeln gebraucht, und die Jagd wird mit Ketten und ein paar ausgestopften Windhunden verrichtet. Auch sind noch zwei Teiche, der eine ist für die Bäcker zur Reitschule, und im andern ist die Kegelbahn. Nun folgen die Kaufbedingungen: Erstens muss sich der Käufer die Nase selber wischen. Zweitens: Wenn er nichts hat, darf er nichts fressen. Drittens: Wenn er will was sehen, muss er sich ein Licht anzünden, die Türe ausheben und sich selber vor das Loch stellen.

Nun kommt der Beilass: Eine alte eingefallene Backstube; ein Blaserohr mit Fuchsschwänzen ausgefüttert; ein Paar neue Hosen, das sechstmal schon um-

1) Aus Dittersbach a. d. Eigen, Oberlausitz.

gedreht; ein Weiberpelz ohne Futter; eine Hechel ohne Zinken; ein ABC ohne Brettel; ein Gericht, mehr denn zehnmahl schon gefressen; ein Pflug, statt des Schares ein Entenschnabel; ein Busch, wo noch kein Baum gestanden hat; für 46 Kühe Mondenschein; zwei Dreschflügel, der erste der Grossmagd ihr Sohn, der zweite der alten Käsefrau ihr Sohn; 48 Fuder Wanzen, so dass der Grossknecht mit der Käsefrau im Hofe muss tanzen; eine Brille ohne Gläser; eine Schwarte von einem Schinken; eine Schnupftabakdose und ein Brantweinglas; eine Sturmhaube und ein Türriegel. Solches bezeugen sämtlichen Gerichten:

Kotel mach an Lehm arm, Kotel schmer an Quarksack, Mark, Dricks, Farkel und der äle Hanswurscht als Gerichtsschreiber.

Nun kommt der Lebenslauf des ehemaligen Besitzers: Was nun noch von unserm guten Mitbruder zu gedenken ist: Er wurde 8729 nach neuester Zeitrechnung geboren. Der Vater war der ehregeachtete Hans Stephan Ziegenbein und die Mutter die Oschel Sebantiele mit dem kalten Loche. Diese beiden Eltern haben einen ganz vortrefflichen Jungen gezeuget, welcher mehr denn zehnmahl abgemacht war. Er war mit einem grausigen Kopfe gezieret wie ein Igel und hatte ein Paar hellglänzende Augen wie ein paar beschissene Taubennester. Er war an seinem Leibe so schön gezieret wie eine versengte Sau und wie ein gelbleuchtender Kalkgraben. Als nun diese Frucht ein wenig erwachsen war, haben ihn seine Eltern zur Schule angehalten, wo er in 94 Jahren fast das ganze ABC auswendig gelernt hatte. Von dort aus ging er in eine Stadt die Seilerprofession zu erlernen, wo er auch treu und ehrlich ausgehalten hat. Aber einstmals geriet er mit der Dienstmagd in Streit, indem er ihr mit seiner Stecknadel in ihren Geburtsbrief gestochen hatte. Dies war ein grosses Elend für ihn, und musste er sich im 192. Jahre in den Stand der vielgeliebten Hosen mit Anna Maria Steinpilzen begeben, mit welcher er drei Jahre gelebt und 15 Kinder mit ihr gezeugt hat. Von da an hat er sich krank und hinkend auf die linke Arschbacke niedergelegt und über weiter nichts als über den rechten Absatz geklagt. Da wurde zum Doktor geschickt, welcher ihm ein wenig Bohustroh, ein bischen Haferstroh, das Gerumpel aus einer Brücke, das Fett von einer Mücke, das Eingeweide aus einer Mistgabel und den Schmelz aus einem Storchschnabel, dieses alles wurde in ein Glas getan und mit einer warmen Pelzmütze zu Pulver gestossen, dann wurde es ihm eingegeben. Als er aber sah, dass nichts aus ihm wurde, so hat er sein Testament gemacht und vermachte dem Vater seine grosse Sackpfeife, dem Totengräber seinen alten Leibgürtel, der Dienstmagd ein Paar Hosen, dem Kuhjungen seine alte Lausejacke. Dennoch hat er seinen Lebenslauf auf 900 Jahre 13 Monate 14 Tage 7 Stunden 3 Minuten und 9 Sekunden gebracht. Beim Begräbnis wurde ihm das Lied gesungen: In Schwarz will ich mich kleiden.

##### 5. Die Riesenbassgeige<sup>1)</sup>.

Hochzuverehrende Herrschaften! Wenn es in England Bierkufen gibt, worin Kriegsschiffe von 36 Kanonen bequem segeln können, so haben wir Deutschen auch Wunderwerke aufzuweisen, auf die wir stolz sein können, z. B. die Riesenbassgeige. Dieselbe ist 400 m lang und 80 m breit, zu ihrem Baue sind 6760 Schock

1) Aus Dittersbach a. d. Eigen, Oberlausitz. — [Stimmt ziemlich genau überein mit dem in Scheibles Schaltjahr 3, 668 (1847) reproduzierten Jahrmaktsdrucke: 'Kurzzeitige Beschreibung einer unerhörten grossen Baßgeigen' und der 'Beschreibung von einer großen Baß-Geige zu Breßlau in Schlesien, welche zween Maltheser Ritter zu einem Gedechnis haben machen lassen' (Recueil von allerhand Collectaneis 25, 21. 1721), von der auch ein

Dielen verwendet worden, zum Sattel allein 567 Schoek. Einhundert Geigenmacher sind nebst 92 Schreibern und 87 Zimmerleuten 9 volle Jahre daran beschäftigt gewesen, und ist solche im vergangenen Jahre fertig geworden. Zu den Schrauben sind 4 Schoek grosse Eichenbäume gekommen, zum Fiedelbogen wurden 8 Schoek Lorbeerbäume und von 200 000 Pferden die Schweife und Haare verwendet. 200 Leineweber haben an den Haaren künstlich gearbeitet; zum Leim, womit die Geige ist festgemacht worden, sind von 18 000 polnischen Oehsen die Hörner gekommen. Es haben 200 Personen darüber in grossen Braupfannen gesotten, wobei 50 Personen aus Unvorsichtigkeit in die Pfanne gefallen und todtgeblieben sind. Zum Schrauben sind 500 Mann bestellt worden, welche mit mächtigen Instrumenten arbeiten, wenn die Geige soll gestimmt werden. Zu der allerkleinsten Saite wurden 4768 Därme von den schönsten und besten Schafen genommen. Was die andern Saiten anbelangt, so ist dies nicht möglich zu beschreiben, weil es eine siebensaitige Geige ist. Sie wird nur dreimal im Jahre gezogen, als nur Ostern, Pfingsten und Weihnachten; denn es gibt von einem Feste zum andern den Klang solange, dass man nicht öfter geigen darf. 680 Personen müssen den Fiedelbogen regieren, und wenn derselbe soll geschmiert werden, sind allemal 800 Pfund Kolophonium erforderlich und müssen auch 80 Personen von einem Feste zum andern Tag und Nacht den Fiedelbogen schmieren. Im vorigen Jahre zu Pfingsten ist die Geige das erstmal gezogen worden, da ist die allerkleinste Saite abgesprungen und hat 300 Menschen erschlagen, ohne die, welche beschädigt worden sind. Die Tiefe der Geige ist nicht zu beschreiben, und es ist geschehen, dass ein Schneider aus Vorwitzigkeit sich bemühte, auf die Geige zu klettern. Da er sie nun recht hat begucken wollen und durch ein Sternloch hineinschaute, bekam er einen Schwindel und fiel gar hinein. Da ist er zwei Tage gefallen, ehe er auf den Boden kam. Weil aber die abgesprungene Saite wieder aufgezogen werden sollte, so hat man einen Versuch getan. Es ist aber ein solches Geräusch entstanden, dass ein 50 m hoher Turm, der nicht weit davon stand, sich erschütterte und eingefallen ist, keinen Menschen, aber einen Esel erschlagen hat. Auch sind von dem starken Klange 40 Menschen um das Gehör gekommen. Meine verehrten Herren und Damen, wenn Sie meine Beschreibung nicht glauben wollen, so sind Sie so freundlich und überzeugen Sie sich selbst, denn Überzeugung macht wahr.

Leipzig.

Curt Müller.

Flugblatt des Braunschweiger Museums (Große Paßgeige zu Preßlau. 1673) erzählt. Vgl. ferner ein Folioblatt mit Holzschnitt und Gedicht 'Allmodische Discant-Geige, vulgärest mit grosser müß und vnkosten nagelneu auß Vtopia gebracht' (um 1620. Weller, Annalen 1, 383. Auch im Berliner Kupferstichkabinet und im Gothaer Museum. Abgedruckt bei Hub, Die deutsche kom. Dichtung 1, 287. 1855). Eine nagelneue grosse aufschneid Geige 1632 (Folioblatt auf dem Münchener Kupferstichkabinet). Neues Wunderwerk der Welt, Oder Merckwürdige Beschreibung Der unerhört großen Baß-Geigen (4 Bl. 8°. 17. Jh. Alemannia 8, 64), Abraham a S. Clara, Gehab dich wohl 1729 S. 78, Centifolium Stultorum 2: Mala gallina, malum ovum (Wien um 1710) S. 137. — Schon C. Müller-Fraureuth (Die deutschen Lügendichtungen 1881 S. 67. 135) hat die 6. Tagereise des Finkenritters (um 1560) verglichen, wo der Held, indem er eine riesige Laute stimmen hilft, durch den Lautenstern fällt und eine ganze Viertelstunde braucht, ehe er auf dem Boden des Instruments anlangt.]

### Weitere Predigtparodien.

1. Zu der oben 12, 224 mitgeteilten Scherzpredigt fügt Herr Prof. Dr. W. Wisser in Oldenburg i. Gr. folgende in Studentenkreisen unlaufende Fassung hinzu:

#### Der Meergreis<sup>1)</sup>.

Und sie trugen einen Toten hinaus, der war stumm; und als man ihm Bier anbot, nahm er es nicht an. Da erscholl eine Stimme vom Himmel, die sprach: Sancte, sancte! Er aber verstand: Fangt ihn, fangt ihn!<sup>2)</sup> sprang auf und lief davon und kam in die Wüste Sahara, wo sie am tiefsten ist. Dasselbst fand er drei Barken: die eine hatte keine Seitenwand, die andre hatte keinen Kiel, und die dritte war überhaupt nicht da. In diese setzte er sich und fuhr zum Roten Meer (Variante: und schiffte über das ganze Tote Meer) und ward ein Meergreis, nährte sich von Kameelshaaren und kleidete sich in Heuschrecken und wilden Honig. Als er nun das Ende seiner Tage herannahen fühlte, versammelte er seine Kinder und Kindeskinde um sich und sprach: „Meine Herren, Sie haben mich zum ersten Chargierten Ihrer Verbindung gewählt. Sollte ich während meiner aktiven Zeit einen von Ihnen wissenschaftlich oder unwissenschaftlich beleidigt haben, so revociere und depreciere ich hiermit und überreiche Ihnen ein zerbrochenes Deckelglas.“ Als er das gesagt hatte, verschied er. Und sie trugen einen Toten hinaus usw. ad infinitum.

2. Damit vergleiche man, was K. v. Leoprechting (Vom Lechraim 1855 S. 163) von dem Begraben der Fastnacht<sup>3)</sup> berichtet, wie es am Aschermittwoch vielfach in den bayrischen Dörfern am mittleren Lech üblich ist. Der verkleidete Pfarrer spricht, nachdem der Mesner mit der Kuhglocke geläutet, beim ersten Halt des Zuges das Evangelium:

In derselben Zeit da steht ein Weichselbaum auf der Straß, und die Straß ging nach Frank. In Frank da war eine hölzerne Kapell, da liest ein kohlschwarzer Pfaff ein buchhagnfeichtne Maß; und bald er sagt Sanktus, Sanktus, versteh ich: Fangts'n, fangts'n<sup>4)</sup> und lauf zur Kirchfür hinaus. Bald ich nun zu Venedig durchreite, schlägts zwölfe, und da schreit die Mariagath: 'Stand auf, zünd die Kuh an! Die Latern hat kälbert'. Sie springt gleich mitsamt dem Hemd über die Stiegen runter, und ich klimm auf den Kirschbaum und brock Äpfl, und habe mein Lebtag keine solche gute Birnen gegessen. Soviel sind Worte wegen der Faßnacht über das Evangelium.

Beim zweiten Halt spricht der Pfarrer die besoffene Schuld: Ich armer elender Trinker widersage allen bösen Weibern. Ich glaube an den Herrn Wirt, wie an den Herrn Bäcker und glaube auch alles Übrige, wie daß zehn Maß Bier ein guter Trunk, und zwölf Pfund Fleisch eine gute Suppe siedet, welches alle versoffene Bier- und Schnapsbrüder glauben. Mit diesem versoffenen Glauben bekenne ich, dass ich oft und oftmals getrunken habe, aus Kanteln, Krügen, Schüsseln, Häfen und Gläsern: ich habe mich versoffen wider die zehn Groschen, wider die sieben Kreuzer, wider die fünf Pfennige meines Heiratsgutes. Solches alles mein Geld ist jetzt versoffen, ich klopfe nun an meinen leeren Geldbeutel, und schrei aus vollem Halse: O Herr Wirt, sei mir armen Sünder gnädig!

Endlich folgt das Begräbnis an der Mistgrube, und der Redner hält die Leichenrede: Nochmal an alle versoffene Faßnachtsbrüder! Euch alle zu erinnern, daß wieder auf das andere Jahr Faßnacht ist und wir sie nun für heuer begraben haben. Sie nannte sich Dudl und Bärtl, stammte aus grobem, kusehem Blute aus der Leckerfelder Heimat: ein Großhändler und Kleingewinner. Sie wurde geboren im selben Jahr, da Pfingsten vor Ostern war, zwischen Lichtmeß und Maria Jammerling, wo der Weg über die Stauden hinnehängt<sup>4)</sup> und der Sack voll Wasser anbrennt. Zum Gedächtnis vermachte sie jedem, welcher diesem Feste beigewohnt hat, ein paar birnbäumene Hosen mit Ziegelplatten ausgefüllt und einen ledernen Dreißätznern an barem Geld. Und nun adie von dieser Welt. Amen.

1) Vgl. das Gedicht vom Meergreis, das H. Oesterle im Daheim 1909 nr. 21, S. 20 wiedergibt. Polsterer, Militaria (1908) S. 160. Oben S. 177.

2) Vgl. dazu auch Kassel, Jahrbuch für Geschichte Elsass-Lothr. 21, 314—317.

3) Anders versteht der Schmied in Schwarzach (oben 16, 288) 'Sand druf für Sanctus.

4) Vgl. dazu Bolte, Archiv f. neuere Sprachen 102, 250f.



3. Eine bei den steirischen Waldbauern zum Flachsbrechmahl gehaltene Kapuzinerpredigt teilt Rosegger in seinem neuesten Buche<sup>1)</sup> mit:

In der Zeit gingen drei Jungfrauen durch einen Wald spazieren, und es begegneten ihnen drei Jäger. Der eine hatte keine Büchse, der andere kein Pulver und der dritte kein Blei. Hierauf gingen die drei Jungfrauen weiter und kamen in eine Stadt. Vor der Stadt stand ein Turm, und aus demselben gingen heraus drei Leut und ein Schneider. Der eine war blind, der andere lahm, der dritte ohne Kleider. Und der Blinde sah einen Hasen, der Lahme lief ihm nach, und der Nackte schob ihn in den Sack. Das sind die Worte, über die ich heute nicht zu euch reden will. — Geliebte Zuhörer, Zwetschkenröster und Schafscherer! Ich will gleich anfangen mit den Weibsbildern. Da gucken sie kaum heraus aus der Fatschen, soll man ihnen schon von den Buben vorquatschen. Und ehe ihnen noch tut ein Häuberl passen, suchen sie schon einen Bräutger auf der Strassen. Mich wundern nur die Alten, sie sein schon voller Kröpf und Falten, voller Runzeln und Zahnlucken, und doch tut ihnen s Herzl jucken und zucken. Es ist ihnen keiner zu jung und keiner zu alt. Ist einer krumm oder kropfad, voller Glatzen oder grauschopfad, hohlwangig oder ohne Zähn, schiech oder schön, so heißt: Du kannst mit mir gehn. — Die Jungen sein auch nix besser. Sie tun an kein Himmel und kein Höll mehr glauben, ausser wenn sie heiraten oder sitzen bleiben. Sie hören auf kein Wort und auf keine Lehr, ausser sie kommt von lustigen Buben her. Vernehm es mit Geduld und Aufmerksamkeit, meine lieben Zuhörer, Schulflicker und Kohlenstörer! Kommt ein Sonn- oder Feiertag heran, so ziehen sie sich gar sauber an, da krampeln und schmieren sie das Haar, das Biegel-eisen ist ihr Hochalter. Und kommen sie in die Kirchen, o Graus, im Beten richten sie gar nix aus. Die größte Andacht haben sie bei Pfeifen und Geigen, auf dem Tanzboden möchten sie den ganzen Tag bleiben. Hüpfen, sich zieren und Buben verführen, das sind die drei Haupttugenden, die sie gspüren. Falschheit und Heuchelei treiben sie auch dabei, und wenn ein Kirchtag ist, wissen sie schon allerhand List, mit Schmeicheln und Lügen die Burschen ums Andenken zu betrügen. Die Sünden und Laster, die sie begehen, kann nit einmal der Tenfel all sehen. Ja, alles Schlechte, das sich gar nit laßt ergründen, kann man bei den Madel und Weibern finden. Jetzt will ich aber aufhörn, sonst könnten sie verdriesslich werd'n, und das hätt ich auch nit gern. Denn diese schlechten Weiberlent sind den Männern ihre grössste Freud. Amen.

4. Eine andre Scherzpredigt, die Herr Bibliotheksdirektor Dr. Edward Lohmeyer in Kassel uns freundlich übersandte, stammt aus Schieder in Lippe-Deudold, wo der Einsender sie ums Jahr 1857 hörte:

Kapitel Donnerstag, Vers Mittwoch. Und es begab sich zu derselbigen Zeit, dass die Elbe brannte. Und die Hunde trugen Stroh herbei, um damit zu löschen. Und alsbald trug man einen Todten heraus, und derselbige war stumm. Und er setzte sich (Und wir setzten uns?) auf einen ledernen Stein und ritten bis zum Galiläischen Meere. Dasselbst fanden wir zwei Schiffe: das eine hatte keinen Boden und das andere war gar nicht da. Wir setzten uns in das, das gar nicht da war, fuhren über das Galiläische Meer und gelangten alsbald zu einer hölzernen Kapelle, darinnen ein papierener Pastor predigte. Derselbige nahm seinen linken Haeken und schlug sich damit ins rechte Nasenloch, so dass das Blut schneeweiss wie Tinte herauskam. Amen.

5. Ein Lügenstückchen, das Frau Marie Mende geb. Glück um 1873 zu Kassel vernahm, verdanken wir gleichfalls Herrn Dr. E. Lohmeyer:

Fünf Minuten vor Erschaffung der Welt verlor ich meinen Handschuh. Da ging ich drei Tage finden, bis ich ihn suchte. Da kam ich an einen Guck und lochte hinein. Da sassen drei Stühle auf drei Herren. Da nahm ich meinen Tag ab und sagte: Guten Hut, meine Herren! Da kam ich an einen See, da waren drei Schiffe: das erste hatte keinen

1) P. Rosegger, Alpensommer 1908 S. 222—224. Ähnlich schon bei Rosegger, Das Volksleben in Steiermark<sup>6</sup> 1888 S. 518—520.

Boden, das zweite keinen Rand, und das dritte war gar nicht da. Da ärgert' ich mich so, dass mir das rote Blut schneeweiss wie schwarze Tinte quittegelb übern Absatz floss<sup>1)</sup>.

6. Eine Scherzpredigt, die am zweiten Tage einer obersteirischen Bauernhochzeit vom Spielmann gehalten ward, finden wir bei J. G. Seidl, Almer (1850) = Gesammelte Schriften 4, 145—149 (1879):

Kanzelspruch. Im Namen des Brätl<sup>2)</sup>, des gefüllten Hahn! Ich möcht auch ein Bügl davon; morgen, aber heute nicht. Also les ich bei der Kanzel des großnaseten Hundsfuß, so, seiner Herstammung, in der Mitte, völlig zum Ende; auf der Seittn aber zur Überkommung des nötigen Geistes bitt ich allseits um ein gutes Glas Wein. (Er trinkt.) Euer Lieb und Andacht stehet auf, nehmet die Köpff in eure Händ, schlaget sie mir und dem Wirt zulieb tapfer an die Wänd, bezeichnet euch mit dem Zeichen des Kionrusses und sprecht mit dem Willen des Kalbskopfes, Saurüssels und Kälberschlägels. Vernehmet also die Worte des hentigen hochfeierlichen Tags bei dem kupfernen Futtertrog an der dreifachen Mistgabelschütt, welches áccorát so lautet:

Evangelium. Das Buch der Herstammung des Brätl vom Bratn, des Sohnes Märgáret vom Vogel Phönix. Phönix hat gezeuget Großkopf, Großkopf hat gezeuget Krumpfuß, Krumpfuß hat gezeuget Dreifuß mit seinen Füßen. Dreifuß hat gezeuget Besenstiel, Besenstiel aber hat gezeuget Schürhák. Schürhák hat gezeuget Herdschaufl, Herdschaufl hat gezeuget Ko(ch)löfl, Ko(ch)löfl hat gezeuget Kohlfener. Feuerkohln aber haben gezeuget Mollbrätl, Mollbrätl haben gezeuget Bratwürst, Bratwürst haben gezeuget Leberwürst, Leberwürst haben gezeuget Blutwürst, Blutwürst haben gezeuget Sandarm. Sandarm hat gezeuget Stockfisch, Stockfisch hat gezeuget Plumpsack; Plumpsack aber hat gezeuget und geboren, der da genannt wird Plánschury. Das sind die Wort, die uns der heilige St. Steff schenkt für die ewige Spitzbüberei.

1. Teil. „Heute ist jener beglückte Tag, wo ich meinen Magen genugsam speisen mag, der auf den gestrigen erfolgt ist und auf welchen der morgige Tag erscheinen wird.“ Dieses ist also wohl zu Gemüt zu führen, sagt Plomerius, der Oberkellnermeister bei dem eifrigen Luquetten-Krug in der Kanzel-Brätlgassen. Was ist es um eine einzige Bratwürst? Sie ist nicht hinlänglich, den Hunger so vieler hungriger Menschen zu stillen; und dieses alles nach den Grundsätzen anzuleiten wäre eine so weitschichtige Sache als Asien und Voitsberg. Daraus laßt sich aber noch kein Schluß machen, daß man zur Wassersucht nicht aderlassen soll. O weh denjenigen Menschen, der ihm den Fuß gebrochen hat! Es wäre viel besser gewesen, wenn er gerade geblieben wäre. Also spricht der greuliche Prophet in seinen Fußpsalmen in einem halben Vers: „Es ist nicht genug, meine Zuhörer, daß ihr bei regnerischem Wetter zerrissene Schuh anleget, sondern die Liebe des Nächsten fordert es, daß ihr sie beim nächsten Schuster flicken lasset.“ Und so spricht auch der Prophet Paitasch: „Daß der Mensch niemals ohne Kopf ausgehn soll, weil der gebrechliche Mensch nie wissen kann, was ihm zustoßen werde.“ Dieses ist also der ganze Inhalt meiner serimonischen Rede. O daß [ich] nur einen einzigen Zuhörer bewegen könnte, seinen Kopf an die Wand zu schlagen! Ich bitt um patientische Geduld. Seids bereit und bleibts gescheit!

2. Teil. „O seltsames Muster eines verheirateten Bauern!“ So weit gehen die Wort meines Schreibens. Dahero laßt sich also klar abnehmen, daß derjenige, so auf der Post fährt, nicht zu Fuß geht. Und so spricht auch der Prophet Epiopius in seiner Lebensbeschreibung, die er den ersten Tag nach seinem Tod herausgegeben hat: „Was hilft es dem Menschen, wenn er neun Siebzehner verwürfelt und drei Gulden verhäufelt, was hilft es dem Menschen, sag ich, wenn er schon einen so hanakischen Seufzer aus seinem hungrigen Magen her austreibt, als tät an einer Weißgärberbuttn ein Reif abspringen!“ O meine Zuhörer, kein Sieg ist ohne Streit. Bald wird der Weg zu eng, bald zu weit.

1) Vgl. Böhme, Deutsches Kinderlied 1897. S. 303. C. Schumann, Volks- und Kinderreime aus Lübeck 1899 nr. 648.

2) Zu diesem Anfange vgl. oben 14, 364.

Und ich wollt euch dieses aus den schönsten Geschichten beweisen, wenn ich dieselben nur gelesen hätt. Man muß daher also zu erweisen suchen, daß es dem Menschen viel schwerer falle, hundert Zentner zu tragen als einen Vierting. Ei du verbummeltes Schnipferdirndl, wie wird es mit dir einst aussehn, wann der Richter mit seinen Visicaturen kommt! Du häufest Leberknödel auf Leberknödel und wieder auf Speckknödel, und pässest noch immer auf einen besseren Fang. Aber auf dem Platz bei dem rotfalben braunen Direktor steht es geschrieben: Tásti, tásti! d. h. so viel, daß derjenige Mensch, der keinen Groschen wechseln kann, mit so viel kleins Geld haben wird. Daher schreite ich also zum Schluss des zweiten Teils und sage: O meine Zuhörer, ihr werdet das Glück nicht haben, wenn ihr krank seid, auch gesund zu sein. O, wie werdet ihr rufen und schreien, wenn ihr euch bei stockfinsterner Nacht im Kot befinden werdet! Da werdet ihr euch wünschen, eine Laterne zu haben, werdet aber keine bekommen. Kommt also alle zum Wirt, die ihr Hunger und Durst habt, und erquicket euch bei Wein und Bier! Das andere im dritten Teil.

3. Teil. Halb leimerne, halb schweimerne, abgebackte und mit Schusterdraht abgeflickte Zuhörer! Es erdichten die Poeten vom Berge Drowaldo, daß er sich von der Donau gereinigt hätt. Die Gelehrten sagen dafür, daß das End das letzte sein muß: die Wahrsager aber sagen, daß ein Mädl mit zwölf oder dreizehn Jahren noch ein Früchtl sei. Ich aber sage euch, meine Zuhörer, daß man den Durst mit einer einzigen Maß Wein besser löschen kann als wie mit dem größten Laib Brot. Einstmals stand der Habakuk sehr auf einem hohen Berg; einen Fuß streckt er nach Graz und den andern nach Tirol aus und schaute zwischen den zwei Füßen auf den himmlischen Taubenkobl hinab. Ecce laurecce, carluntum ermat, sinat, cumhirschus frisselbus. Einmals pflegt einer, als er beichten ging, neue Schuh anzulegen, und als er in den Beichtstuhl hineintrat, tat er einen starken Seufzer: als ihn aber der Beichtvater befragte, warum er diese Grobheiten in den Beichtstuhl hineingespart hätt. „Ach nein,“ versetzte derjenige, „wenn ich so blind wäre, als ein anderer taub ist, so würde ich ebenso wenig hören können, als Ihr gesehen habt.“ Daher, wie dieser, fange ich lieber an aufzuhören in Ewigkeit. Amen.

Man erkennt leicht in diesen Stücken die zählebigen alten Motive der Lügenabenteuer wieder: so in Nr. 1. 3. 4. 5 die schon im Finkenritter (Müller-Fraureuth, Lügendichtungen 1881 S. 17. 101) und im Märchen von Knoist und seinen drei Söhnen (Grimm nr. 138) erscheinenden wunderbaren drei Schiffe und die ebenso merkwürdigen drei Gesellen, in Nr. 2 und 4 die hagebuchene Messe, in Nr. 4 die brennende Elbe (Germania 7, 189. Müller-Fraureuth S. 53. 124), in Nr. 5 die Vertauschung der Satzteile (Müller-Fraureuth S. 18), in Nr. 3 die Aufzählung weiblicher Untugenden, die an die oben 14, 364 mitgeteilte Scherzrede erinnert<sup>1)</sup>. — Nachträglich möchte ich noch bemerken, dass die oben 12, 225<sup>2</sup> bruchstückweise gedruckte freche *Passio cuiusdam nigri monachi* vollständig aus einer anderen Hs. veröffentlicht ist von Feifalik in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 36, 173 (1861). — Neun Lügen in einem Atem: Zs. f. österr. Volkskunde 5, 115. Französische Predigtparodien bei Nisard, Histoire des livres populaires 1, 393 (1854) und bei Lehr, Studien über den komischen Einzelvortrag (Diss. Marburg 1907).

Berlin.

Johannes Bolte.

1) Zu diesem Liede 'Es ist wahr und kein Gedicht, was die ewge Weisheit spricht' vgl. noch Val. Rathgeber, Augsburgisches Tafelkonfekt 3, nr. 13 (1737), das Luzerner Susannenspiel von 1747 (Lütolf, Geschichtsfreund 23, 185. 1868), Nicolai, Feiner Almanach 2, 110. Erk-Böhme, Liederhort 2, 692 nr. 904. Böhme, Volkstüml. Lieder nr. 695. Erks hsl. Nachlass 16, 314.

## Zwei Satiren in Gebetsform auf Tököly und Ludwig XIV.

Wie das Vaterunser ehemals in politischen Kampfschriften ausgenutzt und parodiert wurde, hat jüngst G. Mehring (oben S. 129) in Ergänzung einer älteren Arbeit von R. M. Werner ausführlich dargelegt. Zu seinen Beispielen füge ich noch ein 'Vaterunser auf Tököly' aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, das hsl. auf einem Blatte (21 × 22 cm) in dem Sammelbande 1384<sup>23</sup> der Kapuzinerbibliothek zu Bregenz als nr. 44 steht. Graf Emerich Tököly (1656—1705), der seit 1678 den von Polen, Frankreich und der Türkei insgeheim unterstützten Aufstand der Ungarn leitete, verband sich nach 1682 mit den Türken, die ihn gegen einen jährlichen Tribut als Herrscher von Ungarn anerkannten, kämpfte 1691 auf ihrer Seite gegen die kaiserlichen Truppen und starb in der Türkei.

Etwa der gleichen Zeit, vielleicht erst dem spanischen Erbfolgekriege gehört die ebenda hsl. aufbewahrte Beichte Ludwigs XIV. an, welche freilich zur genaueren Datierung wenig Anhaltspunkte bietet. Ähnliche Parodien des kirchlichen Sündenbekenntnisses sind bereits im 16. Jahrhundert nachweisbar; vgl. das Bekantnus Herzog Moritzen (1550. Lilieneron, Die historischen Volkslieder 4, 494 nr. 585—586) und des gwesten Pfaltzgraf offen schuldt (1621. Difarth, Volkslieder des dreißigjährigen Krieges 1882 S. 42 = Wolkan, Lieder auf den Winterkönig 1898 S. 154).

### I. Das Vater Unser vbr den Erz-Rebell Teckely.

1. Teckhely, du bist deß Türkhen Knecht, }  
hattest du betrachtet recht daß } Vater UnBer
2. So wärest du nie gesprungen auß }  
der Christenheit inß Türekhén hauß } der du bist
3. Vertiefft inß Luther Lehr }  
So dich beraubt der Künftigen ehr } im Himmel
4. Jetzt trachtest du nach Türken ehr }  
Und fragest nichts darnach, ob Gott der Herr } geheiligt werde
5. Ein Dieb bist du, darffs gar wol sagen, }  
daß man soll an galgen schlagen } Dein Nam
6. Hast wölln Ungarn soll sein dein Thron }  
dir nicht, du Feind, sondern dein Cron } Zu khome Vnß
7. Ich zweiffle nicht, du loßer Gesell }  
Eß wirdt ia sein in der Höll } Dein Reich
8. Du hast die Christenheit veracht, }  
damit dein seel dem Teuffel gmacht } Dein will geschehe
9. Du bist ein Mainaydiger Bub, }  
daß du vermainst, es gehe hier zu } wie im Himmel
10. Im Himmel brat man dir khein wurst }  
man löscht dir dorten auch khein durst } wie auf Erden
11. Waß du mit falschheit ohne sorgen }  
hast gstolln, bhalts nit biß morgen } gib vnß heut
12. Du bist ein arger schlimmer gast }  
Nicht werth, daß du gefreße hast } vnser Täglichs Brodt
13. Hast gmacht Neyd, Haß, Verrätherey }  
Vermeinst, daß Gott auch dir verzeyh } vnnd vergeh

14. Dem Kayßer gschworn, Tribut gstolln } vnBere Schuld  
 halt nur, du wirst noch mueßen zolln }
15. Daß du betrogen jedermenig, }  
 So wird dir Gott die sünd so wenig } alß auch wir vergeben
16. Vermeinst, wir solten dir händigen ein, }  
 Aber wir Thun nur diß allein } vnßern schuldigern
17. Du bist ein Loßer Galgenstrickh, }  
 Ey daß der Teuffel holle dich } Vnd führe
18. Hast wollen machometisch werden }  
 daß dich der Teuffel holl auff Erden } Vnß nicht
19. Man hat dich alß ein Dieb veracht, }  
 du aber hast die Christen bracht } in versuchung
20. Die Christen hast helfen fangen }  
 Thue nicht mehr nach ihnen verlangen } sondern erlöße
21. Waß du in Ungarn hast begehrt, }  
 daß wirdt dir von Gott nit gewehrt, aber } Vnß
22. Du bist verruefft auf allen Gaßen }  
 Gott aber wirdt dir nicht nachlaßen } von dem Uebel
23. Daß ist dein Craft, Macht vnd herrlichkeit }  
 Ein Schelm bleibst du in Ewigkeit } Amen!

## 2. Ein offen Schuld des Königs [Ludwig XIV.] in Frankreich.

Ich armer Französischer König Widersag dem bösen feind, Und allem seinem ein-  
 geben, rath und That, auch glaube weder an den Vatter, den Pabst, noch an seine Söhne,  
 den Bischöfen von Cölln, Münster, vnd Straßburg, noch an den Geist deß Königs in  
 Engeland, sondern glaube gänzlich, waß das allgemeine Geschrey von der großen macht  
 deß Römischen Kayser befleht zue glauben, mit disem glauben beichte und bekenne  
 ich Leopoldo dem Römischen Kayser, der Hochwürdigen Muetter der Königin in Spanien,  
 und allen ständen deß ganzen Hollands, und gib mich schuldig, daß ich von meinen  
 kindtlichen Tagen an oft und vil gesündigt hab, mit gedanken mein reich zue uerweiteren,  
 und anderen daß ibrige abzuennemen: mit Worten, jedermäniglich vil zue uersprechen,  
 wenig zue halten: mit Werckhen, die allergrundlosisten gewaltigkheiten, aller orten zue  
 verüben, und Vnderlaßung viler guethen Werckh, wie dann solches alles geschehen,  
 heimlich durch meine falsche practiquen, indem ich fremble fürsten, mit ihren vertrauten  
 Persohnen, oder öffentlich durch meine vilfältige Krieg und Tyranny, wie jedermäniglich  
 wissend, wider daß allgemeine Recht, wider den Teutschen friden, wider den Kayser,  
 wider Spanien, wider Holland, wider meinen nechsten, den Herzog Carl von Lothringen,  
 und wider das hayl meiner armen Underthanen. Solches, und alle meine schelmenstückh,  
 sind mir layd von grund meines Herzens, daß sie mir nit seynd von statten gangen, bitte  
 derohalben, barmherziger Kayser, du wöllest mir dein Kayserliche gnad verleyhen, mein  
 Regierung fristen, solang biß ich alle meine schelmenstückh möge bueßen, jedermann  
 daß seinige widergeben und den namen deß aller christlichsten Königs erwerben, Klopfe  
 derohalben an mein sündiges Hertz, vnd sprich mit allen schelmen und Dieben: O Herr,  
 Sey mir armen Sünder gnädig, vnd barmherzig. Amen.

Ravensburg.

Paul Beck.

## Zwei deutschfranzösische Flugblätter aus dem spanischen Erbfolgekriege.

Die beiden nachfolgenden, im Stile des 'Deutschfranzosen' Johann Christian Trömer (1697—1756) gehaltenen Verherrlichungen der Siege des Prinzen Eugen und des Herzogs von Marlborough über die Truppen Ludwigs XIV. entnehme ich einem Sammelbande der Kapuzinerbibliothek zu Bregenz (Nr. 1384<sup>23</sup>), welcher *Miscellanea historica* aus den Jahren 1700 bis 1710 enthält. Das erste Stück (Nr. 7 in jenem Bande) steht auf einem 20 cm hohen und 16,5 cm breiten Druckblatte o. O. und J., das zweite (Nr. 3b) auf zwei Blättern gleichen Formates o. O. und J.

### I. Die Schlacht bei Chiari (1701).

Der Franzosen unterthänigste Supplication an den Prinzen | Eugenium in Italien. Requite. | An die Geyseriche Generalitet in Italien, da die Franzoß-Nation | durch die Deitsch hubel tractiert in die action bei Chiary<sup>1)</sup>, um zu befehl, | daß die Deitsch ein angermal besser tractier die Franzoß.

Der Franzoß-Nation nimt sein underthänig Recours an die Geyseriche Generalitet, wann die deitsch Soldat nit mak gut manier mit die honnestes gens Francois, ist impossible, und leid zu groß brutalitet, welck die Deitsch gemak à la journée de Chiary, par Dien, wann die Franzoß geb die assant mit der Espée à la main, chapeau troussé, bottes decrottées, et en fin halle mit einanger propres et galans au dernier point, sollen die Teitsch auk seyn de bonne maniere et bon Crestien, und tractier die Franzoß charitablement, wann die Deitsch victorisier, und die Deitsch ist geweiß so barbare, cruel, so horrible, daß nit geb an Frantzoß quartier, wann sie bitt, wann sagt die Franzoß su die Deitsch: Monsieur Allemand, pour l'amour de Dieu gib mir quartier, so mak die Deitsch Kopf wek, schieß tod, schlag tod. Sie die Deitsch heiß die Frantzoß Ußfutte, Schelm-Frantzoß, bestie, schreit: Daß dy der Tüffle, daß dy du saframent! Vnd ig weiß nit, was alle mehr mak. Das ist nit manier von bonne guerre; warum nit auk mak prisonnier, wie ist manier bey die Frantzoß. Wann Frantzoß marschier bey die Deitsch in bataille, und schreit: Vive le Roy, in haller gravitet, so lak die Deitsch die Frantzoß nur hauß und schrey: Kikiriki<sup>2)</sup> und wann lang genug haußlak [ausgelacht], comme Diable enragé, sich halle mit einanger auf der Frantzoß mit sein Leib, aut auf die Frantzoß sein Kopf mit Enkerschwerta, als wer die Frantzoß gens von Malefiz, und schlagt darauff, als wer die Franzoß nur Unde, daß so vil honnettes gens de qualité ist bleib tod, warum? Sie fall nit zu seiner Fuß; das nit ist manier. Wie mak die Frantzoß? Kan wider mak gesund, sie Frantzoß nit haut Kopf wek, daß nit eß mehr kan. Da mak sie Deitsch depouiller die harme Frantzoß wie Frosch, halle mit einanger zieht hauß biß auf die Emde. Par Dieu, das ist nit bon Crestien, ist nit pitié, nit misericorde mit sein prochain, laßt aok ligen wie ein dote Und. Die guerre mit der Türk kan nit mehr eruel seyn als die Deitsch: sie mak die Maul hauff, als will freß die Franzoß halle mit einanger.

Monsieur, par Dien, wann nit commandier sie seine Soldat, daß besser manier mak, mehr raisonable tractier die Frantzoß, so muß halle mit einander lauff zu Hauß, und die Frantzoß kan bleib nit in Welschland, kan nit mak sein bravour, kan nit mak sein bruit, kan nit mak sein chernibleu<sup>3)</sup>, sein sacrebleu, kann nit mak sein Rodemontade, c'est une honte für die Frantzoß Nation, wann nit mak Monseigneur bon Ordre, weiß nit remede, wir halle mit einanger par Dien miserables malheureux Bernhenter, halle mit einanger Frantzoß.

1) Bei Chiari in der Nähe von Brescia erlitten die Franzosen unter dem Herzog Villeroi am 1. September 1701 eine Niederlage durch den Prinzen Eugen. Die Supplikation ist aber, wie unten S. 190 gezeigt wird, frühestens 1702 entstanden.

2) Kikiriki, s. unten S. 193, V. 55.

3) Chernibleu, wohl ein Fluch (statt Chéri dieu??); vgl. Nr. 2, V. 41 und S. 194, V. 88.

## 2. Die Schlacht bei Ramillies (1706).

Curieuses Lamentiren, | Eines Französischen | Musquetiers | Über die durch die  
Heldenmüthige Thaten des | Welt-berühmten | Duc de Marlborough | Wider die Franzosen  
in Brabant glücklich | erhaltene | VICTORIE.

- O Buger Allemang, Holland- und Engels-Maum,  
 Der uns der große Affront wieder hat angetan,  
 Das ist brutalität, das ist gar nix Manier,  
 Daß man die bon Frantzöß so slime mag tractir,  
 5 Nimb uns der Löwen Stadt und auch der Brüssel wegk.  
 Sag mir nur ein Mensch, ob der sei just und auch reck.  
 Ich weiß die Teuffel nit, Franzos nix mehr Curage,  
 Grieg immer grobe Stöß auf Gopf und auf die Nase.  
 Der Teutsch victorisirt, ser futer ist nit gut,  
 10 Der arm Frantzos muß laß allseit sein Haar und Blut.  
 Was mak der Villeroy, nit at gut Ordre geben,  
 Der Soldat slim tractirt, nix menagirt ihr Leben.  
 Nur attaquir per forz die Alliiert Soldat,  
 Und der Monsieur Marsin ist gommen allzuspat  
 15 Mit der langsam Succurs: was wir der König sagen?  
 Er wir de groß Affront nit können bon ertragen.  
 Der gantz Armee ist hin, die Stück und die Canon.  
 O futer, glaube mir, das ist gar nit Raison:  
 Der Teutsch, gar importun, mack gleich nur massacrir,  
 20 Es gan nit der Balbier die Blessur mehr curier.  
 Serspalt nur gleich die Gopff mit seinem Enker-Schwerdt,  
 Aut ihn die Leib entzwey, daß es fällt auf die Erd.  
 Bitt son Franzos Quartier, bitt der um Gottes Will,  
 Wil doch der Teutsch Soldat davon nit hören viel.  
 25 Sreit gleich: 'Potz Saframent, sies nur die Schmen nider,  
 Slag nur die Unsfott todt und die marode Brüder.'  
 Als wer Fransöß nur Und, und nit auch Galant Hom.  
 O Bunker Engelmann, biß nimmer gut Patron  
 Du bist jetz gar Barbar, Crnel, horribel. böß;  
 30 Du gibst uns arm Franzos allseit nur Schläg und Stöß.  
 Das haben wir, Morblee, mit Schmetzen vor swey Jahren  
 Bei fataln Schelenberg, auch diß Jahr son erfahren!  
 Wers du nit in Brabant und nit in Spanien,  
 So hät nit der d'Anjou von Madrid dörffen gehn.  
 35 Daß die der Teuffel ol, du tausend Teuffel du!  
 Du macks, daß jetzt die bon Fransöß ist gar futu.  
 Hast der Barcelon ensetzt su Wasser und su Land,

V. 1 Buger (frz. bougre) = Schuft, Lump. — 5 Löwen und Brüssel fielen nach der Schlacht bei Ramillies (23. Mai 1706) in die Hände Marlboroughs. — 6 reck = recht. — 9 futer (foudre) = Blitz: vgl. V. 18. — 11 François de Neufville, duc de Villeroy (1644 bis 1730), bei Ramillies besiegt. — 14 Der Marschall Ferdinand de Marsin (1656 bis 1706), 1705 bei Höchstädt und 1706 bei Turin geschlagen. — 21 Enker = Henker, vgl. V. 26 Unsfott, 28 Und. — 28 Bunker, wohl = Bougre. — 31 Morblee (morblen, mort de Dieu) = bei Gott! — 32 Am Schellenberg bei Donauwörth wurden die Bayern am 2. Juli 1704 von Ludwig von Baden und Marlborough überwunden. — son = schon. — 34 Herzog Philipp August von Anjou, der Enkel Ludwigs XIV., der als Philipp V. den spanischen Thron bestieg, belagerte 1706 seinen Nebenbuhler Karl III., den Sohn Kaiser Leopolds, in Barcelona, musste aber die Belagerung aufheben, weil die Portugiesen unter Lord Galloway bis Madrid vorgedrungen waren. — 36 futu (foutu) = futsch.

- Geschlagen die Armee, daß dir der Enker dank.  
 Jetzt kan man Landau nit noch Turin attaquiren.  
 40 Der Concept ist verrück, nur alles mag verlièhren:  
 Al Rondemontod felt, daß der der Schernible  
 Crojemona par Dieu, thut mir in Ertzen weh.  
 Ludwig nit mehr Fortun, das ist der gar nit bon,  
 Wann er nit besser wird, lauff all Fransoß davon,  
 45 Er gibt uns gein Larschang, geiu Brod und gein Fourage:  
 Wie sol dann der Soldat wohl haben de Courage!  
 Der Teutsche frist und saufft, holt immer Bente ein,  
 Die arm Frantzosen die muß nur Berenäuter seyn.

Ravensburg.

Paul Beck.

### Ein Reimgespräch zwischen Prinz Eugen und Villeroi (1702).

Die beiden voraufgehenden Satiren, von denen die zweite bereits bei Ditfurth, Die historischen Volkslieder von 1648 bis 1756 (1877) S. 356 mit der falschen Jahreszahl 1703 zu lesen ist, zeigen in der ganzen Anlage wie in einzelnen Ausdrücken enge Verwandtschaft miteinander. Wie ist diese zu erklären?

Einen Fingerzeig gibt uns die eigentümliche Sprachform beider Stücke. Das zur Verspottung der Franzosen dienende gebrochene Deutsch, das später durch den von Beck zitierten Sachsen Trömer zu läppischer Manier gesteigert wurde, scheint gerade in dieser Zeit aufgekommen zu sein, wenngleich schon 1677 Jan Rebhu<sup>1)</sup> eine Italienerin einen Brief in ähnlichem Kauderwelsch schreiben lässt. 1704 ward das oft wiederholte Lied des Guckkastenmannes 'Raritäten sein ßu sehn'<sup>2)</sup> gedruckt; später kennzeichnen, wie Erich Schmidt in der AdBiogr. 38, 628 bemerkt, Holberg, die Gottschedin, Gellert deutsche Ausländerei auf ähnliche Weise, wie uns noch Riccaut de la Marlinière bei Lessing entgegentritt. Das älteste mir bekannte Beispiel aber, wenn wir von dem anders gearteten bei Jan Rebhu absehen, bietet ein 1702 erschienenes und unten wiederholtes Alexandrinergespräch zwischen dem Prinzen Eugen und dem mühsam Deutsch radebrechenden Herzog von Villeroi; und gerade in diesem erblicke ich das gemeinsame Vorbild für die

39 Landau in der Pfalz war 1702 und 1704 den Franzosen entrissen worden, fiel aber 1712 wieder in ihre Hände; Turin ward 1705 und 1706 vergeblich von ihnen belagert. — 40 Concept = Plan. — 41 Rondemontod (rodomontade) = Prahlerei. — Schernible, s. oben S. 188<sup>3)</sup>. — 42 Crojemona = croyez-moi. — 45 Larschang (l'argent) = Geld.

1) Der Symplicianische Welt-Kucker oder Abenteuerliche Jan Rebhu o. O. u. J. [1677] S. 42: Brief einer italienischen Gräfin an den Kapellmeister. Den Autor (Huber?) sucht man vergeblich in der Deutschösterreichischen Literaturgeschichte von Nagl u. Zeidler. Lowack (Die Mundarten im hochdeutschen Drama 1905 S. 3) nennt noch den radebrechenden Allobro in Frischlins Julius redivivus, übersetzt durch seinen Bruder Jacob (1592); vgl. Bolte, Guarnas Bellum grammaticale 1908 S. \*56.

2) Vgl. Erk-Böhme, Liederhort 3, 516. M. Herrmann, Jahrmaktsfest zu Plundersweilen 1900 S. 19. M. Friedlaender, Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert 2, 441. Kopp, Zs. f. d. deutschen Unterricht 9, 604 und Archiv f. Kulturgeschichte 2, 316. Auf die Verbreitung dieses Liedes weist auch der Titel einer politischen Flugschrift hin: 'Schöne Raritäten einiger vornehmen Höfe' (Genff 1705. 50 S. 4<sup>n</sup>), und schon 1698 erscheint in einem Leipziger Hochzeitgedicht (Orpheus Hommer [= E. Ush], Musen-Cabinet 1708 S. 1185) ein Savoyarde mit den Versen: 'Schaut schöne Spiele-Werck, schaut schöne Rarität, Sauct Ursel, Catharin, courante Margaret'. (Curante Margretchen: Erk-Böhme 1, 25 f).



prosaische Supplikation der Armee und die gereimte Lamentation des französischen Musketiärs. Wie dort die gemeinen Soldaten, so beschwert sich hier der hochfahrende Herzog über das grimmige Ungestüm der deutschen Krieger, die dem Feinde keinen Pardon gewähren. Einzelne Ausdrücke wie Undsfutt, Enkerschwert, Chernibleu und ganze Verse<sup>1)</sup> kehren wieder. Die historischen Ereignisse (Schlacht bei Chiari, Catinats Missgeschick, die Erstürmung von Cremona) werden vollständiger angegeben, und die Situation ist mit fast dramatischer Schärfe umrissen: Prinz Eugen ist es, dem der am 1. Februar 1702 zu Cremona gefangene, doch mit allen Ehren behandelte und ein halbes Jahr darauf ohne Lösegeld entlassene Herzog von Villeroy<sup>2)</sup> seine Klage vorträgt und von dem er eine treffende Abfertigung erhält. Im Vergleich zu diesem eine gewisse literarische Bildung veratenden und ein Jahr später von dem Leipziger Magister Erdmann Uhse<sup>3)</sup> eines Abdrucks in seiner Poetik gewürdigten Dialoge offenbart die Prosa-Supplik einen erheblich niedrigeren Geschmack. Sie begnügt sich, die komische Wirkung des fehlerhaften Deutsch des indignierten Franzosen festzuhalten, während der Autor von 1706, der die Versform bewahrt, ungescheut die Ausdrücke seiner Vorlage zur Feier eines von Marlborough erfochtenen Sieges plündert.

Gespräch, Zwischen Ihro Hochfürstl. Durchlauchtigkeit Printzen EVGENIO von Savoyen, | Und | Monsieur le Duc de | Villeroy Gedruckt zu Cremona. 4 Bl. 4<sup>o</sup> o. J. (Berlin, Flugschriften 1702, 18).

#### Villeroy.

Allons par force! Ha! Was mak doch die Franzose?  
 Ats gein Courage mehr? Steckt in die Teusche Ose  
 Itzt viel ein gröser Mut? die halte Catinat  
 Par Dieu! ist gar foutu: Er gomme er gar zu spat.

#### Eugenius.

- 5 Monsieur de Villeroy ist, wie ich hör, gekommen:  
 Der Namur vor entsetzt, hat sich nun vorgenommen,  
 Auch in Italien zu zeigen seinen Muht.  
 Wie wagt der theure Held so liederlich sein Blut!

1) Vgl. die Verse 37 f., 57 f., 61, 85, 88f. mit V. 25f., 21f., 20, 44, 42f. des 'Curieuses Lamentirens'.

2) Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen, hsg. von der Abt. für Kriegsgeschichte des k. k. Kriegsarchives 4, 98, 113 (1877).

3) [E. Uhse.] Wohl-informirter Poët, Leipzig 1703 S. 86—90. — Uhse, über den Waldberg (AdBiogr. 39, 149) unterrichtet, spricht hier von der Länge der Reden „in demjenigen artigen Gespräche, welches dem Durchl. Printzen Eugenio von Savoyen und dem in Cremona gefangenen Duc de Villeroy vor weniger Zeit angedichtet worden. Weil nun dasselbe gar curicus und lustig (ob es gleich etwas reiner seyn könnte und sollte) ist und zeigt, wie schwer die Teutsche Sprache den Frantzosen zu reden vorkommt, wird es dem munteren Leser nicht mißfallen, wenn sich solches gantze Gespräch allhier praesentiret“. Weggelassen sind die Verse 99—126. Übrigens hat bereits Erich Schmidt in seiner Charakteristik Trömers auf den Dialog bei Uhse aufmerksam gemacht.

2 Teuse, Uhse — 3 grörsrer, Uhse. — Der Marschall Nicolas de Catinat de la Fauconnerie (1637—1712) ward Ende 1701 aus Italien abberufen und zur Rheinarmee geschickt. — 6 Namur war 1692 von den Franzosen eingenommen, drei Jahre später aber durch König Wilhelm von England ihnen wieder entrissen worden.

## Villeroy.

Morbleu! was mack die Teutsch! Ick ab den Goff serstossen.  
 10 Das iß nit gut Manier, O foutre schlimme Possen.  
 Sie at mir eine Brill auf meine Naß gesteckt:  
 Ick ät er nit geglaubt, daß er die Sähn so bleckt.

## Eugenius.

Ha! Monfieur Villeroy, wir, die zusammen kamen,  
 Wir wollen auf dem Bret, wir wollen auf der Damen  
 15 Ein ander jagen um: sonst wird die Zeit zu lang.  
 Vielleicht kan hier ein Stein dem andern machen bang.

## Villeroy.

Pardon, mon Prince, Pardon, ir müß nit so anpacken  
 Die Nobles gens francois; ihr müß es nit so macken.  
 Das is brutalité; der teutsch Mann ist sonst gut,  
 20 Er sag: O bon Fransoß! behalt er du dein Blut!

## Eugenius.

Ich komm aus Ungarn erst und hab in Siebenbürgen  
 Nichts anders sonst gelernt als säbeln, hauen, würgen.  
 Weil nun Frantzoß und Türek wie Brüder sind vereint,  
 So scheer ich billig sie wie andre Christen-Feind.

## Villeroy.

Pardon, mon Prince, glaub mir: Wann Fransoß angreifen  
 25 Mit die Deg in der Hand, wenn sie die Chapeaux streiffen  
 Und troßig drucken ein, sie schrecken halle Welt,  
 Sich ein Franzoß galant und öfflich dennoek stellt.  
 So soll die Teutsch oek seyn. Das ist nit bonne Maniere,  
 30 Das is nit bon Chretien. wenn sie so schlimm tractire,  
 Mon Dieu! die Herr Fransoß. Ist Teutsch Victorieus,  
 So ist sie gantz Barbar, Cruel, Horrible, böß.  
 Das ats bey Chiari die gut Fransoß erfahren.  
 Er sagte su die Teutsch, die Aut gans zu bewahren:  
 35 'O Monsieur Allemand, o pour l'amour de Dieu,  
 Quartier, mon Allemand!' fällt er gar auf der Knie.  
 O foutre Allemand! Er schreyt: 'Goff weg, schieß nieder,  
 Schlag tod die Unsfut, Schelm Fransoß, Marode-Brüder,  
 Daß dick die Schinder ol, daß dick daß Safferment,  
 40 Du Und, du Bestie, daß dick die Eucker schänd!'

## Eugenius.

Auf diese lange Klag weiß ich sonst nichts zu sagen  
 Als daß, so lang die Welt noch wird Frantzosen tragen,  
 Kein Fried auf Erden sey. Setzt immer auf die Hüt  
 So trutzig, als ihr könnt, wir sind des Prahlens müd.  
 45 Man kan es nicht so arg mit euch, Frantzosen, treiben,  
 Man wird den grösten Rest euch dennoch schuldig bleiben.  
 In Summa: Wessen ihr uus Teutsche klaget an,  
 Hätt ihrs uns können thun, ihr hättets auch gethan.

Villeroy.

Es ist dock nit Manier, ok nit Raison de guerre.

Eugenius.

50 Macht nur von diesem nicht ein alberes Geplerle!

Villeroy.

Man mack ock Prisoniers, so mak es die Fransoß.

Eugenius.

Man spricht von dieser Ehr\_bey uns nicht sonders groß.

Villeroy.

Wann die Fransoß marchirt und stellt sich in Bataille,  
So ält die Teutsch sie nur wie foudre und Canaille.  
55 Kikrikik, O die Spott! Laufft mit so ringen Auffen,  
Wie tausend Teufel su, last kein Fransoß verschmauffen,  
Aut ihm die Leib enswey, wie mit der Encker-Schwert  
Serspalt sie ihm die Goff, wie Wolff die Schaafte schert,  
Als wer Fransoß nur Und, und nit honnet su nennen,  
60 Nit Gens de qualité: Die Teutsch wills nur ergennen  
Für Gens von Malefice. O das ist nit Raison.  
O Bougre Allemand, biß nimmer gut Patron,  
So die Fransoß nit mack, mack nit glei massaciren,  
Er mack, daß die Blessur Barbier nock gan curiren!  
65 Teutsch zieget die Fransoß hall mit einander aus  
Wie Frosch biß auf die Emd, schlägt er tod wie ein Mauß.  
Wer at die teutsche Gatz in Welschland lern so mausen?  
O das is nit Raison. nit bon Chretien, so aussen  
Misericorde nit: die Teutsch ist gantz Barbar,  
70 Verschont nit sein Prochain, er will sie fressen gar.

Eugenius.

So recht der alte Brauch, die Kriegs-Manier wills haben.  
Wir lassen uns von euch nicht mehr das Rüblein schaben.  
Wie biß daher geschah. Die Zeiten ändern sich.  
Wir liessen schändlich sonst des Käysers Ehr im Stich,  
75 Dem ihr noch biß daher habt allen Spott erwiesen,  
Der in der gantzen Welt doch Christlich wird gepriesen,  
Barmhertzig, fromm und mild, der nicht mit Christen-Blut  
Unnötig sich befleckt, wie ihr Frantzosen thut.  
Wenn Teutschland soll von euch des Nechsten Liebe lernen,  
80 So müssen wir so weit von selber uns entfernen  
Als Himmel und die Höll. Ich sage frey dabey,  
Daß niemand als der Teutsch für jetzt mein Nechster sey.

Villeroy.

Monsieur, wenn sie nit geb gut Ordre sein Soldaten,  
Daß raisonabler sie tractir mein Cameraden,

53 Marchir, Uhse. — 54 Teutsche A, Teuts Uhse. — 55 Der Spotttruf Kikrikik auf den gallischen Hahn erscheint z. B. auch bei Dittfurth, Histor. Volkslieder von 1648 bis 1756 S. 245–316 f. (1707, 1741, 1742). Vgl. oben S. 188<sup>2</sup>. — 56 tausend, Uhse. — 61 O das ist] das iße, Uhse. — 62 immer A. — 65 zeigt A. — 66 Fros, Uhse. — 68 aussen, Uhse. — 80 müsten, Uhse. — 83 Soldat A.

- 85 Laufft all Fransoß darvon, bleibt nit in Welschland mehr.  
 Die Teutsch ist gar cruel, mack mir die Sach so schwer,  
 Ick gan braviere nit, mit Gasconnade macken,  
 Nit bruit, nit Cherny bleu, wann mick die Teutsch anpacken,  
 Rodomontade fällt: Gomm nit gut Ordre eiu,  
 90 Mon Dieu! so muß Fransoß Bernäuter alle seyn.

## Eugenius.

- Was ich für Ordre stell, daß soll euch nicht anfechten:  
 Ich suche meinen Feind zur Lincken und zur Rechten.  
 Seyd ihr Frantzosen dann in Welschland nicht zu Hauß,  
 So jagt man billich euch als grobe Gäst hinnauß.  
 95 Schert euch, ihr cherny bleu, ihr Sacre Dieu, von hinnen!  
 Die Ordre geb ich jetzt. Mein einiges Beginnen  
 Ist euer Untergang. Wolt ihr Bernhäuter seyn,  
 So widersprech ichs nicht und stimme selbst mit ein.

- |     |  |   |     |
|-----|--|---|-----|
|     | Seht, den prahlenden Frantzosen        | Und die Streiche halten aus.            |     |
| 100 | Fällt das Hertz nun in die Hosen.      | Kehrt, ihr Prahler, kehrt zu Hauß,      |     |
|     | Villeroy muß entlaufen,                | Schämt euch, daß zwei tausend Teutschen | 115 |
|     | Kan vor Aengsten nicht mehr            | Eurer gar acht Tausend peutschen,       |     |
|     | schnauffen.                            | Und darzu in einer Stadt,               |     |
|     | Giebt sich selbst, o Schand, gefangen. | Die da Thor und Mauren hat,             |     |
|     | Catinat ist heimgegangen,              | Wo der Feld-Marchal quartiret           |     |
| 105 | Hat der Stösse schon genug.            | Und das Haupt-Commando führet!          | 120 |
|     | Saget, seyd ihr noch so klug,          | Achtzig grosse Officirer,               |     |
|     | O ihr alte Practicanten,               | Achtzig — — —, sagt ich schier,         |     |
|     | Eure Kunst wird nun zu schanden.       | Liessen sich auf einmal fangen.         |     |
|     | Seht, der junge General                | Unsre Teutschen können prangen.         |     |
| 110 | Coujonirt euch überall.                | Darum — — die Frantzosen                | 125 |
|     | Den ihr kriegen wollet lehren,         | Gar vor Angst nun in die Hosen.         |     |
|     | Müset ihr den Rücken kehren            |   |     |
|     | Berlin.                                | Johannes Bolte.                         |     |

### Die siebenbürgischen Melodien zur Ballade von der Nonne.

Unter den von R. Zoder (oben 18, 394) übersichtlich zusammengestellten Melodien zur Ballade von der Nonne ist die in Deutschland am weitesten verbreitete Weise (bei Zoder Gruppe 1) in Siebenbürgen nur in Verbindung mit dem Studentenliede 'Im Krug zum grünen Kranze' bekannt. Das ist um so auffälliger, als der Melodienschatz der Siebenbürger Deutschen mit dem Mittel- und Westdeutschlands sonst eine sehr nahe Verwandtschaft aufweist, auffällig auch im Hinblick auf das hohe Alter und die sonstige weite Verbreitung der Melodie (binach Dänemark und Schweden hinein). Sie läßt sich schon im 17. Jahrhundert nachweisen: im Liederbuech des Leipziger Studenten Clodius aus dem Jahre 1669 (Niessen, Vierteljahrsschrift f. Musikwissensch. 7, 654. Beilage XXI. 1891) steht sie als eine dem älteren Liede: 'Ich ging auf einer Wiesen' (Blüml. Futilitates 3, 160) entlehnte Weise in folgender Gestalt:

87 bravure. Uhse. — 88 mick] uns Uhse.

Dort da die Ro - se wuch-se, war meine Lieb - ste  
hier (s. Blüml, Futilitates 3, 17, 1908).

Nebenbei bemerkt weist die Melodie schon hier die von Zoder gewiss mit Recht auf kunstmässigen Einfluss zurückgeführte Ausweichung in die Dominante auf.

In Siebenbürgen wird die Nonnenballade (soweit bis jetzt bekannt) in den verschiedenen Gegenden des 'Sachsenlandes' zu folgenden, zum Teil sehr altertümlichen Melodien gesungen, die ich selber aus dem Volksmunde aufgezeichnet habe.

Schönau 1905.

1. Ich steig auf ho - he Ber - ge

An den mit \* bezeichneten Stellen schwankte das Intervall zwischen einem halben und einem ganzen Ton.

Neudorf 1901.

2. Ich stand auf ho - hem Ber - ge

3. Ich stand am ho - hen Ber - ge - lein

4. Ich stand auf ho - hem Ber - ge

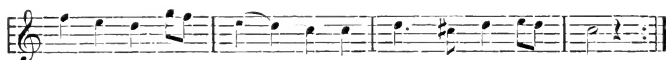
Fellendorf, Zuckmantel, Maniersch 1898.



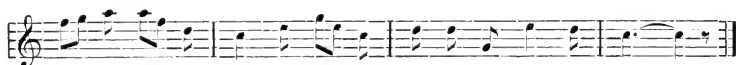
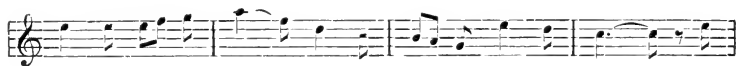
Eibesdorf 1903.



Keisd 1897.



Treppen 1906.



Von obigen Melodien weist nur die erste mit einer von den durch R. Zoder zusammengestellten Melodien, und zwar mit Nr. 31 in Gruppe V, Verwandtschaft auf. Die Ähnlichkeit tritt namentlich in der zweiten Hälfte der Melodien zutage, indessen gehen die Melodien auch im ersten Teil wohl auf dieselbe Wurzel zurück. Damit erhält die von Zoder angezweifelte Echtheit von Nr. 31 und wohl der ganzen V. Gruppe eine nicht unwichtige Stütze. Die oben mit 1 bezeichnete Melodie wird in Siebenbürgen mancherorts zu der gleichfalls sehr alten Ballade 'Herzliebster, ich hab vernommen' gesungen. Die erste, hier und in manchen Gegenden Deutschlands verloren gegangene Strophe (vergl. Erk-Böhme, Liederhort Nr. 635) begann im 16. Jahrhundert: „Ich stund an einem Morgen heimlich an einem Ort“. Der gleiche Anfang beider Balladen (Ich stund) hat wohl zur Übernahme der Melodie von der einen zur andern geführt, wobei unentschieden bleiben mag, mit welcher von beiden sie früher verbunden gewesen ist. Dass bei gleichem Strophenbau und Metrum des Textes oft ein einzelnes Wort oder eine ähnliche Situation zur Entlehnung der Melodie Veranlassung gibt, ist eine

Erscheinung, die sich öfter beobachten lässt. Die Entlehnung geschieht natürlich meist unbewusst, und die Assoziationsreihen der Volksphantasie werden oft von sehr lockeren Fäden zusammengehalten: man fühlt sich angesichts der Leichtigkeit und der aller Logik trotzendes Zufälligkeit, mit der die Gedankenbilder (Textreihen aus verschiedenen Liedern, Abschnitte aus verschiedenen Melodien, in diesem Falle ursprünglich nicht zusammengehörige Texte und Melodien) zusammenschliessen, immer wieder an die lockere Assoziation der Traumgebilde erinnert. Weiter unten folgt sofort ein weiteres Beispiel zu dieser für die Entwicklung des Volksliedes hochbedeutsamen psychologischen Erscheinung.

Die beiden folgenden Mollmelodien 2 und 3 weisen weder mit 1 noch untereinander eine engere Verwandtschaft auf. Im ganzen aber ist eine gewisse Ähnlichkeit in der Tonführung, auch abgesehen von dem gemeinsamen Mollcharakter, nicht zu verkennen. Man darf wohl annehmen, dass die Melodien 1—3 ungefähr in derselben Zeit (nicht nach dem 16. Jahrhundert) entstanden sind.

Die 4. Melodie ist eine Umbildung der Marseillaise; Nr. 5 aber ist nichts weiter als ein Bruchstück von Nr. 4<sup>1)</sup>.

Nr. 6 gehört eigentlich zu dem Text des Lossius'schen Liedes 'An einem Fluss, der rauschend schoss'. Offenbar hat die ähnliche dichterische Situation — hier wie dort der „rauschende Fluss“ und am Ufer das trauernde Mägdlein — zur Übernahme der neuen Melodie für den alten Balladentext geführt. Ähnlich steht es mit der 7. Melodie. Sie findet sich (allerdings im 2. Teile anders lautend) zuerst gedruckt in Verbindung mit dem Goetheschen Lied 'Da droben auf jenem Berge, da steh ich tausendmal' bei W. Ehler, 'Gesänge mit Begleitung der Guitarre, eingerichtet von W. E. Tübingen 1804 (nach Böhme, Volkstüml. Lieder Nr. 452). Böhme bemerkt dazu: „Der Name des Komponisten fehlt zu dieser Melodie, während er zu den meisten anderen angegeben ist. Also wohl Volksweise, und zwar zu dem Volkslied gleichen Anfangs, das vom Mühlrade singt (Erk-Böhme, Liederhort 2, 234).“ Ob unsere Melodie Nr. 7 nun von dem eben-erwähnten Volkslied oder von der Goetheschen Schäferballade entlehnt ist, in jedem Falle besteht das Assoziationsbindeglied, das zur Übernahme der Melodie führte, in dem ähnlichen Textanfang: „Da droben auf jenem Berge“ — „Einst stand ich auf hohem Berge“.

Die Melodien 4—7 sind allem Anscheine nach alle erst im 19. Jahrhundert in Siebenbürgen eingedrungen. Sie werden die alten, schönen Mollmelodien zur Nonnenballade wohl in wenigen Jahrzehnten völlig verdrängen. Das ist das eine Moment, worauf wir hier aufmerksam machen möchten. Das zweite, was wir uns auszusprechen erlauben, ist: dass wohl die wichtigste und zugleich interessanteste Aufgabe des Volksliedforschers im Aufsuchen der Assoziationsgesetze besteht, nach denen sich Entwicklung und Verwitterung der Volkslieder vollzieht.

Treppen, Post Mettersdorf (Siebenbürgen). Gottlieb Brandsch.

1) Über Reminiszenzen an die Marseillaise in deutschen Volksmelodien s. W. Tappert, *Wandernde Melodien*, Leipzig 1890, S. 62 ff.; über den Verwitterungsprozess, der sich bei vielen Melodien nachweisen lässt, s. G. Brandsch, *Über Werden und Vergehen der Volksweisen*, Hermaunstadt, W. Krafft, 1906 S. 10 ff.

## Tiroler Volksmeinungen über Erdbeben.

„Vom Brenner hat man nie etwas ‘Ungleiches’ gehört“; doch da geschah das Aussergewöhnliche; leichte Erdstöße fanden Anfang Juni 1891 statt. Wie sich die ältesten Leute erinnerten, war in mehr als 80 Jahren nur ein Erdbeben vorgekommen. „Damals“, erzählte da einer von den alten Gossensassern, „wir kamen grad von der Mahd, ist es vor uns hergegangen, als wenn man einen starken Sagbaum zur Sage führt (zur Sägmühle fährt).“

Die Jugend, die noch kein Erdbeben erlebt hat, verhält sich ungläubig. Einer meint: „Das sein auch keine Erdbebner jetzt hier, hab i glei gesagt, das sein selle Donnergrottler (Getöse); das thut der Donner wohl öfter, mit der Sonnenfinsternis soll es aufhören.“ Und ein anderer fügt hinzu: „Die Erdbebner sein weiter an einem andern Ort, und bis hierher kommt nur der Hall.“

„Die letzte Nacht aber hat es (das Erdbeben) mich im Bett tüchtig z’ammen g’buddelt,“ hebt der Postmeister Stephan Schuster an. „Ich für meine Person glaube, die Welt wird durch Feuer untergehen; denn warum? Früher haben sie eine Petroleumquelle gehabt in Russland, jetzt haben sie überall welche entdeckt, und in den Steinkohlenbergwerken hebt (hält) kein Holzgerüst mehr. Es brennt nicht, aber es ist bald, als wenn es gebrannt hätte — wie verkohlt. Das muss doch die Ausdünstung der brennenden Gase machen. Der Stetter in Sterzing muss jetzt nach Bayern festes Lärchenholz schicken, womit sie es in den Kohlenlagern noch versuchen wollen.“

„Woher das Erdbeben kommt? Vom Wind kommt es,“ ruft ein junger Mann, „wenn der so fast (stark) geht und der Regen ihn schnell ohaltet (davon abhält).“ — „Nein, nein, vom vielen Regen im Mai kommt es,“ ruft ein anderer, „wenn das Wasser in die Erde fliesst. Unterschich (darunter) ist das stinkige Öl (Petroleum), das brennt, da gibt es einen schrecklichen Dunst.“ — „O ein (warum nicht gar)! Die Kälte im Winter und der Erddunst macht die Erdbebner“, glaubt ein Dritter. — Unsere alte Bäuerin dagegen weiss: „Die Sonne soll Schuld sein. Haben Sie das gehört, dass die Sonne 40 Meilen weit dersprungen ist? Und in a Toal (einem Teil) Orten scheint gar keine mehr? Die Mahren des Waldherrn (Försters) Frau hat das erzählt.“ — Soll die Sonne an einen andern Ort hingesprungen sein? — „Nein, verstehen Sie es nicht? Wie die irdenen (irdenen) Schüsseln derspringen. Das sag lei i, weil Sie es nicht verstehen. Mit dem Perspektivglas wird man es wohl sehen können, ob es so ist; wenn man damit in die Sonne einsehen kann, das weiss ich freilich nicht. Vielleicht ist es nicht wahr.“

Eine Frau aus Sterzing hat gewusst, ein grosses Tier, was im Meer lebt, macht die Erdbebner, wenn es sich regt. Und ein Bauer, der vom Steinacher Markt kam, erzählte, dort hätten sie gesagt, ein Berg, aus dem Feuer käme, wäre die Ursache, und ein seller (solcher) Berg wär unter dem Brenner.

Dort kommt der Raderer Hansl; fragen wir den! Er ist der älteste Mann in Gossensass, ein Erfahrener, und er hat auch manches gelesen. — Was denken Sie vom Erdbeben? — „Wie Ös dös versteht? fragt die Fräuele“, hilft mir seine Häuserin, mich dem schon Schwerhörigen verständlich zu machen. — „Das ist etwas Unheilbringendes, Gefährliches. Gelesen hat man es wohl, dass Erdbeben ganze Städte zusammengeschüttelt haben. Krieg soll es geben. Hier glaub ich es nicht, dass es etwas macht, wo der Boden alles Fels ist; doch wenn unser Herr uns strafen will, derweicht man ihm nicht (kann man ihm nicht ausweichen). Am Vesuv ist auch hohes Gebirge, aber dort ist



auch das Meer, das haben wir hier nicht. Vom grossen Tier im Meer, dem Walfisch, und vom Sprung in der Sonne habe ich auch gehört, doch das glaubt hier keiner. In Innsbruck haben sie dem heiligen Alexius, der für die Erdbeben ist, an seinem Tag einen Umgang gelobt; einmal haben sie den ausgelassen, da hat die Erde so gebebt, dass in den Wirtshäusern die Gläser aneinander geschlagen und zersprungen und verschüttet sind. Sie haben Nachmittag dann noch den Umgang gehalten, da hat das Erdbeben aufgehört. Heut und morgen wird auch deshalb hier ein Rosenkranz gehalten und Samstag eine Messe.“

Andere Leute treten herzu. Sie haben gehört, der Brennersee, der sonst immer eben hergeflossen ist, soll einen Spalt haben und das Wasser im Bad so heiss geworden sein, dass man es unmöglich angreifen kann; in Gries (Brenner) aber wäre beim Erdbeben eine Tafel (ein Heiligenbild) herabgefallen; andere sagen, der Fels habe einen Sprung bekommen; doch die Bahnaufseherin sagt: Nein, das Stationshaus hat einen Sprung, weil es halb auf Fels, halb auf Schotter gebaut ist, dass die Leut sich nicht mehr getrauen, drin zu bleiben. Aber der Muche (Michel), der dort war, hat nichts von allem gesehen: „Das ist alles dergleichen,“ sagt er, „so zu lügen, das ist keine Arbeit. Man soll nichts mehr glauben und dann auch noch zweimal hinsehen. Man erfährt nichts ‘Ebenes’, Genaues, gleich der Tatsache, also nicht die Wahrheit.“ — [Vgl. Lasch, Archiv f. Religionswissenschaft 5, 236. 369.]

München.

Marie Rehsener.

### Wachsvotive aus Kiedrich im Rheingau.

Kiedrich, eine kleine malerische Stadt von annähernd 2000 Einwohnern, zwischen fruchtbaren Rebenhügeln höchst romantisch gelegen, schon im Jahre 954 urkundlich erwähnt, besitzt eine schöne gotische Kirche, in deren unmittelbarer Nähe eine Michaelskapelle steht, gleich der dem h. Valentin geweihten Kirche, das Ziel vieler Wallfahrer, die hier am Sonntage vor Bartholomäi erscheinen. Nicht nur aus unmittelbarer Nähe kommen sie herbei, sondern zum Teil aus grösserer Entfernung, von beiden Ufern des Rheins. Ein buntes Leben entfaltet sich da vor dem mit hohen Mauern umfriedeten Hofe um die Kirche; allerlei Buden sind aufgeschlagen, um für das leibliche Wohl der zahlreichen Wallfahrer zu sorgen. Innerhalb der Mauern haben sich vor den beiden Kirchentüren die Wachszieher mit ihren Tischen aufgestellt, auf deren schneeweisser Leinendecke allerlei Wachsvotive ausgeboten sind, „wie (so sagte einer der Verkäufer) sie eben verlangt werden“. Auch vor der Michaelskapelle hat ein Verkäufer seinen Stand aufgeschlagen. Die Wallfahrer treten heran, kaufen sich eine Kerze und irgend eine oder mehrere Figuren, wie sie sie gerade bedürfen, und gehen dann in die Kirche, um sie vor dem Altare zu opfern. Die Kerze wird angezündet und auf den Kerzenhalter gesteckt, das Votiv wird auf den Kerzenhalter gelegt oder gesteckt. Entweder wird das Opfer in die dem h. Valentin geweihte Hauptkirche oder in die Michaelskapelle oder vor den im Freien stehenden Marienaltar gebracht.

Die Hauptverehrung geniesst in Kiedrich der h. Valentin, dessen lebensgrosse Statue im Mittelschiff der grossen Kirche prangt. Er wird vor allem angerufen gegen die Fallsucht<sup>1)</sup>. Im Hofe der Kirche stehen um die grosse

1) [Hierbei hat offenbar, wie in zahlreichen ähnlichen, jüngst von Kaluźniacki (oben S. 123) aufgezählten Fällen, der Gleichklang von Fallen und Valentin mitgewirkt.

Kreuzesgruppe herum mehrere Eibenbäume; die Leute treten an diese heran und brechen sich kleine Zweige davon ab, nehmen sie mit in die Kirche und berühren damit in Andacht die Statue des heiligen Valentin: Kopf, Brust, Hände usw. Die Zweige werden dann sorgfältig mit nach Hause genommen und aufbewahrt; tritt Fallsucht (Epilepsie) bei jemandem auf, so wird ein Tee von den Zweigen gekocht, recht verzuckert und getrunken. Aber auch in anderen Krankheitsfällen findet dieser Tee seine Anwendung, selbst für das Vieh wird er verwendet. Die Bäume sehen infolge des Abbrechens der Zweige sehr verrupft aus trotz ihrer Grösse und genügen den an sie gestellten Anforderungen nicht, weshalb viele Leute, die dazu Gelegenheit haben, auch Eibenzweige aus ihren eigenen Gärten mitbringen und diese weihen.

Die Erklärung für die Verehrung des h. Valentin findet sich in seiner Lebensgeschichte<sup>1)</sup>, aus der wir deshalb einiges mitteilen wollen, was sich auf die mit der Wallfahrt verbundenen Umstände bezieht. Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts zu Interamna, dem heutigen Terni, einer Stadt Mittelitaliens, geboren, wurde der heilige Valentin 203 Bischof der Stadt Fulgenium (Foligno). Weil er eine sehr schöne Körpergestalt hatte und befürchtete, dass er dadurch leicht Gegenstand des Anstosses werden könnte, wurde ihm (nach dem Berichte der Bruderschaft zum heiligen Valentin in Kiedrich) die schöne Körpergestalt genommen, er wurde sogar mit der fallenden Krankheit behaftet. Dafür wurde ihm verheissen, er werde zukünftig den Notleidenden in dieser Krankheit ein bewährter Fürsprecher sein. Später bewirkte er besonders in Salandria (wir folgen hier in diesen Angaben immer dem eben genannten Bericht) viele Wunderzeichen, indem er die bösen Geister aus den Besessenen trieb und viele heilte, die mit der fallenden Krankheit behaftet waren. Ebenso war es später in Rom; auch hier bewirkte er viele Wunder. Ein angesehenes Vorgesetzter des Volkes, Fontejus mit Namen, hatte einen Bruder, der schon längere Zeit an der fallenden Krankheit litt; er führte ihn zum heiligen Valentin, der dem Kranken die Hände auflegte, seine Stirne mit dem Kreuzzeichen bezeichnete und so seine Gesundheit wieder herstellte. Ebenso heilte er den an einer ähnlichen Krankheit schon lange darniederliegenden Sohn eines berühmten römischen Philosophen. Als er infolgedessen viele Anhänger des christlichen Glaubens fand, wurde er gefangen genommen und im Jahre 260 als Märtyrer hingerichtet. Sein in Interamna beigesetzter Leichnam wirkte noch viele Wunder, besonders gegen solche Nöte, in denen der Bischof schon bei seinen Lebzeiten geholfen hatte, und auch zu Kiedrich, „wo Reliquien des heiligen Valentin aufbewahrt werden, fanden oft fromme Verehrer desselben Hilfe und Trost in ihren Nöten“. Zu diesen ‚Nöten‘ werden ausser der Fallsucht in einem Liede gezählt: ‚das Getier, so an den Früchten nagte‘, ‚schadenreiche Feuersflammen‘, ‚Pest und schlimme Seuchen‘, ‚trockne Erde‘ (Dürre) u. a., mit einem Worte ‚all Seuch und Plagen‘.

Während an anderen Orten des Rheinlandes das ganze Jahr hindurch ‚geopfert‘ wird, ist das in Kiedrich, wie schon erwähnt, nur an einem Sonntage im Jahr der Fall, im August, am letzten Sonntage vor Bartholomäi; wenigstens findet, soviel ich erfahren konnte, an diesem Tage die Hauptwallfahrt statt. Die Opfer sind durchweg Wachspfer, die in verschiedenen Formen gegossen sind<sup>2)</sup>. Da

Höller, oben I, 293 führt ihn unter dem 7. Januar an. Delehaye, Die hagiographischen Legenden 1907 S. 49.]

1) [Acta Sanctorum Februarii tom. 2, 754–763.]

2) [Vgl. R. Andree, Votive und Weihgaben des katholischen Volks in Süddeutschland 1904 S. 77–85. Wehrhan, Rheinische Wachsvotive und Weihgaben (Korrespondenzblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 39, 141–143. Taf. 1–2).]

nicht nur Anliegen in körperlichen Nöten der Menschen vor den Heiligen gebracht werden, sondern auch solche, die das Wirtschaftsleben der Landleute angehen, so finden wir unter den 'Opfern' auch Tiere in grosser Zahl. Bei ihrer Aufzählung beginnen wir mit den Votiven, die Teile des menschlichen Körpers darstellen.

1. Mann, bekleidete männliche Person, mit Hut und Jacke angetan, Höhe fast 7 *cm*.
2. Frau, unbedeckter weiblicher Rumpf bis zum Nabel, die Brüste stark hervortretend, die Arme über dem Ellbogen abgeschnitten, ohne Kopf, die Taille deutlich erkennbar, Höhe und Breite  $4\frac{1}{2}$  *cm*.
3. Wickelkind, im Stekkissen, mehrfach verschnürt, der Kopf durch eine Erhöhung angedeutet, Höhe 7 *cm*.
4. bis 6. Kleine Kinder, alle mit ausgebreiteten Armen, zwei in sitzender Stellung (scheinbar die Knaben), eins nach Art der fliegenden Engel dargestellt (scheinbar ein Mädchen), Höhe 4 - 5 *cm*.
7. Herz, platt, in bekannter dreieckiger Form, am oberen breiten Ende mit einem röhrenförmigen, fast 2 *cm* langen, hohlen Fortsatz versehen, der zum Aufhängen oder Aufstecken am Altar dient, Höhe ohne den Fortsatz 4 *cm*, sonst 6 *cm*.
8. Auge, in der Art, wie das 'Auge Gottes' dargestellt wird, nur nicht im Dreieck, Augenlider und Augenbrauen haben auch Platz gefunden: es gehört zu den dicksten Votiven, es besitzt nämlich eine Dicke von etwa  $1\frac{1}{2}$  *cm*, Länge  $5\frac{1}{2}$ , Höhe  $3\frac{1}{2}$  *cm*.
9. Ohr, das äussere Ohr, d. h. nur die Ohrmuschel darstellend, Höhe 4, Breite fast 2 *cm*.
10. Zähne, die obere und untere Zahnreihe, aufeinander sitzend, jede Reihe wieder mittels einer wagerechten Platte verbunden, die obere Zahnreihe zeigt 12, die untere 11 Zähne: Breite des Gebisses 4, Tiefe fast  $3\frac{1}{2}$  *cm*.
11. Arm, auch als Hand bezeichnet: die Finger sind, mit Ausnahme des Zeigefingers, eingezogen, ganze Länge  $7\frac{1}{2}$  *cm*.
12. Hand, verhältnismässig das grösste Motiv: es zeigt die linke Hand, ich konnte nicht mehr feststellen, ob es auch eine rechte Hand gab; Breite  $4\frac{1}{2}$ , Länge reichlich  $8\frac{1}{2}$  *cm*.
13. Bein, auch als Fuss bezeichnet, mit Oberschenkel, Länge 7 *cm*.
14. Pferd, Länge 6, Höhe  $6\frac{1}{2}$  *cm*.
15. Kuh, Länge 5, Höhe 4 *cm*.
16. Ziege, Länge 6, Höhe 5 *cm*.
17. Schaf, Länge 7, Höhe  $5\frac{1}{2}$  *cm*.
18. Schwein, Länge 5, Höhe  $2\frac{1}{2}$  *cm*.

Alle Tiervotive stehen auf einem hohlen muschelförmigen Untersatze, sodass sie auf den Rand der Kerzenhalter in der Kirche gestellt werden können. Als eigenartiger Votivegegenstand sei endlich noch 19 ein Wachsfaden aufgeführt, der ebenfalls bei den Verkäufern vor der Kirche zu haben ist. Er ist nach Art der Wachsfäden oder Wachsstöcke aufgerollt, hat eine Dicke von drei Millimetern und eine solche Länge, dass er aufgerollt die Grösse einer Faust hat. Er wird gekauft gegen Kopfleiden, besonders gegen Kopfweh. Der Faden wird gelöst, um den Kopf gelegt, in der Länge einer Kopfdicke abgeschnitten und dann 'geopfert'. Ausserdem waren noch grössere Wachsstöcke da, von dickeren Wachsfäden und mit den schönsten goldenen Verzierungen versehen, die zum Anzünden bei Gewittern dienen.

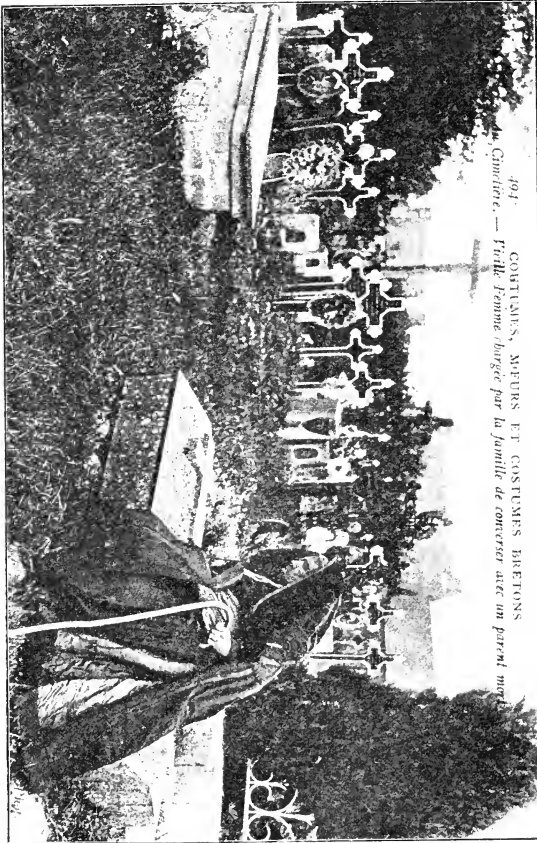
Das Material für die unter Nr. 1 bis 18 genannten Wachsgaben ist kein reines Wachs mehr, wie es ursprünglich sicher gewesen ist und wie wir es noch heute in anderen Gegenden finden, sondern mit anderen Sachen, vielleicht mit Stearin, Talg oder dergleichen vermischt. Die Votive sind nicht mit der Hand hergestellt, sondern in Modeln gegossen.

### Unterhaltung mit Toten.

Die beigegebene Abbildung verdankt der Unterzeichnete der Güte Seiner Exzellenz des Herrn General Rathgen in Strassburg. Sie stellt eine alte Frau vor, welche von der Familie (in der Bretagne) bestellt ist, im Friedhofe mit dem verstorbenen Verwandten sich zu besprechen. Näheres konnte leider nicht in Erfahrung gebracht werden<sup>1)</sup>.

Bad Tölz.

Max Höfler.



191. COSTUMES, MEURS ET COSTUMES BRETONS  
*Une Gametère. — Vieille Femme chargée par la famille de converser avec un parent mort.*

1) [Auch in dem schönen Werke von A. Le Braz, *La légende de la mort chez les Bretons Armoricaïns* (Paris 1902) finde ich nichts Entsprechendes, obwohl dort 1, 263 erzählt wird, wie am Allerheiligenfeste ein Mann im Beinhaus die Unterhaltung der Toten belauscht und (2, 119) wie am Allerseeleentag abends Sänger von Tür zu Tür ziehen, um die Lebenden an die Abgeschiedenen zu mahnen. Das Beschwören ruheloser Toten aber kommt allein den Priestern zu (2, 277). J. B.]

### Den Tod betrügen.

In der Zeitschrift 'Man' vom Februar 1909 bringt R. Grant Brown eine kurze Mitteilung darüber, wie man in Birma versucht den Tod zu überlisten und durch Täuschung um sein Opfer zu bringen. Er erzählt, wie man ein besonderes Verfahren anwendete, um dem 'König des Todes' ein dem Sterben nahes Kind noch zu entreissen. Die Verwandten nahmen einen Bambusstab und massen damit genau die Länge des Kindes. Von letzterem schnitt man Haare, Finger- und Zehennägel ab und füllte die Abschnitte in die Höhlung des Bambus, bekleidete letzteren mit dem Gewande des Kranken und legte den so zugerichteten Stab unter Wehklagen in einen Sarg, so simulierend, das Kind sei gestorben. Nachdem der Sarg geschlossen war, wurde er, von den Leidtragenden gefolgt, zum Friedhofe getragen, wobei immer und immer wieder versichert wurde, das Kind sei tot. Vorübergehende glaubten ein echtes Begräbnis zu sehen, und ein Mönch hielt die übliche Leichenpredigt, um zum Schlusse die Gebete für die Seele des Knaben zu sprechen, während nach Landessitte ein Laie noch Wasser ins Grab goss. Leider war aber alles ohne Nutzen, denn das Kind starb trotz des Vorgangs, da der Tod sich in diesem Falle nicht hatte betrügen lassen.

Keineswegs handelt es sich hier um einen vereinzelten Fall; denn die Vorstellung, dass man durch Betrug dem Tode seine Beute entreissen könne, ist eine sehr weit verbreitete, wenigstens räumlich, worauf ich schon 1905 in einem Vortrage auf der Salzburger Anthropologenversammlung hingewiesen habe. Selbst der leere Sarg, der den Tod täuschen soll, kommt vor. In der Kirche S. Vincenze della Sanità in Neapel sah ich an den Pfeilern und Wölbungen eine grosse Anzahl von Miniatursärgen, 30 bis 50 *cm* lang, und alle mit zwei Metallbuchstaben versehen. Sie sind leer, und auf Befragen erläuterte der Mesner, dass sie von besorgten Müttern geopfert würden, wenn eines ihrer Kinder schwer krank sei. Die Metallbuchstaben auf dem Sargdeckel bezeichnen Vor- und Familiennamen des kranken Kindes. Näheres konnte ich nicht erfahren. Warum aber opfert man einen Sarg, da doch sonst, um Genesung zu erzielen, ganz andere Votive dargebracht werden? Ich vermute, dass auch hier eine Täuschung des Todesengels erzielt werden soll; er soll glauben, das Kind sei schon verstorben, liege in dem Sarge und er könne nun wieder nach Hause gehen, er brauche seines Amtes nicht mehr zu walten. Dazu soll auch S. Vincenze della Sanità, seinem Namen gemäss, behilflich sein. und deshalb bringt man die kleinen Särge in seine Kirche.

Diese meine Anschauung wird noch durch anderweitige Analogien bestätigt. Um Dämonen zu täuschen, welche als Krankheitsteufel in den Menschen fahren oder die ausgesendet werden, ihn zu töten, greift man bei verschiedenen Völkern dazu, den Namen der Kranken zu ändern. Mit dem Namenwechsel glaubt man den Todesdämon hintergehen zu können. Wie Klaproth<sup>1)</sup> berichtet, wechseln mongolische Völker in Krankheitsfällen ihren Namen, und von den Dajaks auf Borneo erzählt Spenser St. John<sup>2)</sup>, 'that the parents change the names, especially if the child be sickly, there being an idea that they will deceive the inimical spirits by following this practice.'

Ganz ausgeprägt ist aber die Namensänderung noch heute bei den orthodoxen Juden. In Deutschland mag dieses wohl jetzt meist verschwunden sein, aber im

1) J. v. Klaproth, Reise in den Kaukasus I, 197 (1812).

2) Spenser St. John, Life in the Forests of the far East I, 197 (1862).

18. Jahrhundert war dieses noch gerade so der Fall wie jetzt bei den ungarischen und polnischen Juden. Kirchner<sup>1)</sup> berichtet, „dass, wenn einer an einer sehr gefährlichen Krankheit darniederliegt, sie bisweilen dessen Namen ändern,“ und zwar nach Massgabe eines Gebetes für den Kranken, dessen Namen verändert wird, damit „diese Veränderung seines Namens ihm zur Abwendung alles desjenigen dienen möge, was Du (Gott) über ihn beschlossen hast — — Siehe, er ist jetzo wie ein anderer Mann, wie eine neue Creatur und wie ein kleines Kind zu einem guten und langen Leben gebohren.“ Volle Bestätigung für diesen heute wohl ziemlich abgekommenen Brauch bei deutschen Juden, der hier aus einer christlichen Quelle mitgeteilt ist, erhalten wir aber durch eine jüdische, auf die Gegenwart bezügliche Schilderung. Dr. Gerson Wolf<sup>2)</sup> schreibt: „Wenn jemand (ein Jude) schwer krank ist, so wird ein öffentlicher Gottesdienst veranstaltet. Es werden gewisse Psalmen in hebräischer Sprache rezitiert, und daran reiht sich ein Gebet für den Kranken, in welchem der Name desselben ausdrücklich genannt wird. Schwebt der Kranke in grosser Gefahr, so gibt ihm der Rabbiner oder sonst ein frommer Mann einen anderen Namen. Dies geschieht, um dem Todesengel die Ausführung seines Auftrags zu erschweren oder unmöglich zu machen. Derselbe hatte beispielsweise die Mission, einen Mann Namens Abraham ins Jenseits zu befördern, da der Kranke jedoch infolge des neuen Namens, den er erhalten hat, Isak heisst, darf er diesen nicht fassen.“

Man erkennt aus diesen Beispielen, die sicher nur einzelne Glieder einer langen völkerverbindenden Kette sind, wie bei Neapolitanern, Birmanen, Dajaks, Mongolen und Juden in bezug auf die Täuschung böser Dämonen, Todesengel usw. völlig gleiche Anschauungen herrschen, die sich naturgemäss aus der Todesfurcht des hilflosen Menschen heraus entwickelt haben, selbständig und ohne Entlehnung des einen Volks vom andern, wenn auch mit leichten Abänderungen, aber in der Sache völlig gleich: der Tod soll betrogen werden.

München.

Richard Andree.

### Das polnische Herodesspiel in Westpreussen.

In den westpreussischen Kreisen Strasburg und Thorn wird zur Weihnachtszeit, vom zweiten Weihnachtsfeiertage bis zum Dreikönigsfeste, auch darüber hinaus, von polnischen Knechten und Arbeitern ein altes Weihnachtsspiel<sup>3)</sup> aufgeführt, welches vom Volke 'mit Herodes gehen' genannt wird. Denn nicht die lichten Gestalten des Christkinds und seiner Eltern oder der heiligen drei Könige und der frommen Hirten erscheinen darin, sondern sein grimmer Widersacher, der Tyrann Herodes, samt seinen Trabanten.

Zu der Aufführung, wie sie z. B. in Königsmoor, Kr. Strasburg, nach Mitteilung des Herrn Lehrers Preuss alljährlich stattfindet, sind neun Personen nötig

1) Paul Christian Kirchner, Jüdisches Ceremoniel. Neue Auflage von J. J. Jungendres (Nürnberg 1726) S. 209.

2) Die Juden (in Österreich-Ungarn) 1883, S. 126.

3) Über die in Galizien und Russischpolen üblichen Weihnachtsspiele handeln wie Herr Prof. Dr. A. Brückner freundlich nachweist, J. Krupski (= St. Estreicher), Szopka krakowska (Krakau 1904), Jul. Pagaczewski, Jaselka krakowskie (Krakau 1902) und viele Bände der Wisla, Lud, Materja'y, z. B. unten S. 208. 212; vgl. auch oben 17, 215 über I. Frankos Studie über das ukrainische Krippenspiel des 18. Jahrh.]

für Herodes, Tod und Teufel sowie für sechs Kriegsknechte. In Ermangelung römischer Uniformen nehmen die Darsteller einfach solche von je zwei preussischen roten Husaren, Ulanen und Infanteristen. Bevor diese neun Darsteller in ein Haus gehen, lassen sie draussen eine kleine Schelle ertönen und stellen sich dann in einer Reihe im Zimmer auf. Dabei singen sie polnisch folgendes Lied:

„Als der König Herodes lebte,	Drei weise Männer sich Gott erwählte,
Der über die Juden regierte,	Auf dass sie nach Jerusalem gingen,
Da wurde Jesus Christus geboren,	Dort Christum zu ehren.“
Der die Gläubigen erlöst hat.	

Die beiden Husaren treten darauf aus der Reihe, verneigen sich tief vor dem Hausherrn und bitten um einen Sessel für den König Herodes. Dieser nimmt nun Platz und rückt die Krone auf seinem Haupte zurecht, als ob sie ihm zu schwer fiele. Dann stützt er den Kopf auf das mit Silberpapier geschmückte Zepter und lässt sich von den Infanteristen königliche Ehren erweisen, indem die Soldaten ihre Knie vor ihm beugen, sich an seiner Seite aufstellen und die hölzernen Schwerter über seinem Haupte kreuzen. Die Ulanen lassen hinter dem Rücken des Königs eine Bettdecke als Vorhang hernieder und halten sie während der ganzen Dauer des Spieles hoch. Hinter dieser Kulisse bereiten sich Tod und Teufel zur Aktion vor.

Herodes versinkt in tiefes Nachdenken und spricht dann mit Überhebung: „Ich bin Herodes, der König der ganzen Welt.“ Die Infanteristen treten nach diesen Worten wieder vor den König und verneigen sich tief. Der König fährt fort: „In Bethlehem soll ein neuer König geboren sein. Doch eher geht die Sonne dort auf, wo sie untergeht, ehe dieser mich um meinen Thron bringt. — Geht eilends nach Bethlehem und tötet deshalb alle kleinen Kinder; doch meinem dort weilenden Sohne fügt kein Leid zu!“ — „Dir, o mächtiger König, schulden wir Tribut. Dir gehört unser ganzes Herz,“ geloben die Soldaten und treten hinter den Vorhang, wo nun lautes Jammern und Wehklagen ertönt.

Sobald die Lamentationen verstummt sind, erscheinen die Soldaten wieder mit einem kleinen aus einer Rübe oder Wruke geschnitzten Kopfe, der auf einem Schwerte steckt, und zeigen ihn dem Könige mit den Worten: „Siehe, was deinem Sohne widerfahren ist.“ — „Wie, das ist der Kopf meines Kindes?“ fragt Herodes und wendet sich entsetzt ab. „Er ists. In Bethlehem hat er ihn verloren,“ versichern die Soldaten. Den König ergreift bitteres Weh. Er bricht in Weinen und Jammern aus, schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen, erhebt sich vom Stuhle und klagt sich des verübten Unrechts an: „Ach, was hab' ich getan! Weh mir! Die unschuldigen Kindlein habe ich töten lassen und dabei den Erben meines Thrones verloren. Ich sehe das Unglück kommen. Das Kind von Bethlehem wird einst über das ganze Judenreich herrschen. Meine Seele muss der schweren Last erliegen, und ich vergehe vor Pein.“

Kaum sind diese Klagen beendet, so beginnt leise hinter dem Vorhange der Gesang:

„O Herodes, o Herodes,  
Ein groß Leid ist dir geschehn.  
Deinem Sohne, deinem Sohne  
Den Kopf man abgeschnitten hat.“

Mit weisser Larve auf dem Gesichte und mit einem langen weissen Hemde bekleidet, erscheint jetzt, klirrende Ketten um die Hüften gelegt, der Tod. Seine dürre Hand wetzt ununterbrochen die auf der Schulter ruhende Sense, und er

redet den König an: „Endlich habe ich dich, den ich drei Jahre vergebens gesucht. Frech warst du allezeit und hast sogar gegen Gott deine ruchlose Hand erhoben. Willst du auch gegen mich kämpfen? Auf, messen wir unsere Kräfte! Wer unterliegt, soll sterben!“ Ehe Herodes recht die Lage begreift, fährt die Sense durch die Luft, und das Haupt fällt scheinbar unter dem wuchtigen Streiche. Die Soldaten lassen die gekreuzten Schwerter sinken, entfernen Krone und Zepter und treten damit hinter die Kulisse.

In demselben Augenblicke gesellt sich zum Tode der Teufel. Er ist nachtschwarz gekleidet und trägt auf seiner hohen Kopfbedeckung mächtige Hörner. Mit grinsenden Blicken umfängt er den Tod, schlägt tüchtig mit dem Kuhschwanz um sich, stellt sich dann mit einem bezeichnenden Sprunge vor den Tod und lässt ihn an: „Was hast du getan? Du hast aus der Welt den Herodes genommen, der uns viele Jahre treu diente. Was fange ich nun mit ihm an? Teilen wir uns die Beute! Du nimm den Leib; ich aber nehme die Seele.“ Der Tod ist damit einverstanden und schleppt die Leiche hinter den Vorhang.

Der Teufel aber versucht die Zuschauer zu schlagen und stossen und fordert sie drohend auf: „Geld her! Geld! Sonst jag' ich euch lebendig in die Hölle.“ Da bleibt nun nichts übrig, als den armen Teufel durch eine Geldgabe oder eine Spende an Wurst und dergleichen zu begütigen. Die Darsteller stellen sich wieder in einer Reihe auf und beginnen ein Weihnachtslied zu singen; dann machen sie eine letzte Verbeugung und entfernen sich.

Das Herodesspiel soll den Darstellern zuweilen recht ansehnliche Nebeneinnahmen verschaffen, so dass findige Köpfe es auf möglichst viel Häuser ausdehnen. Die Polizei erblickt aber neuerdings in dem Spiele so eine Art kleinen Unfug und schrickt weder vor Tod noch Teufel zurück, und da gilt es denn bei den Spielern, ein wenig auf der Hut zu sein.

Danzig.

Herrmann Mankowski.

### Zum Lobspruch auf die deutschen Städte.

Unter dem Titel 'Was einer in den landen erfert, so er wandert' hat Karl Euling soeben in den von der Berliner Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Deutschen Texten des Mittelalters 14, 93 nr. 557 eine mehrfach abweichende Fassung des oben 18, 300 mitgeteilten Lobspruches auf die deutschen Städte veröffentlicht, die sich in der zu Ende des 15. Jahrhunderts in Nürnberg entstandenen Wolfenbüttler Sammelhandschrift 2. 4. Aug. 2<sup>o</sup> befindet. Es fehlen darin, um von anderm zu schweigen, die Verse 1—4, 21f., 42f.; V. 57—63 steht hinter 68; auf V. 78 folgen zwei neue Zeilen (so ist verspilt pald was er hat, man zeucht jm ab sein peste wat); in V. 48 steht Merspurk für Weissenburg, V. 57 Zü Kitzing sind die grosten schwür. In seinem Programm 'Über Sprache und Verskunst Heinrich Kaufringers' (Lingen 1892 S. 4) hatte Herr Dr. Euling, dem ich für die liebenswürdige Übersendung seiner neuen Publikation herzlichen Dank ausspreche, bereits auf die Hamburger und Nürnberger Hs., sowie auf die Val. Holls (Keller-Sievers, Verzeichnis ad. Hss. S. 108) hingewiesen.

Zu dem in V. 11 der Augsburger Sprache erteilten Lobe vergleicht Euling Karajan, Über den Teichner 1855 S. 148 und Socin, Schriftsprache und Dialekte 1888 S. 76. 177.

Über das in V. 70 erwähnte goldene Rad der Mönche zu Fulda haben, wie mich Prof. Edward Schröder in Göttingen freundlich belehrt, Athanasius



Kircher (*Murgia universalis* 1650 2, 338 tab. 20) und Geh. Baurat Hoffmann in den *Fuldaer Geschichtsblättern* 3, 1—9 (1904) ausführlich behandelt. Es war ein grosser, 24 Fuss im Durchmesser haltender metallener Stern mit 14 Strahlen, den der Abt Johann I. von Merlau 1415 hatte anfertigen und in der Kuppel des Domes aufhängen lassen. Strahlen und Achse waren mit 350 Glöckchen besetzt, deren Klang, wenn der Stern vom Dachboden aus in Umdrehung versetzt wurde, die Orgel und den Gesang angenehm begleitete. 1781 stürzte das Rad, da ein Tau riss, während des Pfingstgottesdienstes herab und ward nicht wieder aufgehängt, sondern eingeschmolzen.

Ich füge noch einen kleinen Nachtrag zu der Aufzählung der *Länderspiegel* oben 18, 300 hinzu: *Bebel, Facetiae* 1, 9 (dazu *Wesselski* in seiner *Verdeutschung* 1, 123); *Eschenburg, Denkmäler ad. Dichtkunst* 1799 S. 417; *H. Sachs, Fabeln und Schwänke* 2, 420 nr. 321; *Ditfurth, Volks- und Gesellschaftslieder* des 17. und 18. Jahrhunderts 1872 S. 258 'In frömde Land wöllen wir reisen'; *Liebrecht* zu *Basiles Pentamerone* 2, 115 (1846) und *Dunlops Geschichte der Prosadichtung* 1851 S. 516a. *Jungbauer, Volksdichtung im Böhmerwald* 1908 S. 197. *Blüml, Beiträge zur d. Volksdichtung* 1908 S. 14. *Kahle, Ortsneckereien aus dem badischen Unterland* (Freiburg i. B. 1908); *van Moerkerken, De satire in de nederlandse kunst der middeleeuwen* 1904 S. 80f.

Berlin.

J. Bolte.

### Isländische Bezeichnungen für die Himmelsgegenden.

Dass die Urahen der heutigen Bewohner Islands von Norwegen herübergekommen sind, ist eine bekannte, durch schriftliche Überlieferungen verbürgte Tatsache und braucht nicht erst bewiesen zu werden. Sollte aber ein solcher Beweis gefordert werden, so würden vier in der isländischen Sprache vorkommende Ausdrücke genügen, ihn uns zu liefern; es sind die Wörter: *útnorður* (= Aussenord) für Nordwest, *útsuður* (= Aussensüd) für Südwest, *landnorður* (= Landnord) für Nordost, *landsuður* (= Landsüd) für Südost. Die Namen der Winde aus den betreffenden Richtungen sind davon abgeleitet und lauten: *útnyrðingur* (Nordwestwind), *útsynningur* (Südwestwind), *landnyrðingur* (Nordostwind), *landsynningur* (Südostwind) (*Erik Jonsson, Oldnordisk Ordbog*). Diese Ausdrücke passen in die Redeweise eines Landes, das, wie Norwegen, im Westen das offene Meer<sup>1)</sup>, im Osten aber nur Land hat. In Island jedoch, das rings vom Meere umflossen ist, haben sie nur an der Westküste und an wenigen anderen kleineren Küstenstrecken ihre Berechtigung, können also daselbst nicht entstanden sein. Da sie nun trotzdem, wenigstens vom Volke, gleichmässig auf ganz Island gebraucht werden, müssen sie wohl mit der Sprache zugleich eingewandert sein. Die Gebildeten sagen allerdings schon lange: *norðvestur*, *súðvestur*, *norðaustur*, *súðaustur*.

Berlin.

Margarete Lehmann-Filhés.

1) Man sagt: 'Draussen auf dem Meere', 'Auf das Meer hinaus fahren' usw.

## Berichte und Bücheranzeigen.

### Neuere Arbeiten zur slawischen Volkskunde.

#### I. Polnisch und Böhmisch.

Wenn unser Jahresbericht diesmal knapper ausfällt, liegt dies nicht zum geringsten Teil an den grossen Lücken, die in den beiden letzten Jahren der Tod in die Reihen der Forscher gerissen hat, deren Namen bisher stets hier anzuführen waren; wir verloren so den Ethnographen H. Łopaciński, den Rechtshistoriker und Heraldiker Fr. Piekosiński, die Historiker K. Potkański und A. Hirschberg, den Sammler M. Bersohn, den bekannten Breslauer Slawisten Wł. Nehring, der auch um die schlesische Volkskunde wohl verdient war, den Bibliographen K. Estreicher, der sein Monumentalwerk verwaist hinterlassen hat. Auch Böhmen hat Verluste zu verzeichnen, z. B. Vl. Tomek, der ebenso seine monumentale Geschichte Prags mit dem 12. Bande nur bis 1608 hat fördern können, oder Ant. Truhlář, der Herausgeber des *Āsop* und Erforscher des Humanismus in Böhmen (siehe unten), doch reichen diese Verluste an die polnischen nicht heran.

Weniger wurden von diesen Verlusten die periodischen Publikationen betroffen. Von diesen sei zuerst genannt der neue 10. Band der *Materjal antropologiczno-archeologiczne i etnograficzne*, herausgegeben von der anthropologischen Kommission der Krakauer Akademie der Wiss. (Krakau 1908. XIII, 178 und 344 S. 8° und 35 Tafeln). Der erste Teil enthält Berichte über Gräberfunde aus verschiedenen Gegenden, im Lida'schen (Gouv. Wilno), im Königreich Polen, aus dem Burgwall von Stradow (Gouv. Kielce) u. a., sowie Beiträge zur Anthropologie von Christen- und Judenkindern in der Ukraine von dem Arzt J. Talko-Hryncewicz, einem bekannten und verdienten Forscher. Bei dieser Gelegenheit sei besonders hingewiesen auf die Ausgrabungen des Archäologen K. Hadaczek in Galizien am Dniestr, zumal in Koszylowce, wo 1906 zufällig eine neolithische Ansiedlung gefunden wurde; planmässiges Graben förderte aus einer 30 m langen und 20 m breiten Hausstätte neben zahlreichen Steinwerkzeugen eine Anzahl von Terrakottafiguren, Idolen, Stier- und Widderbildern: die älteren Idole haben die Beine noch in einem Stücke, die jüngeren trennen sie bereits; es ergeben sich Berührungen mit der vormykenischen Epoche und Kultur; auf den Trümmern dieser vorhistorischen Niederlassung entstand eine slawische im zehnten nachchristlichen Jahrhundert. Der zweite Teil des Bandes enthält ethnographisches Material, besonders reichhaltig das von A. Saloni über das Volk im Rzeszowischen, wo sich Polen und Kleinrussen berühren; über Sprache (Glossar), Bräuche (besonders genau die Hochzeitsbräuche mit ihren Liedern), Aberglauben, Märchen und Schwänke (von denen sich einige fast wörtlich in der älteren Literatur, bei W. Potocki und M. Rej, wiederfinden), Spiele endlich (auch ein Krippen- und Herodesspiel). Von einem alten 'Zauberer' aus Rzachowa in Westgalizien teilt Fr. Pawelek dessen Praktiken mit, als Abschrift seines Büchleins mit 'Rezepten' aller Art. Einen Beitrag zur Geschichte der Verbreitung des Volksliedes liefert Frau H. Windakiewicz, ein Verzeichnis polnisch-mährischer Volkslieder, d. h. es werden 145 Volkslieder jeglichen Inhaltes aufgeführt, die, natürlich bis auf

die Sprache gleichmässig in Polen wie Mähren wiederkehren, doch sind die böhmischen Angaben unvollständig, weil Zibrts Bibliographie des böhmischen Volksliedes (1895) nicht berücksichtigt ist. Der neueste Band der Jahrbücher der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften (Roczniki usw., Band 34, Posen 1908. 407 S. gr. 8<sup>o</sup>) enthält einen Ausgrabungsbericht aus einer der berühmten Höhlen von Ojeow, ausserdem Plan und Zeichnungen einer alten Kirche bei Borek, doch entfällt sein Hauptteil auf Literaturgeschichte, Philologie (Beiträge zum mittelalterlichen Wortschatz des Polnischen) und Kunst (über den posenschen Maler Sarnecki).

Von den Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften in Thorn sind der Rocznik (Jahrbuch), Bd. 15, Thorn 1908, 207 S. und Fontes, Bd. 12, S. XXXII und 193—384, erschienen. Im Jahrbuch sei besonders die musterhaft genaue, kritische Bibliographie aller auf Westpreussen bezüglichen Arbeiten hervorgehoben, die sich allerdings nicht auf die Provinzforschung beschränkt, sondern vielfach weit ausholt. Die Fontes fahren fort im Abdruck lateinischer Kirchenvisitationen des 17. Jahrhunderts, die für die Lokalgeschichte, aber auch für Kultur- und Nationalitätsverhältnisse schätzbare Material enthalten. deutsche Urkunden des 15., polnische Inventare des 17. u. ä. bieten. Von den Abhandlungen ist die gehaltvollste die des verdienten Provinzhistorikers St. Kujot über die widerrechtliche Besitzergreifung Danzigs durch den Orden 1308; auch die archäologischen Beiträge von K. Chmielecki seien erwähnt, die die Seltenheit und Wichtigkeit neolithischer Funde in der Provinz erklären. Ausserdem gibt die Gesellschaft jetzt kleine, zwanglose Hefte heraus (Zapiski Towarzystwa Naukowego w Toruniu), die für kleinere Mitteilungen bestimmt sind, aus Adels- und Kirchengeschichte der Provinz, über mundartliche Varietäten, Bücheranzeigen u. dgl. Von diesen 'Zapiski' sind bisher fünf Nummern erschienen; ihr interessantester Beitrag gehört der bewährten Feder von St. Kujot an, der die Märchen der preussischen Chronik des Dusborg widerlegt, darunter das bekannte, bis auf die neueste Zeit hartnäckig von Forschern wie Perlbach und Lohmeyer (Geschichte von Ost- und Westpreussen<sup>3</sup> 1908, S. 70) wiederholte, wie nämlich der Fürst von Masovien seinen Gästen heimlich Gewänder und Pferde nehmen lassen musste, um sie den Tribut heischenden Preussen auszuliefern; es ist interessant zu sehen, wie dieses Märchen entstanden ist, als Beitrag zur Geschichte von Überlieferungen überhaupt, handelte es sich doch nur um eine gewaltsame Pferdeaushebung zu Zwecken von 'Reisen' gegen die Preussen. Einem Bericht über den ältesten preussischen katholischen Kirchenlieder- (und Katechismus-) Druck (Thorn 1696, schon Neudruck!) entnehmen wir die Angabe, dass Katholiken gerade durch den polnischen Gemeindegesang (ihre Kirche kannte ja nur den lateinischen) zum Abfall vom Glauben bewegt wurden.

Der Adelsgeschichte selbst wird jetzt gerade von polnischen Forschern grosses Interesse zugewandt: es zeigte sich, welche weittragende Folgerungen für ursprüngliche Besiedelung und Aufteilung des Landes unter die einzelnen Geschlechter noch zu ziehen bleiben. Namentlich hat sich ein jüngerer Forscher, Dr. Wl. Semkowicz, dieser Arbeit unterzogen und in mehreren Abhandlungen eine Reihe von Tatsachen festgestellt über die Verbreitung der Adelsippe der 'Paluki'; dergleichen polnische Sippenrufe, proclamaciones, meist topographische oder Personennamen, sind ungleich älter als die Wappen selbst; sie erinnern an die Klansrufe bei den Schotten. In den Abhandlungen der Krak. Akad., Histor. Kl., Bd. 51, handelt Semkowicz über die Herkunft dieser Sippe (von einem Bruder des h. Adalbert) und über deren spätere Wandlungen (Aufgehen in andere Sippen). Noch interessanter sind seine Ausführungen über den polnischen Kriegsadel der sog.

wlodyki (milites, wojnik bei den Südslawen, bei den Böhmen auch panòša, ein Name, gebildet wie der Mannesname Ljuboša, d. i. die angebliche Libussa!), einer gegenüber dem Herrnadel untergeordneten Klasse (wie der squiro = squire, écuyer usw.), deren Entstehung und Verbreitung (Kwartalnik historyczny 22 [1908] S. 561—639). Dr. Semkowicz gibt auch eine diesen wie genealogischen Fragen gewidmete Monatsschrift heraus, den Miesięcznik heraldyczny, von der eben der erste Halbband (seit Juli 1908 in Lemberg) abgeschlossen wurde; im ersten Heft des neuen Jahrganges (Lemberg 1909) finden wir eine interessante Notiz von Prof. St. Zakrzewski. Bekanntlich ist, von Piekosiński, den polnischen Wappenzeichen Runenursprung (ältere nordische Runen durch Vermittlung der Elbslawen) zugeschrieben worden, in einer sehr sinnreichen und auf den ersten Blick bestechenden Hypothese; Zakrzewski macht nun, wie schon andere vor ihm, von neuem darauf aufmerksam, wie Eigentumszeichen, 'Gemerke', aus den verschiedensten Gegenden, z. B. die Pferdemarken der Caboclos in Parana, die Haus- und Hofmarken aus Piemont und Tessin (mitgeteilt bei Schröter und Rikli, Botanische Exkursionen ins Bedretto-Formazra- und Bosco-Tal, S. 343 und 365), sogar die handschriftlich 1560 aus Borek bei Krakau aufgezeichneten Caracteres quibus pini inter dominos distribuendi signatur, an die polnischen Wappenzeichen erinnern, die daher kaum aus dem Nordischen herzuleiten sind.

An die Posener und Thorner Publikationen knüpfen wir Arbeiten über das Kaschubische an. Es konstituierte sich im Laufe des Jahres 1907 ein besonderer volkskundlicher Verein, der seit 1908 (bei Harrassowitz in Leipzig) 'Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde' (unter der kundigen Redaktion von Dr. Lorentz) herausgibt; da sie in deutscher Sprache erscheinen, genügt hier wohl diese Verweisung; erwähnt sei nur, dass sie neben genauen volkskundlichen Aufzeichnungen (über Glaube und Aberglaube, Rätsel, Lieder mit Melodien u. dgl.), Genealogisches (z. B. über die kaschubische Adelsfamilie Dombrowski) und namentlich auch historische und sprachliche Erörterungen der Stamm- und Ortsnamen, Slovinzen, Kaschuben, Kabatken usw., Putzig u. a., enthalten. Dagegen befassen sich die 'Mitteilungen der literarischen Gesellschaft Masovia' (12. und 13. Heft, 1907 und 1908) nicht mit Geschichte noch Volkskunde der Masuren. Eine polnisch-kaschubische Zeitschrift 'Gryf' ist von Dr. Majkowski in Kościerzyna neu gegründet worden; sie bringt belletristisches und volkstümliches Material.

Von wissenschaftlichen Publikationen sind zu nennen Dr. F. Lorentz, Slovinzisches Wörterbuch, das als Ergänzung zu desselben Verf. 'Slovinzischer Grammatik' und 'Texten' (alles von der Petersburger Akademie in deutscher Sprache herausgegeben), den gesamten Sprachvorrat dieser letzten Mohikaner des Slaventums in Pommern fixiert hat. Freilich täuscht der äussere Umfang des stattlichen Halbbandes (A—O, 1908) über den Inhalt, bei dem splendiden Druck und bei der eigentlich ganz überflüssigen Aufzählung aller modernen Fremdwörter: der Titel führt übrigens irre; es gibt nämlich keine slovinzische 'Sprache', nur eine in wenigen Dörfern gesprochenen Varietät; am gesuchtesten jedoch ist die Transkription mit einer Unmasse von Zeichen-Hieroglyphen, die die Worte wie mit Stacheldraht vor jeder leichteren Verständlichkeit bewahren sollen; ein Buch von mässigem Umfang und in polnischer Rechtschreibung (mit einigen Zusätzen am Alphabet) würde dasselbe vielleicht besser leisten. Als Seitenstück dazu kann gelten die treffliche, durch ihre Genauigkeit und Vollständigkeit ausgezeichnete Ausgabe von Dr. P. Rost, Die Sprachreste der Draweno-Polaben im Hannoverschen. Leipzig 1907, die den Wort- und Ortsnamenschatz des einstigen hannoverschen

‘Wendlandes’ (um Lüchow usw.) erschöpft: eigentlich sind es keine ‘Polaben’, denn sie wohnten nicht ‘an’ der Elbe, sondern ‘Salaben’, weil sie jenseits des Stromes seit Jahrhunderten sassen, doch hält man an dem falschen Namen fest.

In die Reihe der Städte mit gelehrten Gesellschaften tritt nach fast achtzig Jahren unfreiwilliger, durch die Ereignisse von 1831 und 1863 erzwungener Pause, Wilno von neuem ein, anknüpfend an die Traditionen seiner einstigen, gefeierten Universität, zu deren Lehrern die Brüder Sniadecki, zu deren Schülern Mickiewicz und Słowacki gehörten. 1908 brachte den ersten Jahresbericht seiner gelehrten Gesellschaft (*Rocznik Towarzystwa Przyjaciół Nauk w Wilnie, Wilno 1908. 187 S.*). Uns interessieren zwei Beiträge. L. Czarkowski gibt einen ethnographischen Abriss des Bielsker Kreises (Gouvernement Grodno, nördlich des Bug). Das Land ist, wie Masuren in Preussen, Neuland, d. h. erst seit dem Ausgange des 13. Jahrhunderts durch Polen und Russen (zum Teil promiscue) auf altem jatvingischen (sudauischen, d. i. urlitauischen) Boden kolonisiert. Erinnerungen an die Ureinwohner sind fast nicht mehr vorhanden, nur der Boden bewahrt jatvingische Gräber, die der Erforschung noch harren, aber nach den wenigen gemachten Proben zu urteilen, geringe Ausbeute versprechen. Das grösste Gräberfeld (noch unberührt, einen ganzen Morgen Landes bedeckend), liegt bei dem Dorfe Żale nördlich vom Bug — ich füge hinzu, dass das altslawische žale gerade ‘Gräber’ bedeutet; ein kleineres bei Pobikry, dessen Name vielleicht auch bezeichnend ist, heisst er doch wörtlich ‘Schlachte die Kühe’. Die Aufzeichnungen des Verf., die sich auch auf Sprache, namentlich des polnischen Teiles, soziale Verhältnisse jeglicher Art, statistische Angaben, Ortsnamenaufzählung usw. beziehen, beruhen auf langjähriger Vertrautheit mit dem Volke und machen den zuverlässigsten Eindruck. So treten die ethnographischen Verhältnisse des alten Podlachien (der Bielsker Kreis ist nur dessen Verkleinerung) hell in unseren Gesichtskreis. Die anderen Beiträge, von dem Sammler M. Brensztejn, beschreiben alte Musikinstrumente der Litauer, namentlich die skuduczei (aus acht oder fünf Pfeifen zusammengestellt), und die kankliai, das uralte Saiteninstrument, sowie die Gesichtsmasken, lieina, die heute bereits ungebräuchlich, früher bei den Jahresfesten nicht fehlten; es vermummten sich jedoch nur Männer und nur in männliche Masken (Zigeuner, Bettler, Jude u. ä.).

Die von Prof. T. Wierzbowski herausgegebene Bibliothek vergessener Prosa und Poesie des 16. bis 18. Jahrhunderts, die vielfach höchst interessantes volkskundliches Material brachte, ist mit dem 25. Heft eingestellt worden, da Wierzbowski durch die Herausgabe der Regesten der alten königlichen ‘Matrikel’ Polens für Jahre völlig gebunden ist. Die von der Krakauer Akademie besorgte ‘Bibliothek polnischer Schriftsteller’ hat in den letzten zwei Jahren nichts von sich verlauten lassen. Dagegen wird in Warschau neues geplant; aus den reichen Beständen der gräll. Krasińskischen Bibliothek gibt ihr Bibliothekar, Fr. Pułaski, *Collectanea* heraus, deren erstes Heft (Warschau 1908, 78 S.) ein *Unicum* abdruckt, den in Brześć litewski 1553, in der Druckerei des Fürsten Radziwił erschienenen protestantischen Katechismus, der mit keinem bekannten ganz übereinstimmt, da er in den lutherischen Grund calvinische Elemente hereinträgt; die genaue Einleitung bringt auch Nachricht über zwei andere *Unica* derselben Druckerei und Zeit, Übersetzungen der *Formulae caute loquendi* des U. Rhegius (König) und des *Summarium decem praeceptorum* des Chr. Imlerus Hadamarius. Die Ausstattung des Abdruckes ist eine gediegene — leider stellt der frische Tod des kunstsinnigen und opferwilligen Magnaten, Graf Adam Krasiński, mit dem das

Geschlecht des bekannten Dichters Zygmunt Krasiński ausstarb, die Fortführung auch dieses Unternehmens in Frage.

Der Lemberger 'Lud' in seinem 14. Jahrgang (407 S.) unter der kundigen und eifrigen Redaktion von Sz. Matusiak bringt aus der Feder des Herausgebers selbst reiche Beiträge zur polnischen Mythologie; speziell der Bericht des Annalisten Długosz (Longinus) über heidnischen Glauben wird eingehend erörtert, doch lassen sich Zweifel an der Richtigkeit der vorgeschlagenen Deutungen etymologischer Art ebensowenig unterdrücken wie die Zweifel an der Verlässlichkeit der Quelle selbst, ob ihr denn wirklich, noch um die Mitte des 15. Jahrhunderts, eine einwandfreie Kunde des alten Heidentums zugesprochen werden kann. Prof. Fr. Krčęk setzt seine genauen und fruchtbaren Beiträge zum Sprichwörterbuch Adalbergs fort; sonst ist besonders der dialektologische Beitrag von Pracki über den Slesiner Dialekt (aus Kujavien) bemerkenswert, wegen der Fülle der sachlichen Erklärungen (zumal aus dem Fischergewerbe), und der Text des Krippenspiels aus Radłów von Fr. Pawełek, Rätsel, Märchen, Lieder u. a. In Teschen erscheint eine für die polnischen Schlesier bestimmte Zeitschrift, *Zaranie śląskie, kwartalnik literacki* (1. 1908, 'Morgenzeit' etwa), die auch Volkskundliches, Texte, Bräuche u. dgl. bringt; ein besonderes Heft schlesischer Volkslieder ist daraus erschienen (*Pieśni ludu polskiego na Śląsku 1*, Teschen 1908).

Von selbständigen Arbeiten wäre zu nennen Dr. Mich. Zmigrodzki, *Lud polski i Rusi wśród Słowian i Arjów* (Polen und Russen unter Slawen und Ariern): *obrzędy weselne* (Hochzeitsbräuche), Krakau 1907, 12 und 355 S. Es ist dies eine fleissige, verdienstliche Zusammenstellung des einschlägigen ethnographischen Materials, also z. B. das böhmische allein nimmt S. 177—223 ein, doch ist gerade das polnische nicht abgesondert, sondern promiscue mit dem russischen verarbeitet; trotz der Beschränkung auf Arier ist das ethnische herangezogen, während germanisches und romanisches wenig berücksichtigt wird. Der Verf. hält die Arier hoch in Ehren, bestreitet ihre Wildheit, die er auf fremde ethnische Elemente zurückführen möchte, und erklärt sich daher auch gegen Kauf- und Raubehe. Von dem um Popularisierung der Ethnographie hochverdienten Z. Gloger ist 'Rok Polski' (Das Jahr in Lied, Überlieferung und Brauch) in zweiter Auflage erschienen (Warschau 1908. 406 S.).

Besonders reich an ethnologischen Arbeiten ist der neueste Band der 'Rozprawy' (Abhandlungen) der Krakauer Akademie, philologische Klasse (Bd. 45, Krakau 1909. 358 S.); ich führe sie in umgekehrter Folge (gemäss ihrer Wichtigkeit für unsere Zwecke) an. Prof. T. Sinko behandelt einen ganz vergessenen 'Dichter' aus der Sachsenzeit, den Posener Wojewoden Poniński, der in seinen lateinischen Satiren als ein Vorläufer von Rousseau (und der Rückkehr zur Natur) bezeichnet werden könnte. Frau Regina Liliental, eine ausgezeichnete Kennerin jüdischer Volkskunde (wir nannten von ihr schon in früheren Berichten einschlägige Beiträge), beschreibt 'jüdische Feste in Vergangenheit und Gegenwart' (mit 20 Tafeln). Sie macht mit Recht darauf aufmerksam, dass es hohe Zeit ist, diese jüdischen Bräuche zu sammeln; sind sie doch, zumal in grösseren Städten, dem Untergange geweiht; sie haben sich überhaupt in alter Fülle nur bei den Ashkenazim, der deutsch-polnischen Judenschaft, nicht bei den vorgeschrittenen Sephardim, den romanischen, erhalten, also besonders in Galizien und Russisch-Polen, wo der 'Schulchan Aruch' (gedeckter Tisch) mit dem Kommentar des Krakauer Rabbiners Isserless (16. Jahrhundert) und des Lembergers Halevy (17. Jahrhundert) noch voll beobachtet wird. In diesem ersten Teil ihrer Arbeit behandelt sie die drei Jahresfeste, rein bäuerlichen Ursprunges, die später willkürlich auf den Auszug aus Ägypten und

das Leben in der Wüste bezogen wurden, Pesach, das Frühlingsfest, Schabuoth, das Erntefest und Sukoth (Laubhüttenfest, vor dem Eintritt der Regenperiode, die den Feldarbeiten das Ziel setzt), mit allen Einzelheiten des Kultes und deren Bedeutung. W. Klinger bespricht die Rolle des Eies im Volksaberglauben bei uns und im Altertum. In der Jagd nach ethnographischen Parallelen verliert man sich gern unter Buschmänner und Polynesier und beachtet zu wenig das Ältere und Verwandtere, die klassischen Überlieferungen. In deren systematischer Heranziehung, wie dies einst bei Mannhardt der Fall war, liegt die Stärke auch von Klingers Arbeit. Er macht aufmerksam auf die Bedeutung des Eies im Totenkult und als Reinigungsmittel und verknüpft damit die Bedeutung des Ostereies, dessen 'geweihter' Charakter als ganz sekundärer, zufälliger zur Seite tritt, dessen allegorische Ausdeutung ('Sinnbild des neu beginnenden Naturlebens': Wuttk-Meyer, Deutscher Volksaberglauben 1900 S. 118) als etwas Späteres, Missverständliches hingestellt wird; es fiel ja die Osterwoche mit dem Frühlingsfest zusammen, und nur in diesem Zusammenhange hatte das Ei seine Bedeutung erhalten, im Reinigungsritual, das vom klassischen Altertum auf die moderne Welt übertragen wurde.

Die ausführlichste Arbeit ist die erste, 'Amor und Psyche in den Märchen', aus dem Nachlass des Krakauer Romanisten M. Kawczyński (S. 1—161). Schon im vorigen Bericht ward auf diese weitgreifenden Untersuchungen, die dem Märchen des Apuleius eine ausschlaggebende Bedeutung für mittelalterliche Romane wie für die moderne Volksüberlieferung zuschreiben, aufmerksam gemacht. Diesmal analysierte Kawczyński zuerst die auf dieses Thema zu beziehenden Märchen (bei Straparola, Basile, Perrault, Grimm, Vuk, Gliński, B. Schmidt, griechische Märchen, Tausend und eine Nacht — also eine beschränkte Zahl von Quellen, doch werden auch noch manche anderen berücksichtigt), dann die Theorien über den Ursprung dieses Märchens, seine Ausdeutung durch Grimm ('Bannung ins Irdische und Erlösung durch Liebe') und Andrew Lang (ursprüngliche 'Eheverbote'), der etwas ganz Äusserliches, Zufälliges, eine blosse Arabeske, zum Hauptträger macht, worauf Cosquins und Bédiers Ansichten der schärfsten Kritik unterworfen werden. Der Verf. bleibt bei seiner Aufstellung: Apuleius hat in platonischem Geist und mythischem Stil die Märchen-Parabel von der Seele, die unter dem Schutze der Liebe nach Vollkommenheit erfolgreich ringt, selbst erfunden; sein Märchen hat dann die Wanderung durch die Weltliteratur, die schriftliche wie mündliche, angetreten. Freilich können die Grundanschauungen des Verf. ohne weiteres bestritten werden; gilt ihm doch die erstmalige Aufzeichnung für das Ursprüngliche, d. h. weil vor Apuleius das Märchen nicht überliefert wird, muss es erst von ihm stammen oder weil die deutschen Aufzeichnungen dem 18. Jahrhundert (Musius) angehören, sind sie nicht älter und können auf Basiles Pentamerone bezogen werden, der ja in Übersetzungen bekannt war. Ja, wenn es ausser dem Amor-Psyche-Stoffe keine anderen Volksmärchen gäbe! Gegenüber dieser Einseitigkeit des Verf. erübrigt sich eigentlich eine Kritik auch dort, wo ihm der Nachweis gelingen sollte, dass das bei Apuleius Zweckmässige und Verständliche in der Überlieferung nur vergrößert und entstellt wird. Da eben Bédiers Erwähnung geschah, sei hier einer anderen Polemik gegen dessen 'Agnostizismus' besonders gedacht. Der Petersburger Orientalist, Serg. Oldenburg, hat im *Žurnal des russ. Minister. f. Volksaufklärung* 1906, 5 und 1907, 7 über 'Fabliaux orientalischen Ursprunges' gehandelt, über Auberée und Constant du Hamel: er weist die Unrichtigkeiten der Bédierschen Schematisierung (Einbezug von gleichgültigen Nebenumständen in die konstitutionellen Elemente) und die Nichtbeachtung der orientalischen Versionen nach; wo z. B. Bédier nur eine zu nennen wusste, gibt Olden-

burg 15. Seine prinzipiellen Auseinandersetzungen (auch darüber, wie den Orientalen der Gang der Handlung selbst, den Abendländer die Art der Darstellung anzieht) sind sehr beachtenswert.

Aus den Sitzungsberichten der Akademie (März und Mai 1908) seien zwei längere Voranzeigen (Resumés) von Arbeiten des Prof. J. Rostafiński genannt, weil diese selbst erst nach Jahren veröffentlicht werden und wir somit vorläufig auf die Resumés angewiesen sind; da sie auch in französischer Sprache ausgegeben wurden, kann ich mich kürzer fassen. Die eine Arbeit handelt über die 'Ursitze und Urwirtschaft der Slawen in vorhistorischen Zeiten'; die andere über die polnische Ursache von Popiel, Piast usw. unter dem Titel 'Aus der Geschichte des vorhistorischen Polens'. Der Verf., von Haus aus Botaniker, hat sich seit Dezennien mit der Geschichte der Kulturpflanzen vor allem beschäftigt, so erläuterte er noch 1885 das Capitulare de villis Karls des Gr. (über Gartenbau u. ä.), und im Verfolge dieser wie anderer Untersuchungen ergaben sich ihm neue Momente für die Urgeschichte der Slawen und Polen. Er tritt für die asiatische Urheimat der Arier, natürlich nicht auf dem Pamirplateau noch in Kleinasien, ein, sondern in der Gegend des Urals etwa, indem er alle Folgerungen, die man aus den arischen Namen für 'Birke' oder 'Met' herleitete, als unbegründet zurückweist; erörtert die verschiedenen Phasen der ursprünglichen Wirtschaft, den Körnerbau, den Unterschied zwischen Steppe und Wald und dessen Einfluss. Bei der ausserordentlichen Sachkunde des Verf. und seiner glänzenden Kombinationsgabe ergeben sich, trotz aller Bedenken im einzelnen, überraschende Ausblicke und Deutungen. Etwas weniger überzeugend tritt seine Deutung der Ursage, namentlich des mythischen Gehaltes der Wanda, auf. Nebenbei sei bemerkt, dass gegen die Aufstellungen von Peisker über die stets wechselnde Abhängigkeit der Slawen von Turkotataren und Germanen sich allgemein die Opposition regte: eine Zusammenfassung aller Argumente gab Fr. Kröck im Lemberger Kwartalnik historyczny 21 (1908) S. 640 ff. Andere Abhandlungen dieser sowie der entsprechenden Warschauer Zeitschrift (Przegląd historyczny) und der Abhandlungen der Krakauer Akademie, historische Klasse, müssen wir übergehen, obwohl sie manches für unsere Zwecke geeignetes enthalten, z. B. allein in den Abhandlungen, Bd. 51 (Krakau 1908), die Studie von J. Ptaśnik über den 'Peterspfennig als Hüter der Staats- und Kircheneinheit in Polen' (des 14. Jahrhunderts); die deutschen Länder zahlten nämlich keinen Peterspfennig nach Rom, wohl aber Polen, die nordischen Länder u. a.; aus den päpstlichen Registern ist nun nicht nur die Zahl der Pfarreien in Polen, sondern auch die der Menschen wohl zu berechnen; gleichzeitig erschien das Werk von Tad. Gromnicki Świętopietrze w Polsce (Krakau 1908. 474 S.), das die Erhebung des Peterspfennigs bis zuletzt (1563, in Breslau zum letzten Male 1554) verfolgt. Weiter die Studie von L. Boratyński, 'Beiträge zur Geschichte der ersten Handelsbeziehungen Danzigs zu Italien, speziell zu Venedig' auf Grund der Depeschen des Spezialabgesandten Ottoboni an den Senat (1590—1591); endlich die Studie von M. Gumowski, 'Über Mark und Münze der Piasten', die das ganze mittelalterliche Geldwesen, auch Felle und Salz als Münzeinheiten behandelt.

Von Kreisgeschichten sei das Werk von Wł. Sarna, 'Beschreibung des Kreises Jasło' (Opis powiatu jasielskiego, Jasło 1908, VI und 743 S.) in Galizien genannt; Sarna hatte gleich ausführlich früher den Kreis Krosno (Przemyśl 1898) behandelt; gerade der ethnographische Teil, die Darstellung der polnischen und ruthenischen Bevölkerung des Kreises, ist bei aller Kürze am sorgfältigsten und anschaulichsten ausgefallen.



Aus der 'Jagió-Festschrift' (Berlin, Weidmann 1908. 725 S.) können wir deren polnische Beiträge übergehen, weil sie ausschliesslich philologischen Inhalts sind; dagegen berühren sich die böhmischen mit unseren Zielen. Ich sehe allerdings von dem ganz phantastischen Versuche J. Sutnars, den Namen 'Tschech' zu erklären, ab; dafür ist zu nennen der Aufsatz von Prof. J. Polívka 'Volkserzählungen vom Ursprunge des Tabaks' namentlich häufig bei den Russen, deren Altgläubigen und Raskolniken der Tabak ein Teufelswerk, dem Leibe einer Dirne entwachsen und daher ein Greuel ist; der Verfasser stellt alle erreichbaren Varianten dieser und anderer Erzählungen zusammen. L. Niederle, der bekannte Archäologe und Prähistoriker, weist nach, dass auch die archäologischen Grundlagen der Theorie von einer Donauheimat der Slawen, wie sie Pič vertritt, unhaltbar sind, dass die slawische 'lausitzisch-schlesische' Urkultur nicht nach Pannonien gereicht hat. In deutscher Sprache behandelte Prof. E. Kałužniacki ein uns sehr interessierendes Thema: über Wesen und Bedeutung der volksetymologischen Attribute christlicher Heiliger, d. h. warum der h. Valentin zum Hüter vor der fallenden Sucht wird (was schon Luther richtig geraten hatte) oder Wolfgang vor Wölfen, oder Kosmas, russ. Kužma, zum h. Schmied (wegen kužnia 'Schmiede') usw., aber es bleibt nicht bei dem alphabetisch geordneten Verzeichnisse von 80 Heiligen der Art aus aller Herren Länder, sondern es stellt der Verf. weitreichende, allgemeinere Gesichtspunkte auf, worauf wir hier nur aufmerksam machen. [Oben S. 123.]

Von böhmischen Publikationen sei zuerst die Zeitschrift des Nationalmuseums, die Prof. Č. Zíbrt herausgibt, genannt (*Časopis českého musea*, Bd. 82, Prag 1908). Den Jahrgang eröffnen Proben aus dem gross angelegten 'Handbuch des humanistischen Schrifttums, zumal des poetischen in Böhmen und Mähren im 16. Jahrhundert', über den rudolfinischen Dichter G. Carolides von Karlsberg u. a. Der Verf., der unlängst verstorbene Ant. Truhlár, hat keine Mühen noch Kosten im Zusammentragen des reichsten bio- und bibliographischen Materials gescheut. Unterdessen ist der Anfang dieses alphabetisch geordneten Materials (*Rukovět k písemnictví humanistickému* etc.), bereits erschienen (Prag 1908, 1. Bd., 308 S., von Abel bis Caucalius reichend). Besonders umfangreich ist der Beitrag von Č. Zíbrt (auch im erweiterten Sep.-Abdr. erschienenen, mit Illustrationen, 174 S., Prag 1908), Zur Geschichte von Schloss und Herrschaft Žvikov der Svamberk: zuerst die Geschichte und die Kosten des Baues von 1431—1573, dann das Verzeichnis des alten Schlossarchivs; endlich der Nachweis, dass zu einzelnen Wandmalereien im Schlosse Wohlgemuthsche Bilder in H. Schedels *Liber chronicarum* von 1493 als Vorlage dienten. Unter den historischen Beiträgen von Jos. Volf seien nur erwähnt Spottgedichte auf den 'Winterkönig' in Ergänzung von Wolkans Sammlung; anderes zur Literaturgeschichte, alter wie neuer, muss hier übergangen werden. Dafür sei besonders genannt die parömiologische Studie des bekannten Philologen (und Herausgebers von Hus' böhmischen Schriften) V. Flašbans, Altböhmische Sprichwörteransammlungen. Sie beginnen mit Eintragungen in das enzyklopädische Florileg des Konrad von Halberstadt um 1360, ziehen sich durch Flaška (Ende des 14. Jahrhunderts) zu den gedruckten Sammlungen des Blahoslav und Srnec, weiter zu Komenský, um im 19. Jahrhundert mit Čelakovský und Záturecký (slovakische Sprichwörter) zu endigen. Der Verfasser charakterisiert treffend die einzelnen Sammlungen und hebt namentlich das Zusammengehen der böhmischen Sprichwörter mit germanischen und romanischen, ihren Unterschied von den östlichen hervor: hier sei auf die gleichzeitig erschienene Studie über griechische Sprichwörter im Slawischen von Dr. Altenkirch im *Archiv f. slawische Philologie* 30, 1 und 321 aufmerksam gemacht, ein hübscher Beitrag zu der noch

recht im argen liegenden vergleichenden Sprichwörterkunde. Über einen anderen Beitrag zur slawischen Parömiographie siehe unten. Hier sei auch erwähnt, dass jüngst der Warschauer Ign. Bernstein, der Besitzer der grössten parömiographischen Sammlung der Welt, verstarb; bekannt ist sein zweibändiger Katalog dieser Sammlung (etwa 5000 Nummern in 160 Sprachen) von 1900 in seiner prächtigen typographischen Ausstattung; 1907 gab er noch mit J. Segel zusammen die stattliche Sammlung jüdischer Sprichwörter und Redensarten heraus. [Oben 18, 231].

Aus dem neuesten 83. Bande der Musealzeitschrift, Heft 1 (S. 1—207), verdient besonderen Hinweis der Aufsatz von Č. Zíbrt über den 'Strahover Sammelband seltener Gelegenheitsdrucke des Václav Dobřenský aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts' (S. 68—107). Dieser Dobřenský (1550—1599), Verfasser von populären didaktischen Schriften, legte sich eine Sammlung von Flugblättern, zumeist Prager Herkunft, an, die in der Bibliothek der Strahover Prämonstratenser aufbewahrt ist; sie enthält nicht weniger als 395 Nummern, die Zíbrt einzeln mit vollen Titeln anführt, in lateinischer, böhmischer, deutscher und ungarischer Sprache; die böhmischen Volkslieder (d. i. nach Bänkelsängerart u. dgl.) wird Zíbrt der Reihe nach im Český Lid abdrucken. Ich führe von deutschen, die besonders gegen das Ende des Bandes zahlreicher werden, z. B. an: Nr. 372 'Klegliche, betrübte und wahrhaftige Sprichwörter eines verlassenen Freundes' 1581; 374 'Ein gründlicher und wahrhaftiger Bericht, warumb die Teutschen Römischen Kaiser zwen Adler führen. Gestelt durch G. Praun mitburger in Augspurg'; 375 'Christliche newe Jars wundschung, reimweiss . . . durch Ph. Schlöderer' 1589; 388—391 'Ein Sinreich und schön Gedicht und Gemelde des . . . Apellis, darinnen er den ungerechten Richter usw. gar artig describirt und im damit sein leben errettet hat. Aus dem Luciano genommen und in Reime verfasst' usw. Es gibt auch Berliner Drucke, z. B. 'Leonhardi Turnesii zum Thurn Insignia etc.' von 1580. Die Nummern (d. i. Blätter) 380—386 enthalten Bilder der Planeten und ihres Einflusses, grobe und grosse Holzschnitte mit deutschen Versen, die sich von den bekannten Ausgaben der Art unterscheiden. Zu Anfang des Sammelbandes sind einzelne Flugblätter aufgeklebt auf die Seiten eines böhmischen Folianten, einer Umarbeitung von Hans Sachsens 'Zehen Alten Ertzveter Christi' mit den Holzschnitten H. S. Behams, doch weichen Text und Holzschnitte von der zugrunde liegenden Ausgabe, Nürnberg 1530, ab, worüber Zíbrt und andere Herren noch ausführlicher handeln werden. Der ganze Band ist für den Genealogen namentlich unschätzbar, bietet auch reiche Belehrung dem Kulturhistoriker (namentlich durch seine Trachtenbilder) und Musikhistoriker (viele Melodien u. a.).

Von weiteren Publikationen des rastlos tätigen Prof. Zíbrt sei die Neuherausgabe des mittelalterlichen Traumbuches des Vavřinec z Brezové (Snár, Prag 1908, 176 S. in der Ottosenen 'Weltbibliothek') erwähnt. Vorausgegangen war Prof. F. V. Vykoukals Studie über Träume und Traumdeutungen (O snech a výkladech snu. Prag 1898), die auf Grund vergleichender Forschung die Abhängigkeit der böhmischen Traumdeutung, auch der modernen, von der mittelalterlichen und deren griechische und arabische Quellen nachwies. Während die Polen z. B. nur die kurzen Somnia Danielis seit jeher besitzen, hat für König Wenzel IV. sein Arzt Lorenz aus Brzezowa hauptsächlich das Somnarium Sladae erweitert und übersetzt; Lorenz (1370—1436) ist sonst als Geschichtschreiber der Hussitenzeit besonders bekannt. Sein Traumbuch, Knihy snového vykládání, kommt handschriftlich mehrfach vor (eine Stockholmer Abschrift von 1471 u. a.); der Chronist Hájek hat es 1550(?) herausgegeben, doch sind nur Exemplare der Abdrücke

von 1581 und 1614 bekannt. Zíbrt wiederholt nur den Text von 1581, doch kürzt er ihn stellenweise, überflüssige Längen wie Unanständiges übergehend. Es ist eine ganz interessante Lektüre; die Träume werden stets auch je nach dem Stande des Träumenden (König, Fürst, Ritter usw.) gedeutet.

Von den Publikationen der Böhmisches Akademie (der dritten Klasse) übergehe ich die Nummern 24 und 26, dialektologische Beiträge (Dušeks Lautlehre der südböhmischen Mundarten III und Kašíks Analyse der Bečva-Mundart) und erwähne die verdienstliche Leistung von J. Máchal, Staročeske sklady dramatické puvodu liturgického, die Sammlung altböhmischer Weihnachts- und Osterspiele, die das weit zerstreute Material vollständig sammelt und in einer ausführlichen Einleitung über die Entstehung und Geschichte des liturgischen Drama handelt (Prag 1908. 234 S. und das treffliche Faksimile eines ganzen Marienspiels aus der Prager Handschrift). Diese böhmischen Osterspiele (Weihnachtsspiele fehlen bezeichnenderweise) sind auch für die deutschen mittelalterlichen Spiele nicht ohne Bedeutung, daher vergleicht sie der Herausgeber, namentlich mit dem Innsbrucker, den Erlauer und Egerer Spielen; hat man doch diesen deutschen Spielen öfters geradezu eine böhmische Heimat zugesprochen. Der älteste böhmische Text, vor 1350, enthält das Fragment eines Quacksalberspiels, mit zwei sonst nirgends anzutreffenden Episoden, von der Auferweckung des toten Judenkinde und dem Wettstreit um die Familienehre des Rubin (Robin?) und Pusterpalk, der beiden Diener des Quacksalbers, die ganz volkstümlich roh verklingen, wie denn diese Texte (das Prager und das jüngere Dürrhofener Fragment), an Zügellosigkeit und Unflätigkeit des Ausdruckes die deutschen lasziven Texte noch weit übertreffen. Besonders interessant ist der Nachweis des französischen Einflusses, der in den Melodien dieser Spiele ganz unverkennbar ist und zu der Zeit des Johann von Luxemburg und seines Hofmusikers Guillaume de Machaut trefflich passt. Ein nicht erschöpfendes Glossar erläutert nicht alle Schwierigkeiten der interessanten Texte, die man erst jetzt bequem studieren kann. Die 'Ruková' von Truhlár ist bereits erwähnt. Ausserdem haben J. V. Novák und V. Flajšhans des Daniel Sinapius (d. i. Horčicka, ein Slovake), Neforum latinoslavicum, eine slovakische Sprichwörtersammlung vom Jahre 1678, ein Unikum, abgedruckt (Prag 1908. VI und 80 S.); Flajšhans scheidet in der Einleitung das volkstümliche Element von fremden Zutaten.

Die periodischen Publikationen von Prof. Zíbrt und Prof. Polívka nehmen ihren gewohnten Fortgang. Vom Český Lid sind von dem neuesten, 18. Jahrgang, Heft 1—4 erschienen, reich illustriert, mit mannigfacher Abwechslung des Inhaltes, wie inmer. Zíbrt bringt u. a. die Texte von sechs Nummern aus dem oben erwähnten Sammelbande des Dobřenský, ein Erntelied von 1588 (des Malý); zwei neue Lieder des bekannten Reimschmiedes S. Lomnický von 1584 (zu singen nach der deutschen Melodie 'Ich bin zu lang gewesen'); ein Lied von dem Blitz, der in den Turmknopf der Velvarer Kirche einschlug 1580 (vom Ortspfarrer gedichtet) u. a. Besonders amüsant sind Text und Bilder aus dem seltenen Traktat des V. L. Rvačovský vom Fasching und seinen zwölf Söhnen (Stolzhaus, der Gierige, der Üppige usw.) von 1580, die Zíbrt in treffender Auswahl und Kürzung der langatmigen Moralisationen mitteilt. Namentlich interessant ist das 'Dorotheenspiel', das Lehrer St. Dvořák aus der Gegend von Milevsko, wie es dort bis etwa 1867 aufgeführt wurde, nach dem Diktat des noch lebenden 'Henkers' dieses Stückes abdruckt, aber der Sammler alten volkstümlichen Materials begnügt sich nicht mit dieser Niederschrift, sondern fügt aus eigenem ein Vor- und Nachspiel hinzu, das ganz im Volkston die Aufführung selbst begleitet, in die richtige

Stimmung einführt. J. Volf setz seine Studie über die Rosenkreuzer in Böhmen und ihre Prophezeiungen für das Jahr 1622 fort. Er beschäftigt sich überhaupt mit böhmischen Sekten u. ä., hat ein reiches, neues Material zur Geschichte der böhmischen Brüder, d. h. ihrer Niederlassung in Berlin, gesammelt, das er demnächst zu verarbeiten gedenkt. In den Sitzungsberichten der Kgl. Ges. der Wissenschaften (Prag 1908, Nr. 4) hat er ein Verzeichnis der Akatholiken aus der Gegend von Opočno 1742 abgedruckt, mit einem Vorbericht über die vorausgegangenen Glaubenskämpfe von 1732, über die Hoffnungen, die in Schlesien und Böhmen zuerst auf Karl XII., dann auf Brandenburg gesetzt wurden, die Tätigkeit von Emissären, Spottlieder der Katholiken, Verhöre, Briefe u. dgl.

Von dem Národopisný Věstník Československý unter der Redaktion von A. Kraus, J. Polívka, V. Tille ist der dritte Jahrgang (1908) beendet und der vierte begonnen; im Anhang zu allen Heften erscheinen die von Jos. Kubín gesammelten und von Polívka mit einem kritisch-bibliographischen Kommentar versehenen Märchen aus der Glatzer Gegend, bisher 46 Nummern. Das Hauptgewicht ruht auf der trefflich, über die gesamte einschlägige Weltliteratur orientierenden Bibliographie, die einzig in ihrer Art ist, Bücher und Zeitschriften, slawische und anderssprachliche gleichmässig berücksichtigt. Eingehende Muscalberichte aus Böhmen zumal, kritische ausführliche Berichte, endlich ausgewählte Kapitel über Trachten, Hausindustrie, Bräuche, auch gut illustriert, machen den weiteren Inhalt aus. Ich erwähne z. B. den wohl orientierenden Aufsatz von Dr. Jos. Janko: Wie urteilen wir heute über die Indoeuropäer, eine kritische Zusammenstellung der Hirtschen u. a. Arbeiten und Ergebnisse; Ther. Novák, Volksbräuche in den Landstädten in den siebziger Jahren; Vlasta Havelka, das böhmische Kopftuch (reich illustriert, nach den verschiedenen Gegenden); J. Tykač, Die Leinwand-Hausindustrie in der Gegend von Böhmischem-Trübau usw.

Auf die trefflich redigierte böhmische historische Zeitschrift, Český Časopis Historický, herausgegeben von den Prager Professoren J. Goll und Jos. Pekař, sei besonders aufmerksam gemacht, wegen der Fülle der Informationen sowohl wie wegen der sorgfältigen Untersuchungen, die freilich meist Fragen der Verfassungs- oder politischen und Kirchengeschichte gewidmet unsern nächsten Zwecken obliegen. Doch sei wenigstens das neuste Heft (Jahrgang 15, 1. 1909) erwähnt, das zuerst die notariell beglaubigte Abschrift (Transsumpt) des Kuttenberger Ediktes von König Wenzel über die der „böhmischen Nation“ auf der Universität zugestehenden drei Stimmen vom 18. Januar 1409, die sich Hus kurz vor seiner Abreise nach Konstanz geben liess, bringt (auch im Faksimile). Ausserdem sei erwähnt die Abhandlung von J. Fr. Novák über 'mittelalterliche Dictamina im Zusammenhange mit Antike und Renaissance', ein bisher zu Unrecht vernachlässigtes Gebiet; denn wie oft irrten wir, für einen wirklichen Brief haltend, was nur ein stilistisches, rhetorisches Dictamen war; hier ist freilich erst der Anfang gegeben, die kontinuierliche Entwicklung von den Prunkbriefen (falls man diesen Ausdruck brauchen darf) des jüngeren Plinius bis zu denen des Cassiodorius. L. Niederle endlich wirft die Frage auf, wie weit die Böhmen nach Süden, über die Donau, vorgedrungen sind und verwendet dafür philologische Argumente, die Verbreitung der Namensformen Kulm (= Hügel) und Edla (= Tanne), die ich bestreite, obwohl ich sonst die Richtigkeit seiner Ausführungen, z. B. über das Slawentum in Pannonien, voll anerkenne.

Wie sehr sich die Böhmen für ihr 14. bis 17. Jahrhundert und dessen religiöse Kämpfe interessieren, zeigen neue Publikationen der Prager Akademie, z. B. eine neue Quellensammlung für die mittelalterliche Bewegung, eröffnet aus des Matthiae

de Janow dieti magister Parisiensis Regulae veteris et novi testamenti; die Herausgabe der Korrespondenz des bekannten Akatholiken Vaclav Budovec von 1579 bis 1619 (durch Dr. J. Glücklich, 1908, XLV und 203 S.) u. a.; die König Georg von seinem Diener Židek gewidmete 'Spravovna' (Informationsbuch, darin auch eine Weltchronik u. a.), von Zd. Tobolka (Prag 1908, 193 S.) herausgegeben; die für städtische Verhältnisse wichtige Praxis cancellariae des Prokop, des Schreibers der Neustadt Prag, durch Fr. Mareš (Prag 1908, XIV und 169 S. Alles Ausgaben des 'Historischen Archivs' der Akademie); es waren dies Universitätsvorlesungen über Diplomatik, die Prokop (von dem wir auch eine böhmische Art dictandi besitzen, herausgegeben von Mareš 1900) 1452 gehalten hat und aus denen der Verwaltungsdienst der städtischen Behörden am besten einleuchtet; sie sind mit einer etwas späteren böhmischen Interlinearversion versehen. Dem böhmischen Hussitentum, namentlich den Anschauungen des Chelčický, des selbständigsten und konsequentesten Denkers, widmet der russische Gelehrte N. v. Jastrebov seine 'Studien' (1. Teil, Petersburg 1908, VII und 258 S.), die nach allgemeinen Ausführungen speziell der Entwicklung der Ideen über Kriegsführung und Todesstrafe gewidmet sind. Ein katholischer Geistlicher, Dr. A. Podlaha, gibt eine 'Quellen-sammlung für böhmische Kirchengeschichte' (Heft 1—3, Prag 1908) heraus; das erste Heft (IV, 267 S.), enthält die Berichte der 'Reformationskommission' von 1627—1629, die den Widerstand der Akatholiken zu brechen hatte, wie es dabei zugeht; Heft 2 (84 S.) bringt die erzbischöflichen Relationen über die Zustände der Kirche in Böhmen von 1759—1781; Heft 3 (IV, 36 S.) druckt den ältesten böhmischen Traktat (des Jan Vodňanský) über die unbefleckte Empfängnis Marias in Form eines Dialoges vom Jahre 1509. Ein Lebensbild eines Polyhistor und Patrioten, eines Weckers seines Volkes im Niedergange des 17. Jahrhunderts, des darum angefeindeten Jesuiten Boh. Balbin bringt sein Ordensgenosse Ant. Rejzek, B. Balbin Soc. J., Leben und Werke (Prag 1908, 465 S.), in einer nicht gerade einwandfreien, weil einseitigen Darstellung.

Prof. J. Máchal, dessen Namen wir bereits oben genannt haben, hat eine slawische Mythologie geschrieben (Bájesloví slovanské, Prag 1907, 174 S.). Es ist dies eine ganz populäre, für die böhmische Universalbibliothek bestimmte Umarbeitung seines Abrisses slawischer Mythologie (Nákres usw.), der 1891 erschien und durch Fülle und Genauigkeit der Angaben sich äusserst brauchbar erwies; der Verf. verblieb seitdem bei dem Studium slawischer Überlieferungen, wir verdanken ihm inzwischen eine trefflich orientierende Arbeit über die russischen Bylinen, die hauptsächlich eine Analyse der Stoffe bietet.

Berlin.

Alexander Brückner.

### Neuere Arbeiten über das deutsche Volkslied<sup>1)</sup>.

Das erfreulich wachsende Interesse am deutschen Volksliede gibt sich in dem Erscheinen einer ganzen Reihe von Wegweisern zu seinem Studium kund. Fast gleichzeitig treten drei ältere allgemeine Einführungen in erneuter Gestalt vor uns, Vilmar's 1867 geschriebenes Handbüchlein und die kleineren Werke von Bruinier

1) Vgl. unsern letzten Bericht oben 17, 203—210. Eine genauere Aufzählung aller hergehörigen Artikel liefert der 'Jahresbericht für germanische Philologie' (Leipzig, Reiland) in der 16. Abteilung 'Volksdichtung'.

und Sahr. Aus dem Handbüchlein ist jetzt ein doppelt so starkes Handbuch geworden, in dem Vilmars Landsmann Böckel<sup>1)</sup> mit gleicher Begeisterung, ausgebreiteter Sachkenntnis und der Gabe frischer Darstellung eine weit vollständigere Übersicht der Gattungen des Volksliedes entwirft. Hatte sich sein Vorgänger auf die erzählenden, Liebes- und Geselligkeitslieder beschränkt, so führt B. auch die mythischen, legendarischen, Natur-(Tierfabel), Soldaten-, Berufslieder, die Lebensfreude, den Humor und Spott, die geistlichen Lieder in guten Proben vor. Völlig neu ist der Abschnitt 'Art und Werden des deutschen Volksliedes' (S. 1—40); die Definition des Volksliedes ist zwar dieselbe wie in Bs. 'Psychologie der Volksdichtung' geblieben, aber über Melodie, Vorsänger und Chor, Rhythmus, stehende Formeln, Bilderschatz, Kunstmittel des Stils u. a. findet man hier treffende Bemerkungen und nützliche Beispiele. Was man, von Einzelheiten wie der Erläuterung der nld. Ballade S. 171 abgesehen, etwa beanstanden könnte, ist das Fehlen einer Übersicht über die Literatur und einer Andeutung über die schwebenden Streitfragen. Auch Bruiniers<sup>2)</sup> 1899 zuerst gedrucktes Büchlein ist erheblich umgestaltet (14 Kapitel statt 5) und bietet in frischer, begeisterter Sprache manches Eigenartige und Verdienstliche. Im Streben nach einer historischen Betrachtungsweise beginnt der Verf. nicht mit dem 15. Jahrhundert, sondern sucht auch die vorausliegenden Perioden des Priestersängers, Berufssängers (Skop), Spielmanns fasslich vorzuführen, viele alte Zeugnisse einflechtend. Er betont gegen Vilmar, der seinen Massstab für das Volksmässige aus den Liedern des 14. bis 16. Jahrhunderts entnimmt, die Wandlungen im Geschmacke des Volkes (S. 20), der von den Gebildeten oft missverstanden wurde, und hofft auf eine Zeit, in der die Geschichte des 'Volksstons' bekannt ist. Er weist die Bänkelsängerlieder und Moritaten zurück, rechnet aber Kunstgedichte, die vom Volke gesungen werden, zu den Volksliedern. Als das wesentlichste äussere Merkmal der letzteren erscheint ihm das Singen in einem von der volkstümlichen Sitte zusammengeführten Chore (S. 14). Sahr<sup>3)</sup> hübsche Auswahl von Texten (zuerst 1901), die jetzt auf zwei Bändchen angewachsen ist, enthält 82 historische Lieder, Balladen, Liebes-, geistliche und verschiedene Lieder vom 14. bis 19. Jahrhundert mit den Melodien und sorgfältigen Einleitungen und Texterläuterungen. Da der Herausgeber zugleich gute Literaturnachweise liefert, darf sein Werkchen als das bequemste und wohlfeilste zur ersten Einführung in das Studium des Volksliedes bezeichnet werden. — Zu gleichem Zwecke ist das aus einem Vortrage erwachsene Büchlein Kinzels<sup>4)</sup> bestimmt, das von Herders Wiederentdeckung des Volksliedes ausgehend, dessen Blütezeit im Reformationsjahrhundert kundig schildert und 31 Texte mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen mitteilt. Gegenüber dieser scharf und knapp gehaltenen Darstellung tritt die einer straffen Disposition ermangelnde 'ästhetische

1) O. Böckel, Handbuch des deutschen Volksliedes, zugleich vierte gänzlich neu gestaltete Ausgabe von A. F. C. Vilmars Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes. Marburg, Elwert 1908. VII, 393 S. 5 Mk.

2) J. W. Bruinier, Das deutsche Volkslied. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Teubner 1908. VI, 151 S. geb. 1,25 Mk. (Aus Natur und Geisteswelt 7).

3) J. Sahr, Das deutsche Volkslied, ausgewählt und erläutert. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Göschen 1908. Zwei Bändchen. 136 und 110 S. je 0,80 Mk. (Sammlung Göschen 25. 132).

4) K. Kinzel, Das deutsche Volkslied des 16. Jahrhunderts, für die Freunde der alten Literatur und zum Unterricht eingeleitet und ausgewählt (zuerst 1885). Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Halle, Waisenhaus 1909. 93 S. 1 Mk.

Würdigung<sup>1)</sup> H. Graef's<sup>1)</sup> in den Hintergrund. Unter die populären Schriften im guten Sinne des Wortes gehört auch Schells<sup>2)</sup> Handbuch Wenn der Vf. (S. VI) bescheiden gesteht, dass es ausserhalb seiner Absicht lag, Neues zu bieten, und dass er auf dem fusse, was unzählige Forscher erarbeitet haben, so ist doch anzuerkennen, dass er sich gute Führer wählt, wie Böckel, Bruinier, Sahr, Hauffen, Hildebrand, und durchweg besonnen und massvoll urteilt, wo er einzelne Behauptungen jener Gewährsmänner einschränken zu sollen meint. In 20 Abteilungen bespricht er die hauptsächlichsten Fragen seines Themas und die verschiedenen Liedgattungen, ohne den Gegenstand erschöpfen zu wollen, bisweilen auch über die Grenzen Deutschlands hinausgehend. Gelegentlich teilt er neue Textfassungen mit (S. 34f. 78. 151f. 175). Angehängt ist eine 17 Seiten starke Literaturübersicht, gegen deren Auswahl und Anordnung ich allerdings einiges einzuwenden hätte. Die in derselben Sammlung erschienene Einführung in das Kinderlied und Kinderspiel von Wehrhan<sup>3)</sup> will ebenfalls nur das für weitere Kreise Wissenwerteste bringen und erreicht diesen Zweck auch im ganzen, wenngleich man einiges wie die von Schläger oben 17, 266 hervorgehobene Dramatisierung alter Volksballaden und Wossidlos ausgezeichnetes Buch vom Jahre 1906 vermisst. Auf die nach Böhme gegebene Übersicht der Lieder- und Spielgattungen folgen Mitteilungen über ältere Zeiten, mythologische Bedeutung, Metrik, Musik, Sprachliches, geschichtliche Reminiszenzen u. a., alles durch Beispiele belebt und durch nützliche Literaturangaben weiteren Studien empfohlen. In der Bibliographie (S. 172—189) jedoch wundert man sich nirgends John Meiers trefflicher Leistung im Grundriss der germanischen Philologie und dem seit 1879 bestehenden Jahresbericht für germanische Philologie zu begegnen; auch wäre eine Anordnung der Landschaften nach sprachlichen Gesichtspunkten der hier gewählten politischen Geographie entschieden vorzuziehen, nach der die Schweiz und Österreich erst hinter Skandinavien, England und dem französisch redenden Belgien rangieren und die Grafschaft Glatz sogar als österreichische Provinz auftritt.

Unter den Einzeluntersuchungen, die wir an diese Handbücher anreihen, sind diesmal mehrere zu verzeichnen, welche der älteren Periode des deutschen Volksliedes gewidmet sind. Die vielumstrittene Frage nach dem Ursprunge der Volkspoesie behandelt John Meier<sup>4)</sup> in einem gedankenreichen und auf umfassender Kenntnis ruhenden Vortrage über die Entstehung und Entwicklung des Volksepos. Die Grundlage desselben bildet die poetische oder prosaische Heldensage, die von Individuen durch Simplifizierung und Ausgestaltung geschichtlicher Tatsachen und verdunkelter Mythen geschaffen und von der Gesamtheit übernommen ist. Der epische Heldensang wird weiter ausgebildet durch einen Sängerstand, der auf die Gunst des besitzenden Adels angewiesen ist und sich nach dessen Anschauungen richtet. Die Sänger sind entweder improvisierende Aoiden, die nur Stoff und typische Bestandteile besitzen, oder Rhapsoden, deren Tätigkeit nur im Wiederholen fertiger Lieder besteht. Das Erstarren formelhafter Wendungen und Beiwörter, die Reste älterer Kulturperioden, die Übernahme äolischer Formen durch

1) H. Graef, Deutsche Volkslieder, eine ästhetische Würdigung. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik 1907. 142 S.

2) O. Schell, Das Volkslied. Leipzig, W. Heims 1908. VIII, 204 S. 2 Mk. (Handbücher zur Volkskunde 3).

3) K. Wehrhan, Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig, W. Heims 1909. VIII, 189 S. 2 Mk. (Handbücher zur Volkskunde 4).

4) John Meier, Werden und Leben des Volksepos. Rede gehalten den 15. Nov. 1907 am Jahresfeste der Universität Basel. Halle a. S., Niemeyer 1909. 54 S.

ionische Sänger gewahren wir nicht nur im homerischen Epos, sondern ähnlich auch im mittelalterlichen und noch heut in den Liedern der Finnen, Russen, Kirgisen, Atjeher. Den Übergang vom Liede zum Gesamtepos sieht M. (von Lachmann wie von Ker und Heusler abweichend) in einer Wandlung des knappen Stils zum reicheren, die bereits in den Liedern selbst eintrat, und im Erscheinen eines schöpferischen Individuums, das den Schritt zur Gesamtkomposition tat und diese zugleich schriftlich fixierte. Ohne eine Niederschrift hätte sich weder die Ilias im Volksmunde fortgepflanzt noch das Nibelungenlied. Wenn man aber als Volkspoeseie erst die Dichtung bezeichnet, die im Volksmunde lebt, bei der aber das Volk nichts von den individuellen Anrechten weiss, so gibt es ein Volksepos im strengen Sinne überhaupt nicht. — Eine beachtenswerte Untersuchung über die Formel 'singen und sagen', die W. Grimm 1829 als den technischen Ausdruck für den rezitierenden Vortrag epischer Lieder auffasste, liefert Schwietering<sup>1)</sup>; er zeigt, dass die geistlichen Dichter des 10. Jahrhunderts damit nur den biblischen Ausdruck 'cantare et dicere psalmum' wiedergaben und dass erst die Spielleute und die höfischen Dichter eine doppelte Art des Vortrages, der Form oder des Stoffes damit bezeichneten. In einem stoffreichen und sehr breit geschriebenen Buche, über das ich weiter unten genauer berichte, hat Uhl<sup>2)</sup> die Winiliod, die Karl der Grosse 789 den Nonnen untersagte, als gemeinsame Arbeitslieder zu erweisen gesucht und eine Übersicht über die deutschen Berufs- und Standeslieder und deren Sammlungen angehängt, die nicht ohne Nutzen sein mag, wengleich der Grundgedanke des Werkes auf einer wenig wahrscheinlichen Vermutung beruht. — Den historischen Zusammenhang zwischen der höfischen Lyrik des 13. Jahrhunderts und der Volksdichtung des 15. erläutern mehrere tüchtige, dem Nachleben einzelner Minnesänger gewidmete Arbeiten. Die umfanglichste ist die von Brill<sup>3)</sup>, welche von Haupts kritischer Sonderung der echten und unechten Lieder Neidharts von Reuenthal ausgehend, die letzteren genau betrachtet und aus ihnen den gewaltigen Einfluss Neidharts auf die Folgezeit bis zu Fischart hin erweist. Seine realistisch-satirische Dorfpoesie, die das Aufkommen eines trotzigem Bauernstandes zur Voraussetzung hat und zugleich an das Vorbild der französischen Pastourelle anknüpft, übertraf alle andern ritterlichen Lyriker an Wirkung. B. zeigt schon in den Handschriften des 13. Jahrhunderts die Ansätze zur Übertreibung und Verrohung, die Einschaltung unechter Strophen und neuer Töne, die Entstehung des Schwanks von Neidhart im Fass und von bäurischen Trutzstrophen. Die zweite Stufe stellen die in Bayern und Schwaben entstandenen Hss. des 15. Jahrhunderts dar, in denen Roheit und Obszönität sich in unerfreulicher Weise breit macht und viele alte Motive (der Ungenannte, Engelmar, die Spiegelgeschichte) weitergesponnen werden; eine ganze Reihe neuer Schwänke zeigt Neidhart als eine Art Hofnarren der Herzöge Friedrich und Otto von Österreich oder als Bauernfeind nach Art des Kalenbersers und Eulenspiegels. Auch in zwei lateinischen Grabschriften sucht man die Persönlichkeit des Helden zu charakterisieren. Ums Jahr 1490 endlich schafft ein literarisch gebildeter Bearbeiter zu Augsburg (?) aus dem Wuste der Überlieferung ein leidliches Ganzes, das Volksbuch von Neidhart Fuchs. Auch die übrige Lyrik des 15. Jahrhunderts verrät mehrfach Nachahmung Neidharts, wie B. an den Liedern Hans Heselohers, an Heinrich Wittenweiler,

1) J. Schwietering, Singen und Sagen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1908. 57 S.

2) W. Uhl, Winiliod. Leipzig, E. Avenarins 1908. VIII, 427 S. (= Teutonia 5).

3) R. Brill, Die Schule Neidharts, eine Stiluntersuchung. Berlin, Mayer & Müller 1908. VIII, 252 S. 7,50 Mk. (= Palaestra 37).



Neidharts Gefrass, der Verhöhnung der Bauern im Fastnachtsspiel und Volkslied, sowie der symbolischen Deutung seines Namens durch den Schmieher hübsch nachweist. — Gleich Neidhart sind noch andre Minnesänger wie Wirnt von Gravenberg, Heinrich von Morungen, Reinmar von Brennenberg, der Tannhäuser und Wolfram Helden der Volkssage geworden. Von dem Brennenberger, der um 1250 oder 1275 von den Regensburgern erschlagen ward, erzählte man wohl bereits im 14. Jahrhundert, er sei von einem eifersüchtigen Gatten getötet und sein Herz gebraten der Geliebten vorgesetzt worden. Die Meistersinger bearbeiteten diese Sage wie auch die Mär von seinem Urteile über die Schönheit der Herzogin von Österreich und der Königin von Frankreich im neunzehnteiligen Brembergerton und ahmten seine Liebeslieder nach. 16 solche Bremberger-Gedichte und ein Volkslied in vierzeiligen Strophen hat A. Kopp<sup>1)</sup> aus Drucken und Hss. des 15. bis 17. Jahrhunderts gesammelt und mit einer Einleitung veröffentlicht, ohne in eine genauere Untersuchung des Verhältnisses zu den älteren Liedern einzutreten. Noch reicher entwickelte sich die Tannhäusersage, von der Golther<sup>2)</sup> und Dübi (oben 17, 249—264) handeln, auf Grund des dem Dichter zugeschriebenen Bussliedes; im 14. Jahrhundert ward die ihm gegenübertretende Frau Welt zur Sibylle von Nursia, im 15. zu Frau Venus umgestaltet, worauf im Volksliede des 16. noch der Venusberg und das Stabwunder hinzukam. Die Stoffgeschichte der Balladen von den zwei Königskindern und von der Nonne beleuchteten Sahr<sup>3)</sup> und Olbrich<sup>4)</sup>; die Lieder, in denen eine Lilie dem Grabe des Helden oder der Heldin entsprosst, um entweder seine Unschuld zu bezeugen oder sein Verlangen nach Rache oder nach Vereinigung mit der Geliebten kundzutun, untersuchte Blümm<sup>5)</sup>. J. Meier<sup>6)</sup> bestätigt die Annahme, dass die so häufig in der Liebespoesie gebrauchte Versicherung 'Du bist min, ich bin din' eine alte Verlobungsformel war, durch weitere Zeugnisse. Mit den bereits von Herder bemerkten 'Sprüngen und Würfen' der älteren Lieder beschäftigt sich Graber<sup>7)</sup> und erörtert neben unvermittelten Übergängen auch solche, die durch mangelhafte Überlieferung, Auslassung oder Vermischung mit andern Liedern entstanden sind. Der Entwicklung der Volks- und der Kunstballade geht Runze<sup>8)</sup> in einem populären Vortrage nach, der auch einige pommersche Liedfragmente enthält; demselben Thema ist eine nicht sonderlich tieferschöpfende Betrachtung von Watzetz<sup>9)</sup> gewidmet; unter den beigegebenen 14 Texten befindet sich auch ein angeblich alt-

1) A. Kopp, Bremberger-Gedichte, ein Beitrag zur Bremberger-Sage. Wien. R. Ludwig 1908. 63 S. 2 Mk. (= Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde 2). — Weitere Literatur bei Bartsch-Golther, Liederdichter 1901 p. LXVII. Auf Kopps nr. 17 beruht die dänische Ballade 'Hertug Frydenborg' (Grundtvig, DgF 305).

2) W. Golther, Tannhäuser in Sage und Dichtung des Mittelalters und der neuen Zeit (Walhalla 3, 15—67).

3) J. Sahr, Die Schwimmersage (Leipziger Zeitung 1907, wiss. Beil. 30—34).

4) K. Olbrich, Drei schlesische Abarten der Nonnenmäre (Mit. der schles. Ges. f. Volkskunde 18, 42—61).

5) E. K. Blümm<sup>1</sup>, Die Volkslieder von der Lilie als Grabesblume (Studien zur vgl. Litgesch. 7, 161—191).

6) J. Meier, Kleinigkeiten 1 (Schweiz. Archiv f. Volkskunde 11, 269—278).

7) G. Graber, Das Sprunghafte im deutschen Volkslied, ein Beitrag zur Textkritik und Erklärung des Volksliedes. Progr. Klagenfurt 1907, 26 S.

8) M. Runze, Volkslied und Ballade. Berlin, Verein für bildende Volksunterhaltung [1908]. 48 S.

9) O. Watzetz, De germaansche ballade, haar ontstaan en hare beteekenis (Verslagen der k. vlaamsche academie 1908, 329—396).

vlämischer vom Mutterherzen, das der entartete Sohn seiner Geliebten bringt, eine offenbare Fälschung.

Für die Textpublikationen gewähren die emsig durchsuchten älteren Handschriften und gedruckten Liederbücher der öffentlichen Bibliotheken noch immer Stoff. Der eifrigste und glücklichste Forscher auf diesem Gebiete ist Arthur Kopp<sup>1)</sup>, der uns einen höchst dankenswerten Überblick über die Liedersammlungen des 15. bis 18. Jahrhunderts und die in verschiedenen Zeitschriften und Büchern verstreuten Nachrichten über sie beschert und dadurch Goedekes ohnehin nur dem 16. Jahrhundert geltende Zusammenstellung im Grundriss 2, 25—87 trefflich ergänzt. Möge es ihm vergönnt sein, selber die gesamte Überlieferung des älteren Volksgesanges von 1500 bis 1750 aus Liedersammlungen, Musikalien und fliegenden Blättern seiner Absicht gemäss in einem Werke zusammenzubringen! Den grössten Teil dieser Arbeit hat er bereits geleistet. Eine Brüsseler Hs. aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts voll niederrheinischer und niederländischer Sprüche und geistlicher und weltlicher Lieder beschreibt Priebsch<sup>2)</sup> und druckt eine grosse Anzahl der letzteren ab. Ulrich Schmid<sup>3)</sup>, Blümmel<sup>4)</sup> und Bolte<sup>5)</sup> veröffentlichten einzelne Texte älterer Zeit und gaben Bemerkungen zu solchen. Rieser<sup>6)</sup> unternahm eine umfassende Vergleichung der Lieder des Wunderhorns mit ihren Quellen, doch nicht zu dem Zwecke, die Geschichte des Volksliedes zu fördern, sondern Material zur Beurteilung von Arnims und Brentanos geistiger Auffassung und Dichtung zu gewinnen. Er teilt die Gedichte des 15. bis 17. Jahrhunderts und die neueren Lieder in Gruppen (höfische, historische, Legenden, Balladen usw.) und bespricht in dieser Anordnung die einzelnen Nummern des ersten und dann des zweiten bis dritten Bandes. Der Berliner Buchhändler Breslauer<sup>7)</sup> beschreibt mit minutiöser Genauigkeit eine kostbare Sammlung von 556 Liederdrucken des 16. bis 18. Jahrhunderts, die grösstenteils von dem bekannten Hymnologen Karl Biltz († 1901) zusammengebracht ward und für die geistliche Dichtung Luthers, der böhmischen Brüder, der Wiedertäufer, aber auch für das weltliche Lied wertvolles Material enthält; viele Illustrationen, sorgsame Erläuterungen und ein vierfaches Register machen diesen Katalog zu einem gediegenen wissenschaftlichen Nachschlagewerke. — Eine neue Ausgabe der älteren historischen Volkslieder wird dem Vernehmen nach von der Direction der Monumenta Germaniae historica geplant. Inzwischen setzt Aug. Hartmann<sup>8)</sup> die bis 1554 reichende Lilieneronsche Sammlung für Bayern und Österreich fort. Der erste Band seines Werkes, das die bereits in andern Sammlungen gedruckten

1) A. Kopp, Über ältere deutsche Liedersammlungen (Archiv f. neuere Sprachen 121, 241—279). — Ein Liederbuch aus dem Jahre 1650 (Zs. f. dtsh. Phil. 39, 208—222).

2) R. Priebsch, Aus deutschen Handschriften der Kgl. Bibliothek zu Brüssel (Zs. f. dtsh. Phil. 38, 301—333. 436—467. 39, 156—179).

3) U. Schmid, Volkslieder (Walhalla 3, 281—287).

4) E. K. Blümmel, Zum deutschen Volksliede (Hess. Bl. f. Volkskunde 6, 24—43. — Volksliedmiszellen III (Archiv f. n. Spr. 118, 1—16. 273—288. 119, 1—19).

5) J. Bolte, Zum deutschen Volksliede 31—35 (oben 18, 76—88).

6) F. Rieser, Des Knaben Wunderhorn und seine Quellen. Dortmund, Ruhfus 1907. IX, 560 S. 15 Mk.

7) M. Breslauer, Katalog 3: Documente frühen deutschen Lebens 1. Reihe: Das deutsche Lied geistlich und weltlich bis zum 18. Jahrhundert. Berlin, Breslauer 1908. XI und S. 277—581, mit etwa 100 Abbildungen. 8 Mk

8) A. Hartmann, Historische Volkslieder und Zeitgedichte vom 16. bis 19. Jahrhundert, gesammelt und erläutert, mit Melodien hsg. von H. Abele, 1. Band: Bis zum Ende des dreissigjährigen Krieges. München, Beck 1907. VII, 352 S. 12 Mk. — Zu S. 198 vgl.

Lieder ausschliesst, enthält 96 aus Hss. und Flugblättern hervorgezogene Dichtungen aus der Zeit von 1522 - 1648 in vereinfachter Schreibung mit reichhaltigen und soliden historischen und sprachlichen Erläuterungen. Neben einem Liede auf Frundsberg, der frischen Schilderung eines Pferderaubes (Nr. 24) und mehreren Liedern auf Fadingers Bauernaufstand von 1626 (Nr. 37 - 54) erscheinen viele Dichtungen der Wiedertäufer und Exulanten. Bedauerlich ist nur, dass H. nicht gleich Liliencron durch Überschriften und Kolumentitel für die Bequemlichkeit des Lesers gesorgt hat; Autoren- und alphabetisches Register wird hoffentlich der Schlussband bringen. Die ausgezeichnete Sammlung der geschichtlichen Lieder und Sprüche Württembergs, welche Steiff<sup>1)</sup> im Verein mit Mehring 1901 begann, ist ihrem Abschlusse nahe gerückt; wir erhalten die Nr. 202—267, welche die Verfassungskämpfe von 1815 und die Reaktion und Revolution bis 1848 schildern, in musterhafter Weise bis ins Einzelne erläutert. Klapper<sup>2)</sup> macht eine Dichtung auf die Hinrichtung eines Breslauer Kriegsobersten vom Jahre 1446 bekannt. Schwerdfeger<sup>3)</sup> führt das bekannte Lied 'O du lieber Augustin' zurück auf eine 1739 gedruckte Erzählung Fuhrmanns von einem Sackpfeifer Augustin, der 1679 zu Wien nachts im Rausche in eine Pestgrube geriet und wohlbehalten wieder herausstieg. Noch gründlicher legt Mitzschke<sup>4)</sup> die Entstehung des auf einer unhistorischen Sage beruhenden Liedes 'Die Hussiten zogen vor Naumburg' dar, das 1832 durch den Naumburger Askultator Karl Seyferth († 1865) gedichtet ward. Weddigen<sup>5)</sup> protestiert nachdrücklich gegen die Ansprüche G. Hoffmanns auf die Verfasserschaft des Kutschkeliedes, die auch oben 15, 155 untersucht und zurückgewiesen wurden. Auf einem der berühmten historischen Konzerte in Breslau hatte E. Bohn<sup>6)</sup> 24 Nationalhymnen der europäischen Völker nebst erläuternden Bemerkungen vorgeführt; jetzt legt er diesen Vortrag in erweiterter Gestalt nebst den Melodien vor. B. steht natürlich auf den Schultern seiner Vorgänger Tappert, Abert, Boehm u. a., bietet aber manches Neue und zeigt verständige Zurückhaltung gegenüber den vielen auf diesem Gebiete wuchernden Hypothesen. Er macht darauf aufmerksam, dass das Bedürfnis nach einer Volkshymne zuerst bei den germanischen Nationen empfunden ward; 'God save the king' (1743) und 'Rule Britannia' (1740) sind die ältesten Exemplare dieser Gattung; Spanien und die Türkei behelfen sich mit Märschen ohne Worte. Für die Verdeutschung der Texte spendeten Th. Siebs und Gertrud Holtze Hilfe.

Jahrb. f. Gesch. des Protestantismus in Österreich 27, 74; zu S. 330 oben 13, 222; zu S. 333 oben 14, 217 und 13, 224; zu S. 344 oben 14, 220. Andere Nachträge gibt E. Schröder im Anzeiger f. dtsh. Altertum 32, 193 - 203.

1) K. Steiff und G. Mehring, Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs, im Auftrage der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte gesammelt und hsg. 6. Lief. Stuttgart, Kohlhammer 1908. S. 789—960, 1 Mk.

2) J. Klapper, Leonhard Assenheimer, historisches Volkslied vom Jahre 1446 (Zs. f. dtsh. Altertum 50, 202 - 205).

3) J. Schwerdfeger, Die Pest in Wien 1679 und die Augustinlegende. Progr. Wien 1907. 17 S.

4) P. Mitzschke, Das Naumburger Hussitenlied, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen volkstümlichen Dichtung. Naumburg, Domrich 1907. 32 S. 1 Mk.

5) O. Weddigen, Ist G. Hoffmann als Autor des populär gewordenen Kutschkeliedes zu betrachten? (Archiv f. neuere Spr. 121, 280—282).

6) E. Bohn, Die Nationalhymnen der europäischen Völker. Breslau, Marcus 1908. 75 S. 2,40 Mk. (Wort und Brauch hsg. von Siebs und Hippe, Heft 4).

Wir gelangen endlich zu den Arbeiten, die das neuere Volkslied behandeln, und können zu unserer Freude auch hier ein rüstiges Fortschreiten feststellen. Die für die Aufzeichnung der in Österreich gesungenen Volkslieder vom Wiener Kultusministerium berufene Kommission und die Arbeitsausschüsse in den einzelnen Landschaften haben, wie das Lit. Zbl. 1908, 1149, 1181 berichtet, reiche Ernte gehalten; über die Sammlung der deutsch-böhmischen Lieder teilte Hauffen<sup>1)</sup> Genaueres mit. Der rührige Leiter des deutschen Volksgesanges in Wien und Herausgeber seiner bis zum 11. Jahrgange gediehenen Zeitschrift, J. Pommer, hat nicht bloss, wie früher erwähnt, eine praktische Anleitung für die Sammlung geschrieben, sondern auch in einer Flugschrift<sup>2)</sup> seine eigenen Erfahrungen anschaulich dargestellt. Ebenso hat die zur Sammlung der deutsch-schweizerischen Volkslieder bestellte Kommission über 5000 Nummern mit und ohne Melodie zusammengebracht und bereitet die Ausgabe des ersten Bandes, der Kinderlieder enthalten soll, vor (Deutsche Literaturzeitung 1908, 483). Im Deutschen Reich hat die seitens des Verbandes der volkskundlichen Vereine geplante Inventarisierung und Registrierung der Lieder aus Mangel an Mitteln noch verschoben werden müssen (Mitteilungen S. 3). Möchte hier die nächste Zukunft Abhilfe schaffen und ein gedeihliches Wirken ermöglichen!

Zu den Liederveröffentlichungen, die neben jener im Stillen geübten Sammel-tätigkeit einhergehen, haben die Alpenländer das meiste beigetragen. Pommer<sup>3)</sup> hat aus einer um 1835 entstandenen Handschrift und mündlicher Überlieferung 35 Liebes- und Scherzlieder des steirischen Dorfes Turrach hervorgezogen und mit einfacher Klavierbegleitung versehen. Um die Hebung des Tiroler Liederschatzes hat sich Kohl<sup>1)</sup> von neuem verdient gemacht. Nachdem er in einer dritten Nachlese zu seiner grossen für gemischten Chor gesetzten Sammlung 'echter Tirolerlieder' 27 weitere Nummern gegeben, unter denen sich auch einige ins Volk gedrungene Stücke von Castelli und Baumann befinden, wandte er sich in seinen 'heiteren Volksgesängen', mit denen Blümmels Quellen und Forschungen zur Volkskunde verheissungsvoll eingeleitet werden, zu den bisher weniger beachteten, aber gleichfalls im Volke verbreiteten vielstrophigen Reimgedichten, die ein- oder mehrstimmig zur Gitarre oder Zither vorgetragen werden und einzelne Charaktere, den Bettler, Kästenbrater, Musikanten, Fuhrmann, Bauernknecht, Trinker, ein zankendes Ehepaar usw. lustig genug vorführen, satirisch über die Weiber, die Mode, die Akzise, den herrischen Bauern oder die ganze Reihe der Stände und Handwerke herziehen, den Sündenfall Adams, eine Szene zwischen Einsiedler und

1) Deutsche Arbeit 6, 396f. (1907). Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde 8, 9—21 (1908).

2) J. Pommer, Über das äplerische Volkslied, und wie man es findet. Wien, Robitschek 1907. 82 S. 0,60 Mk. (Flugschriften und Liederhefte hsg. von dem deutschen Volksgesangsvereine in Wien 12).

3) J. Pommer, Turracher Lieder, 35 Volkslieder von der steirisch-kärntnerischen Grenze für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Flügels eingerichtet. Wien, Robitschek [1908]. 26 S. 1<sup>o</sup>.

4) F. F. Kohl, Volkslieder aus Tirol. dritte Nachlese zur Sammlung 'Echte Tirolerlieder', gesammelt und gesetzt. Wien, Last 1907. 47 S. 1,50 Kr. (Fünftes Liederheft des deutschen Volksliedvereines in Wien). — Heitere Volksgesänge aus Tirol (Tisch- und Gesellschaftslieder) mit Singweisen, im Volke gesammelt und zusammengestellt. Wien, Ludwig 1908. 164 S. 6 Mk. (Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde hsg. von Blümmel Bd. 1). — Die Tiroler Bauernhochzeit. Sitten, Bräuche, Sprüche, Lieder und Tänze mit Singweisen. Wien, Ludwig 1908. X, 282 S. 9 Mk. (Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde Bd. 3).

Teufel oder einzelne Schildbürgerstreiche drastisch beschreiben usw. Stehen auch diese 102 Nummern an dichterischem Werte meist hinter den kurzen Schnaderhüpfeln zurück, so liefern sie doch eine erhebliche Ergänzung zum Bilde des süddeutschen Volksliedes, das, allein nach jenen beurteilt, sich fast in der Darstellung des Liebes- und Wirtschaftslebens zu erschöpfen schiene. In manchen Fällen gelang es Kohl, den bäuerlichen Verfasser zu ermitteln, in andern hätte er durch Vergleichung anderer, nichttirolischer Sammlungen Varianten feststellen können: vgl. z. B. nr. 2, 10, 11, 71 (Bolte, Der Bauer im deutschen Liede 1890), 46 (oben 13, 224), 61 (Hoffmann-Prahl, Volkstüml. Lieder nr. 1213: Das Dorfschulmeisterlein), 75 (Erk-Böhme nr. 1741: Wenn der Topp aber). Die Texte sind sämtlich in der Mundart aufgenommen, ein kleines Wörterbuch ist angehängt — Noch tiefer hinein in das Volksleben leuchtet Kohls ebenfalls in den 'Quellen und Forschungen' veröffentlichtes Buch über die Tiroler Bauernhochzeit, wohl die umfanglichste Schilderung, welche die Hochzeitsbräuche einer einzelnen Landschaft bisher erfahren haben, und um so wertvoller, als auch hier die alten Sitten zu verschwinden anfangen. Die eigentliche Beschreibung des Verlaufes der Hochzeit, und zwar getrennt für 19 verschiedene Ortschaften nebst weiteren Literaturnachweisen bildet den Schluss des Buches; voraufgehen 68 Lieder (nämlich hochdeutsche, die mehrstimmig in der Kirche gesungen werden, und fröhliche Tafellieder, die meist in der Mundart abgefasst sind), 10 um 1800 entstandene Tänze aus Kastellruth und Reimereien und Sprüche, die in den einzelnen Dörfern bei der Ladung der Gäste, beim Brautbegehren, beim Dank und beim Empfange des jungen Paares üblich sind; auch in Schnaderhüpfeln werden die jungen Eheleute geneckt, das Brautstehlen und das Zaunmachen (Wegversperren) ist oft zu dramatischer Wechsellrede ausgebildet, maskierte Personen überreichen beim Mahle eine Brautorte mit Püppchen als Vorbedeutung des Ehesegens. Weiter erfahren wir manches über die Speiseordnung und allerlei Aberglauben, über den Hochzeitslärm (Charivari), das Faulweib-Singen (oben 10, 402) und die Verspottung der verlassenen Geliebten. Ähnlich der Hochzeit wird die Primiz, die erste Messe des neugeweihten Priesters, durch Lied und Schmaus (oben 18, 88) gefeiert; daher hat Kohl auch diese anhangsweise dargestellt. Dörler und Blümm<sup>1)</sup> teilten neue Versionen bekannter Balladen aus Vorarlberg, Oberösterreich und Siebenbürgen mit; Jungbauer<sup>2)</sup> dagegen wandte in einer tüchtigen Arbeit über den Volksgesang im Böhmerwald sein Interesse den Produktionen neuerer Volksdichter, Johann Gabriel, Johanna Raschko, Ludwig Baier u. a. zu, die nicht über ihre Heimat hinausgedrungen sind, aber dort schon mehrfache Umformungen erlitten haben. Sie behandeln die Kriege von 1789 und 1870, Mordtaten und spasshafte Begebenheiten und erheben sich nicht selten über den Bänkelsängerton. Daneben begegnen verbreitete Stücke wie der bayrische Hiesl oder 'Weint mit mir ihr nützlich stillen Haine', Schnaderhüpfel, Ostereier-, Fensterl-, Hochzeitsladersprüche und andre Reime und Sprichwörter, alles mit sorgfältigen Anmerkungen und Literaturvergleichen. Das Vorwort weist auf Nachrichten über andre süddeutsche Volksdichter hin und versucht eine neue Definition des Volksliedes<sup>3)</sup>. — Aus den Papieren der schweizerischen Volksliedkommission bringt das Schweizerische Archiv

1) A. Dörler, Volkslieder aus Vorarlberg (oben 17, 307--311). — Blümm<sup>1)</sup>, Zur Ballade vom Ritter Ewald (oben 18, 431—433).

2) G. Jungbauer, Volksdichtung aus dem Böhmerwalde, gesammelt und hsg. mit Singnoten und zwei Lichtbildern. Prag, Calve 1908. XXXV, 236 S. (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde geleitet von A. Hauffen Bd. 7).

3) Hierher gehört auch Jungbauers Aufsatz 'Die deutsche Volksdichtung, mit

für Volkskunde<sup>1)</sup> 95 Lieder mit Melodien, um eine Vorstellung von den dort ruhenden Schätzen zu gewähren, während Greyerz<sup>2)</sup> durch eine allerliebste mit Bildern und Weisen ausgestattete Lese von 25 schönen alten Volksliedern, gemeindeutschen und schweizerischen, vor allem den Zweck verfolgt, für ihre Verbreitung zu sorgen, daneben aber auch durch Quellennachweise und Anmerkungen dem wissenschaftlichen Bedürfnis Genüge tut. Eine eigenartige Erscheinung bilden die 24 Jodel des dreiundsiebzigjährigen, als vortrefflicher Natursänger auch ausserhalb der Schweiz bekannten Entlebuchers Felder, die Gassmann<sup>3)</sup> samt den Liedertexten vom Bonepartel, vom Rigilied (Vo Luzärn uf Wäggis zue) u. a. aus seinem Munde niedergeschrieben und dem Drucke übergeben hat; die Besucher des volkskundlichen Verbandstages, der im Oktober 1908 zu Berlin abgehalten wurde, werden sich des stattlichen Greises mit Vergnügen erinnern. — In Baden hat Meisinger<sup>4)</sup>, dessen schon im vorigen Berichte gedacht wurde, seiner gründlichen Schilderung des Dorfes Rappenu ausser einem umfassenden Wörterbuch auch die dort bekannten Volkslieder und Kinderreime eingefügt und ebenso die Mundart des Wiesentals, der Heimat Hebels, durch ein Verzeichnis der bemerkenswerten Ausdrücke und durch 19 Volks- und 12 Kinderlieder, denen acht Melodien beigegeben sind, charakterisiert. Neben Pfaff<sup>5)</sup> ist dann noch Becker<sup>6)</sup> zu nennen, der einen zu Forst am Sonntag Lätare aufgeführten Streit zwischen Sommer und Winter, an dem auch Henrich Fähnrich, Hansl Fingerhut, der Scherer, die Nudelgret u. a. teilnehmen, und dazu eine Reihe von Fastnachts-, Sommertags- und Pfingstquackreimen mitteilt. Daran schliessen sich Helms<sup>7)</sup> parallele Mitteilungen aus Hessen. In der Eifel hat Heuft<sup>8)</sup>, in Burscheid Fassbender, in Lippe Wehrhan<sup>9)</sup>, in Sachsen Zinck, Steglich<sup>10)</sup> u. a., in Schlesien Pradel<sup>11)</sup>

Beispielen aus dem Böhmerwalde? in Blümmls weiter unten S. 238 angezeigten Beiträgen zur deutschen Volksdichtung (Wien, Ludwig 1908) S. 1—53.

1) Aus dem Volksliederschatz der deutschen Schweiz (Schweiz. Archiv f. Volkskunde 11, 1—69).

2) O. v. Greyerz, Im Röseligarte, schweizerische Volkslieder, erstes Bändchen, Bern, A. Francke 1908. 78 S. 1,20 Mk.

3) A. L. Gassmann, Naturjodel des Josef Felder aus Entlebuch, Kt. Luzern. Zürich, Juchli & Beck 1908. 5 Bl., 110 S. 1,70 Mk.

4) O. Meisinger, Wörterbuch der Rappenuer Mundart nebst einer Volkskunde von Rappenu (Dortmund, Ruhfus 1906) S. 14—39. — Volkswörter und Volkslieder aus dem Wiesentale gesammelt. Freiburg i. B., Bielefeld 1907. 72 S. 2,50 Mk.

5) F. Pfaff, Volkslieder und Schwänke aus Lobenfeld (Alemannia 35, 105—125).

6) A. Becker, Pfälzer Frühlingsfeiern. Kaiserslautern, H. Kayser 1908. 49 S. 1 Mk. (Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz 2). Aus den Hess. Blättern für Volkskunde 6, 145—191.

7) K. Helm, Fastnachts- und Sommertagsverschen aus Hessen (Hess. Bl. für Volkskunde 6, 192—197).

8) H. Heuft, Volkslieder aus der Eifel (oben 18, 184—188; 5 Nr. — Zs. f. rhein. Volkskunde 6, 39—44; 6 Nr.). — Fassbender, Drei Lieder aus der Burscheider Gegend (Zs. f. rhein. Vk 5, 213—217).

9) K. Wehrhan, Reime und Sprüche aus Lippe (Nd. Jahrbuch 34, 145—157). [Zu nr. 3 vgl. Erk-Böhme nr. 838, zu 7 ebd. 851, zu 8 ebd. 1741, zu 9 ebd. 897, zu 13 ebd. 62].

10) P. Zinck, Rockenlieder gesammelt im Erzgebirge (Mitt. d. V. f. sächs. Volksk. 4, 191—202, 227—234, 271f. — L. Steglich, Volkslieder aus Grossenhain (ebd. 4, 291 bis 299).

11) F. Pradel, Schlesische Volkslieder (Mitt. d. schles. Ges. f. Volksk. 20, 89—103). — P. Drechsler, Volkslieder (17 Nr. ebd. 20, 104—113).

und Drechsler, in Posen Klein<sup>1)</sup>, in der Bukowina Kaindl<sup>2)</sup> Balladen und Liebeslieder gesammelt, von vielen andern Beiträgen zu schweigen.

Besonderer Beachtung erfreuten sich zwei Gattungen, das Kinderlied und das erst neuerdings in den Forschungskreis eingeführte erotische Lied. Unter dem etwas gesuchten Titel 'Futilitates' haben Blümmel<sup>3)</sup> und Polsterer vier nur für Gelehrte bestimmte Bände derb-erotischer Lieder und Prosaschwänke herausgegeben, welche den Zweck verfolgen, nach den zahmen Volksliedern auch jene bisher bei Seite gelassenen Wildlinge hervorzuziehen und den Forschern zugänglich zu machen. Mit grosser Emsigkeit hat Blümmel im ersten und dritten Teile dieser 'Nichtigkeiten' nicht bloss weitere derbe Vierzeiler und Gasselsprüche (im ganzen 234 Nummern) zusammengebracht, wie sie heut in Österreich, Böhmen, Tirol, Kärnten und Steiermark umlaufen, sondern auch systematisch ältere Handschriften und Drucke auf längere obszöne Lieder hin ausgebeutet, insbesondere aus dem 17. Jahrhundert eine Dresdener, eine Stuttgarter<sup>4)</sup> und eine Berliner Hs., aus dem 18. Jahrhundert das sächsische Bergliederbüchlein und die in Berlin befindlichen Aufzeichnungen des Freiherrn v. Crailsheim, aus dem 19. Grazer und Wiener Hss. All die unsauberen Stücke, die Kopp in seinen trefflichen ausführlichen Arbeiten über Clodius, Crailsheim und das Bergliederbüchlein nur andeutungsweise charakterisiert hatte, marschieren hier in sauberem Abdrucke und mit sorgfältigen Anmerkungen<sup>5)</sup> begleitet auf und machen, trotzdem darunter manche wertvolle Variante bekannter Motive (Ehestandsklage, Bauer und Pfaff, der plauderhafte Jungselte, der oben 15, 172 angeführte Binder, der Schornsteinfeger, andre Handwerker-, Jägerlieder, Vexierreime, lateinisch-deutsche Mischlieder, auch ein französisch-deutsches) erscheint, in ihrer massenhaften und groben Zotigkeit einen etwas beklemmenden Eindruck. Dies Gefühl des Widerwillens steigert sich bei der Lektüre der aus den letzten Jahrzehnten stammenden Militärliteratur, die Polsterer in 30 Gruppen geordnet zum Druck befördert hat. Abgesehen von einigen Parodien von Gebeten, militärischen Verordnungen und Liedern, enthält der Band soviel witzlose Gemeinheit und öde Lüsternheit, dass auch, wer sich von Prüderie frei weiss, die Frage nicht unterdrücken kann: War es wirklich im Interesse der Wissenschaft nötig, soviel Unrat zusammenzucarren? Dass in Soldatenkasernen die plattesten sexuellen Schwänke und Reime viele Liebhaber finden, hätte ich dem Herausgeber auch ohne dies ausführliche Zeugenverhör

1) M. Klein, Vom deutschen Volkslied in Posen. Aus dem Posener Lande 2. 72—75.

2) R. F. Kaindl, Deutsche Lieder aus der Bukowina (Zs. f. österr. Volkskunde 13, 147—159, 14, 125—131). Es sind die Texte, von denen oben 15, 260 nur die Anfänge verzeichnet wurden.

3) E. K. Blümmel, Schamperlieder, deutsche Volkslieder des 16. bis 19. Jahrhunderts mit Singweisen gesammelt und hsg. Wien, R. Ludwig 1908. 179 S. 12 Mk. (= Futilitates, Beiträge zur volkskundlichen Erotik 1). — Blümmel, Aus den Liederhandschriften des Studenten Clodius (1669) und des Fräuleins von Crailsheim (1747—49) mit Singweisen hsg. ebd. 1908. 176 S. 12 Mk. (Futilitates 3). — J. Polsterer, Militaria, eine Sammlung der typischen hsl. Literatur des deutsch-österreichischen Soldatenstandes hsg. ebd. 1908. 205 S. 12 Mk. (Futilitates 4). — Über den zweiten Band der Sammlung wird später berichtet werden.

4) Vgl. Blümmel, Die Schwelinsche Liederhandschrift (Zs. f. dtsh. Philologie 40, 404—420): enthält 38 Lieder vom Jahre 1611 und 15 von 1658, durch zwei Stuttgarter aufgezeichnet.

5) Nur gelegentlich begegnet einmal ein Versehen; so 1, 40 in der Heranziehung des mhd. Ausdruckes 'üz der mäzen' zur Erklärung einer keineswegs unklaren Redensart.

geglaubt, und das Fortleben alter oder anderwärts verbreiteter Anschauungen und Motive, auf das er in der Einleitung besonderes Gewicht legt, hätte auch auf kürzere Weise festgestellt werden können. — Für die Erforschung des nord-deutschen Kinderliedes und Kinderlebens hat Wossidlo<sup>1)</sup> eine grossangelegte Arbeit geliefert, die zu ihrem Abschlusse noch eines weiteren Bandes bedarf. Nur der erste Teil 'Kinderwartung' mit 658 in 18 Gruppen geordneten Liedchen und 21 Melodien entspricht dem Charakter einer Kinderliedersammlung; ganz eigenartig ist der zweite Abschnitt, welcher 1459 Redensarten, Scheltwörter, Schnurren und Sprichwörter über Kinderzucht enthält und das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, den in zahlreichen apologetischen Sprichwörtern gekennzeichneten unverzagten und dreisten Jungen, das unartige, launische, weichliche, ungeschickte, unruhige, unmanierliche, altkluge, prahlende, neugierige, leckerhafte, gefoppte Kind u. a. lebendig vor Augen führt. Der Verf. hat mit gutem Bedacht die Aufnahme von Varianten tunlichst eingeschränkt, dagegen durch reiche Anmerkungen, Sach- und Wortregister von mehr als 200 Seiten seinem vortrefflichen Werke besonderen Wert verliehen. Schlägers<sup>2)</sup> unsern Lesern bereits bekannte Sammlung von 283 Kinderliedern aus Thüringen und andern Gegenden zeichnet sich durch die beigegebenen Erläuterungen aus, in denen S. die Neigung bekämpft, im Kinderliede altergermanische Mythologie wiederzufinden, und auf die älteren und neueren Balladen hinweist, die von dem Kinde mimisch zum Gesange aufgeführt werden. Gegen jene noch von Mannhardt vertretene mythologische Deutungsweise streitet er auch in einem Aufsätze über das vielgestaltige Kinderlied 'Wir treten auf die Kette' oder 'Eisenklar wie ein Haar', als dessen Grundlagen er ein Sängerin- und ein Spinnerinlied, verbunden mit einer Brautwerbung, annimmt. Unter den übrigen Sammlungen können wir nur einige namhaft machen. Zunächst eine erst jetzt zum Vorschein gekommene Aufzeichnung Goethes<sup>3)</sup> aus dem Jahre 1826, der von einem Frankfurter Fastnachtslied, von Sternsängern und einem Jenaer Johannistagsbrauche berichtet. Dann eine geschmackvolle Auswahl von Kinderreimen aus bekannten Sammlungen von Wolgast<sup>4)</sup>, niedlich illustriert. Eine ansprechende, gut geordnete Lese niederdeutscher Wiegen-, Kose-, Tanz-, Ketten-, Neck- und Abzählreime Schleswig-Holsteins aus eigener und fremder Aufzeichnung, nebst einem Wörterverzeichnis gibt uns G. F. Meyer<sup>5)</sup>. Im Lippischen hat Wehrhan<sup>6)</sup>, im Bambergischen Schuster<sup>7)</sup> und Ziegelhüfer, im bayrischen

1) R. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen 3: Kinderwartung und Kinderzucht. Wismar, Hinstorff 1906. X, 453, 10 s. 6,40 m.

2) G. Schläger, Nachlese zu den Sammlungen deutscher Kinderlieder (oben 17, 264–298, 387–414. 18. 21–53). — Etwas vom deutschen Kinderliede (Zs. f. den dtsh. Unterricht 23, 1–29).

3) Goethe, Über Volks- und Kinderlieder (Werke 12, 2, 457–460. Weimar. Böhlau 1907; vgl. ebd. 35, 176 über das Jenaer Johannistfest (1804).

4) H. Wolgast, Schöne alte Kinderreime, für Mütter und Kinder ausgewählt. Buchschmuck von J. Mauder. München, Verlag der Jugendblätter (1907). 87 S. 8<sup>o</sup>.

5) G. F. Meyer, Plattdeutsche Kinderreime aus Schleswig-Holstein, für Eltern und Kinder, mit Zustimmung des Kieler Prüfungs-Anschusses für Jugendschriften ausgewählt und hsg. Kiel u. Leipzig, Lipsius u. Tischer 1908. IV, 132 S. geb. 1,20 Mk.

6) K. Wehrhan, Lippische Kinderlieder (Zs. f. rhein. Volksk. 3, 66–78). Lippische Kindermelodien (ebd. 5, 54–59). — Kinderspiele aus Lippe (ebd. 5, 81–93. 181–197. 278–286).

7) A. Schuster, Pitsche patsche Peter, Bamberger Reimla. Bamberg, Selbstverlag (1906). 36 S. 0,60 Mk. — A. Schuster und A. Ziegelhüfer, Volkspoesie im Bamberger Land, ebd. (1907). 70 S. 0,60 Mk.



und österreichischen Sprachgebiet Blümm<sup>1)</sup> gesammelt, und fast unzählige kleinere Beiträge finden sich in Zeitschriften und Zeitungen verstreut. Beachtenswert sind Lehnhoffs<sup>2)</sup> hundert Singspiele, d. h. 100 Ringelreigen, Ringelspiele, Spiele in Reihenstellung, Brückenspiele und Ringeltänze, alle mit Melodien, doch leider ohne Angabe der Herkunft; die letzten acht Nummern sind aus Balladen hervorgegangen und können als weitere Belege für Schlägers oben zitierte Bemerkung dienen. Für Schulkinder und Erwachsene gibt Gertrud Meyer 'Tanzspiele und Singtänze' (2. Aufl. Leipzig, Teubner 1908. 67 S. 1 Mk.) heraus, 28 deutsche und 20 schwedische in Übersetzung mit ausführlicher Spielanweisung und Melodien.

Verhältnismässig spärlich fließen noch die der musikalischen Seite des Volksliedes gewidmeten Bemühungen, obwohl die Erkenntnis der engen Zusammengehörigkeit von Wort und Weise sich längst Bahn gebrochen hat und sich in der gleichzeitigen Veröffentlichung der Melodien kundgibt. Einen Vorschlag für die lexikalische Anordnung der österreichischen Tanzweisen, der sich vielleicht auch für die der Liedmelodien verwenden lässt, machte Zoder<sup>3)</sup>, der darauf für die Vergleichung und Gruppierung der mannigfachen Melodievarianten eines Liedes ein Muster vorlegte: bei der Betrachtung der zahlreichen Weisen zur Ballade 'Ich stand auf hohen Bergen' sonderte er Typen verschiedenen Alters und verschiedener Heimat aus und verfolgte ihre Abwandlungen und Wanderungen bis ins Ausland. Brandsch<sup>4)</sup> wählte eine neuere sentimentale Melodie von charakteristischem Rhythmus aus, deren Ursprung vermutlich in Frankreich liegt (Le troubadour;



Arie aus Méhuls Joseph), um ihre weite Verbreitung im Volksgesange des 19. Jahrhunderts und ihren stilbildenden Einfluss zu zeigen und wichtige Folgerungen allgemeiner Art anzuschließen. Gegenüber dieser klaren, soliden Darlegung wirft die von Prümers<sup>5)</sup> unternommene musikalische Analyse von 12 in die Kinderwelt eingedrungenen Kunstmelodien (auf harmonische Basis, melodischen Charakter, Nebenmotiv, thematische Verwandtschaft, Verkoppelung der Teilmotive) für uns keinen Gewinn ab, was auch nicht wundernehmen kann, da der Vf. über die Begriffe Volkslied und Kinderlied offenbar unklare Vorstellungen hat. Hermann<sup>6)</sup> vervollständigte seine Monographie über den Siebensprung durch mehrere neue Aufzeichnungen dieser Tanzweise und der Texte. Guttmann<sup>7)</sup> besprach die Musikinstrumente der Bergbewohner, Alphorn, Schalmel, Dudelsack, Schwegelpfeife, Drehleier, Strohfiedel, ihre Töne und ihre Verwendung in der Kunstmusik und charakterisierte die Jodler, Juchzer und Kuhreihen durch ausgewählte Proben.

1) E. K. Blümm, Kinderreime und Volkslieder aus dem bayerisch-österreichischen Sprachgebiet (Deutsche Mundarten hsg. von Nagl 2, 163—176).

2) W. Lehnhoff, Schöne alte Singspiele. 100 volkstümliche Spiel- und Tanzlieder in Wort, Sing- und Spielweise, aus Kindermund gesammelt. Mit farbigen Bildern von J. Mauder. München, Verlag der Jugendblätter (1907). 99 S. 4<sup>o</sup>.

3) R. Zoder, Eine Methode zur lexikalischen Anordnung von Ländlern (oben 18, 307—311). — Die Melodien zu der Ballade von der Nonne (oben 18, 394—411).

4) G. Brandsch, Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des neueren deutschen Volksliedes (Archiv des V. f. siebenbürg. Landeskunde n. F. 34, 241—260).

5) A. Prümers, Zwölf Kinderlieder, eine analytische Studie. Langensalza, Beyer & Söhne 1907. 18 S. 0,30 Mk. Pädagogisches Magazin 313.

6) E. Hermann, Nachtrag zu dem Artikel 'Siebensprung' (oben 17, 81—85).

7) H. Guttmann, Über die instrumentale und vokale Musik der Bergbewohner. Zum 25-jährigen Bestehen des Riesengebirgsvereins (1880—1905). Leipzig, C. Glaser (1906). 27 S. 1 M.

Werfen wir endlich nach unserer Gewohnheit noch einen Blick auf die stammverwandten germanischen Länder! Die grosse niederländische Liedersammlung Florimonds van Duysse<sup>1)</sup>, ein Werk reifen Geschmacks, ausdauernden Fleisses und gründlichster Vertiefung, ist mit der 714. Nummer zu Ende geführt worden. Die drei umfänglichen, vornehm ausgestatteten Bände vereinigen die Schätze der niederländischen Liederdichtung vom Mittelalter bis zum Beginne des vorigen Jahrhunderts von den alten Balladen und Liebesliedern an das ganze Gebiet der Volksdichtung hindurch bis zur geistlichen Lyrik. Der dritte Band enthält insbesondere die Lieder der Weihnachts- bis Osterzeit, den geistlichen Mai, die gottliebende Seele, Marien- und Heiligenlieder, biblische Erzählungen, Legenden, Verschiedenes, endlich 16 Lieder der Reformierten des 16. Jahrhunderts. Wenn die Sammlung in der Zahl der Lieder z. B. hinter dem deutschen Liederhort von Erk-Böhme zurückbleibt, so ist dafür jedes einzelne Stück nach Text und Melodie mit um so grösserer Liebe untersucht; bisweilen sind die Erläuterungen zu kleinen Monographien herangewachsen, die auch der Freund der deutschen Volkslieder nicht übersehen darf. Besonders auf dem Gebiete der Melodienforschung sind dem Vf. schöne Funde geglückt; so bringt er S. 2743 das langgesuchte französische Vorbild unsres Jagdliedes 'Auf, auf zum fröhlichen Jagen', von dem bisher nur die beiden ersten Zeilen bekannt waren: 'Pour aller à la chasse' (Text und Weise). Zu S. 2334. 2375 vgl. Priebsch Zs. f. d. Phil. 38, 323; zu 2451 ebd. 39, 221; zu 2608 Niederdeutsches Jahrbuch 14, 4. Anziehend ist sein Bericht über die 1903 in Gent durch den Willems-Fonds während des Winters allwöchentlich eingerichteten Liederabende, bei denen einigen hundert Arbeiterfrauen und Mädchen 75 ältere und neuere Lieder einstudiert wurden; sie erhielten den gedruckten Text, die Melodien wurden ihnen vorgesungen. — Die Beschäftigung mit dem vlämischen Kinderliede hat bei einer belgischen Lehrervereinigung eine Fortsetzung zu Ghesquieres Kinderspielen gezeitigt: 'Spelen zonder zang', über die oben S. 123 berichtet wurde. Das weit umfänglicher angelegte Werk von A. de Cock und J. Teirlinck 'Kinderspel en kinderlust in Zuidnederland', das die Genter Akademie unter ihre Veröffentlichungen aufnahm, ist mit dem achten Bande abgeschlossen worden (oben 18, 231, 19, 121) und stellt die stattlichste Publikation dar, die bisher in irgend einem Lande auf diesem Gebiete unternommen wurde. Zu den vielen hierin enthaltenen Liedern und Reimsprüchen fügte A. de Cock noch vlämische Kinderreime, welche historische Anspielungen enthalten (Genter Zeitschrift Volkskunde 19, 197—200, 235—239).

In Dänemark hat die Beschäftigung mit den alten epischen Volksliedern nicht gerastet. A. Olrik<sup>2)</sup>, dessen unermüdlichem Fleisse wir ein neues Heft der gewaltigen, von Grundtvig begonnenen Sammlung der altdänischen Balladen verdanken, unterzog das oben 17, 209 erwähnte Buch E. v. d. Reckes und Sophus Larsens kühne Rekonstruktion der Ballade Niels Ebbesen (Grundtvig 156) einer

1) F. van Duysse, Het oude nederlandsche lied, wereldlijke en geestelijke liederen uit vroegeren tijd, teksten en melodieën verzameld en toegelicht, 1.—3. deel. 's-Gravenhage, M. Nijhoff. 1903—1908. XXVI, 8, 12, 12, 2747, 95 S. 8°. — Le chant populaire: liederavonden à Gand (Revue internationale d'art public, Bruxelles 1907, juillet nr. 1. 6 S. fol.).

2) A. Olrik, Danmarks gamle folkeviser, Danske ridderviser, efter forarbejder af Svend Grundtvig udgivne, 3. Bd., 2. Heft (nr 475—480). Kopenhagen, Wroblewski 1907. S. 129—256. 4°. — Riboldsvisen (Danske Studier 1906, 49—42. 175—221; vgl. v. d. Recke ebd. 1907, 167—172). — Niels Ebbesens vise (ebd. 1908, 117—128. 230—239; vgl. Larsen ebd. 1908, 222—230).

gründlichen und fruchtbringenden Kritik. v. d. Recke<sup>1)</sup> studierte den norwegischen und färöischen Einfluss in den Balladen 'Ismar und Benedikt', 'Aslak Tordsohn und schön Valborg' u. a., während S. Bugge<sup>2)</sup> posthume Abhandlung über 'König David und Solfager' dem von Byzanz über Russland nach Schweden gewanderten Stoffe dieses Liedes nachging und H. Thuren<sup>3)</sup> einen Überblick über die erst seit 1800 aufgezeichneten Melodien der mittelalterlichen Balladen, der Scherzlieder, jüngeren Balladen (17. bis 18. Jahrhundert), Kinderlieder und der geistlichen und weltlichen Lieder des 18. und 19. Jahrhunderts gab. Der letztgenannte Forscher untersuchte ferner die Zeugnisse der alten Balladen, die zum Kettentanz gesungen wurden, über den Tanz, den Vorsänger, der zugleich Vortänzer war, die Hochzeits- und Wachtänze und die Verbindung der dramatischen Handlung mit dem Tanze. Einer auch für uns lehrreichen Musterung unterzog er dann die heutigen Singspiele der dänischen Kinder, die mit den deutschen, niederländischen und schwedischen manche Gemeinsamkeit aufweisen, indem er sieben Gruppen aufstellte: Brautwerbung (z. B. Es kommt ein Herr aus Ninive), Liebschaft (die kecken Nonnen, Rosenpflücken, Hafermähen), Verfolgung und Errettung (Brücke, Königstochter, Blindekuh, Räuber), Nachahmung (Hafersäen, Adams Söhne), Suchen (Ring, Taler), gleiche Schlussbewegung aller Spieler, Tanzspiele ohne besondere Handlung. Endlich lieferte Thuren ein grundlegendes Werk über die Melodien der epischen Tanzlieder der Färingier, die durch ihre Altertümlichkeit seit 1669 das Interesse der Forscher erregt haben. Ihre Texte, die von Sigurd, Roland, Tristan und isländischen, norwegischen und dänischen Helden berichten, hat Hammershaimb veröffentlicht; ihre Weisen (58 Nr.) hat Th. 1902 phonographisch aufgenommen und erläutert sie in einer geradezu vorbildlichen Art durch Berücksichtigung aller historischen Verhältnisse. Der färöische Kettentanz in offenem oder geschlossenem Ringe stammt ab von dem französischen (Carole, Tresque, Branle), der seit dem 12. Jahrhundert in England, Deutschland und Skandinavien schnell beliebt ward. Der Vortänzer, der zugleich Vorsänger ist, singt im Rezitativton eine Strophe, worauf die andern mit dem Kehrreim einfallen. Die Melodien dieser Kehrreime weisen die halbtönlose pentatonische Tonleiter auf, die bei vielen Naturvölkern verbreitet und hier aus der keltischen Kultur abzuleiten ist. Das Fehlen jeder Instrumentalbegleitung und die bis ins 19. Jahrhundert dauernde strenge Abgeschlossenheit der Inseln hat die Erhaltung dieser Gesänge sehr begünstigt, obwohl anderseits auch eine 1550 in Island entstandene katholische Kirchenmelodie (Ljómur), fröhliche Kinderweisen, dänische Balladen und jüngere geistliche und weltliche Lieder eingedrungen sind (so die Losgekaufte bei Erk-Böhme 78 und die heiligen Zahlen oben 11, 391f.). Auch diese Melodien gibt Thuren wieder, der zugleich für die Bequemlichkeit deutscher Leser durch eine genaue Inhaltsübersicht in deutscher Sprache (S. 303—328) gesorgt hat. Sein Buch bildet einen trefflichen Beginn der Publikationen des von Olrik und Krohn begründeten internationalen Volkskundlerbundes (Folklore Fellows, abgekürzt F. F.), dem wir auch bei uns rege Anteilnahme wünschen. — Im westlichen Finnland hat ein

1) E. v. d. Recke, Vestnordisk indflydelse i dansk (ebd. 1907, 97—120).

2) S. Bugge, Kong David og Solfager (ebd. 1908, 1—34). Vgl. oben 18, 347.

3) H. Thuren, Das dänische Volkslied (Zs. der internat. Musikgesellschaft 9, 13 bis 18). — Tanz und Tanzgesang im nordischen Mittelalter nach der dänischen Balladendichtung (ebd. 9, 209—216, 239—244). — Vore sanglege (Danske Studier 1908, 129—174). — Folkesangen paa Færøerne. København, Høst & søn 1908. 4 Bl., 337 S. (= F. F. Publications, Northern series nr. 2).

jüngerer Forscher O. Andersson<sup>1)</sup> mit Eifer und Glück schwedische Volkslieder und Tanzweisen gesammelt, von denen unsere Berliner Mitglieder bereits Proben gehört haben (oben 18, 350). Zur Belebung des Interesses am Volksgesange gibt er 24 Volkslieder, von ihm und andern Musikern vierstimmig gesetzt, heraus und erörtert in seinen gesammelten Aufsätzen verschiedene daran anknüpfende Fragen; er führt die altnordischen Saiteninstrumente (tallharpa, rotta) und die heutigen Dorfmusikanten Finnlands, denen er manches Stück abgelauscht hat, in Wort und Bild vor und teilt auch ein Matrosenlied aus Bergö mit, dessen Melodie der deutschen 'Ach weint mit mir, ihr nächtlich stillen Haine' und auch den von Brandsch behandelten Weisen (oben S. 231) verwandt ist.

Berlin.

Johannes Bolte.

**Fr. S. Krauss**, Slawische Volksforschungen. Abhandlungen über Glaube, Gewohnheitsrechte, Sitten und Bräuche und über die Guslarenlieder der Südslawen. Leipzig, W. Heims 1908. VIII, 431 S. 8°. 11 Mk.

Fr. S. Krauss, der sich durch seine Zeitschriften sowie durch seine südslawischen Sammlungen und Forschungen um unsere Wissenschaft so manches dauernde Verdienst erworben hat, widmet seine neueste Arbeit K. von den Steinen, der ihr einige einleitende Worte mit auf den Weg gibt. Mit Recht darf er zu Krauss sagen: „Die prächtigen Guslarenlieder und ein grosser Teil der Aufzeichnungen, die jetzt endlich in einem gewichtigen Bande herausgegeben werden sollen, stellen Sammlungen dar, die Sie als junger, gänzlich mittelloser Mann mit unglaublich zäher Arbeit und unter den schwierigsten äusseren Bedingungen geborgen haben. Sie erkannten den hohen Wert eindringlichster volkskundlicher Erhebungen im Dunstkreis europäischer Kultur zu einer Zeit, als die berufenen Würdenträger der südslawischen Gelehrsamkeit noch keine Ahnung hatten von den Schätzen, die sie umgaben.“ Damit ist die Bedeutung des vorliegenden Bandes im ganzen bestimmt. Sein Wert liegt in der Vollständigkeit und in der allem Anschein nach (denn irgend eine Nachprüfung ist uns nicht möglich) zuverlässigen Wiedergabe des ungeheuren Materials und in seiner Erläuterung durch reichliche und wertvolle Mitteilungen aus der Kulturgeschichte und dem gegenwärtigen Volksleben der südslawischen Stämme. Auch die Sprachwissenschaft wird Krauss für die Sammlung und die im grossen ganzen wohl anerkennenswerte, historische und vergleichende Betrachtung der sprachlichen Erscheinungen, insbesondere des Wortschatzes, zu Dank verpflichtet sein.

Dagegen kommt die eigentliche 'Volkskunde als Wissenschaft', der unter uns zuletzt Dieterich die strenge methodische Geschlossenheit gegeben hat, nicht zu ihrem Rechte. Wohl macht Krauss von Zeit zu Zeit verständige Bemerkungen über die verschiedenen Kulturschichten, die sich etwa im Volksglauben der behandelten Stämme verfolgen lassen; aber von einem systematischen Aufbau kann keine Rede sein; nimmt doch der Verf. mit seinem Werke auf ein weiteres

1) O. Andersson, 10 folkvisor arrangerade för blandad kör, valda ur Svenska folkskolans vänners musikbibliotek. Helsingfors, A. Apostol (1907). 18 S. — 5 folkvisor arrangerade för blandad kör, ebd. 8 S. — 5 folkvisor för blandad kör ur Österbottiskt bondbröllop. ebd. 8 S. — 4 folkvisor för kvinnokör upptecknade och arrangerade. ebd. 8 S. — Inhemiska musikstråfvanden. ebd. 1907. 201 S. (S. 161 Fornnordiska stränginstrument. 172 Byspelmän. 196 En folkmelodis vandring).

Publikum so viel Rücksicht, dass er in seinem aufschlussreichen Kapital über den Hexenglauben der Südslawen die sexuellen Grundlagen dieses Glaubens eben nur am Schluss erwähnt, anstatt die ganze Entwicklung darauf zu begründen. Mit dem Hinweis auf die Anthropophyteia ist da nicht viel geholfen.

Nach einer Einleitung über den Einfluss der türkischen Kultur auf die südslawischen Stämme und insbesondere über die Ansätze zu einer moslimisch-slawischen Literatur behandelt der Verfasser im ersten Hauptabschnitt eine ganze Reihe dämonischer Gestalten der Volksphantasie: die Hexen und Vilen, die Waldfrauen und Revenants, Vampire und Werwölfe. An der Hand der Namen und einzelner sagenhafter Züge leitet er zugleich zur Scheidung der einheimischen und der von den Nachbarvölkern entlehnten, insbesondere der christlichen Elemente an. So ist der eigentlich slawische Name der Hexe vještica (die Wissende), doch kommt daneben das italienische Lehnwort striga, das deutsche 'Zauberin' in der Verhuzung eopernica und das ebenfalls italienische mačionica (zu mačija-magia) vor. Entsprechend gehen denn auch die mit den Namen verbundenen Vorstellungen durcheinander, und endlich wandern die Sagen und Märchen von Hexen, Zauberern und unheimlichen Wesen aller Art umher und helfen die Verwirrung steigern. Manche dieser Sagen hat Krauss erfreulicherweise vollständig oder im Auszug mitgeteilt. Nicht ganz selten finden wir darunter christliche Legenden (S. 46). Ein Pfarrer bittet eine Hexe, die zu ihm zur Beichte geht, sie möchte ihm den Ort ihrer Zusammenkünfte zeigen. Sie führt ihn zum Düngerhaufen, der Pfarrer tritt ihr auf den Fuss, und alsbald fliegen beide in die Luft und kommen in einem schönen Palast an, wo eben die Hexen und Hexenmeister im wilden Taumel sich ergötzen. Der Teufel in Gestalt eines Kalbes wird angebetet und in unflätiger Weise verehrt. Als auch der Pfarrer ihm huldigen will, herrscht der Teufel ihn an: 'Was hast du Stinktief vor?' Der Pfarrer soll, um in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, seinen Namen in ein schwarzes Buch eintragen. Er schreibt aber statt dessen den Jesusnamen; sofort verschwindet der ganze Spuk, und der Pfarrer befindet sich auf dem Gipfel eines Lindenbaumes, von wo er durch den Mesner heruntergeholt werden muss. Das sind mit Ausnahme des Anfangs und Schlusses typische Züge der 'Theophiluslegende' und ihrer Vorgänger, worüber wir an anderer Stelle handeln werden. Das Schlussmotiv von der Macht des göttlichen Namens dürfte in der christlichen Volksliteratur zuerst in der Cyprianussage verwendet worden sein. Sehr wichtige, wenn auch hie und da viele vielleicht durch politische Nebenabsichten der Gewährsmänner verfärbte Mitteilungen über das Menschenfleischessen bei den südslawischen Bauern, sowie reiche Sammlungen über den 'Liebeszauber'<sup>1)</sup> schliessen diese Abteilung.

Die zweite, grössere Abteilung des Buches ist ganz den Guslarenliedern gewidmet, um deren Sammlung und Erforschung sich Krauss hervorragende Verdienste erworben hat. Ihm liegen aus gedruckten Sammlungen, aus Zeitschriften, Jahrbüchern und vor allem aus den Ergebnissen seiner unermüdbaren Wanderungen solche Lieder im Gesamtumfang von einer halben Million Verse vor; Grund genug, sich des Besitzes zu freuen, wie denn auch der temperamentvolle Verfasser ankündigt: „Eine Slawistik des 20. Jahrhunderts dürfte hauptsächlich auf der Unterlage der Guslarenlieder fussen, sofern es ihr gelingen sollte, die Fesseln einer überkommenen unfruchtbaren, aprioristischen Methode abzustreifen, und das Studium meiner gesammelten Aufzeichnungen wird voraussichtlich einmal zu einer unab-

1) Nachträge zu Krauss' Buch 'Sitte und Brauch der Südslawen'. Ferner verweist der Verf. auf die Anthropophyteia 3, 165 ff.

weislichen Beschäftigung der Volksforscher gehören“ (S. 179). Ohne dem Forscher und Sammler seine Freude trüben zu wollen, müssen wir doch aussprechen, dass es sich hier immer nur um einen, wenn auch noch so reizvollen Ausschnitt aus der slawischen Volkskunde handelt; denn er selber weist energisch darauf hin, dass die grenzenlose Begeisterung des Volks für die Guslarenlieder, von der manche Forscher berichten, einfach nicht vorhanden ist; die eigentlichen Dichter der alten Guslarenlieder sind in der Gefolgschaft der ehemaligen, abenteuernden Rottenhäuptlinge und Burgherren zu suchen, in den Kreisen ritterlicher Herrschaften und der Vertreter der Volksmiliz. Und so werden diese Lieder auch heute nur von den eigentlich kriegerisch und dichterisch angelegten Personen begeistert aufgenommen und fortgepflanzt, auch wohl vermehrt; im übrigen nimmt man den Sänger auf, weil er Unterhaltung schafft, aber eine Hauptrolle spielt er nicht. Auch jene alten Rottenführer nahmen wohl Gusle, Fiedeln mit auf ihre Züge, aber keine eigenen Guslaren; ohne nennenswerte musikalische und dichterische Begabung konnte bald dieser, bald jener ein Guslarenlied anstimmen und ‘erfinden’, denn die Form war eben gegeben. Darum handelt auch Krauss in seinem zweiten Abschnitt nur ironisch ‘vom wunderbaren Guslarengedächtnis’. Die Zahl der Stoffe ist klein, sie schwankt bei dem einzelnen Manne zwischen 8 bis 30. Dazu aber kommen stereotype Schilderungen, die sich von Lied zu Lied forterben. „Der Guslar erfindet nichts mehr von Belang (S. 184), er verwendet nur die überlieferten Clichés und merkt sich beim Anhören fremder, ‘neuer’ Lieder vorzugsweise die Reihenfolge, in der diese stereotype Gebilde verwendet werden. Zudem hat jeder Guslar sein spezielles Genre; der eine pflegt den Prinzen Marko und dessen Zeitgenossen, der andre Mujos und Aliles Taten, der dritte fühlt sich auf ungarischem Boden heimisch“ usw. Das Repertoire selber aber scheinen die Guslaren, wie Krauss an einem schlagenden Beispiel nachweist (185), in der Form gereimter Kataloge, also mit einem zuverlässigen Hilfsmittel primitiver Mnemotechnik festzuhalten. Andre wenden wieder andre Mittel an, um ihrem Gedächtnis nachzuhelfen; denn allen kostet der Vortrag Arbeit, die unter Stirnrünzeln und Augenbrauenfurchen verrichtet wird, wie denn der Guslar seinem Publikum nicht gern ins Gesicht schaut. — Krauss gibt eine ganze Reihe einzelner Guslarenlieder im Original und Übersetzung mit reichen geschichtlichen, sprachlichen, technischen und vor allem kulturgeschichtlichen Erläuterungen. Der Raum verbietet, darauf näher einzugehen, und so mögen denn nur die Titel angeführt sein: Džanüms Heerzug, Rákóczys Fall, Wie Mahomed Köprülü Vezier geworden, Die Russen vor Wien, Die Mutter der Jugović, Novak der Heldengreis, Die Milchbrüder, Wolf Feuerdrache, Der Ysga-Schlaf, Die Menschwerdung des heiligen Pantaleimon, Echte und unechte Vilenkinder, Ein Heldengemetzel, Von einer Vilazöllnerin, Vilenfeinde, Das Heldenfräulein und die Blockhausvilen, Wie Vilen Ibrâhim Nukić heilten. Den Schluss macht ein ausführliches Schlagwörterverzeichnis, das den ausserordentlich reichen Inhalt des wohlausgestatteten Bandes leicht erschliesst.

Heidelberg.

Robert Petsch.

**Wilhelm Uhl**, Winiliod. Leipzig. E. Avenarius 1908. VIII. 427 S. 8 Mk. (Teutonia 5. Heft).

Über die Gattung der altdeutschen Lyrik, welche 789 in einem Kapitulare Karls des Grossen und in späteren Glossen als winiliod bezeichnet wird, herrscht keine Übereinstimmung; man erblickte im ersten Teile des Kompositums entweder das ahd. Femininum winjâ, mhd. wine (Geliebte, Gattin) oder das Maskulinum

wini, mhd. wine (Freund, Gatte) und übersetzte demgemäss Mädchenlied oder Gesellenlied, auch Liebeslied oder Klosterlied, während neuerdings Jostes (ZfdA. 49, 306) in den winileodi des Kapitulars Sicherheitsmannen (leudi) der Nonnen sieht und damit sogar bei Schönbach eine bedingte Zustimmung gefunden hat. Eine neue Deutung legt Uhl in seinem dickleibigen Buche dar; er betrachtet winiliod als ein Verbalkompositum mit ahd. winnan (arbeiten) und übersetzt es als 'gemeinsames Arbeitslied', wie er auch Karls des Grossen Bezeichnung des Mais 'Winnemanoth' nicht als Wonne- oder Weide-, sondern als Feldarbeitsmonat erklärt. Solche Winnelieder sollen die Nonnen nach jenem Kapitular-Entwurfe 'auf keine Weise aufzuzeichnen oder aufzuführen (scribere vel mittere) sich unterstehen'.

Gegen diese mit einem Aufwande grosser Gelehrsamkeit vorgetragene Ableitung erheben sich jedoch mehrere Bedenken. Auffällig ist, dass das angeblich von winnan herstammende Winiliod stets nur mit einem n geschrieben wird, auch wenn man mit Wunderlich (DWb. unter Gewinn) uralten Zusammenhang von winnan (leidenschaftlich begehren, dann besiegen, erkämpfen) mit Wahn, Wine (Venus), Wonne, Wunsch annimmt. Ferner, wie kam der königliche Beamte dazu, das 'Aufführen' eines Arbeitsgesanges, der doch überhaupt keine umständliche 'Mise en scène' erforderte, durch 'mittere' zu bezeichnen (S. 87 ff.), während ihm Ausdrücke wie cantare, recitare, agere, exercere soviel näher lagen? Nahmen endlich im Gesange des neubekehrten Volkes die Arbeitslieder (mit dem Refrain Winn winn winn, S. 147) einen so breiten Raum ein, dass sie vor allem den Nonnen verboten wurden, ja dass eine S. 300 angeführte Glosse des 10. Jahrhunderts winileod ganz allgemein als 'plebeios psalmos, seculares cantilenas vel rusticos psalmos sine auctoritate' erklärt? — Uhl scheint diesen letzten Einwurf, obwohl er ihn nicht ausspricht, selber empfunden zu haben; denn fast zwei Drittel seines Buches (S. 151 – 424) beschäftigen sich mit der Ausbreitung der 'Winnelieder' in neuerer Zeit und den Liederbüchern der verschiedenen Handwerke und Berufe bis zu den heutigen Heilsarmeeoldaten, Sozialdemokraten, Radlern, Stenographen, Anglern, Imkern, Abstinenten. Unvermerkt erweitert sich also bei ihm der von Bücher festgestellte Begriff des rhythmischen Arbeitsliedes zum Standesliede, ja zum Vereins- und Gesellschaftsliede überhaupt. Bei dieser Durchmusterung der modernen Literatur, selbst der Zeitungsartikel und der ebenso kurzlebigen Zehn- und Zwanzigpennighefte, wird viel unbekanntes Material aufgespeichert, aus dem man manches lernen kann, z. B. dass die Ebstorfer Nonnen in der Badestube den Gesang der drei Knaben im feurigen Ofen anstimmten (S. 161); aber ich muss zugleich bekennen, dass die weiterschweifige Schreibweise des Vf., eine seltsame Mischung von bibliographischer Übergründlichkeit, die z. B. auf S. 5 die jedem Germanisten bekannten Anmerkungen Lachmanns zu den Nibelungen ausführlichst beschreibt, und einer sich oft in feuilletonistischen Gedankensprüngen ergehenden Phantasie, nicht selten die Geduld des Lesers auf die Probe stellt. So vernimmt Uhl S. 174 in Holbeins Totentanz das ihm aus Saint-Saëns (eine ganz andre Situation voraussetzender) Danse macabre bekannte schaurige Klappern des Knochengerüstes oder spricht S. 263 des längeren über zwei Possen Nestroys und Rädgers, um dann zu konstatieren, dass sie keine Arbeitslieder enthalten, von verschiedenen gewagten Etymologien zu schweigen. Vielleicht hätte Uhl am besten getan, den sich mit den Berufsliedern des 19. Jahrhunderts beschäftigenden Teil ganz von der Erörterung des Namens Winiliod zu trennen; die Berechtigung, jene als Winnelieder zu bezeichnen, ist zum mindesten höchst fraglich.

**E. Kück** und **H. Sohnrey**, Feste und Spiele des deutschen Landvolks, im Auftrage des deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege hsg. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung 1909. 298 S. geb. 3,60 Mk.

Ein praktisches Ziel schwebte den beiden um die Volkskunde wohlverdienten Verfassern dieses hübschen und lehrreichen Buches vor, die Sorge, wie die althergebrachten Feste und Spiele der deutschen Bauern vor der beginnenden Verwahrlosung zu retten und durch ihre verständnisvolle Erneuerung auch da, wo öde Profitsucht den Dorfanger bereits in Kohl- und Kartoffelland umgewandelt hat, das Heimatgefühl wieder zu beleben sei. Und da diesen selbst auf dem Lande aufgewachsenen Männern mit Recht statt neuer Schöpfungen Anknüpfung an die Vergangenheit als notwendig erschien, haben sie eine Sammlung der in deutschen Sprachgebiete üblichen Feste und Spiele der Landbevölkerung aus der schwer zu überschendenden Literatur der letzten Jahrzehnte, namentlich aus den kurzlebigen Zeitungsartikeln, sowie aus hsl. Beiträgen veranstaltet. Die Schilderung der Festbräuche beginnt mit der Weihnachtsfeier und folgt dem Jahreslauf bis zum Martinstag und Schlachtfest, um dann zu allerlei Schäfer-, Schul-, Nachbarschaftsfesten und Hochzeit, Taufe und Begräbnis überzugehen; die Spiele gruppieren sich in Tänze, Wurf-, Fang- und Schlag-, Hasch- und Lauf- und endlich Gesellschaftsspiele. Die Darstellung ist knapp und anschaulich, dazu mit sorgsamem Quellenangaben gestützt. Natürlich hätte ohne die durch den Zweck gebotene Beschränkung auf die jüngste Vergangenheit und auf das Landvolk das Werk ein ganz andres Aussehen gewonnen; auch die Rücksicht auf den Umfang nötigte, wie die Vf. selber bekennen, in den Abschnitten über die Spinnstuben, die Spiele u. a. eine Auswahl zu treffen. Nachträge zu liefern wäre also leicht, trotzdem übertrifft das Buch die kürzlich erschienenen kleineren Versuche von Rehm und Reichhardt bei weitem an Sachkenntnis und Gründlichkeit. Vielleicht empfiehlt es sich für eine zweite Auflage, die Anmerkungen von Texten zu trennen und etwas reicher auszugestalten; die wissenschaftliche Literatur über die frühere Geschichte der Schützenfeste, des Rolandreitens (Heldmann), der Gregoriusfeier, der Kirchweih (Kassel, Jahrbuch f. Gesch. Elsass-Lothr. 23), über Fischarts Spielverzeichnis (Rausch ebd. 24), das Naumburger Kirschenfest (Mitzschke), Volksdramen (das S. 55 zitierte Hexenspiel ist von Hein. das Passionsspiel S. 92 von Ammann herausgegeben) usw. könnte dann in stärkerem Masse berücksichtigt und so den Bedürfnissen des Forschers noch mehr gedient werden.

Berlin.

J. Bolte.

Beiträge zur deutschen Volksdichtung, hsg. von **Emil Karl Blümml**.

Wien, R. Ludwig 1908. 4 Bl., 198 S. 7,20 Mk. (= Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde Bd. 6).

Als ein handgreifliches Dokument des Aufschwunges, den das Studium des deutschen Volkliedes nimmt, begrüßen wir das Sammelwerk, zu dem der ungemein rührige Forscher Blümml eine Reihe österreichischer Volkskundler, Adrian, Blau, Jungbauer, Kaindl, Kohl, Kralik, Latzenhofer, Moses, Pirkel, Urban, Worresch und den Reichsdeutschen Meisinger vereinigt hat und das zugleich den ersten Band einer geplanten Halbjahresschrift bilden soll (S. 3). Unter 'Volksdichtung' begreift Jungbauer in dem einleitenden Aufsätze (S. 1—53) die Dichtung der mittleren und niederen Schichten eines Kulturvolkes, sowohl die im Volk entstandene als



die vom Volk aufgenommene, und teilt sie in 1. die nichtgesungene (Volksbücher, Schauspiele, Sagen, Märchen, Schwänke, gereimte Satiren, Sprüche, Rätsel usw.), 2. die Kinderdichtung, 3. den Volksgesang, der volkenstanden oder bloss volkläufig oder beides sein kann. Wichtiger als diese Einteilung, gegen die sich einiges einwenden lässt, erscheinen mir die zur Erläuterung dienenden Beispiele aus dem Böhmerwalde. Eine tüchtige Leistung ist ferner Blümmls umfanglicher Bericht über die deutsche Volksdichtung im Jahre 1907 (S. 167—197), der zuerst in Schnürers Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte 1907, S. 268—280 erschien: seine Mühewaltung und sein Verdienst wird jeder, der sich an ähnlichen Jahresberichten beteiligte, zu würdigen wissen, auch wenn er einzelnes anders abgegrenzt oder hie und da einen schärferen kritischen Massstab angelegt wünschte. Latzenhofer gibt Märchen und Schwänke aus Österreich und Ungarn, zum Teil aus Schottkys Aufzeichnung (1815—22), Blau Schwänke und Sagen aus dem mittleren Böhmerwalde, auf die wir noch einmal zurückkommen, Kaindl Friedhofverse aus dem Inntal. Die übrigen Beiträge sind dem Volksliede gewidmet: Blümml ergänzt Binders Arbeit über den Balladendichter Vogl (1907) durch Hinweise auf Vogls Volksliedbearbeitungen, sein Fortwirken im Volksliede und seine Bemühungen um das Volkslied und teilt Koplhubs Gedicht Pudlhaubnteuffl und Rehmanesders Lied auf die Pariser Kommune von 1871 mit. Kohl und Pirkel tragen Tiroler Hochzeits- und Primizlieder zu Kohls Monographie nach: Worresch schildert Hochzeitsgebräuche aus dem mährischen Ober-Fröschau, Moses das Lichtmesssingen in Niederösterreich, Urban das Todaustragen im Egerlande; Adrian veröffentlicht eine Salzburger Variante der 'Pinzgauer Wallfahrt'. Kralik eine deutsch-böhmische der 'dummen Lisl' (Erk-Böhme. Liederhort nr. 1741). Meisinger kleine Beiträge aus Baden, darunter Bechsteins Gedicht 'Die Abendwölkechen prangen' (1836) aus dem Volksmunde im Wiesentale aufgenommen. Der Band ist gleich den vorausgehenden der 'Quellen und Forschungen' vortrefflich ausgestattet.

Berlin.

J. Bolte.

**Josef Schiepek**, Der Satzbau der Egerländer Mundart. erster und zweiter Teil. Prag, Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen 1899—1908. XXVI. 610 (1—206 + 207—610) S. gr. 8<sup>o</sup>. (Beiträge zur Kenntnis deutsch-böhmischer Mundarten im Auftrage des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen hsg. von Hans Lambel 1).

Sind wir schon über die Syntax der deutschen Schriftsprache nicht so gut unterrichtet wie über andere Kapitel unserer Grammatik, so fehlte es bis vor kurzem nahezu völlig an Arbeiten über die Syntax der Volkssprache. Seither haben wir eine Reihe schätzbare Untersuchungen syntaktischer Art über bestimmte Dialekte erhalten, unter denen mir Schiepeks 'Satzbau der Egerländer Mundart' die sorgfältigste, eingehendste und reichhaltigste zu sein scheint. Den Ausgangspunkt seiner Darstellung bildet die Mundart von Plan, eine der Untermundarten des nordgauischen (oberpfälzischen) Dialektes in Böhmen. Mit gutem Grunde hat sich aber der Verfasser nicht auf die Mundart des Egerlandes beschränkt, sondern er hat auf Schritt und Tritt, namentlich im zweiten Teil, die bayrisch-österreichischen, nicht selten auch die anderen deutschen Mundarten zum Vergleich herangezogen und so seinem auch äusserlich stattlichen Buch eine weit über das lokale Interesse hinausragende allgemeine Bedeutung verliehen.

Der Kern des Werkes liegt in der erschöpfenden Untersuchung der Wortklassen, die mehr als vierhundert Seiten füllt. Vorausgehen feine Beobachtungen über das Tempo der Rede und die Betonung sowie ein instruktives Kapitel über die Satzformen, aus dem nur die zutreffende Bemerkung angeführt sei, dass Nebensätze zweiter und dritter Ordnung, überhaupt kompliziertere Satzgebilde in der Mundart nicht so unerhört sind, wie man gewöhnlich meint. Die letzten Abschnitte handeln über Kongruenz, Verneinung, Wortstellung, Sparsamkeit und Fülle des Ausdrucks. Zäher Fleiss, reiche Belesenheit, besonnenes Urteil, ungewöhnlicher Scharfsinn stehen dem Verfasser zu Gebote. Natürlich lässt sich Schiepeks Auffassung mancher syntaktischer Erscheinungen bestreiten, und bisweilen sind mir seine Distinktionen gar zu subtil. Aber derlei kritische Einwände wollen wenig besagen. Man kann dem Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen zu diesem von ihm subventionierten Werke nur Glück wünschen.

Berlin.

Hermann Michel.

### Notizen.

R. Basset, Rapport sur les études berbères et haoussa 1902—1908, présenté au 15<sup>e</sup> congrès des orientalistes. Alger, A. Jourdan 1909. 22 S. (Revue africaine 1908, nr. 270 bis 271).

H. Delahaye S. J., Die hagiographischen Legenden, übersetzt von E. A. Stückelberg. Kempten und München, J. Kösel 1907. IX, 233 S. 8°. — Das bereits oben 16, 123 charakterisierte tüchtige Werk des gelehrten Bollandisten, das nunmehr in einer im ganzen gelungeneren Verdeutschung vorliegt, ist besonders wertvoll dadurch, dass es für die Legendenkritik feste Grundsätze aufstellt und nach dem Masse der aus mündlicher und schriftlicher Überlieferung stammenden Ausschmückungen, Erfindungen und Fälschungen sechs Klassen von Heiligenleben unterscheidet. Nüchtern prüft D. die Versuche Ruinarts und Leblants nach, die Acta sincera aus der übergrossen Schaar der Märtyrerlegenden auszulesen, hebt die Analogien in der Geschichte der Märchen- und Sagenstoffe, im heidnischen Heroen- und Reliquienkult hervor, überall eine Fülle lehrreicher Beispiele beibringend, wendet sich aber zugleich gegen die allzurasche Annahme des Fortlebens heidnischer Mythologie; wenn Usener in der h. Pelagia nichts anderes als die Göttin Aphrodite zu erkennen meinte, so erscheint für D. die Entstehung dieser Legende in durchaus anderem Lichte.

H. Diels, Beiträge zur Zuckungsliteratur des Okzidents und Orients II: Weitere griechische und aussergriechische Literatur und Volksüberlieferung. Abh. der Berliner Akademie 1908 (erschienen 1909). 130 S. 4°. — Dem oben 18, 231 erwähnten Traktat des Melampus *περὶ παλιῶν* folgen hier neben Nachträgen aus griechischen Hss. reiche Mitteilungen über russische, serbische, bulgarische, rumänische, arabische, hebräische, türkische und indische Zuckungsbücher, die vollständig verdeutsch werden. Aus Deutschland, England und Frankreich sind wohl manche analoge Deutungen solcher unwillkürlichen Zuckungen bekannt, aber keine so ausführliche Liste.

V. Dingelstedt, The Swiss abroad (Scottish geographical magazine 1909, march p. 126—137).

F. Falk, Die Ehe am Ausgange des Mittelalters, eine kirchen- und kulturhistorische Studie (Erläuterungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes 6, 4). Freiburg i. B., Herder 1908. VIII, 96 S. 2,60 Mk. — Durch eine fleissige Sammlung von Auszügen über die Brauttür an mittelalterlichen Kirchen, Ring, Schleier und Gürtel, bürgerliche Vorrechte der Verheirateten, die Ehestandsschriften, Erbauungs- und Profanliteratur usw. sucht F. die Ansicht zu widerlegen, als sei die mittelalterliche Kirche dem Werte der Ehe nicht gerecht geworden. Dass er dabei etwas einseitig verfährt und nur aufzählt, was zum Ruhme der katholischen Kirche dient, gibt er S. 91 selber zu; doch auch wer eine objektive Erwägung der ganzen Frage vermisst, wird den sittengeschichtlichen Wert des

hier vereinigten Materiales, z. B. über das Losbitten von Verbrechern durch Jungfrauen (S. 18), die Ausstattung armer Bräute (S. 52), die Aufforderung, reuige Sünderinnen zu ehelichen (S. 60. 63f.), anerkennen.

H. Gaidoz, *Du changement de sexe dans les contes celtiques* (Revue de l'histoire des religions 57, 317—332). — G. übersetzt das 1907 von Kuno Meyer herausgegebene irische Märchen vom Abt von Drinnagh aus dem 15. Jahrhundert und erläutert die Motive des Einschlafens auf dem Feenhügel und der Verwandlung in ein Weib aus der irischen und andern Literaturen.

R. Galle, *An der Wiege des biblischen Geschichtsunterrichts und Luthers Passionalbuch* (Mitt. der Ges. f. dtsh. Erziehungs- und Schulgeschichte 17, 175—235). — Die 1529 von Luther zum Unterricht der Kinder u. d. T. 'Passionalbuch' herausgegebenen 49 biblischen Bilder mit Sprüchen bieten nicht etwas absolut Neues, sondern stehen in Zusammenhang mit einer grossen, hier eingehend geschilderten Gruppe mittelalterlicher Bearbeitungen der biblischen Erzählungen für die Laienwelt (*Biblia pauperum*, *Speculum saluationis humanae*, *Passionale*).

A. van Gennepe, über den historischen Wert der Volkskunde (*Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik* hsg. von Paul Hinneberg [Berlin, Scherl] 30. Januar 1909, Sp. 129—136). — Der Aufsatz beschäftigt sich in erster Reihe mit der wichtigen Frage, wie lange mündliche Traditionen im Volke fortleben. Eine Antwort darauf ist vorläufig nicht mit Sicherheit zu geben: die Kulturvölker scheinen sich anders zu verhalten als die Naturvölker. Auffallend kurzlebig ist nach den Forschungen von P. Sébillot (*Folk-lore de France*, Bd. 4, 1907) die mündliche Tradition in Frankreich. Gennepe hat mehrere Genealogien von Königsfamilien bei Naturvölkern verglichen und gefunden, dass diese Genealogien sich höchstens auf sechs bis zehn Generationen erstrecken, während die weiteren von den Eingeborenen selbst als mythisch gedeutet werden. Sachliche Überlieferungen (Technik, Ritus) sind im allgemeinen zäher: in Savoyen konnte man in jedem Bauernhaus noch vor der Benutzung der Wasserfälle für elektrisches Licht Öllampen sehen, die der Form nach den römischen glatten Lämpchen völlig gleichen. Wenn der Verfasser zum Schluss meint, dass vielleicht von der experimentellen Psychologie für derlei Studien Beistand zu erwarten sei, so halte ich diesen Rekurs für ganz aussichtslos. (H. Michel.)

H. Gloede, *Märkisch-pommersche Volkssagen, Erzählungen, Sitten und Gebräuche*. Beiträge zur märkisch-pommerschen Volkskunde. Leipzig, O. Lenz 1907. 99 S. 8°. 1 Mk. — Aus gedruckten Quellen und aus mündlicher Überlieferung trägt G. eine Reihe neu-märkischer und vorpommerscher Ortssagen, in denen neben den bekannteren Motiven auch Eulenspiegel und der Markgraf von Schwedt eine Rolle spielen, zusammen; dazu Weihnachts-, Silvester-, Oster- und Pfingstgebräuche.

K. Heldmann, *Mittelalterliche Volksspiele in den thüringisch-sächsischen Landen*. Halle, O. Hendel 1908. 58 S. 1 Mk. (*Neujahrsblätter der Histor. Kommission f. d. Prov. Sachsen* 32). — Warme Empfehlung verdient diese inhaltreiche und übersichtliche 'Skizze', zumal der durch seine Untersuchungen über die Rolandbilder bekannte Vf. sie mit ausführlichen, fast ein Drittel des Heftes einnehmenden Anmerkungen ausgestattet hat. Vier Abschnitte schildern die altgermanischen Volksspiele, den Einfluss der Kirche, die Kampfspiele des Mittelalters nebst den städtischen Pfingstspielen der Tafelrunde, des Rolands, Grals und den Schützenfesten, endlich die Glücksspiele (Würfel, Schach, Pillicke, Karten, Lotterie) bis ins 16. Jahrhundert hinein. Auf die Jahrzeitfeste der Landleute und die Kinderspiele geht H. kaum ein, zieht aber auch die Überlieferungen über ober- und niederdeutsche Landschaften heran und verwertet viele Notizen aus Urkundensammlungen und Visitationsprotokollen. Zu S. 9 vgl. noch Bilfinger, *Zeitrechnung der alten Germanen* 1899—1901; zu S. 27 Gehrke, *Danzigs Schützenbruderschaften* 1895; zu S. 35 P. Rollos, *Vita Corneliana* 1639 nr. 11 (*Tafelschiessen*).

A. Hellwig, *Verbrechen und Aberglaube*, Skizzen aus der volkskundlichen Kriminalistik. Leipzig, Teubner 1908. VII, 139 S. geb. 1,25 Mk. (Aus *Natur und Geisteswelt* 212). — Über die traurigen Folgen des Volksaberglaubens, von denen die Zeitungen fast in jeder Woche zu berichten haben, macht sich der Laie trotzdem kaum eine zu-

treffende Vorstellung. Haben schon Kriminalisten wie Gross und Löwenstimm die Kenntnis dieses Gebietes als notwendig für die Juristen bezeichnet, so werden diese sowohl wie die Freunde der Volkskunde die übersichtliche Zusammenstellung dankbar begrüßen, die ein kenntnisreicher und eifriger Forscher aus Akten, brieflichen Mitteilungen und Zeitungsberichten der letzten Jahre über moderne Hexenprozesse, Vampirglauben, Besessene, Wechselbälge, Sympathiekuren, Gesundbohren, Menschenfleisch und Blut als Heilmittel, Totenfetische, Wahrsager, verborgene Schätze, Bauopfer, Prozeßfalschmänner, Meineidzeremonie, Kinderraub durch Zigeuner hier vorlegt.

M. Hirschfeld, Über die Geschichte des Alkoholismus (Mitt. z. Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 8, 240—245. Hamburg, L. Voss 1909).

Reinh. Hofmann, Justus Möser, der Vater der deutschen Volkskunde (Mitt. des V. f. Gesch. von Osnabrück 32, 72—167).

K. Lohmeyer, Zur Kulturgeschichte der Saargegend, 20 S. (aus der Saarbrücker Zeitung 1908). — Über Heilmittel aus Hss. seit dem 17. Jahrhundert, Ortssagen, Gebräuche, Redensarten und Kinderreime.

G. Maders in der Österreichischen Alpenpost 1908, Nr. 1—14 erschienene Abhandlung ist ein Plagiat aus M. Höflers Arbeit 'Das Jahr im oberbayrischen Volksleben' (Beiträge zur Anthropologie Bayerns 13. 1899). [M. H.]

R. Neumann, Aus Leben, Sage und Geschichte der Eibe. Progr. Bautzen 1908. 31 S. 4°.

A. Olrik. Fra dansk folkemindesamling, meddelelser og spørmål. København, Schubothé 1908. 115 S. 8°. (Danmarks folkeminder nr. 1). — Die dänische volkskundliche Sammlung, die seit 1905 in einem Raume der Kopenhagener k. Bibliothek untergebracht ist, enthält Sv. Grundtvigs, Feilbergs, Kristensens u. a. reichhaltige, gegen 600 Bände umfassende Aufzeichnungen von Liedern, Sagen und Gebräuchen. Ihr Vorsteher Axel Olrik, der die Vermehrung und wissenschaftliche Bearbeitung dieses hsl. Materials trefflich organisierte, hat nun einen Verein ins Leben gerufen, dessen Mitglieder gegen einen Jahresbeitrag von 3 Kronen verschiedene Publikationen 'dänischer Volksüberlieferungen' erhalten. Das vorliegende erste Heft berichtet anschaulich über die bisherige Forscherarbeit, stellt eine Reihe von Fragen über Feste, Bräuche, Aberglauben, Spiele und Melodien und teilt kleinere und grössere Proben volkskundlicher Arbeiten mit; ich nenne darunter Th. Gravlunds Schilderung der Seeländer, F. Knudsens Dreiballspiel, M. Kristensens Verzeichnis von Ortsnamen und von sagenberühmten Steinen und Steinhäufungen. Verschiedene Ortschaften, Sänger, Zigeuner und Gelehrte werden im Bilde vorgeführt.

Geschichten, das sind warhaftige und über alle Maßen possierliche oder anmuthige Fratzen, von dem wunderbarlichen, sehr alten und weitbeschrienen Gespenste, dem Rubezahl . . . denen Begierigen vormahls theilhaftig gemachet durch M. Johannem Praetorium, nummehro aber für den curiösen Liebhaber auff's Neue an Tag gegeben durch den Insel-Verglag zu Leipzig im Jahr 1908. 1 Bl. + 123 S. 4°, geb. 10 Mk. — Der Titel des schmuck ausgestatteten Büchleins lässt einen vielen erwünschten Abdruck der für die ganze Rubezahlsage so wichtigen Schriften des Prätorius 'Daemonologia Rubinzalii' (1662) und 'Satyrus etymologicus' (1668) vermuten; leider aber hat der Herausgeber Paul Ernst, der in seinem Nachwort wissenschaftliche Zwecke durchaus ablehnt, sich auf eine Auswahl von 124 Historien beschränkt. Es fehlen fast ebensoviele Nummern, nämlich, wenn ich richtig gezählt habe, 100 aus den drei Bänden der Daemonologia und 16 aus dem Satyrus, welche zum Teil Wiederholungen derselben Motive oder Geschmacklosigkeiten enthalten oder sichtlich auf eigener Erfindung des Prätorius beruhen; gestrichen sind ausserdem manche langweiligen gelehrten Erläuterungen. Immerhin hätte bei dieser Anpassung an den heutigen Geschmack der Text sorgfältiger behandelt werden können: S. 2 steht 1556 statt 1656, S. 8 1542 statt 1642, S. 4 Apulegum statt Apulejum usw. eingeschaltet sind die rohen Holzschnitte aus dem Anhang zu C. G. Lindners Reisen auf das Riesengebirge (1736). Das Nachwort charakterisiert Prätorius als eine dichterische Natur von einer seltenen Tiefe und Schönheit der Empfindung und redet weitschweifig von dem, was man in Fachkreisen niedere Mythologie nennt, ohne von Zarneckes Artikel

über Prätorius in der AdB. oder Zachers Nachweisen seiner Vorläufer (oben 16, 473) Notiz zu nehmen. Wenn dagegen der kürzlich erschienenen fleissigen Bibliographie von H. Hayn 'J. Prätorius und seine Werke' (Zs. f. Bücherfreunde 12, 78—87) das Prädikat musterhaft erteilt wird, so scheint mir das etwas zu günstig geurteilt.

R. Reichhardt, Die deutschen Feste in Sitte und Brauch. Jena, H. Costenoble 1908. 200 S. 8°. — Eine reichhaltige, aber etwas flüchtige Zusammenstellung über die Bräuche, Spiele und Aberglauben des festlichen Jahres, von den Herbstfesten an bis auf die Erntezeit, aus der volkskundlichen Literatur und eignen Jugenderinnerungen geschöpft. Der Vf. hat ein weiteres Publikum im Auge und will keine historische Entwicklung oder bestimmte topographische Ordnung geben, wie er auch auf Register und Quellenangaben verzichtet. Dass manche neuere Forschung über den Rummelpott, die Palmpaaschen, die Ostergöttin (Kluge, Zs. f. Wortf. 2, 42), die Burschenvereine, das Naumburger Kirschenfest u. a. übersehen ward, soll dem Buche nicht schwer angerechnet werden; leider aber enthält es neben veralteten mythologischen Deutungen auch störende Versehen, wie S. 22 Uhlands Volklieders als dessen Dichtungen aufgefasst, 23 ein Buch Mannhardts 'über die Korn-dämonen', 53 pfeffern von den Pfefferkuchen abgeleitet, 137 H. Mittenweiler statt Heinrich Wittenweiler, 186 'uralte Wendenmythologie' statt Mythologie der Vedas.

A. J. Reinach, Le pain d'Alesia (Pro Alesia, revue mensuelle des fouilles d'Alise 2, nr. 14—15). Paris, A. Colin 1907. 16 S. 8°. — Ausgehend von zwei in Alesia um 129 durch das Bettstroh des h. Germanus und von ihm gereichte Brote bewirkten Krankenheilungen, die sein Biograph berichtet, handelt R. über den vermutlich aus heidnischer Zeit stammenden 'praepinguis panis' und den alten Kult der Fruchtbarkeitsgöttinnen von Alesia (Alaisiagae), der vielleicht in der Legende der h. Regina fortlebt.

K. Renschel, Die Sage vom Liebeszauber Karls des Grossen in dichterischen Behandlungen der Neuzeit (Philolog. u. volkskundliche Arbeiten K. Vollmöller dargeboten 1908, S. 371—389). — Mustert die Dichtungen F. Schlegels, W. Müllers, Longfellows, Linggs u. a. vom Ring Fastradas bis auf G. Hauptmanns Schauspiel 'Karls Geisel', nachdem er die Entwicklung der alten Sage nach Pauls, G. Paris und Teichmann skizziert hat. Nyrops Büchlein über Toves Zauberring (oben 17, 330) ist ihm leider entgangen.

G. Salzberger, Die Alesia-Sage in der semitischen Literatur, ein Beitrag zur vergleichenden Sagenkunde. Berlin-Nikolassee. M. Harrwitz 1907. 129 S. 2,80 Mk. — Der vielgestaltige und weitverzweigte Sagenkomplex, der sich im Orient und Okzident um die Gestalt des Königs Salomo krystallisiert hat, ist von einem Einzelnen kaum zu bewältigen. Um so dankenswerter ist das Unternehmen eines jungen Arabisten, die hebräischen und arabischen Sagen bis zur Zeit der Kreuzzüge aus gedruckten und hsl. Quellen zu sammeln. S. bietet zunächst einen historischen Überblick über die Entwicklung der unter persischem (Dscharschäd) und griechischem Einfluss entstandenen jüdischen Tradition und der aus gleichen Quellen genährten arabischen Sage, die weiter auf die Äthiopier und die spanischen Juden einwirkte, und zeigt, wie der Held hierbei die verschiedensten Gestalten annimmt und bald als der reichste und weiseste König, Gebieter der Geister, Muster der Gottesfurcht erscheint, bald als übermütiger Tyrann gestraft oder von einem Schelm überlistet wird. Er führt dann (S. 33—129) eingehend in systematischer Reihenfolge die Erzählungen von Salomo bis zur Höhe seines Ruhmes (Geburt, frühzeitige Weisheit, Königswahl, Herrschaft über die sichtbare und die Geisterwelt) vor, mehrere arabische Texte zum ersten Male edierend und übersetzend. Die Abschnitte über Salomos Bauten, Reisen, Fall und Tod verheisst er in einiger Zeit folgen zu lassen. Liegen uns die jüdisch-arabischen Traditionen so geordnet und gesichtet vor, dann wird es endlich möglich sein, die Quellen der seit dem 13. Jahrhundert reicher ausgebildeten europäischen Salomosagen festzustellen.

Erich Schmidt, Ein Skizzenbuch Otto Ludwigs (Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1909, 223—244). — Enthält auf S. 235—238 eine genaue Schilderung einer Mauenhofer Bauernhochzeit, die L. 1845 zu seiner Skizze 'Schulmeisterleben' nutzte: ein meissnisches Gegenstück zur westfälischen Hochzeit in Immermanns 'Münchhausen'.

E. Soffé, Vermischte Schriften. Brünn, F. Irrgang 1909. VII, 242 S. — Neben Studien über das englische Drama Mucedorus, Goethes Clavigo, Alfred Meissner und F. v. Saar enthält diese Sammlung willkommene Abdrücke von zwei Arbeiten zur Volks-

dichtung: S. 1—26 das Königslied (1901) und 52—122 das Raigerner Liederbuch (1897). Das erste ist ein dramatisch dargestellter Dialog zwischen König und Tod in der fünfzeiligen Lindenschmidstrophe, aufgezeichnet in Siebenbürgen; das 1745 von dem Benediktiner Paul Harlacher angelegte Liederbuch enthält 15 deutsche und 8 lateinische Lieder, darunter das Canapeelied, die Belagerung von Prag 1744, Wachtelschlag, Schäfergesang u. a.

L. Spence, *The Popol Vuh, the mythic and heroic sagas of the Kichés of Central America*. London, D. Nutt 1908. 63 S. 16°. 6 d. (Popular studies in mythology, romance and folklore 16).

E. Stack, *The Mikirs*, edited, arranged and supplemented by Sir Ch. Lyall. Illustrated. London, D. Nutt 1908. XIX, 183 S. 8°. 7/6. — Die aus den hinterlassenen Papieren des 1887 verstorbenen Verf. bearbeitete Schilderung der am Brahmaputra in Assam wohnenden Mikirs ist in derselben Weise gruppiert wie Hodsons oben S. 122 erwähnter Band derselben Serie; nur hat der Herausgeber noch ein 7. Kapitel über die Stellung des Mikirischen in der tibetobirmanischen Sprachenfamilie hinzugefügt. Uns interessieren insbesondere die durch Stack aufgezeichneten Märchen, von denen hier drei S. 44 mitgeteilt werden: ein Kettenmärchen von allerlei Unglück, das durch einen trotzigen Frosch verursacht wird; der Witwensohn, eine Variante zu 'List und Leichtgläubigkeit' (Grimm nr 61) und Harata Kunwar, der die Schwanjungfrau gewinnt. Die auf S. 70 erzählte Schöpfungssage erinnert in ihrem Schlusse an den Turmbau zu Babel.

Mehmed Tefvîq, *Ein Jahr in Konstantinopel, fünfter Monat: die Schenke oder die Gewohnheitstrinker von Konstantinopel*. Nach dem Stambuler Druck von 1300 h. zum erstenmal ins Deutsche übertragen und durch Fussnoten erläutert von Th. Menzel. Berlin, Mayer & Müller 1909. VI, 155 S. 8°. 4 Mk. (Türkische Bibliothek hsg. von G. Jacob 10). — Wie in den früheren Bänden seines Werkes (oben 16, 457) entwirft der 1843 geb. Verfasser eine treue Schilderung des türkischen Volkslebens. Trotz des religiösen Verbotes spielt der Alkoholgenuss bei den Muhammedanern eine grosse Rolle, wie auch die persischen Trinklieder kaum alle mit süfischer Mystik als blosser Verherrlichung überirdischer Erkenntnis gedeutet werden dürfen. In den zumeist von Griechen gehaltenen Schnapsschenken Konstantinopels, deren Namen, Wahrzeichen und Inventar umständlich beschrieben werden, verkehren nur Soldaten und Handwerker, die bei Streitigkeiten oft zum Messer greifen; Wohlhabende betrinken sich daheim; ausserdem gibts auch wandernde Schnapsverkäufer. Der Übersetzer hat ausser Einleitung und Fussnoten auch Tefvîks Selbstbiographie und Schriftenverzeichnis beigelegt.

E. Tiedt, *Witziges und Spitziges, Sinniges und Inniges in Spruch und Nam. auf Haus und Kram, gesammelt und gesichtet*. Stuttgart, E. H. Moritz [1908]. VIII, 246 S. 4 Mk. — Kein gelehrtes, aber ein unterhaltsames Buch. Im Gegensatz zu früheren Sammlungen volkstümlicher Inschriften an Haus und Gerät zieht T. zugleich die Namen von Gebäuden, Anstalten, Glocken, Schiffen usw. heran und berücksichtigt auch die modernste städtische Inschriftdichtung, aus dem grossen Stoffe nur das Interessanteste herausgreifend und das bunte Durcheinander der verschiedenen Zeiten und Länder durch einen erläuternden Text geschickt verbindend. Gegliedert ist das Material in 17 Abteilungen (Haus — Waffen). Freilich vermisst man besondere Quellenangaben und Berücksichtigung der in germanistischen und volkskundlichen Zeitschriften niedergelegten Forschungen, z. B. S. 79 über Totenbretter, 11 Wir bauen hier so feste, 41 Ich leb und weiss nicht wie lang, 43 Ci git le fils, ci git la mère, von einzelnen Versen oder Druckfehlern zu schweigen.

H. Vollmer, *Ein deutsches Adambuch, nach einer ungedruckten Hs. der Hamburger Stadtbibliothek aus dem 15. Jahrh. hsg. und untersucht*. (Progr. des Johanneums zu Hamburg 1908) 51 S. — Von der bei den Orientalen und Abendländern des MA. weitverbreiteten Legende über Adams Leben teilt V. eine Prosafassung aus der illustrierten Goezeschen Historienbibel mit, die im 15. Jahrh. in Bayern oder Österreich niedergeschrieben ist. Sie ist aus einem gereimten Texte der mhd. Weltchronik aufgelöst und aus der Vita Adae, Comestor, Enikel und Wolfram interpoliert. Sorgsame Anmerkungen beleuchten ausführlich das Verhältnis zu andern Sagenüberlieferungen.

Aus den

## Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

**Freitag, den 22. Januar 1909.** Der Vorsitzende, Geheimrat Roediger, erstattete den Jahresbericht für 1908. Mit Worten des Dankes teilte er mit, dass das Kultusministerium wie bisher einen Zuschuss von 600 Mk. zur Herausgabe der Zeitschrift gewährt habe. Das Hauptereignis des Jahres war der anfangs Oktober hier stattgehabe Verbandstag deutscher Vereine für Volkskunde. Die hierfür aufgewendeten Kosten wurden der Vereinskasse durch private Sammlung unter Vereinsmitgliedern ersetzt. Der Vorsitzende sprach diesen opferwilligen Gönnern den wärmsten Dank aus, ebenso dem bisherigen Schatzmeister, Herrn Bankier Hugo Ascher, für seine langjährige treue Mühewaltung. — Der jetzige Schatzmeister Herr Dr. Max Fiebelkorn erstattete den Kassenbericht und teilte mit, dass die Deutsche Bank dem Verein ein Konto eröffnet habe. — Herr Stadtverordneter H. Sökeland teilte mit, dass zu Pfingsten d. J. in Taufkirchen bei Schärding a. Inn ein österreichisches Trachtenfest stattfinden soll. Dann legte er einige Gegenstände vor, welche Frau Prof. M. Andree in München der Königl. Sammlung für Volkskunde überwiesen hat, nämlich eine grosse kegelförmige Wollmütze aus Südtirol, die jetzt nur noch von wenigen alten Frauen bei feierlichen Anlässen getragen wird. Ferner einige Totenkronen aus Tirol und Zeitz, die in Totenkapellen niedergelegt waren. Während die zwei grösseren denen entsprechen, welche sich in norddeutschen evangelischen Kirchen als Erinnerung an Verstorbene aufgehängt vorfinden, ähnelt ein kleines Krönchen aus grünem Drahtwerk von Zeitz den hier und da auch als Brautkronen bezeichneten Stücken. Eigentümlich war es, dass in Zeitz sich 18 solcher kleinen Kronen für eine einzige Verstorbene niedergelegt fanden. Dann wurden zwei sog. schmerzhaft Rosenkränze aus Bayern vorgelegt und erläutert, die Herr Dr. Hahn und Frau Prof. Andree der Königl. Sammlung gestiftet hatten. Weitere Mitteilungen des Herrn Sökeland bezogen sich auf die Satorformel. Ein auf Schafleder geschriebenes Exemplar in der Sammlung Spiegelhalter zu Lenzkirch im Schwarzwalde war dazu bestimmt, die Feuersbrunst abzuwehren. Zu gleichem Zwecke warf man auch Teller mit dieser Aufschrift ins Feuer und verwandte mit obrigkeitlicher Begünstigung sog. Tolltafeln mit eingeschnittenen Zeichen. Eine im Besitz der Königl. Sammlung für deutsche Volkskunde befindliche Tolltafel mit eingekerbter verstümmelter Satorformel, die aus Jeseritz, Kr. Berent in Westpreussen stammt, wurde dazu benutzt, Teig darauf abzudrücken, um ihn nach dem Backen gegen den Biss toller Hunde zu verzehren (vgl. Verh. d. Berliner anthrop. Gesellschaft 1880). Ein aus dem Zillertale in Tirol stammender 'Benediktus-Pfennig' soll Bezauberungen von Menschen und Vieh verhindern, wie auch der 'Geistliche Schild' angibt, eine gedruckte Sammlung abergläubischer Vorschriften, die nebst einem Gebetbüchlein an die heilige Corona neuerdings in München erworben wurde. Ferner besprach Herr Sökeland kurz einen in Berlin gekauften Sammelband: 'Das 6. und 7. Buch Mosis, Das siebenmal versiegelte Buch der grössten Geheimnisse, Geheime Kunst-Schule magischer Wunderkräfte, Romanns-Büchlein, Engelhilfe zu Schutz und Schirm in grossen Nöthen, Das heilige Sales-Büchlein oder die Glücks-Rathe, Der wahrhaftige feurige

Drache'. Schliesslich legte er einen sog. Brauchebaum vor, d. i. ein Stück eines jungen Baumstammes aus Neukirchen bei Ziegenhain, in welchen eine Krankheit verpflocht worden ist (vgl. Verh. d. Berliner anthrop. Ges. 1884). — Herr Geheimrat Friedel erwähnte in der anschliessenden Besprechung ein aus seiner Familie stammendes Jungfernkörnchen, welches der kleinen grünen Totenkrone von Zeitz entspreche, und ein aus Ruppin stammendes Tollholz von Eibenholz, das früher im Märkischen Museum vorhanden war. Herr Robert Mielke erinnerte an den in der Mark verbreiteten Gebrauch, das bei Todesfällen alle Genossen des Verstorbenen ein Andenken, z. B. Bänder für eine Totenkrone, zu stiften pflegen. Herr Prof. Bolte wies auf das geschriebene Coronabüchlein hin, das in dieser Zeitschrift 15, 424 besprochen ist. — Herr Robert Mielke hielt alsdann einen Vortrag über das befestigte Dorf. Die in Deutschland mehrfach vorkommenden alten Landwehren sind deshalb von grossem Interesse, weil sie mehrfach mit Sprachgrenzen zusammenfallen. Auch in der Mark sind solche Erdwallbauten aufgefunden worden, die als Landwehren anzusehen sind. Schon in vorgeschichtlicher Zeit kommen Wehranlagen bei Ansiedelungen oder Dörfern vor. Bekannt sind solche schon aus dem 4. Jahrhundert. Im Mittelalter waren viele Dörfer mit Feldtoren versehen; ausserdem war jedes einzelne Gehöft für sich umzäunt. Neocorus spricht in seiner Chronik von Dithmarschen um 1600 von Türmen und Burgen in den Dörfern. Oberhessen und das Rheintal bei Frankfurt, Mainz usw. sind besonders reich an befestigten Dörfern, ferner Mitteldeutschland und Siebenbürgen. Bekannt sind die dortigen befestigten Kirchen und Kirchhofshäuser. Die Verpflichtung zur Mitarbeit am Bau der Dorfwehren, die oft auch aus Steinen in fast städtischem Charakter ausgeführt worden sind, wurde in späterer Zeit durch das sog. Zaungeld abgelöst. In der Mark Brandenburg sind als Beispiele von Dorfwehren die von Uetz im Havellande und Manker im Ruppiner Kreise anzuführen. Vielfach mögen allerdings auch Überschwemmungen den Anlass zu solchen Wehrbauten gegeben haben. Die Ausführungen des Redners wurden durch Vorlegung zahlreicher Abbildungen unterstützt. — In der folgenden Besprechung des Vortrages legte Herr Maurer eine Photographie der Kirche von Rauen bei Fürstenwalde vor, die einen wehrhaften Charakter trägt. Herr Prof. Schulze-Veltrup wies auf die mittelalterliche *spicaria*, befestigten Speicher, hin, die sich in Westfalen auf Einzelhöfen finden, während sie in geschlossenen Dörfern fehlen. Herr Baurat Koerner verwies auf die Wachtürme von Gransee und Pasewalk, die ausserhalb der Städte stehend, dennoch nur als vorgeschobene Posten der Stadtbefestigung anzusehen seien. Im Werratal dagegen seien befestigte Dörfer häufig, in der Mark Brandenburg selten. Herr Geheimrat Roediger erwähnte kellerartige Speicher auf Kirchhöfen, die in Bayern als Bier- oder Weinlager benutzt werden. Solche sind in der Münchener Zeitschrift *Volkskunst und Volkskunde* besprochen. Herr Mielke erwiderte, dass er in Beschränkung auf sein Thema Speicher im allgemeinen nicht behandelt habe, da sie nur als befestigte Punkte des Einzelgehöftes, nicht als Dorfwehren gelten könnten. — Herr Geheimrat Roediger legte alsdann eine grössere Anzahl von Abbildungen volkstümlicher Hausbauten aus Lückendorf in der sächsischen Oberlausitz vor. Die Lausitzer Wenden errichteten sich vorwiegend Bloekhäuser. Später erst drang das Fachwerk ein, besonders in den oberen Stockwerken. Es wird oft ganz mit Brettern verkleidet, besonders am Giebel, und das oberste Stück dieser Verschalung am Giebelfirst zeigt oft eine fächerartige oder schrägwinklige Anordnung der Bretter. Eine weitere Eigentümlichkeit dieser Häuser sind die wenig vorspringenden Ständerpfosten mit oberem Bogenabschluss an der Giebelseite. Dahinter pflegt an der



Hauswand Brennholz aufgestapelt zu werden. Zuweilen bildet derartige Pfostenwerk auch an der Längswand malerische Lauben, die an die preussischen Laubenhäuser erinnern. Herr Mielke hielt derartige, weit verbreitete Lauben für eine deutsche, durch Handwerker übertragene Eigentümlichkeit; die fächerartige Giebelverschalung finde sich in slawischen Bezirken in der Mark und anderwärts vor. Herr Stadtverordneter H. Sökeland war der Ansicht, dass derartige Lauben den praktischen Zweck hätten, das Hineinregnen in das Blockhaus zu verhindern. — In der während der Sitzung erfolgten Ausschusswahl wurden die bisherigen Mitglieder wiedergewählt, und zwar Fräulein Elisabeth Lemke und die Herren Verlagsbuchhändler A. Behrend, Geheimer Regierungsrat Friedel, Prof. Dr. A. Götze, Dr. E. Hahn, Prof. Dr. A. Heusler, Prof. Ludwig, Oberrevisor Maurer, Schriftsteller Robert Mielke, Oberlehrer Dr. Samter, Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Erich Schmidt und Prof. Dr. Schulze-Veltrup.

**Freitag, den 26. Februar 1909.** Herr Privatdozent Dr. P. Bartels legte einige Handschriften vor, welche den medizinischen Hausschatz einer alten Dame aus Lübben darstellen und in Beschwörungen, Segen und Besprechungsformeln bestehen. Ein Spruch gegen Schreck, von einer alten wendischen Amme herstammend, zeigt, dass der Schreck als ein lebendes Wesen betrachtet wird, das durch die Welt zieht. Gegen den Schreck werden auch die Schwanzhaare eines Tieres verbrannt. Getrocknete Kräuter, im Teller unter das Bett gestellt und dann vergraben, dienen dem Wohle der Kinder. Wunden und Bruch werden besprochen, Würmer beschworen, kranke Zähne durch Segen geheilt. Vielfach erinnern diese Volksheilmittel an russische Volksmedizin, z. B. das Messen des Körpers und der Glieder mit Fäden, die nachher verbrannt werden, gegen Erschrecken der Kinder (vgl. oben 17, 169). Herr Prof. Bolte erinnerte dazu an die Bannungsorte im finnischen Volksglauben (oben S. 121). Herr Dr. Bartels teilte mit, dass bei den Wenden der Birnbaum als Sitz des Teufels gelte. — Dann sprach Herr Prof. Dr. R. Rodenwaldt über ein Erntefest in den Ostmarken. Das geschilderte Fest wurde auf einem Gute bei Tuchel in Westpreussen gefeiert, dessen Einwohnerschaft vorwiegend aus Polen besteht. Es begann mit einem Aufzuge der Erntearbeiter unter einem Gesange nach der Melodie 'Prinz Eugenius der edle Ritter'. Voran schritten geschmückte Mädchen mit der Erntekrone und Erntesträussen aus Haferähren und künstlichen Blumen; die gereimten Ansprachen, mit denen sie letztere den Herrschaften überreichten, stimmten in Form und Inhalt mit den Versen überein, welche die gabenheischenden Kinder in der Mark Brandenburg am Dreikönigstage und zur Fastnacht brauchen. Dann tanzten die weissgekleideten polnischen Mädchen mit den 'Bengeln', d. h. Knechten in einer zum Tanzsaal verwandelten Remise und entwickelten dabei eine bemerkenswerte Grazie; auch Maskierte traten in galizischer Tracht auf. Redner teilte dann gereimte Erntesprüche aus Pommern mit, welche im Gegensatz zu jenen westpreussischen steif und unvolkmässig gehalten waren. Eine Sammlung solcher Sprüche würde interessante Ergebnisse zeitigen. In der anschliessenden Besprechung wies Herr Geheimrat Friedel darauf hin, dass ähnliche Ernteansprachen ausserordentlich weit verbreitet seien; Herr Geheimrat Roddiger und Prof. Heusler erklärten den vom Vortragenden beanstandeten Ausdruck 'blonde Augen' für durchaus volkstümlich. — Hierauf sprach Herr Prof. Bolte über Volksfeste im 16. Jahrhundert, besonders Fastnachtsumzüge unter Vorlegung des Werkes 'Das Nürnbergische Schönartbuch, nach der Hamburger Handschrift hsg. von K. Drescher' (Weimar 1908). Das Schönartlaufen (Schembart = Maske), ursprünglich ein Aufzug und Tanz des Schlächtergewerkes, wurde 1458 durch Teilnahme von Patriziersöhnen zu

einem Fest der oberen Stände. Diese suchten durch alljährlich wechselnde Narrentrachten, durch plastische Darstellungen (Höllern) auf Wagen, die sich mehrfach in den Dichtungen des Hans Sachs wiederfinden, Schwerttänze u. dgl. das Interesse an dieser Lustbarkeit immer von neuem zu beleben. Jedes Jahr wurden ein oder mehrere Hauptleute des Schönbartlaufens ernannt; die Bauwerke auf den Festwagen wurden zum Schlusse verbrannt. An die erst seit 1487 nachweisbaren Schwerttänze der Handwerker, insbesondere der Schmiede, knüpft sich die Frage, wie sie mit dem von Tacitus erwähnten Schwerttanze der alten Germanen zusammenhängen, von dem das Mittelalter nichts mehr weiss. Die Vermutung liegt nahe, dass jene Nachricht der Germania unter dem Einflusse der Humanisten eine Erneuerung des Brauches anregte, ebenso wie das 842 gehaltene Turnier zu Worms als eine gelehrte Wiederbelebung von Vergils Schilderung der Leichenfeier des Anchises anzusehen ist. Eine Nachahmung ritterlicher Heldenepik zeigt endlich das Magdeburger Pfingstspiel des Rolandreitens (Schildekenbôm, Quintaine); aus der drehbaren Holzfigur, welche den von den Heiden bedrängten Roland vorstellt, ist dann nach Heldmanns Vermutung das auf dem Markte aufgestellte feste Rolandsbild hervorgegangen. Mit dem Emporkommen der Zünfte traten an Stelle der Ritterspiele die Übungen mit der Armbrust, die Schützenfeste. — Schliesslich besprach Herr Dr. Fiebelkorn die Frage: 'Wie weit sind die Bestrebungen auf Heimatschutz berechtigt'. Unter Hinweis auf einen Fall in Aschaffenburg, wo der Gebrauch von Verblendziegeln gänzlich verboten sei, betonte er, dass solche auf Heimatschutzbestrebungen zurückzuführende drakonische Massregeln eine blühende Industrie vernichten müssen, und bittet um Unterstützung der Industrie gegenüber solchen Übertreibungen des Heimatschutzes. In der folgenden Besprechung der Frage hielt Herr Stadtverordneter Sökeland es vielmehr für Aufgabe der Stadtverwaltungen, durch eigene Bauten ein gutes Beispiel zu geben; die Extreme müssten sowohl im Heimatschutz als in der Bauindustrie vermieden werden. Herr Geheimrat Friedel empfahl, die Tradition zu pflegen und landesübliche Baumaterialien zu verwenden unter Vermeidung von Unwahrhaftigkeit; eine so rigorose Verfügung wie die Aschaffener hielt er in Preussen für unmöglich. Dagegen war Herr Prof. Heusler der Meinung, dass man die Bestrebungen des Heimatschutzes nach so langer Unkultur und Geschmacklosigkeit freudig begrüssen müsse und auf das Gedeihen der Fabriken besondere Rücksicht zu nehmen keine Veranlassung habe. Herr Prof. Schulze-Veltrup wies darauf hin, dass es in der Hand der Stadtverwaltungen liege, durch Gewährung von Unterstützungen eine gewünschte Bauform herbeizuführen, ohne zu scharfen Mitteln zu greifen. Herr Geheimrat Roediger hielt dafür, dass Verbesserungen der Baukonstruktion immer gestattet sein müssten. Herr Schriftsteller R. Mielke erklärte, Schädigungen der Industrie durch Neuerungen seien eben nicht immer zu vermeiden; im übrigen gäbe es allerdings z. B. in Berlin viele geschmacklose Rohziegelbauten aus neuerer Zeit, die mit den etwa seit 1880 üblichen Verblendsteinen hergestellt seien.

Steglitz.

Karl Brunner.

**Berichtigung zu S. 126.** Der Z. 7 von unten zitierte Ausspruch der alten Frau hat nichts mit Skapulimantie zu tun: er lautete vielmehr: „Jedes Huhn und jede Gans hat Zeichen, wo die Knochen zu lösen sind; und so ist es auch bei der Schneiderei.“ — E. Lemke.

## Ein Holzkalender aus Pfranten.<sup>1)</sup>

Von Karl Brunner.

(Mit sieben Abbildungen.)

Die Königliche Sammlung für deutsche Volkskunde zu Berlin ist kürzlich in den Besitz eines hölzernen Kalenders gelangt, der wahrscheinlich schon vor langer Zeit der ehemaligen Königlichen Kunstkammer überkommen war, deren Bestände bekanntlich die Grundlage der jetzigen Königlichen Museen bildeten. Es war bisher nicht möglich, über die Herkunft dieses alten Kalenders Näheres zu ermitteln; es muss also versucht werden, aus dem interessanten Stücke selbst Schlüsse auf seine Heimat und sein Alter zu ziehen.

Der Kalender ist aus sieben schmalen Tafeln von hellem, gut ge-  
glättetem Holze gebildet. Ihre Länge beträgt 19 bis 20 *cm*, ihre Breite 6.5 bis 7 *cm*. Sie sind mittels zweier Lederbänder zu einem Buche von schmaler Form verbunden. Die beiden äusseren Tafeln stehen ein wenig über und tragen je zwei runde Löcher an der äusseren Längsseite, um mittels eines durchzuziehenden Bandes den Kalender zu verschliessen. Ausserdem befinden sich am Rande der hintersten Tafel an der Schmalseite zwei Löcher, wahrscheinlich zu dem Zwecke, den Kalender aufhängen zu können. An dieser Stelle ist das Stück durch Spaltung ein wenig beschädigt, während es sich im übrigen durch seine vorzügliche Erhaltung und völlige Wurmfreiheit auszeichnet.

Dieses letzte Blatt des Kalenders trägt nun auf der Aussenseite die anscheinend vom Verfertiger selbst eingeschnittene Inschrift: Georg Reychart von Pfranten. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, dass dieser Name derjenige des ersten Besitzers ist, der aus dem Orte Pfranten stammte. Gegenwärtig ist aber ein Ort dieses Namens nicht zu ermitteln gewesen, doch gibt es einen Ort Pfronten im bayrischen Allgäu, Gerichtsbezirk Füssen, Schwaben. Da auch sonst keine Bedenken bestehen, dem

1) Die folgenden drei Aufsätze erscheinen gleichzeitig in den 'Mitteilungen aus dem Verein der Königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde zu Berlin', Bd. 3, S. 75–112.

Kalender süddeutschen Ursprung zuzuweisen, so kann vorläufig Bayern als seine Heimat betrachtet werden.

Die fünf inneren Tafeln des Kalenders sind beiderseits, die beiden äusseren oder Umschlagtafeln aber nur an ihrer Innenseite mit Kalenderangaben versehen, und zwar so, dass je eine Seite für einen Monat verwendet ist. Die Betrachtung der beschnitzten Tafeln (Fig. 2ff.) ergibt, dass jede in übereinstimmender Art vier Gruppen von Angaben liefert. Links ist ein durch senkrechte Schnittlinien abgegrenztes Feld mit Angabe des Monatsnamens und der Anzahl der Monattage, rechts oben sind figurliche Darstellungen mit Überschriften, darunter eine wagerechte Reihe von ebensoviel eingekerbten Dreiecken, als der Monat Tage zählt, und darunter in unregelmässigen Abständen eigentümliche und vielfach abwechselnde Zeichen in Form von senkrechten Stäben mit kurzen Querkerten, Winkeln und Kreuzen daran. Das Ganze stellt, um es kurz zu sagen, einen immerwährenden sog. julianischen Kalender oder Kalender des alten Stiles dar, mit Angabe feststehender christlicher Feste.

Zur Erläuterung ist es nötig, ein wenig auf die Geschichte unseres Kalenders einzugehen und besonders auf die des spätmittelalterlichen Kalenders, dessen Form offenbar unserem Stücke zugrunde liegt. Lange bevor die auf die einzelnen Jahre eingerichteten Druckkalender so billig wurden, dass sie jeder erwerben konnte, hatte man dem Bedürfnis der Zeitberechnung durch immerwährende Kalender, sei es von Holz oder auf Papier und Pergament, abzuhelpen gesucht. Ein Beispiel eines solchen Kalenders, und wohl das älteste derartige Stück, ist handschriftlich im 'Lustgarten' (Hortus deliciarum) der Herrad von Landsperg, Äbtissin des Klosters Hohenburg im Elsass, aus dem 12. Jahrhundert erhalten. Aus dem 13. (?) Jahrhundert besitzt sodann das Germanische Museum einen handschriftlichen Bauernkalender auf Pergament (zum Teil abgebildet bei Henne am Rhy, Kulturgesch. des deutschen Volkes 2. Aufl. 1, S. 202f.), der in wesentlichen Beziehungen unserem Kalender von Pfranten verwandt ist. Schliesslich hat Al. Riegl (Die Holzkalender des Mittelalters und der Renaissance, Innsbruck 1888, S. 82ff.) zwei Holzkalender mit übereinstimmenden Zeichen aus dem 15. und 16. Jahrhundert beschrieben, von denen der eine auch in der äusseren, buchartigen Form mit dem unseren vergleichbar ist. Auch in die gedruckten sog. Einblattkalender des 15. Jahrhunderts, die vorwiegend in Süddeutschland hergestellt worden sind, gingen die eigenartigen Zeichen über, welchen wir in unserem Holzkalender begegnen (Paul Heitz, 100 Kalender-Inkunabeln, Strassburg 1905, Taf. 80). Nahe verwandt mit allen diesen alten Kalendern sind die nordischen Runenkalender, die besonders in Schweden bis in das 17. Jahrhundert in Gebrauch waren und sich durch die Reichhaltigkeit ihrer Angaben auszeichnen. Auf ihnen finden sich neben richtigen Runen auch

solche Zeichen, wie wir sie bei den bisher erwähnten mitteleuropäischen Kalendern kennen lernten. E. Schnippel hat in einer umfangreichen Arbeit über einen Runenkalender des Oldenburger Museums in den Berichten des Oldenburger Landesvereins für Altertumskunde 1883 dieses Thema sehr ausführlich erörtert und eine Fülle von Berechnungen und Literaturangaben dazu geliefert. Das Wesentliche aller dieser Erscheinungen liegt nun darin, dass es sich um immerwährende Kalender handelt, deren Hauptzweck darin bestand, die kirchlichen Festtage zu ermitteln und dem Volke im Gedächtnis zu erhalten. Aus dieser Allgemeinheit des Zweckes erklärt sich auch ohne Mühe die weite Verbreitung der angewendeten Mittel, der eigenartigen Zeichen, welche eben von einem Mittelpunkte, der Kirche, ausgehen.

Kehren wir nun zur näheren Betrachtung unseres Holzkalenders zurück, so erkennen wir, dass die mit Überschriften in deutscher Sprache versehenen Bilder rechts oben sich auf kirchliche Festtage beziehen, und dass überall da, wo die Personendarstellungen fehlen, kennzeichnende Symbole vorhanden sind, welche sie ersetzen sollen. Unter dieser Reihe von Bildern sind die Dreiecke in wagerechter Linie eingekerbt, die in ihrer Zahl den Monattagen entsprechen und welche durch verbindende Linien mit den oberen Darstellungen in Beziehung gesetzt sind. Die Annahme, dass es sich bei diesen Dreiecken lediglich um die Tage der Woche handelt, wäre berechtigt, wenn nicht jedes siebente Dreieck durch andersartige Ausführung und ein aufgesetztes Kreuz von den übrigen unterschieden wäre. Man müsste annehmen, dass es die Sonntage sind, die so hervorgehoben werden sollen. Dann würde der Kalender aber nur für diejenigen gemeinen Jahre benutzbar sein, bei denen der 1. Januar auf einen Sonntag trifft. Das widerspricht aber der oben bereits gemachten Feststellung, dass wir es mit einem immerwährenden Kalender zu tun haben. Zur Erklärung dieses Umstandes müssen wir die älteren Kalender betrachten, z. B. den bei Henne an Rhyn abgebildeten handschriftlichen Bauernkalender, dessen Original sich im Germanischen Museum in Nürnberg befindet. Hier erblicken wir ebenso wie bei andern späteren, auch gedruckten Kalendern, dass an Stelle der Dreiecke unter den bildlichen Festdarstellungen die sieben Buchstaben *a* bis *g* in stetiger Wiederholung vorkommen. Auch hier ist ein Buchstabe (*a*) vor den übrigen hervorgehoben, und zwar durch rote Färbung. Bei den gleichfalls verwandten nordischen Runenkalendern finden wir dann an gleicher Stelle bestimmte Runen mit Laut- und Zahlwert gebraucht. Der Schluss, dass alle diese Zeichen den gleichen Zweck haben, nämlich die Bestimmung der Wochentage in den verschiedenen Jahren, liegt nahe. Diesem Zwecke dienen offenbar also auch die dreieckförmigen Einkerbungen unseres Kalenders, und zwar, wie gleich gezeigt werden soll, in Verbindung mit den darunter befindlichen eigentümlichen Zeichen.

Diese letzteren kehren in regelmässiger Reihenfolge, wenn auch in ungleichen Abständen, wieder und bilden ein System von 19 Zeichen, zu dem ich den Schlüssel bei Olaus Worm (*Fasti danici*, Kopenhagen 1643, S. 69) auffand. Es sind Zahlzeichen, und ihre Werte sind aus der hier beigegebenen Figur 1 ersichtlich. Ihre Reihenfolge ist immer die gleiche, auch bei andern derartigen Kalendern, wobei aber Verschreibungen nicht selten sind, und zwar in unserem Falle vom 1. Januar beginnend: 19. 8. 16. 5. 13. 2. 10. 18. 7. 15. 4. 12. 1. 9. 17. 6. 14. 3. 11. Es sind die sogenannten Goldenen Zahlen oder Güldenzahlen, die angeben, welches Jahr im neunzehnjährigen Mondzyklus irgend ein Jahr ist. Nach Ablauf von 19 Jahren erst fallen bekanntlich die verschiedenen Mondphasen fast genau wieder auf die nämlichen Tage des Sonnenjahres. Die Verbindung dieser Güldenzahlen mit den darüber befindlichen Dreieckskerben, welche, wie wir sahen, den sieben ersten Alphabetsbuchstaben oder Runen in anderen alten Kalendern entsprechen, hat E. Schnippel 1883 S. 18 in so klarer Form dargelegt, dass es nicht besser als mit seinen eigenen Worten gesagt werden kann: „Um nun zugleich festzustellen, auf welche



Fig. 1.

Wochentage in den einzelnen Jahren die Neumonde, Vollmonde usw. fallen, hat das Mittelalter ferner die Wochentage in eine regelmässige Beziehung zu den einzelnen Jahren des neunzehnjährigen Zyklus zu setzen gesucht. Es wurde zunächst das Jahr so eingeteilt, dass fortlaufend vom 1. Januar an die sieben ersten Buchstaben des Alphabets, je von sieben zu sieben, die gleichen Wochentage bezeichneten, also, wenn in einem bestimmten (gemeinen) Jahre z. B. die mit *B* bezeichneten Tage alle auf einen Sonntag fielen, alle mit *C* bezeichneten Montage, die mit *D* bezeichneten Dienstag usw. waren, oder, wenn die mit *F* bezeichneten Tage Sonntage waren, *G* die Montage, *A* die Dienstag usw. angab. *B* und *F* war in diesen Fällen nach der Bezeichnung des Mittelalters der Sonntagsbuchstabe. — Sodann aber wurde bei jedem in Betracht kommenden Jahresdatum dem betreffenden Buchstaben noch dasjenige Jahr des neunzehnjährigen Zyklus beigegeben, in dem darauf ein Neumond fallen musste. Mit den güldenen Zahlen in dieser Weise das ganze Jahr hindurch verbunden, lieferten die Sonntagsbuchstaben dem Mittelalter einen völlig ausreichenden Mondkalender, den sogenannten immerwährenden julianischen, mit dem dann auch die übrigen wissenswerten Dinge an den einzelnen Jahresdaten mehr oder minder leicht verknüpft werden konnten.“ Um nun diese Erkenntnis auf unseren Kalender anzuwenden, so würde das

durch ein aufgesetztes Kreuz hervorgehobene Dreieck den Sonntagsbuchstaben *A* bedeuten, an welchen sich dann *B*, *C* usw. der Reihe nach bis *G* anschliessen. In den Jahren mit der Güldenzahl 19 träfe also nach unserem Kalender der erste Neumond des Jahres auf einen Sonntag, den 1. Januar.

Vergleicht man unsern Kalender nun mit dem bei Ideler (Handbuch der mathem. u. techn. Chronologie, Berlin 1826 2, 194) aufgeführten immerwährenden julianischen Kalender, so bemerkt man, dass beide nicht übereinstimmen, indem dort der 1. Januar mit der Güldenzahl 3 versehen ist, wodurch natürlich die Verteilung dieser Zahlen über das ganze Jahr geändert ist. Diese Bemerkung führt zu der Erkenntnis, dass unser Kalender zu den berichtigten des alten Stiles gehört, und zwar zu jenen, die Schnippel S. 23 auf Samuel Krok in Upsala zurückführt, der diese Berichtigung im Jahre 1690 bekannt gab. Man hatte nämlich bemerkt, dass im Laufe der Jahrhunderte die wirklichen Neumonde früher eintrafen als die im julianischen immerwährenden Kalender berechneten zyklischen, weil die Berechnung nicht ganz genau war. Der Unterschied beläuft sich in 310 Jahren auf einen Tag. Krok rückte nun zwar die goldenen Zahlen um je vier Stellen zurück, um dem Bedürfnis nach Berichtigung für seine Zeit abzuhelfen, doch genügt diese Änderung natürlich nicht für immer, weshalb unser Kalender für die heutige Zeit wieder nicht brauchbar ist. Man hat dann die ganze Berechnungsweise geändert und statt der Güldenzahlen die sogenannten Epakten eingeführt. Die Kalender dieser Art sind die des sogenannten neuen oder gregorianischen Stiles, auf welche hier einzugehen, keine Veranlassung vorliegt.

Die Termine der beweglichen Feste, so besonders das Osterfest, wurden vermutlich in alter Zeit von der Kanzel herab verkündigt (vgl. den Schwank bei Frey, Gartengesellschaft 1556 nr. 14 und Wickrams Werke 3, 375); in späterer Zeit, als die Kalender für kürzere Zeiträume angefertigt wurden, waren besondere Festtafeln für bewegliche Feste hinzugefügt. Bis in die neueste Zeit haben sich noch hier und da Erinnerungen an die alten immerwährenden Kalender erhalten, indem den Jahreskalendern Angabe der goldenen Zahl und des Sonntagsbuchstaben beigelegt wurde, obwohl ihre Kenntnis in der Tat gar nicht mehr nötig war. Auf dieselbe Zähigkeit der Überlieferung in dieser Richtung weisen die ja auch noch heute auf unseren Kalendern erhaltenen Heiligen-Namen hin, welche doch für das vorwiegend protestantische Norddeutschland fast völlig entbehrlich sind.

Was den praktischen Gebrauch unseres Holzkalenders betrifft, so muss angenommen werden, dass die seit alter Zeit angewendete Darstellung der Güldenzahlen durch jene eigentümlichen Zeichen ganz allgemein bekannt war und keiner Erklärung mehr bedurfte. Anders verhält es sich dagegen mit der Berechnung der Güldenzahlen für die einzelnen Jahre. Wenn ihre Ermittlung auch keine besondere Schwierigkeit bietet, so kann doch kaum angenommen werden, dass sie jedermann geläufig

war, und es muss vermutet werden, dass sie in irgend einer geeigneten Weise, vielleicht von den Geistlichen, jährlich bekannt gemacht wurden oder dass sie sich, möglicherweise in Verbindung mit einer Übersicht der beweglichen Feste für einen kleineren Zeitraum, als Tabelle auf einem besonderen Blatte in den Händen des Einzelnen befanden.

Wir kommen nun zur Betrachtung der einzelnen Kalendertafeln hinsichtlich ihrer sonstigen figürlichen Darstellungen, welche sich oberhalb der bis jetzt besprochenen kalendarischen Angaben befinden und den kirchlichen Festkalender mit Ausschluss der beweglichen Feste enthalten.

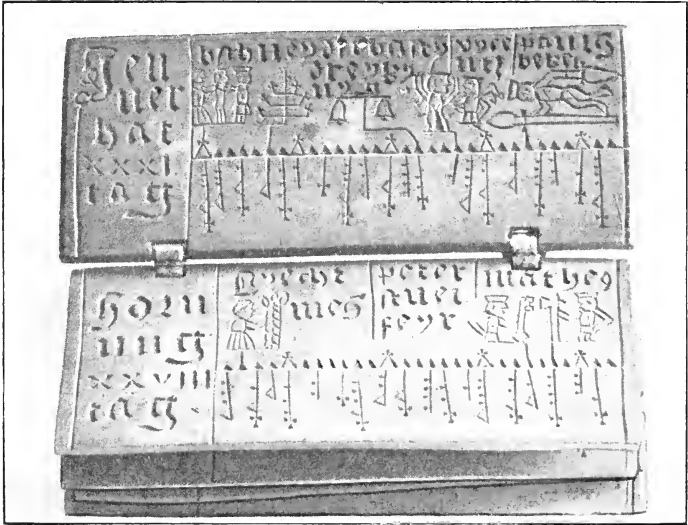


Fig. 2.

Die Monatsbezeichnungen befinden sich in genau gleicher Art auf den handschriftlichen und Druckkalendern des 15. und 16. Jahrhunderts, dagegen sind die figürlichen Darstellungen von einer gewissen Besonderheit in Auswahl und Ausführung.

Jenner (Januar) 31 Tag: 1. Beschneidung. Diese Darstellung besteht aus Mann und Frau, bekleidet, und charakterisiert vor allem durch eine mützenartige flache Kopfbedeckung für den Mann und eine über den Kopf der Frau der Haargrenze entsprechend eingekerbte Linie, welche vielleicht eine haubenförmige Kopfbedeckung andeuten soll. Diese Kennzeichnung wiederholt sich über fast alle folgenden Darstellungen. Zwischen diesen beiden Personen, den Eltern Christi, steht eine unbekleidete Figur, der Jesusknabe. 6. Hl. Drei Könige. Drei Kronen übereinander, eine häufige Darstellung dieses Tages. 17. St. Antonius. Bild zweier Glocken an einem T-förmigen Gerüst, dem ägyptischen



Antonikreuz. St. Antonius gilt als Schutzpatron der Haustiere, besonders der Schweine, welche zum Schutze gegen böse Einflüsse Glocken am Halse tragen.  
 20. St. Sebastian, eine männliche Figur, mit Pfeilen gespickt. Er wurde als Märtyrer unter Diokletian mit Pfeilen erschossen und gilt als Pestschutzherr.  
 22. St. Vincentius, männliche Figur mit zwei eigentümlichen, oben umgeknickten Stäben über der Schulter, die in dreieckige Spitzen endigen. Der Heilige Vincenz wurde unter Diokletian auf einem mit Schneiden und Spitzen versehenen glühenden Bett gemartert. Vermutlich stellen die beschriebenen Geräte unseres Kalenders solche Marterwerkzeuge dar. Eine ähnliche Darstellung findet sich in einer Miniatur des 13. Jahrhunderts mit Schilderung eines Gottesurteils an der Kaiserin Kunigunde (bei Henne am Rhyn, Kulturgesch. des deutschen Volkes, 2. Aufl. 1, 184), wo die Kaiserin über einen glühenden Rost schreitet. 25. Pauli Bekehrung, Mann mit Schwert und Lanze.

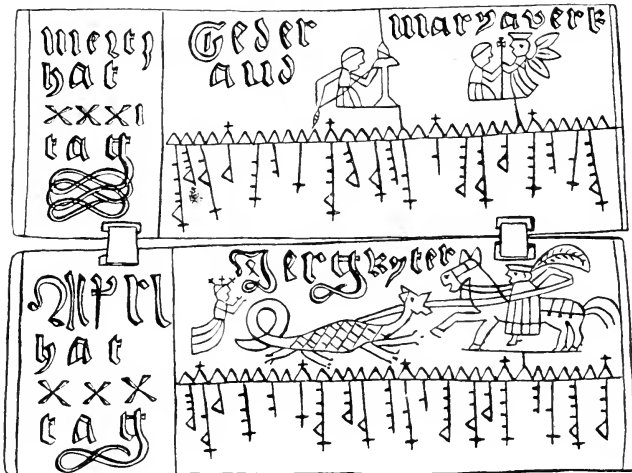


Fig. 3.

Hornung (Februar) 28 Tag: 2. Mariä Lichtmesse. Darstellung einer Frau mit brennenden Kerzen. An diesem Tage wurden die Kerzen geweiht.  
 22. Petri Stuhlfeier, männliche Figur mit Schlüssel in der Hand. Diese Feier bezieht sich auf die ausserrömische Christenheit und wird auch die von Antiochia genannt. 24. St. Matthias, der Apostel, mit einem Beil in der Hand, welches sich auf seinen Märtyrertod bezieht.

Mertz (März) 31 Tag: 17. St. Gertrud, Frau mit Rocken und Spindel. Deutet darauf hin, dass an diesem Tage die Bäuerin zu spinnen aufhörte.  
 25. Mariä Verkündigung, Frau mit Engel, der durch seine Kopfbedeckung als männlich bezeichnet wird.

April (April) 30 Tag: 24. Ritter St. Georg in sehr ausführlicher und drastischer Darstellung, links die kniende gerettete Königstochter.

May (Mai) 31 Tag: 1. St. Philippus und Jakobus, ein Kreuz in der Mitte. 3. Kreuzesfindung, Erinnerung an die legendäre Wiederauffindung des Kreuzes Christi durch die Mutter Kaiser Konstantins. Die an der Kreuzes-

darstellung unseres Kalenders befindlichen besenartigen Linien stellen vielleicht die Seile vor, mit denen das Kreuz aufgerichtet wurde. 25. St. Urbanus mit Weintraube und Weinglas. Er galt als Patron des Weinbaues. Links von ihm eine weibliche Figur vor einem Bottich, in dem sie mit einer Stange rührt. Vermutlich gehört diese Figur noch zur Darstellung des Heiligen Urban und deutet auf die Weinbereitung in der Kelter hin.

Brachmon (Juni) 30 Tag: 3. St. Erasmus. Darstellung eines Bischofsstabes und einer Winde. Nach der Legende wurde dem Märtyrer unter Diokletian das Eingeweide mit einer Winde entrisen. 15. St. Vitus, ein in einem Ölkessel gesottener Märtyrer. 24. St. Johannes der Täufer, dargestellt durch ein Lamm mit Glaubensfahne. 29. Peter und Paul mit Schlüssel und Schwert, ihren üblichen Beigaben. Das Schwert bezieht sich auf Paulus' Märtyrertod.

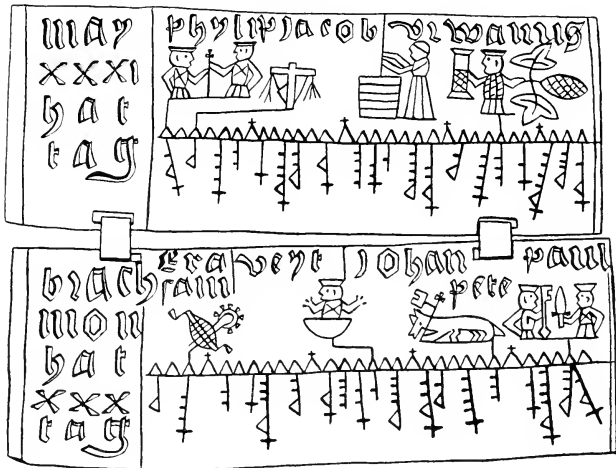


Fig. 4.

Hoymon (Juli) 31 Tag: 4. St. Ulrich, Bischof v. Augsburg, dessen Attribut der Fisch ist, weil der Heilige Patron der Quellen und Brunnen ist. Unser Kalender zeigt Bischofsmütze und Fisch. Die Legende berichtet auch von einer wunderbaren Verwandlung von Fleisch in einen Fisch, wodurch Ulrich von dem falschen Verdacht einer Übertretung des Fastengebotes gereinigt wurde. Weinhold hat in der Zeitschrift für Volkskunde 5, 416f. diesem Heiligen ein Kapitel gewidmet. 13. St. Margarete, weibliche Figur mit Krone auf dem Haupte und Kreuz in der Hand. Vor ihr eine Drachenfigur. Nach der Legende sprengte sie mit dem Kreuz in der Hand die Umschlingung eines drachenartigen Untieres. 22. St. Magdalena, symbolisiert durch ein Salbengefäß, weil sie dem Herrn die Füße salbte. 25. St. Jakobus, männliche Figur mit einem Gerät in der Hand, das dem oberen Teile eines Schwertes ähnelt und wohl auf den Märtyrertod des Apostels hindeutet, der mit dem Schwerte enthauptet worden sein soll.

Augstmon (August) 31 Tag: 1. Petri Kettenfeier, dargestellt durch eine männliche Figur mit Schlüssel in der Hand, daneben eine aufrechte Figur, deren Bedeutung nicht klar ist. Vielleicht sollte damit eine Kette oder ein Pfahl mit

umgeschlungener Kette angedeutet werden. Der Tag wird gefeiert zur Erinnerung an Petri Gefangennahme durch Herodes und seine wunderbare Rettung durch einen Engel. 7. St. Afra, von Flammen umgeben, vermutlich auf einen Märtyrertod bezüglich. 10. St. Laurentius, durch einen Rost gekennzeichnet, auf dem der Heilige gemartert wurde. 15. Mariä Himmelfahrt, weibliche Figur, von Wolken umgeben. 24. St. Bartholomäus, als männliche Figur mit einem Messer in der Hand abgebildet. Es bezieht sich auf das Martyrium des Heiligen, der zu Tode geschunden wurde. 29. Johannis Enthauptung. Weibliche Figur, Salome, mit einer Schüssel in der Hand, auf der das Haupt Johannis des Täufers liegt.

Herbstmon (September) 30 Tag: 1. St. Aegidius, Abt von St. Gilles, deutsch Gilgen (daher hier Gylg genannt), symbolisiert durch eine Hirschkuh oder Reh mit einem Pfeile in der Brust. Diese Darstellung bezieht sich wohl auf den

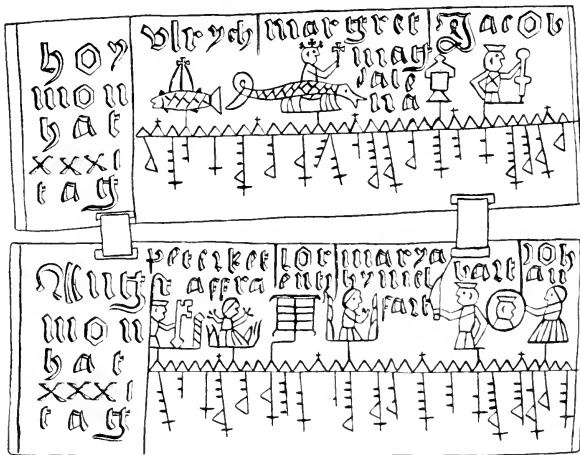


Fig. 5.

Jagdbeginn, doch könnte ihr auch die Legende mit zugrunde liegen, nach der St. Aegidius mit einem Pfeile am Halse getroffen wurde. Auf dasselbe Datum fällt auch der Namenstag der Heiligen Verena, die durch einen Kamm bezeichnet zu werden pflegt. 6. St. Magnus, männliche Figur mit einem eigentümlichen Gerät auf der Schulter, das vielleicht den an eine Pflugschar erinnernden St. Mangstab darstellt. Mit diesem Stabe wurden nach M. Höfler (Volkskalendarium, aus der Zeitschrift Volkskunst und Volkskunde, München 1903) die Äcker umgangen. 14. Kreuz-Erhöhung, ein Festtag zur Erinnerung an die Wiedergewinnung des von den Parthern 614 entführten, seinerzeit von der Mutter Kaiser Constantins aufgefundenen Kreuzes Christi. Die Darstellung unseres Kalenders zeigt das Kreuz mit zwei an Lanze und Nagel erinnernden eigentümlichen Zeichen. 21. St. Matthäus, der Evangelist, männliche Figur mit Kreuz in der Hand. 29. St. Michael, der Erzengel mit Wage in der Hand, welche seine richterliche Tätigkeit am jüngsten Tage symbolisiert.

Weynmon (Oktober) 31 Tag: 16. St. Gallus, dargestellt durch einen Bären, der nach der Legende durch das Kreuz gezähmt wurde. 28. Simon und Judas

zu beiden Seiten eines Kreuzes, das als Attribut der Apostel, aber auch anderer Heiligen allgemein ist.

Wyntermon (November) 30 Tag: 1. Allerheiligen Gedächtnis, dargestellt durch eine Kapelle. 2. Allerseelen-Fest, durch ein mit zwei Fahnen gezieres Haus oder eine Kapelle (?) gekennzeichnet. 6. St. Leonhard, Mann mit Bischofsmütze und -Stab, der Schutzpatron des Viehs, als solcher hier aber nicht gekennzeichnet. 11. St. Martinus, in derselben Art wie Leonhard als Bischof dargestellt. Er war Bischof von Tours. 25. St. Katharina, angedeutet durch ein gezacktes Rad. Diese Märtyrerin sollte gerädert werden, wurde aber enthauptet, weil das Rad in der Hand des Henkers zerbrach. Zu ihrem Gedächtnis durfte an diesem Tage kein Rad gehen. 30. St. Andreas, männliche Figur, darüber ein liegendes sogenanntes Andreaskreuz. An einem so geformten Kreuze wurde der Apostel im Jahre 69 zu Patras hingerichtet.

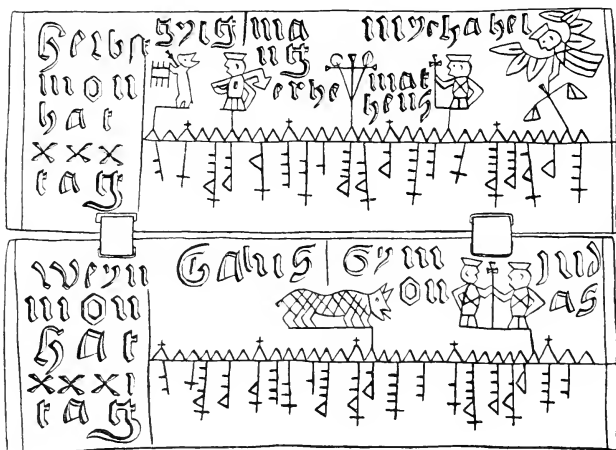


Fig. 6.

Krystmon (Dezember) 31 Tag: 4. St. Barbara, Frauenfigur mit Becher in der Hand, auf der sich oben eine Hostie befindet. Sie ist in Bayern Patronin gegen unbussfertigen Tod, und hierauf beziehen sich offenbar die Attribute unseres Kalenders. 6. St. Nikolaus, Bischofsfigur mit einer eigentümlichen viereckigen Darstellung in der linken Hand. Er wird gewöhnlich mit drei goldenen Kugeln auf einem Buche abgebildet. Im Hinblick auf die bekannte kindererfreuende Eigenart dieses Heiligenfestes kann man vielleicht annehmen, dass in der Volksanschauung das sogenannte Buch einen Kuchen und die goldenen Kugeln vergoldete Äpfel oder Nüsse bezeichnen sollen. 13. St. Lucia, Frauenfigur mit einer schwer zu erklärenden, an eine Sanduhr erinnernden rechteckigen Figur in der ausgestreckten Hand. Die Kalenderfiguren zu diesem Tage sind sehr mannigfaltig, Schnippel gibt a. a. O. an: zwei Augen, Stecheisen, Scheere, Zange, Fackel, Kerze, Ochsenklaue, Triquetrum, Sonne, Rad, Scheibe. Die Legende dieser Heiligen gibt keinen genügenden Anhalt zur Bestimmung unserer Zeichnung, und so muss ihre Bedeutung vorläufig dahingestellt bleiben. 21. St. Thomas, Mannesfigur mit Lanze befindet

sich seitlich eine eigentümliche, nicht mit Sicherheit zu bestimmende kleine Darstellung. Als Patron der Baumeister wird der heilige Thomas oft mit einem Richtscheit abgebildet und wegen seines Unglaubens Christus gegenüber mit einer ausgestreckten Hand oder nur zwei Fingern der Hand. Möglich, dass letztere Kennzeichnung hier versucht worden ist. 25. Christi Geburt, dargestellt durch das liegende Christkind mit erhobenen Händen, eine weibliche Figur daneben mit lebhafter Handbewegung und einen Eselskopf zur Andeutung des Stalles. 26. St. Stephanus, Mann mit Palme, dem häufigen Attribut der Märtyrer. 27. Johannes der Evangelist, gekennzeichnet durch einen Kelch mit einer Schlange. 28. Unschuldige Kindlein, dargestellt durch eine kleine Figur mit einer Rute über der Schulter. Der Tag wird zur Erinnerung an den bethlehemitischen Kindermord gefeiert.

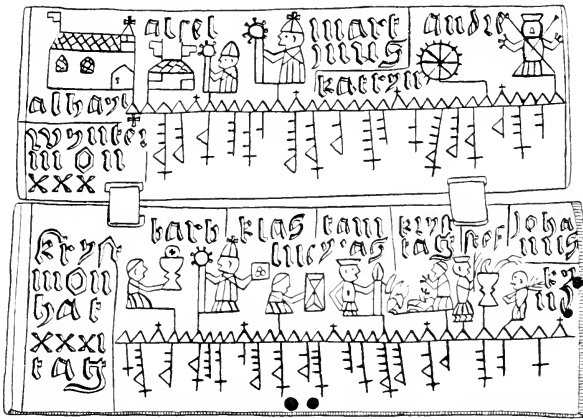


Fig. 7.

Betrachten wir nun unseren Holzkalender rücksichtlich der Art seiner Bearbeitung, so bemerkt man eine gewisse Flüchtigkeit bei der Verfertigung der einzelnen Tafeln. Sie sind an den Kanten nicht sehr sorgfältig behandelt und zeigen besonders an den äusseren Rändern vielfach recht krumme Linien, ein Zeichen, dass sie nicht mit dem Hobel an den Kanten geschlichtet sind. Die Flächen selbst sind glatt und eben und machen den Eindruck, als ob sie vielleicht mit leichtflüssigem Öl oder Firnis getränkt wären. Die Ausführung der Kerbzeichnungen ist wohl im allgemeinen mit dem Schnitzmesser erfolgt, aber vielfach ist, besonders bei den Schriftzeichen und den Guldenzahlen, die Verwendung eines oder mehrerer Meissel anzunehmen. Die Vertiefungen sind meistens mit roter Wasser- oder Leimfarbe und schwarzer Tinte gefärbt. Eine Regel für die Anwendung der roten oder der schwarzen Farbe ist nicht erkennbar. Die Farben sind ganz willkürlich lediglich zur Hervorhebung der Kerblinien benutzt. Bei einigen gedrängten Darstellungen, wie auf

den Tafeln Augstmon und Krystmon, hat man den Unterschied der Farben benutzt, um die einzelnen figuralen Bilder nebst ihren Überschriften voneinander zu sondern, aber keineswegs in folgerichtiger Weise. Von einer Hervorhebung einzelner Tage als Festtage oder auch, wie in manchen andern alten Kalendern, als Unglückstage kann hier keine Rede sein. Die Tafel des Herbstmonats zeigt als einzige eine gewisse Unfertigkeit, indem ein Teil der Zeichnungen, besonders die Tagesdreiecke und Guldenzahlen, überhaupt nicht gefärbt sind. Eine vielleicht erst später vorgenommene Berichtigung der Guldenzahl beim 2. März ist durch Wegschneiden des zuviel gekerbten Zehnzeichens ausgeführt. Im übrigen ist die Reihenfolge der Guldenzahlen durch den ganzen Kalender hindurch fehlerlos.

Schliesslich wären noch einige Worte über das vermutliche Alter unseres Kalenders zu sagen. Dass er nicht aus älterer Zeit als 1690 sein dürfte, wegen der berichtigten Guldenzahlen, ist oben bereits erwähnt worden. Andere Anhaltspunkte für eine genauere Altersbestimmung sind schwer zu gewinnen. Zunächst wäre zu erwägen, ob aus der Sprache und Form der Inschriften vielleicht Folgerungen zu ziehen sind, welche zu zeitlichen Feststellungen führen könnten. Die alten Monatsbezeichnungen Hornung, Brachmonat, Heumonat, Herbstmonat u. a. sind schon von Karl dem Grossen eingeführt und seitdem bis in die neuere Zeit angewendet worden. Eine obere zeitliche Grenze für ihren Gebrauch zu ziehen, dürfte schwierig sein und für unsere Absicht keinen Erfolg versprechen. Auch Sprache und Form der übrigen Inschriften gehen auf alte Vorbilder zurück, und es kommen anscheinend oberdeutsch-mundartliche sowie individuelle Eigentümlichkeiten des ungelehrten Verfertigers hinzu, deren genauere zeitliche Bestimmung unmöglich erscheint. Ein weiteres Mittel zu unserer Absicht könnte die Schriftform bieten, wenn ihr nicht ebenfalls der Mangel an zeitlicher Bestimmbarkeit anhaftete. Sie ist auf die gotische Minuskel oder Mönchsschrift zurückzuführen und hat sich als sogenannte Frakturschrift bis ins 18. Jahrhundert erhalten. Da sie aber als sogenannte 'Kanzlei' sich noch hier und da in Druckereien findet, könnte man ihren vereinzelt Gebrauch wohl auch noch im 19. Jahrhundert annehmen. Schliesslich wäre noch zu erörtern, ob vielleicht die Zusammenstellung der Festtage auf unserem Kalender geeignet ist, irgend einen Anhalt, sei es für die zeitliche Begrenzung, sei es für die örtliche Bestimmung zu ergeben. Bei näherer Betrachtung und Vergleichung älterer und neuerer Holz- und Druckkalender sieht man aber, dass der Verfertiger unseres Stückes sich im allgemeinen auf das allernotwendigste Inventar beschränkt hat, auf Feste, welche wohl in der ganzen katholischen Christenheit in gleicher Weise geheiligt waren und weder eine genauere zeitliche noch örtliche Bestimmung zu ermöglichen scheinen. Endlich käme, wenn auch nur in bescheidener Weise, für die Beurteilung des

Alters unseres Kalenders sein Erhaltungszustand in Betracht. Wie bereits gesagt, ist er von guter, ja so vortrefflicher Erhaltung, dass es in Anbetracht des frischen Aussehens der Holztafeln schwer ist, ihm ein höheres Alter als etwa 100 Jahre zuzubilligen. Einer Ansetzung unseres Bauernkalenders auf das Ende des 18. oder Anfang des 19. Jahrhunderts steht meines Erachtens nichts entgegen als der Umstand, dass derartige immerwährende Holzkalender des alten Stiles aus so junger Zeit bisher nicht bekannt geworden sind.

Am Ende meiner Darlegungen über den merkwürdigen Holzkalender des Georg Reychart von Pfranten angelangt, möchte ich nicht versäumen, Herrn Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Hellmann in Berlin meinen Dank auszusprechen für die gütige Bereitwilligkeit, mit der er mich durch Nachweis wertvoller Literatur in dieser Arbeit unterstützt hat.

Berlin-Steglitz.

## Trauertrachten und Trauerbräuche auf der Insel Föhr.

Von Karl Häberlin.

(Mit 17 Abbildungen.)

Wenn wir von den kurzen Nachrichten des Saxo Grammaticus<sup>1)</sup> um 1200 über die Rüstung der Nordfriesen absehen, so stammen die ältesten Berichte über nordfriesische Trachten, speziell auch Föhr von C. Hamsfort<sup>2)</sup>, der 1579 ausdrücklich hervorhebt, mit welcher Zähigkeit die Insulaner an ihrem höchst altertümlichen (*more vetustissimarum gentium*) Anzuge festhalten. Die von Westphalen zu diesem Werk gegebenen Tafeln stellen indes (wie schon Bracht in den Mitteilungen aus dem *Museum f. deutsche Volkstrachten* Heft 6, 1900 ausspricht) keine Trachten von 1579 dar, sondern sind (die Beweise dafür aufzuzählen ist hier nicht der Platz) der Zeit der Drucklegung der *Monumenta inedita*, also 1739 entnommen. H. v. Ranzau<sup>3)</sup> gibt 1597 eine Reihe sehr guter Trachtenbilder, auch von Föhr, Sylt usw., ohne im Text dazu viel Worte zu verlieren. Die übrigen Quellen werde ich nach Bedarf zitieren. An Kostümbildern kommen in Betracht die von Ranzau (1597), von Westphalen zu Hamsfort (1739),

1) *Historia Danica* lib. XIV., ed. Stephani p. 260.

2) *De rebus Holsatorum gestis, anno 1579*, bei Westphalen, *Monumenta inedita* 1. 1657 (1739).

3) *Cimbricae Chersonesi descriptio* a. 1597, bei Westphalen, *Mon. inedita* 1. 1 (1739); dieselben bei Braum u. Hogenberg, *Städtebuch* (1572—1618) 5, 37.

von E. Pontoppidan<sup>1)</sup> (1769), Fabris Lesebuch mit Bildern von Capioux (1783), das Rietersche Trachtenwerk<sup>2)</sup> (um 1800) von unerreichem künstlerischem und kulturgeschichtlichem Wert.

Eine kurze Angabe in dem höchst merkwürdigen, in Osterlandföhrer Mundart verfassten Gedicht 'A Bai a Redder'<sup>3)</sup>, das nach Bremer aus dem 15. Jahrhundert stammt und auf Föhr entstanden sein soll, besagt, dass bei der Leiche Wachslichte<sup>4)</sup> brannten.

Die älteste bildliche Urkunde ist die in Hamsfort-Westphalen a. 1739, Tab. 21, Fig. 9: *Foemina Föhrensis funeris exsequias prosequens*; siehe unten Fig. 1. Das kleine cerevisartige Mütchen derselben gibt Pontoppidan ebenfalls; eine von mir aufgefundene Handschrift<sup>5)</sup> von 1754 beschreibt es:

Was sie an den Feiertagen  
pflegen auf dem Haupt zu tragen,  
ist zuerst ein runder Kranz,  
daran fest genähet sitzen  
Pfennige mit gelben Litzen,  
und zwar rund umhero ganz.

Das merkwürdige dreihörnige Gestell beschreibt sie ebenfalls:

Nun muss ich ein Ding beschreiben,	auf dem oberwähnten Kranz.
denke aber, es mag bleiben,	Daran sieht man drei Hörner-Spitzen
weil es fast unmöglich scheint.	oberst aneinander sitzen,
Doch wohlhan, ich will es wagen,	hinten hats gar einen Schwanz.
wenigstens doch nur zu sagen,	Hinten hats zwei silberne Flittern,
was denn dadurch wird gemeint.	die stets klingen, beben, zittern,
Auch an Sonn- und Feiertagen	wenn sich nur das Haupt bewegt.
pflegt man dieses Ding zu tragen	

Eine andere Handschrift (Beschreibung der Insel Föhr eines Anonymus um 1750) sagt unter anderem: „Wenn sie zur Nachtmahl gehn, sind Hatten auf dem Kopf“. Dazu die erklärende Anmerkung: „Hatten sind blaue Hauben auf dem Haupt, da drei Spitzen aufgehen und hinten daran mit vergoldetem Metall behangen (fleddern Knoppen genannt)“. Schon im Manningabuch heissen die Kopf-Hauben oder -Tücher der Frauen

1) Danske Atlas, Tom. V. (Kopenhagen 1769).

2) Danske Nationale Klädebrugter (Kopenhagen o. J., in offiziellen dänischen Quellen zuerst 1809 erwähnt).

3) Von O. Bremer abgedruckt in: *Stacken üb Rimen* (Halle 1888); besprochen von demselben im *Niederdeutschen Jahrbuch* 13, 26 (1887).

4) Nach dem Testament von Otto Pogwisch (1327) sollen sechs Wachslichte beim Begräbnis brennen (Lackmann, *De variis exsequiarum ritibus*, Kiel 1748). Westphalen, *Mon. inedita*, Praefatio zu 1, 65 gibt verschiedenes zu diesem Brauch. [Sartori, *Zs. f. Volkskunde* 17, 361.]

5) Th. Quelensen, *Merkwürdige Nachrichten von der Insel Föhr 1754*. Q. war auf der Insel aufgewachsen und schildert sehr gut. Ob Neocorus „Peel = schmale Kopfbinde aus vergoldetem Leder mit vergoldeten Pfennigen besetzt“ damit zusammen zu bringen ist



Hatten<sup>1)</sup>. Im Gedächtnis der heutigen Führergeneration lebt diese Kopfverzierung durch Überlieferung fort, und es wird ihr übereinstimmend der Name 'hatj en hörnbian' beigelegt. Auf einem Stiche 'Frauenzimmeranzug zur Kommunion in Wilster in Holstein' gewahren wir neben städtischer Kleidung auf dem Hinterkopf ein höchst merkwürdiges fächer- oder pfauenradartiges Gestell, das den Scheitel frei lässt und ihn um mehr als Kopfeslänge überragt.

Der grosse gefaltete Umhang um Kopf und Schultern ist der Vorfahr der noch vor kurzem hier getragenen 'Suregkap' und ein später Nachkomme der aus dem spanisch-arabischen Kleiderschrank<sup>2)</sup> stammenden, von Holland aus über Deutschland verbreiteten 'Hoike'. Das unter dem Umhang (der sicher schwarz war) hervorsehende gefaltete Kleidungsstück

1) Hottenroth (Trachten der Völker alter und neuer Zeit S. 127) zählt für das 15. Jahrhundert in den Niederlanden unter den zahlreichen Kopfputzen auf: die hohe burgundische Haube (Hennin) hatte oft zwei gewaltige Flügel aus Leinen über Draht gezogen, ähnlich zwei kurzen Hennins, welche hörnerartig vom Kopf abstanden. Geiler von Kaisersberg sagt 1498 über die Hauben der Strassburgerinnen: „aufgespriesst neben mit zwei Ecken oder Spitzen gleich einem Ochsenkopf mit den Hörnern.“ Der Ranzausche Vestitus muliebris in Foere (Westphalen, Tab. VIII, 36) zeigt eine eigentümliche Kopf- und Schulterbedeckung. Diesbe Figur ist auch in der Kieler Handschrift S. H. 181, G. 4<sup>n</sup> und in dem Kopenhagener Ms. Thott 1438, 4<sup>o</sup> ganz gleich, nur der Quast an der Spitze der Westph. Kugel ist hier eine Kugel (Glocke?). Diese Kapkugel kehrt bei der Ranzauschen Frau aus Hatstedt (Fig. 22) fast genau so wieder, indes auch bei der Dithmarscher Frau (Nr. 10, 11 und 13) ist sie zu erkennen. Neocorus nennt dies Dithmarsche Kopf- und Schulterstück Kugel oder Kapkugel. Denken wir uns diese um 1600 getragene Führer Kugel, die schon durch steife Einlage hoch über den Kopf aufstieg, durch weitere Einlagen nach den Seiten (ähnlich ist z. B. Ranzaus Frau von Schleswig Nr. 14 mit einem zweifachen Bügel, wie stumpfe Hörner) noch weiter erhöht und in die Breite entfaltet, so haben wir ein Gebände, das von Westphalen-Hamsforts Nr. 11 foemina stuprata etc. wenig abweicht, nur der Schulterkragen ist kürzer; vgl. auch die Frauen mit Hatte bei Manninga V, VI und den Friesen mit Kapkugel bei Ubbo Emmius 1588.

2) Vom arab. häik; vgl. z. B. Justi, Hessisches Trachtenbuch 1905, S. 40. Den Namen Hoike kennt Neocorus in den Dithmarschen, und in den Klagen der Eiderfriesen gegen die Dithmarscher 1479—1480 wird mehrfach ein 'Hoken' erwähnt (Michelsen, Nordfriesland im Mittelalter 1828). Nach Westphalen (Praefatio 1, 22) hingen an den Baretten mitunter Mäntelchen, die 'Regen-Mantel'. Durch die Güte von Herrn Dr. Brunner werde ich auf das Kostümbild einer Frau aus Schonen in Trauer (Nordiska Museet, Fataburen 1908, Heft 1) aufmerksam gemacht, die einen ganz ähnlichen Umhang hat. In einem Brockmer-Brief (Mitte des 13. Jahrhunderts) wird ebenfalls 'hocka' (Mantel) erwähnt. Ubbo Emmius (Historia rerum fris. 1616, S. 34) gibt ein Schema nobilis matronae mariti funus prosequenti, deren Kopf- und Schulterumhang länger und nicht gefaltet ist; aus dem 16. Jahrhundert gibt es eine grosse Anzahl von Trachtenwerken, die eine Verbreitung der Hoike über ganz Europa dartun (Weigel, Nürnberg 1577, usw.). — In Hessen ist das 'Trauermäntelchen' bei Marburg und Biedenkopf noch im Gebrauch (Hottenroth, Deutsche Volkstrachten 5, 36). Schütze, Holsteinisches Idiotikon 2, 133 (1801) sagt über Heuke: Man sieht von ihr in Hamburg noch Spuren an der 'Sorgefrau' (Leichenbitterin). Infolge ihrer äusserst vielseitigen Verwendbarkeit wurde die Hoike eigentlich erst durch den Regenschirm verdrängt. — Vgl. 'Die Vierlande' von Maler Haase (Hamburg 1905), der über 'Regen-Kleed' als Regenschutz und Trauergewand spricht. Vgl. auch unten S. 266, Anm. 2. Ob der Name 'sureg-kap' schon auf die Hoike von Westfalen anzuwenden ist? (Kap von lat. cappa).

ist der 'Kärtel', und zwar war er bei Trauer blau<sup>1)</sup>. Pontoppidan, Danske Atlas 5, 728 sagt: „Wenn sie Trauer haben, und der Leiche folgen, oder gehen zu Gottes Tisch, sind sie blau und weiss gekleidet.“ Die anonyme Handschrift von 1750: „Eins aber hätt ich bald vergessen anzuführen, dass sie in Traur und Freud auf gleicher Weis sich zieren. Man trägt sonst schwarze Baj, in den betrubten Fällen sie aber blau gekleidet im Trauerreich sich stellen“. Unter dem blauen Kortel sieht ein weisses Hemd (smok) hervor; Quedensen sagt: (an Festtagen) „unter diesem blauen Kleide tragen obbemeldte Beide ein subtil geflochtnes Hemd, welches



Fig. 1. Trauertracht zu Anfang des 18. Jahrhunderts.



Fig. 2. Trauertracht um 1800.

in sehr grosser Breite, und in nicht geringer Weite unten vors Gesichte kömmt“. — Die Strümpfe sind grün, die Knöchelbinden rot mit gelbem Saum, die Socken weiss, die Schuhe wohl schwarz (vgl. das kolorierte Bild bei Rieter: 'Braut von Föhr'). Die Hs. von 1750 berichtet: „Scharlacken haben sie ein Quartier über die Füsse gewickelt, und unten an gelbe und schwarze Bände.“ Die 'Beschreibung des schleswig-holsteinischen Staates' 1707, von einem Gottorper Hofbeamten: „Strümpfe haben sie an den Beinen dreierlei: rot, grün, weiss, welche man alle drei zugleich

1) Nach Jostes (Westfälisches Trachtenbuch 1904 S. 147) wurde bei der Goldkappe als Zeichen der Trauer blaues Mundband getragen. [Weinhold, Zs. f. Volkskunde 11, 83.]

sieht; die Füße sind dagegen mit netten Schuhen wohl versehen.“ — Pontoppidan 1769 Tab. II bildet eine Anzahl Föhrer Frauen ab, aber keine in Trauertracht; er hat in seiner Fig. 3 auf Tab. II (en besovet Pige paa Föhr) eine wenig geschmackvolle Kombination der oben beschriebenen Frau in Trauer und der Hamsfortschen 'stuprata foemina Förens' zustande gebracht<sup>1)</sup>.

Um die Wende des 19. Jahrhunderts wurde diese alte Nationaltracht durch fremde<sup>2)</sup>, wohl holländische Einflüsse verdrängt, wie Fig. 2 aus Rieter (um 1800) zeigt. Städtische Moden machen sich geltend: schwarze, lange Schürze, darunter, wie aus andern Rieterschen Bildern, z. B.



Fig. 3. Leichenbegängnis in Deezbüll, Gemälde von Carl L. Jessen (1875).

„Sonntagstracht auf Föhr“, hervorgeht, dunkelblauer, langer Rock mit hellblauem Saum, also ganz wie wir es sofort für unsere Zeit zu beschreiben haben werden. Abweichend von heute sind bei Rieter nur die niedrigen Schuhe mit silbernen Schnallen, die weisse Binde um den Kopf und der Brustteil des Rockes, der über der Brust offen list und in dem Ausschnitt schwarzen Latz zeigt; siehe Fig. 2. — Über die weisse Binde

1) Hottenroth (Deutsche Volkstrachten, Nordwestdeutschland 1900 S. 193) macht daraus gar ein 'öffentliches Mädchen auf Föhr'!

2) Die Namen der alten Föhrer Trachtenstücke scheinen, wie ich mir von Fachleuten erklären liess, zum Teil dem Altnordischen zu entstammen. 'Smokkr' altskand. = Hemd, 'bolr' altnord. = Rumpf; 'Kyrfill' = Rock (in der Edda von der Braut des Bauern: geita kyrfla = im Gaisfeldkleid). Auf Föhr, Sylt usw. Smak oder Smok = Hemd, bol-fanger = Radmantel, Kortel = Rock usw. Vgl. Häberlin, Beiträge zur Heimatkunde der Insel Föhr, Wyk 1908, S. 17 ff. — Pauls Grundriss der german. Philologie 2, 3. 444.

um den Kopf finde ich nirgends Angaben; am ehesten passt die Beschreibung, die L. Lorenzen<sup>1)</sup> von dem Kopfputz der verheirateten Frauen auf Nordmarsch 1749 gibt. Es dürfte sich auch bei Rieter, dessen Unterschrift (En Kone i Sorg, eine Frau in Trauer), die Verheiratete anzeigt, um das Abzeichen der Verheirateten, die Haube, handeln.

Wir gelangen nun zu der noch bestehenden oder erst ganz kürzlich vergangenen Mode; ich schicke voraus, dass die 'sureg-kap', wie sie Rieter gibt, nur im Zentrum der Insel, hauptsächlich Niblum, Alkersum, Midlum, Övenum getragen wurde; der sonst weit konservativere Westen kannte sie nicht. Die Mode der 'Suregkap' hat also wohl durch hallig-holländische Vermittler über Niblum ihren Einzug gehalten. Bei den benachbarten Festlandsfriesen um Deezbüll war statt der 'Sureg-Kap' das Regenkleid

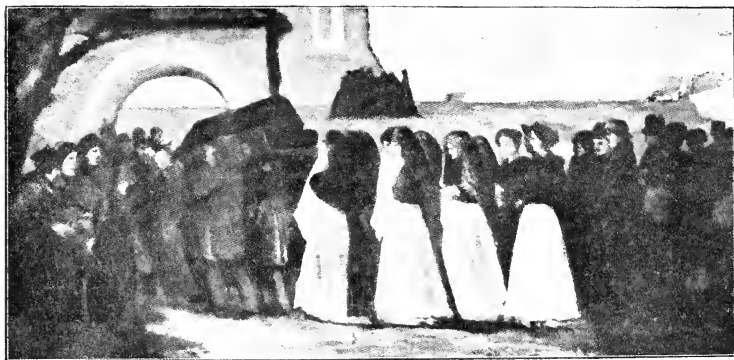


Fig. 4. Begräbnis in Niblum auf Föhr. Gemälde von Christian Karl Magnussen (1874).

als Trauertracht üblich<sup>2)</sup>, wie das in Fig. 3 wiedergegebene Bild des Malers Jessen-Deezbüll erkennen lässt. Einen Leichenzug in Niblum zeigt das Bild von K. Chr. Magnussen in Fig. 4.

Die Männer auf Föhr haben schon seit langem keine von der städtischen abweichende Tracht mehr. Früher trugen sie bei Beerdigungen hohen Seidenhut; am Grabe standen sie baarhaupt (bluat-hoded). Da es ohne Kenntnis der eigentümlichen Nationaltracht der Föhringerinnen nicht möglich ist, ihre Trauernuancen zu verstehen, so gebe ich eine kurze Beschreibung der gegenwärtigen Frauentracht<sup>3)</sup>. Zuerst werden über den

1) In Camerers Histor. politischen Nachrichten 2 (Leipzig 1762; vgl. auch Jostes, Westfälisches Trachtenbuch 1904).

2) Nach Hottenroth ist die Hoike in Schwaben und Bayern durch 'Regentücher' vertreten (Deutsche Volkstr. 5, 831); vgl. oben S. 263<sup>2)</sup>.

3) Dieselbe ist für Föhr, Amrum, Hallig Langeness mit ganz geringen Abweichungen gleich.

Unterkleidern die Sonderärmel (sliaven, vgl. engl. sleeve) angezogen, die an Rücken und Brust nur an einem groben, vorn offenen Leinenleibchen befestigt sind (s. Fig. 5); die abgebildeten Ärmel sind bunter Brokat und stammen etwa von 1860; zurzeit sind sie immer schlicht schwarz, allermeist Wolle, mitunter Samt; rund um Ellbogen und Handgelenk geht eine posamentierte Borte (Ked en litz = Kette und Litze); an der Handöffnung je zwei silberne Filigranknöpfe (die vier Knöpfe der Abbildung entsprechen einer früheren Epoche). Über die Ärmel wird der 'Pai' angezogen (siehe Fig. 5), Rock mit Leibchen in einem Stück. Er ist für Werktags aus schwerem, eigengemachten Wollstoff<sup>1)</sup> (Webb), dunkelblau, unten mit hellblauem Saum (snur) aus Kaschmir, Sonntags ebenso; Festtags blaues Tuch mit seidener 'snur' (sialn-suuret Pai).

Um den Hals wird ein Tuch<sup>2)</sup> getragen, Alltags und Sonntags auf der Brust gekreuzt und im Rücken geknotet (s. Fig. 7); Festtags (d. h. auch bei Hochzeiten, Beerdigungen usw.) rund um den Hals gelegt und mit Nadeln festgesteckt. Durch dieses Arrangement wurde es möglich, den festtäglichen Silberschmuck auf der Brust sichtbar zu machen<sup>3)</sup> (siehe Fig. 8), und den vielfach



Fig. 5. Pai und Sliaven.

1) Früher stand ungefähr in jedem dritten Haus ein Webstuhl, jetzt wird immer weniger gewebt; die Schafzucht Föhrs ist von ziemlicher Bedeutung. Der Name 'Webb' für eigengemachtes Zeug findet sich schon bei Petrejus, Nordstrand 1565 (Camerer, Hist. polit. Nachrichten 2, 372) und Hamsfort 1579.

2) Hals-nös-duk.

3) Mielke gibt in den Mitteilungen aus dem Museum für d. Volkstrachten I, 7 (1897—1901), S. 324 einen Föhrer Brustschmuck, der nicht ganz korrekt ist. Einen Anklang an Scherson und Esschart des Manningabuches wie Mielke kann ich in dem jetzigen Föhrer Brustschmuck nicht erblicken: die 'vergoldeten Knöpfe oder Schellen', die die Damen dort auf den Schultern tragen, sind in ihrer Form den holländisch-föhringischen Filigranknöpfen einigermassen ähnlich. Die Föhrer Brustkette (hag-en-leenk) ist offenbar entstanden, um das ausgeschnittene Leibchen am obern Rand des Ausschnitts zusammenzuhalten. An unserer Fig. 6 kann man das Bedürfnis nach solchem Zusammenhalten wohl

wirklich schön gebauten, schneeweissen Hals zur Geltung zu bringen. Um den Kopf liegt turbanartig ein schwarzes Tuch<sup>1)</sup> mit bunter (gestickter) Kante und Franzen (s. Fig. 7 und 8). Über dem Rock eine weite, hinten wieder zusammenstossende Schürze<sup>2)</sup>, Festtags weiss (Battist, fein Leinen).

Dies vorausgeschickt, gebe ich die der Trauertracht eigentümlichen Abweichungen, und zwar zunächst die beim Leichenbegängnis selbst. Um den Kopf<sup>3)</sup> das schwarzwollene Tuch mit Franzen, jedoch ohne bunte Borte; über das Kopftuch wird von den Hauptleidtragenden (sureg-lidj), zu denen ausser den nächsten Verwandten auch die Nachbarn gehören, das 'sureg-nös-duk', auch 'Kopenhagener Tuch' genannt, in der aus Fig. 10 ersichtlichen Weise getragen.

Es ist blaubaumwollen mit weissen Quadraten, kam in den sechziger



Fig. 6. Aplot mit Nellerkrag und Aversnar, d. h. Leibchen, Latz und Überschleife.

bis siebziger Jahren auf und hat die oben erwähnte 'sureg-kap' verdrängt. Diese wurde meines Wissens zuletzt vor drei Jahren getragen; ich gebe zwei Abbildungen davon<sup>4)</sup> (Fig. 11 und 12); im hiesigen Friesenmuseum

erkennen. Die Knöpfe sassen, wie vielfach belegt, anfangs nur an der rechten Seite des Rockausschnittes, was einen wesentlichen Unterschied von den durchaus symmetrischen Teilen des Esschart ausmacht. Eine Verwandtschaft zwischen Föhner und ostfriesischen Trachten scheint mir in einem andern Stück gegeben, wie ich demnächst andern Orts dartun werde.

1) Branj-nös-duk, die gestickte Borte 'ütsaet ram'; eine Abart derselben 'florbian'. Auf Amrum das Kopftuch = häd-sküdj. — Vgl. das in ganz Thüringen verbreitete Kopftuch (heed-lappen) in der Zeitschrift für Volkskunde 18, 417.

2) Skort-luk (von skortel-duk); eine nur die Vorderbahn des Rockes deckende Arbeitsschürze wird 'jammer-lap' genannt. Linkes Handwerksburschenlexikon verzeichnet Jammerlappen für Schürze der Tischler.

3) Verheiratete Frauen tragen auf dem Haar in dem vom Kopftuch freigelassenen Teil ein kleines rotes Lätzchen. Dasselbe wird bei Trauerfeier nicht mit Flor bedeckt.

4) Auf der internationalen Kunstausstellung in München 1888 war eine Karfreitagsandacht in Paris von G. Hofer ausgestellt (siehe unsere Fig. 13): die Dame trägt grossen

sind zwei Exemplare von folgenden Massen: Länge 62 cm, Umfang oben am Hals 44, unten 182 cm; Stoff: schwarze Wolle, ungefütert, nur oben am Hals mit kräftig rotem, grobem Tuch gefüttert in vierzackiger Sternform, Länge der Zacken 24 cm, in den Einschnitten 18 cm. Dieses rote Futter ebenso wie das schwarze Tuch feingefältelt. Um den Hals ein schwarzwollenes Halstuch (festtagsmässig gebunden) mit seidenen Franzen; ein seidenes Halstuch, auf das man sonst in Festtracht besonders stolz war, würde zu sehr geprunkt haben. Auf der Brust jederseits zwei silberne Knöpfe (s. Fig. 6); zwischen diesen, quer über die Brust laufend eine schwarzsamtne Schleife<sup>1)</sup> (aver-suar) statt des festtäglichen silbernen



Fig. 7. Alltagsanzug.



Fig. 8. Festtracht auf Amrum.

'hag en leenk' (Haken und Kette); über dem Roek die battistene oder feinleinene weisse Schürze. Abweichend von Freudenfesten war sie nicht gestickt; auch trug man nicht darüber das festliche um die Taille laufende, vorn geknüpfte und herabhängende 'skort-luks-bian'<sup>2)</sup> aus weissem, gesticktem Battist. Dafür war der Schürzenbund (linlis) sehr hoch, etwa 15 cm. Auch der grosse silberne Haken, der sonst bei Festen hinten überm Schürzenverschluss getragen wurde, blieb bei Leichenfeier weg.

hoikenartigen Umhang, der auf der Mitte des Scheitels um ganze Kopflänge in die Höhe steigt und sehr stark an unsere Fig. 11 erinnert.

1) Auf der Figur trifft nur die Schleife und die zwei Knöpfe für uns zu, das ärmellose Mieder mit dem Latz gehört einer älteren Zeit an, als der hier behandelte auf Fig. 5 gegebene Pai, der auf der Brust ganz geschlossen ist.

2) = Schürzenband; die Schürze wurde hinten zugehakt, das Skortluksbian ist wohl Überbleibsel eines früheren Gürtels mit vorn herabhängenden Enden, wie solche auf Pontoppidans und Hamsfort-Westphalens Bildern mehrfach. Schon Rieter um 1800: „Sonntagstracht von Föhr“ zeigt weisse Schürze mit skort-luks-bian.

Die weisse Schürze kommt nur den 'sureg-lidj' zu: das übrige Trauergeleit trägt schwarze Schürze. Übrigens kommt an verschiedenen Orten Föhrs überhaupt die schwarze (wollene) statt der weissen Trauerschürze auf. Beim Pai zeigt sich ebenfalls eine zweifache Abstufung der Trauer. Die allernächsten Verwandten (Mutter, Schwester) tragen 'sialn-snuret-Pai', die übrigen 'sureg-lidj' und das entferntere Leichengefolge den Sonntags-Pai (blaues Tuch oder eigengemachtes Wollzeug mit hellblauer Kaschmir-'snur').

In der Hand tragen die 'sureg-lidj' das weisse, gestickte 'sureg-nös-duk'), das während des ganzen Leichenbegängnisses bei stark gebeugtem



Fig. 9. Hauptleidtragende bei einer Leichenfeier, nach der Zeremonie.



Fig. 10. Hauptleidtragende, während der Trauerzeremonie.

Kopf vor den Mund gehalten wird. Auch während des Sitzens in der Kirche bleibt Kopf und Rücken stark gebeugt, so dass für die Frauen eine äusserst unbequeme, kaum zu ertragende Situation entsteht (siehe Fig. 11).

An Trauerbräuchen sei erwähnt: Ist der Tod eingetreten, so wird dies zunächst den Verwandten und Nachbarn durch 'en änjn bööl' (einen eigenen Boten) mitgeteilt. Dann wird es bei sämtlichen Dorfbewohnern und den Bekannten der Nachbardörfer angesagt durch 'lik-baddern' (Leichenbitterinnen); dies sind junge Mädchen, schwarz gekleidet, gewöhnlich vier

1) Diese Benennung ist für das 'Kopenhagener Tuch' auf dem Kopf und für das eben genannte Paradedaschentuch dieselbe. Letzteres ist aus Nesseltuch.



bis sechs an Zahl. Im eigenen Dorf wurde zweimal angesagt; das erste Mal: „Ik skall grüte von N., det M. duad wiar“. Am Nachmittag vor der Beerdigung kamen sie wieder und riefen, nachdem sie die Haustür weit aufgemacht: „Maren (Morgen) tu lik kemm bi N.“ Die Tür wurde von den likbaddern aufgelassen, damit die Hausbewohner, wenn sie dieselbe zumachten, noch wieder an die Beerdigung erinnert würden. In den Nachbardörfern wurden beide Ansagen auf einmal abgemacht: „Ik skall grüte von N., dat M. duad wiar, of jam so guet wes wull en kâm sündaj to lik. Hualew tin as a reed bi de döör“<sup>1)</sup> Die Kondolenzformel lautet: „Et sureg as mi lias“<sup>2)</sup>. Wenn die likbaddern vor eine ver-



Fig. 11. Hauptleidtragende mit der jetzt nicht mehr gebräuchlichen Sureg-kap.



Fig. 12. Dieselbe von der Seite.

schlossene Tür kommen, machen sie mit Kreide ein weisses Kreuz an derselben, zum Zeichen, dass sie dagewesen.

Das Waschen und Ankleiden<sup>3)</sup> der Leiche wurde noch vor 20 Jahren nicht von einer Leichenfrau, sondern von Nachbarinnen vorgenommen; bei Unverheirateten von den Ledigen usw. (Rasieren wurde von einem Nachbarn besorgt); der Tote wurde auf einen Stuhl gesetzt, sehr gründlich gereinigt, Füsse gewaschen, Nägel geschnitten; dass diese Prozedur zurzeit weniger sorgfältig geschieht, gilt als Entartung. Nach dem Waschen mit

1) = Ich soll grüssen von N., dass M. tot wäre, ob Sie so gut sein wollen und kommen Sonntag zur Leiche. Halbzehn Uhr ist die Rede bei der Tür.

2) Eure Trauer tut mir leid. — Nach Schütze, Holstein. Idiotikon 2, 18 (1802) war dies auch in Husum der Beileidsausdruck der Bauern.

3) birewin.

Hemd und Unterkleidern angetan, ins Bett gelegt; das Sterbehemd wurde vielfach schon in der Ausstener mitgebracht oder von der Braut dem Bräutigam geschenkt. Sobald wie möglich wurde dann der Sarg (duadman's kast) beschafft. Das Unterteil war stets vorrätig und für alle Ansprüche gleich; nur der Deckel wechselte in Preis und Ausstattung. Ehe die Leiche in den Sarg gelegt wurde, bekleidete man sie mit dem Sonntagsanzug; Frauen bestimmten dabei häufig, in ihrer alten, nun aus der Mode gekommenen Tracht begraben zu werden; z. B. lehnte Frau K. S. die 'Tücher mit Franzen'), die 1840 aufkamen, ab.

Westphalen gibt Tab. XIX, Fig. 4 zu Hamsfort eine 'foemina recens nupta Foehrens, quae celebratis nuptiis templum frequentans, ornatum consutum varii coloris in vertice gestat, qui ad obitum usque asservatur et ipsi sepeliendae adjungitur in sarcophago', die Bracht in den Mitteilungen der k. Samml. f. deutsche Volkskunde II, 6, 246 (1900) nachgebildet hat. Der 'ornatus consutus varii coloris' erinnert an eine Beschreibung, die Quedensens (Merkwürdige Nachrichten von Föhr, Hs. von 1754) 15 Jahre später gab: „Frauen tragen auf den Köpfen ein rund Läppchen, schwarz am Rand, vorne halb bunt ausgenähet, rot am Theil, der rückwärts gehet, hieran wird ein Weib erkannt“. Zwei Bilder von Rieter geben dieses 'Läppchen' sehr deutlich: die 'Frau zur Kommunion auf Föhr' und die 'junge Frau auf Föhr'. Ich habe nicht den geringsten Zweifel, dass Quedensens 1754 dasselbe beschreibt, was Rieter zu Ende des 18. Jahrhunderts abbildet. Andererseits mutet Quedensens Text fast wie eine Übersetzung von Westphalens Bemerkung an. Westphalen nimmt in seiner Praefatio S. 22, Anm. z ausdrücklich auf sein Bild der 'foemina recens' etc. zu Hamsfort Bezug mit einem Zitat aus Rhodenus (Cimbrisch holstein. Antiquitäten Remarques, Hamburg 1720, S. 184), dem folgend er diese Mütze als 'tutulus' bezeichnet. Rhode gibt an, dass er solche Mützen von Kupfer häufig in prähistorischen Gräbern gefunden habe. Nun sind diese 'tutuli' von Sophus Müller (Nordische Altertumskunde 1896 1, 266) als Gürtelschnallen erwiesen (Fund von Borum Eshöi etc.); da diese Schnallen aber bis 20 cm Durchmesser und eine weit vorragende Spitze haben, konnten sie zu Rhodes Zeit wohl als 'Hütchen' missdeutet werden. Hottenroth (Deutsche Volkstrachten 5, 179) scheint sie ebenfalls dafür zu halten. Vgl. auch Häberlin, Beiträge zur Heimatkunde von Föhr 1908, S. 11. Bracht hält gerade diese Figur für älter als die übrigen Hamsfort-Westphalenschen und möchte sie auf Hamsfort selbst (1579) zurückführen. Eine ähnliche Zipfelmütze zeigt Westphalens Nr. 41 'Virgo in Silt' zu Ranzau. Da diese Figur aber (nach gütiger Nachricht aus den Bibliotheken

1) Diese waren zuerst nur einfache, eingeknüpft Wollfäden, später seidene, quastenartige Franzen, die mittels netzartigen Zwischenstücks am Tuch befestigt waren. Im Friesenmuseum von Föhr ist die Entwicklungsreihe der Tücher gut veranschaulicht.

in Kiel und Kopenhagen) in den dortigen Handschriften von Rauzaus Cimbrica Chersonesus fehlt, ist es wohl möglich, ja wahrscheinlich, dass sie eine Westphalensche Konstruktion ist. Die Haube der 'foemina recens nupta Foehrensis' halte ich für eine aus den 'kupfernen tutuli' des Rhodenus und einer Beschreibung der 'bunt ausgenähten' Föhrer Haube komponiertes Phantasiegebilde; denn die Haube der Figur macht durchaus den Eindruck eines Metallkegels. Die Bemerkung Westphalens, dass die Mütze mit ins Grab genommen wurde, war bei seiner Anlehnung an Rhode zu erwarten. Spitze, steife Stoffmützen zeigen übrigens mehrere Stiche von Rieter, z. B. 'Kirchenanzug einer Frau von Tarnbye auf Amack' und 'Frau [von Amack in Winterkleidung'. Dass Frauen im Brautanzug begraben werden, kommt auch sonst vor: vgl. u. a. Ploss, Das Weib 1902 2. 725.



Fig. 13. Karfreitagsandacht in Paris, Gemälde von Gottfried Hofer (1888).

Die Leiche wurde dann bald, jedenfalls aber vor Anbruch der Nacht<sup>1)</sup> in den Sarg gelegt. Zu diesem Geschäft (kast-leian) kamen ebenfalls die Nachbarn: im Sarg lag die Leiche auf Hobelspänen, jetzt ist der Sarg innen mit weissem Leinen ausgefütert. Der Sarg mit dem Toten wurde dann auf einer mit weissem Tuch bedeckten Lage Stroh<sup>2)</sup> auf einer Kiste.

1) Diese Eile war in den beschränkten Raumverhältnissen begründet, da das Bett benutzt werden musste.

1) Chr. Johansen (Die nordfriesische Sprache, Kiel 1862, S. 117) sagt: „Der birevalte Tote lag in früheren Zeiten bis zur kast-leiangh (Einsargung) auf einem Strohlager. Daher bedeutet die Redensart 'üb stre' das letzte Lager. Nach der Kastleiangh wurde das Stroh in 'Skuf' (Likskuf) gebunden. (Skuf = Bund; ags. seeaf). Dies wurde am Begräbnistage auf dem Wagen zu beiden Seiten des Sarges eingestopft, unterwegs in aller Stille in Graben geworfen. (Sylt.)“ — Camerer, Histor. polit. Nachrichten 2, 665 (1762) erwähnt in der Nachricht von der Insel Sylt: „Das Vorbrennen vor dem Tode eines Menschen, rührt gewiss, wie ich aus der Erfahrung erachten kann, daher, dass man vor noch 50 Jahren, sobald die Leiche, vom Hause ab, nach der Kirche getragen wurde, das Stroh, worauf der Gestorbene zuerst geleeget war, liegen liess bis zur Abführung der

meist Schiffskiste, aufgestellt; zur Zeit in der Mitte der guten Stube (Pesel), deren Möbel, Spiegel und Bilder weiss verhängt werden. Früher angeblich immer an der 'langen Wand' (lung woch) der Wohnstube (Dörnsk); nach Annahme der Föhringer selbst war die 'lange Wand' eigens zu diesem Zweck so konstruiert; es sei sonst kein Grund, weshalb die Tür der Dörnsk nicht in der Mitte der Wand angebracht sei.

Über die Urform des Föhrer (inselfriesischen) Hauses ist irgend etwas Sicheres bisher nicht erforscht. (Lauridsen, *Historisk Tidskrift* 6, 41, Kopenhagen; R. Mejborg, *Schleswiger Bauernhaus* 1896; Reimer Hansen, *Globus* 69, 201. 1896). Die älteste konstatierbare Form ist schon ziemlich kompliziert: eine durchgehende Querdiele (Mathalem = Mitteldiele), rechts davon Stall und Tenne, links die Dörnsk und Küche (Kөгem, dat. plur.); hinter der Dörnsk ein schmales Gelass (letj rüm oder römke = kleiner Raum), hinter der Küche 'üb Kälär' (über dem Keller), in dem 'letj rüm' stand Schiffskiste<sup>1)</sup>. Haspel, Spinnrad usw. Ich gebe diese Notizen mit Vorbehalt, aber auf Aussage sehr verlässlicher, intelligenter Föhrer: die mir bekannte älteste Hausform zeigt schon hinter der Dörnsk den Pesel. Im Friesenmuseum zu Föhr befindet sich das Modell eines Hauses von 1620, das ich im Katalog des Friesenmuseums 1906 näher beschrieben habe. Die untenstehende Skizze auf S. 279 zeigt die Dörnsk mit der 'langen Wand' (s. Fig. 17).

Bei Gelegenheit des 'kast leian' wurde Kaffee und Kringel verabreicht, und häufig in Alcoholicis zu viel getan<sup>2)</sup>. Die aufgebahrte Leiche wurde mit einem mit Krone und Namen bestickten Sterbelaken<sup>3)</sup> zugedeckt. Nachts und am Tage der Beerdigung brannten Lichter, und zwar zu Häupten und Füßen der Leiche je drei kleine, schwarze Kerzen in einem mit Sand gefüllten Teller. Es wurde gewacht von Burschen und Mädchen, die oft Mutwillen trieben, z. B. die Leiche aufsetzten; zu den Nachwachenden zählten auch die 'likbaddern'; es wurde Kaffee gereicht und Lakritzen statt Zucker.

Am Beerdigungstag kamen in aller Frühe die Nachbarn, um den Sarg auf der Bahre festzubinden und auf die Diele zu tragen. Die Bahre

Leiche und sodann dasselbe aussen vor die Haustüre brachte, daselbst anzündete und verbrannte. Daher müsste nun ein solches Feuer, ein Leichfeuer, nach ihren abergläubischen Sätzen, nothwendig auch vor dem Sterben eines Menschen, sich im Gesichte sehen lassen. dieses ist doch nun gänzlich abgeschafft. Sonst waren auch andere Vorbothen einer Leichfahrt, wie sie sagen, notable, als dass der oder die des Nachts in einer solchen Leichenfahrt, auf einem Kirchwagen, unter so vielen Geistern gekommen, dass man entweder answeichen, oder so lange stille stehen müssen, bis die ganze Schaar passiret."

1) Früher, bis vor zwei Generationen, war jeder gesunde Föhrer Seemann; vgl. meinen Ansatz in der *Politisch-anthropolog. Revue* 4 (12. März 1906).

2) Vgl. Warnstedt, *Die Insel Föhr* (Schleswig 1824), der ziemlich übereinstimmend berichtet.

3) här-bläich oder boarbläich (Bahrtuch).

wurde von den Likbaddern abgeholt, d. h. nur begleitet, nicht getragen. Wenn sie dieselbe im Trauerhaus abgeliefert, wurden sie zusammen mit den 'Gräif magers' 1) mit Pudding und gekochtem Schinken bewirtet und bekamen ein paar Kringel mit nach Hause. Auf den Sarg, der früher von rohem Holz war, wurden 8 Ellen feines Linnen gedeckt (bläich), in dessen einer Ecke gestickte Blumen; über das bläich kam ein etwas kleineres schwarzes Tuch mit Franzen; dies wurde, während der Sarg vor dem Hause stand, von den Leichenbitterinnen festgebunden mit einem zwei Finger breiten, schwarzen Seidenbände, und zwar so, dass das Band rings um die Seitenwände geführt und am Fussende geknotet wurde. Ausserdem wurde es mit Stecknadeln festgesteckt, deren Köpfe alle nach Häupten der Leiche stehen mussten<sup>2)</sup>. 'Duk en bläich' wurde (ebenso wie die Brautkrone) geborgt und kostete 8 Schilling. Vor der Beerdigung, ehe der Sarg aus dem Hause getragen wurde, sassen die leidtragenden Frauen in einem, die Männer im andern Zimmer. Früher wurde die Leiche ohne Sang und Klang vom Hause nach dem Friedhof (Hoof) gebracht; bevor der Leichenwagen in Gebrauch kam (vor etwa 30 Jahren), wurden die Särge derer, die in der Gemeinde ein Amt bekleidet hatten, zum Kirchhof getragen; sonst wurde die Bahre mit dem Sarge auf das Unterbrett eines gewöhnlichen Leiterwagens gesetzt, an dem zuvor die Leitern entfernt waren. Kindersärge werden auch jetzt noch getragen, an zwei Stöcke gebunden, von vier jungen Burschen.

Die Glocke läutet bei Beerdigung in langsamem Rhythmus (was man durch kurzes, ruckweises Ziehen am Seil erzielt) vom Hause ab eine bestimmte Strecke lang. Von diesem besonderen Totenläuten sagt man: die Glocke 'suregt'. Auch der Ausdruck 'beiern' für diese Art läuten kommt vor; sonst heisst läuten 'ringe'. In Deezbüll und Umgegend sagt man umgekehrt 'ringe' für Totenläuten, 'beiern' für gewöhnliches

1) = Grabmacher; auch das Grab wurde früher von den Nachbarn gegraben. — Der jetzige offizielle Totengräber heisst 'kulen-gräver'. Diese gegenseitige Aushilfe der Nachbarn (Naojsten) ist etwas Natürliches und höchst Sympathisches. Neocorus hat bei den Dithmarschern dafür den Namen 'Drankschop' = herkömmliche Pflichtigkeit einer Anzahl von Familien, sich gegenseitig beizustehen; sonst gibt es auch den Namen 'Not-Nachbarn' dafür; s. auch Schütze, Holst. Idiotikon 1, 89, 3, 36 'Belevung'.

2) K. J. Clement (Die Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen, Kiel 1845) erzählt von Amrum: „Vor etwa 60 Jahren stand auch noch die sogenannte Kap auf dem Sarg, wenn der Küster die Leiche aus dem Hause sang, welche von Tuch, dreieckig, schwarz und vielfältig und an zwei Fuss lang war, das breite Ende den Füßen des Todten zugekehrt. Der Eine liess sich dieselbe von dem Anderen. Sie war mit zwei schwarzen Bändern, welche den Sarg umfassten, befestigt; der Sarg hatte seine natürliche Farbe ohne Anstrich; später kam ein weisses Laken mit schwarzen Bändern darauf, jetzt steht der Sarg kahl und ohne Laken da, mit melancholischer Schwärze angestrichen, ein einsam brennendes Licht ist nachgeblieben.“ — Diese 'Kap' auf dem Sarg erinnert sehr an unser 'Sureg-Kap'. Clement ist in seinen stark wehmütigen friesophilen Aufsätzen nicht ganz zuverlässig, doch dürfte obige Angabe wohl stimmen. Chr. Johansen (Die nordfries. Sprache, Kiel 1862) erzählt dasselbe.

Läuten. Mitunter kommt es vor, dass das tägliche Schulglockenläuten einen besonderen Klang zu haben scheint, den man als 'likeg' (leichig) bezeichnet; dass damit bevorstehende Todesfälle prophezeit würden, habe ich nicht sagen hören.

Einzelne Dörfer haben einen besonderen Kirchhofsweg (Hoof-wai), auch jedes Haus hat einen bestimmten, traditionellen Weg bei Beerdigungen. Das Trauergesolge geht zu zwei und zwei, die Frauen stets zuerst<sup>1)</sup>. Wenn das Leichengesolge (liks-lidj) sehr weit auseinandergezogen ging, so galt das für Vorbedeutung eines baldigen neuen Todesfalls. Wer einer Leiche begegnet, bleibt stehen, bis Sarg und nächste Leidtragende vorbei sind. Der Pastor kam dem Leichenzug eine bestimmte Strecke vor der Kirche entgegen (in Niblum den Filialdörfern z. B. bis zu einer Sark-bruch<sup>2)</sup> genannten Stelle). Früher wurde der Sarg dreimal um die Kirche getragen<sup>3)</sup>, dann während der Leichenpredigt in die Kirche gesetzt, daneben brannten Lichter. Später war das nur bei verstorbenen Pastoren und Wöchnerinnen üblich, bei letzteren gehen dann die zwei Gevatterinnen, die sonst bei ihrem 'ersten Kirchgang' mit ihr um den Altar gegangen wären, um den Sarg. Auf dem Sarge einer Wöchnerin war vom Kopf bis Fussende und quer darüber weg ein Streifen weisse Battists angebracht, so dass auf dem Sargdeckel ein weisses Kreuz entstand<sup>4)</sup>. — Früher schaufelten die 'Gräif-magers' auch gleich das Grab zu, während die 'Sureg-lidj' noch dabei standen.

Jetzt wird der Sarg ans Grab gebracht und dort kurz eingesegnet; dann folgt die Predigt in der Kirche von der Kanzel aus, darauf wird vom Pastor im Gang zwischen den Trauerstühlen 'gedankt'. Dieser Dank (e thonk) ist eine Trostrede. Die Sureg-lidj sassen in besonderen 'sureg-bänker'<sup>5)</sup>, und standen weder während des Trauergottesdienstes, noch ein Jahr lang später während des Gottesdienstes bei Segen und Epistel auf (noch jetzt üblich). Die gebückte Haltung der Frauen während der Trauerpredigt habe ich schon oben erwähnt.

Man wählte als Beerdigungstag am liebsten Dienstag und Freitag.

1) Mein Vater erzählt mir, dass in Neckar-Gröningen (Württemberg) die Hauptleidtragenden (de erscht kläg) im Gänsemarsch gehen, die Frauen auch mit entfaltetem weissem Tuch in der Hand.

2) Sark = Kirche; im übrigen ist die Bedeutung von Sark-bruch nicht aufgeklärt.

3) Dies war auch auf dem benachbarten Festland Sitte und wird u. a. schon 1565 von dem Begräbnis Joh. v. Ranzans zu Itzhoer erwähnt, wo noch verschiedene interessante Einzelheiten (Lackmann, De variis exsequiarum ritibus, Kiel 1748).

4) Vgl. Justi, Hessisches Trachtenbuch S. 40: „Ist die Tote eine Kindbetterin, so wird an das schwarze Kreuz ein weisses Schnupftuch im Quadrat angenagelt“ (in Hessen). Ploss, Das Weib 1902 2, 724 gibt hierzu viel Interessantes. Über Grabbeigaben einer Wöchnerin s. Zs. f. Volkskunde 19, 126.

5) Trauerbänke gibt es auch sonst. Mein Vater, der seit 40 Jahren Pastor in Württemberg ist, sagt mir, dass in einigen Orten die leidtragenden Männer sechs Wochen in den Trauerbänken sitzen, den Hut auf dem Kopf.

nie Montag oder Sonnabend, ungern Mittwoch und Sonntag; den letzteren nicht, da es ehrenvoller schien, seinen 'eigenen Tag' (änjen daoj) zu haben, an dem man sonst nicht zur Kirche gegangen wäre.

Witwen heiraten meist nicht wieder, tragen auch nicht mehr den reichen Silberbrustschmuck, sondern bei Festen nur je zwei Knöpfe (statt sechs) auf jeder Brustseite, dazwischen statt der Silberkette die schwarz-samtne 'aversnar'; siehe oben Fig. 6. Wenn Seeleute fern von der Heimat starben, so wurde für sie auch ein Trauergottesdienst (Sonntags) gehalten.

Auf der benachbarten Hallig Langeness war dies bis in alle Einzelheiten ebenso, mit folgenden Abweichungen. Über den Sarg wurde ein 'lik-dök' gelegt, d. h. ein schwarzes Tuch, 2 m lang, 1 m breit; darauf drei Handtücher kreuzförmig mit Stecknadeln festgemacht. Kindersärge standen vor dem Altar. Die auf dem Sarg in der Kirche brennenden Lichte waren Kirchengut, wurden nicht bezahlt und stammten aus gelegentlichen Vermächtnissen. Auf den Kindersarg kam ein Kranz<sup>1)</sup> (likenkrauns) von Papier usw., der dann von den Eltern aufbewahrt wurde. Beerdigungen hielt man am liebsten Sonntags. Vor dem Leichenbegängnis wurde Warmbier mit Rahm, Syrup und Krügel gereicht, wozu man die Kuppen und silbernen Löffel zusammenborgte. Bei der 'Kasteian' wurde Kaffee und Knerken (ein spezielles Halliggebäck) gereicht.



Fig. 14. Grabstein, an einen Walfischknochen angedübelt (17. Jahrh.).

Auch auf dem benachbarten Festland waren die Trauerbräuche sehr ähnlich. Wenn die Leiche aufgebahrt war, hiess das 'up schaos'. Da die Höfe auf dem Festland weit auseinander liegen, geschah das Leichenansagen zu Pferde; die Leuchter für die Feier in der Kirche wurden beim Küster geholt, jeder für sich in einen Sack gesteckt, und dann als Zwerchsack übers Pferd gelegt.

Bezüglich eines von dem sonst sehr zuverlässigen Kohl<sup>2)</sup> 1845 erwähnten, früher auf Föhr an der Gruft üblichen 'Trauergehens', muss

1) Exemplar im Friesenmuseum von Föhr. Die Grundlage ist ein Kreis aus Draht, darauf rechtwinklig zueinander zwei Halbkreise; das ganze mit Papierblumen, Metallfittern ausgestattet.

2) J. G. Kohl, Die Marschen und Inseln von Schleswig-Holstein 1, 16 (1846). Er hatte die Beschreibung von einem dortigen Prediger: „Die nächsten weiblichen Ver-

ich bemerken, dass es mir nicht möglich war, seine Nachricht bestätigt zu finden. Heimreich<sup>1)</sup> berichtet 1665, dass am Grabe eines Ermordeten die Verwandten ausriefen: Wraeck, wraeck, wraeck (Rache)! Westphalen<sup>2)</sup> in seiner höchst gelehrten und wortreichen Praefatio S. 62—65 gibt verschiedene solche 'Voeiferationen', darunter auch 'Wrag'. Bekannt ist auch das 'Jodute'-Rufen<sup>3)</sup>, das namentlich in der Lüneburger Heide sich lange erhielt.

Zum Schluss ein Wort über die Grabsteine. Die ältesten mir bekannten sind vom Anfang des 17. Jahrhunderts, von der Form wie Fig. 14.



Fig. 15. Grabstein mit Schiff, wie er früher allen Seemannsgräbern zukam.



Fig. 16. Grabstein, wichtig für die Trachten.

eine ganz dünne Sandsteinplatte, an einem starken Pfahl von Walfischkiefer angedübelt. Da es Holz auf den Inseln nicht gab, brachten die damals in Massen auf Walfang fahrenden Führer viel Walfischknochen

wandten erheben ein wahres Zetergeschrei, . . . dabei werfen sie sich heftig auf und nieder, zuweilen kopfüber bis fast zum Boden. Man nennt diese Weiber die Sörge-wüffe".

1) Nordfriesische Chronik 1665 (Ausg. Falck 1, 54). [J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer<sup>4</sup> 2, 520.]

2) Mon. inedita 1 (1739).

3) Vgl. Westphalen. Praef. p. 59. [J. Grimm, Rechtsaltertümer<sup>4</sup> 2, 518.] In Scherls Neuem deutschen Balladenschatze 1906 S. 64 steht eine nicht üble Ballade hierüber von H. Löns: 'Jeduch'.



mit, die zu Pfosten, Ständern, Sparren usw. benutzt wurden, wie übrigens an der ganzen Nordseeküste; das Friesenmuseum hat einen kleinen Schuppen aus diesem Material. Fig. 15 zeigt die meist übliche Form mit dem in verschiedenen Variationen wiederkehrenden Schiff. Fig. 16 ist interessant als der einzige mir auffindbare Stein, der inselfriesische Tracht (Kortel, Smok und Knöchelbinden der Frauen) bietet; sonst sieht man nur holländische Kostüme, was sich übrigens auch hier bei den Männern geltend macht. Öfter sah ich auf älteren Steinen Hausmarken angebracht, die sonst hier völlig verschwunden sind. Die Steine dürften in

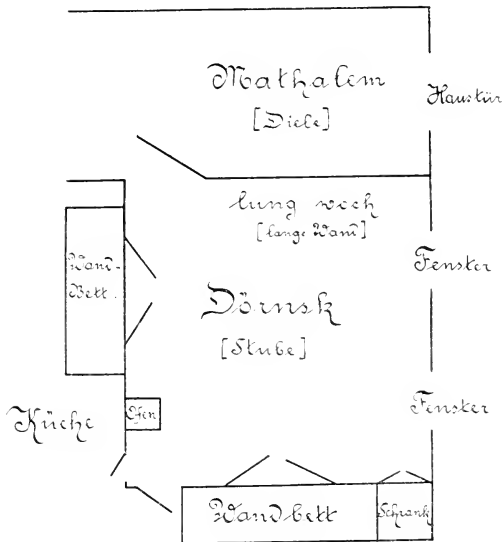


Fig. 17. Grundriss der Stube des Föhrer Hauses.

Holland gearbeitet sein; die Beziehungen zu Amsterdam, von wo aus die Männer Seedienste annahmen, waren ja sehr intime. — Kohl 1, 168 berichtet, dass diese Grabmonumente sehr teuer seien, da die Sandsteine von Hamburg oder Holland kommen und bis 100 Mk. kosten. Er sah auch noch auf mehreren Kindergräbern Walfischknochen, auf denen der Name und der Todestag eingegraben war: „da war einem Gebeine ein Gebein als Monument gesetzt.“ Vielfach wurde von Witwen auf dem Grabstein des Mannes gleich der Name der Frau mit aufgeführt, und nur der Todestag freigelassen. Wie oben gesagt, sind die häufigsten Reliefbilder abgetakelte oder mit vollen Segeln fahrende Schiffe, ferner Darstellungen der ganzen Familie (s. Fig. 16), auf denen gewöhnlich der verstorbene Gatte Abschied nimmt.

Die Inschriften sind hochdeutsch, sehr selten plattdeutsch, und haben bei den älteren meist Bezug auf Seefahrt. Hier ein Beispiel:

*Der Seemann waget viel, das liebe theure Leben  
Dem ungestümen Meer Auf Brettern hinzugeben.*

(Ein Schiff mit vollen Segeln.)

Der Christ wagts recht, wann er das Hertz, das beste Gut,  
Aufopfert dem, der es erkaufft mit seinem Blut.

Allhier ruhen die Gebeine

Dirk Cramers

des weyland wohlachtbaren

Westindischen Kapitain's aus Nieblum,  
geböhren den 26. August 1725 in Boldixum,  
der in seinem Leben mit Gott viel gewagt,

aber auch

unter seiner Leitung viel Glück gehabt:

er waget es,

vom 17. Jahr an sein Leben der wilden See anzuvertrauen,

unter vielen Proben der göttlichen Hülfe

von 1755—1762 ein Schiff nach drei Theilen der Welt

zu führen

und es ward

eine jede Fahrt in VI Jahren mit Segen geerönet,

er wagete es

auf Göttlichem Wink sich abwesend zu verbinden

mit der tugendsahnen Eyecke Jensen aus Nieblum.

ob er sie gleich nie gesehen

und siehe es gelang ihm,

denn er führte vom 1. Nov. 1762 fast 7 Jahre in ruhe die

zärtlichste Ehe,

er wagete es endlich hoffnungsvoll

6. Aug. 1769 über das schwartze Meer des Todes zu  
schiffen

Und siehe er kam glücklich hinüber und anckerte

nach einer 44jährigen Lebensfahrt in den sichern Hafen

der seeligen Ewigkeit.

Auf Föhr hält man an der Erzählung fest, dass diese Steine an Bord der Grönlandfahrer behauen wurden, indem z. B. der Kapitän in Holland einen unbehauenen Stein mitnahm und dann in der langen Musse der Eismeerfahrt ihm bearbeitete oder bearbeiten liess. Sicher ist, dass die schönen inselfriesischen Schnitzereien (Mangelbretter, Türfüllungen, Kästchen, Ellen) recht häufig so entstanden. Von den Grabsteinskulpturen jedoch, die eine grosse, handwerksmässige Gewandtheit und vielfach hervorragende Schönheit zeigen, möchte ich dies nicht glauben. Vor zwei Generationen lebten im Westen Föhrs noch Steinhauer, die Grabsteine machten. Ich habe keinen dieser Steine gesehen. — Auf Föhr und den andern Inseln sowie westlichen Küsten der Provinz Schleswig-Holstein

finden sich noch zahlreiche grosse Viehtränktröge<sup>1)</sup> (Noste) aus Sandstein, die sich ohne weiteres als Särge dokumentieren; sie sind oft mit allerhand Emblemen in Steinskulptur verziert. Sie wurden, wie Handelmann und Kiesselbach<sup>2)</sup> nachweisen, im 12. Jahrhundert vom Niederrhein her eingeführt.

Die eben geschilderten Gebräuche werden immer mehr modernisiert; das von mir Angeführte bezieht sich auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Für die Nachrichten darüber bin ich vielen Föhringer Frauen verpflichtet, bei Männern klopft man bekanntlich fast stets vergeblich an; insbesondere sage ich Frau Kaike Sass und Frau Eike Jensen für viele wertvolle Auskünfte meinen wärmsten Dank. Meine Angaben sowie die mundartlichen Notizen beziehen sich meist auf Övennum; die einzelnen Dörfer zeigen in Brauch und Sprache oft deutliche Abweichungen. Die sprachlichen Anmerkungen gebe ich in dem Bewusstsein, sie nur laienhaft übermitteln zu können.

Wyk auf Föhr.

---

## Die Königliche Sammlung für deutsche Volkskunde auf der internationalen Ausstellung für Volkskunst, Berlin 1909.

Von Karl Brunner.

(Mit einer Abbildung.)

---

Diese vom Lyceum-Klub veranstaltete, gross angelegte Ausstellung fand in den Räumen des Warenhauses A. Wertheim, Vossstr. 32, in der Zeit vom 20. Januar bis Ende Februar statt. Sie gliederte sich in zwei grosse Gruppen, die auch räumlich getrennt waren, nämlich in die historische und die moderne Abteilung. Im allgemeinen lag es in der Absicht der Ausstellung, die Frauenarbeit besonders zu betonen und die Eigenart der verschiedenen Gebiete vorzuführen. Der letztere Punkt ist gerade derjenige, welcher die Volkskunst in so hohem Masse reizvoll und ergiebig macht. Die Königliche Sammlung für deutsche Volkskunde enthält nun eine solche Fülle von Gegenständen aller Art, welche die volkstümliche Kunst der verschiedenen deutschen Stämme zur Anschauung

1) Ein besonders schönes Exemplar im Friesenmuseum hier.

2) Kiesselbach, Zeitschrift für schleswig-holsteinische Geschichte 37 (1907).

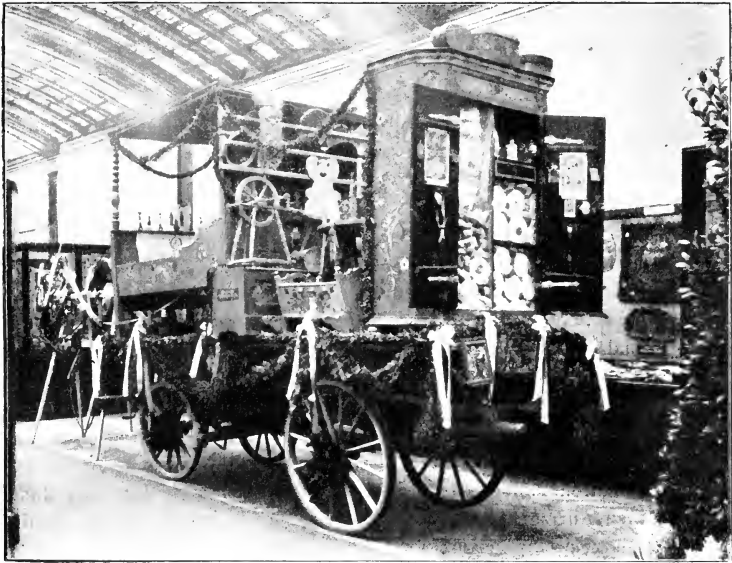
bringen, dass sie als Hauptstütze der historischen Ausstellungsgruppe zu dienen vorbestimmt schienen. Demgemäss beteiligte sie sich an dem Unternehmen um so lieber, als Raum- und Lichtmangel in ihren derzeitigen Unterkunftsräumen einer wirksamen Vorführung ihrer Schätze, besonders im Winter, noch immer recht hinderlich sind. Der Museumsverein bewilligte eine grössere Geldsumme zur Beschaffung eines Hauptstückes für die Ausstellung, des sog. Kammerwagens, von dem weiter unten noch die Rede sein wird. In der Hauptsache beschränkte sich unsere Sammlung auf die Darstellung deutscher Volkskunst innerhalb der Reichsgrenzen. Nur auf besonderen Wunsch wurden auch einige der reich bemalten älteren Möbel aus der Hindelpopener Stube für die moderne Ausstellungsgruppe hergeliehen, um einen Vergleich der neuen Erzeugnisse zu ermöglichen, welche jetzt auf der Grundlage der alten Volkskunst in Friesland hergestellt werden. Dabei stellte sich die Überlegenheit der alten guten Technik deutlich genug heraus.

Die Leitung der historischen Ausstellungsabteilung in der kunstverständigen Hand von Prof. Kurt Stoeving hat es verstanden, in dem prächtigen Oberlichttraume des Erdgeschosses ein farbenschönes und bei aller Abwechslung doch ruhiges Bild alter deutscher Volkskunst zu geben. Eine grössere Anzahl von Museen und Privatsammlern hatten dazu beigetragen, die zu beiden Seiten des Mittelganges liegenden Kojen gefällig auszustatten. Die dem Eingange gegenüberliegende Schmalwand war durch eine hervorragende Ausstellung des sächsischen Vereins für Volkskunde in Dresden geschmückt. In der Mitte des Raumes waren den Berliner Museen ihre Plätze zugewiesen, abgesehen von Einzelheiten, die zur Ergänzung aus den Beständen der Königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde an verschiedenen Stellen eingefügt worden waren.

Entsprechend dem umfassenden Charakter unserer Sammlung waren hier in drei Schränken zur Darstellung gebracht Bauernschmuck, Frauenhauben und Brautkronen sowie kleinere bäuerliche Holzschnitzarbeiten aus allen Gebieten des Deutschen Reiches. Im einzelnen waren dann noch an verschiedenen Punkten ausgestellt: eine weibliche Tanztracht sowie eine Auswahl der feinen farbigen Leinenstickereien aus dem Alten Lande bei Hamburg, wie sie ähnlich in den friesischen Gebieten angefertigt wurden. Ferner verschiedene schöne Frauenhauben aus der Provinz Hannover, die leider auf der Ausstellung nicht genügend vertreten war, dann eine Trauertracht einer Mönchguterin und verschiedene Stickereien aus dem Pyritzer Weizacker in Pommern, hessische Trachtenteile, schleswig-holsteinische Fayencen, Stühle u. a. aus verschiedenen Gebieten.

Als hervorragendstes Stück der Museums-Ausstellung aber ist zu nennen der vom Architekten Franz Zell in München freundlichst besorgte sog. Kammerwagen aus der Gegend von Tegernsee in Ober-

bayern. Die beigefügte Abbildung zeigt ihn auf der Ausstellung. Unter den Namen Brautwagen, Brautfuder, Kuchel-, Käste-, Kisten- oder Kammerwagen, auch Kammetwagen, war früher ein Gebrauch in ganz Deutschland<sup>1)</sup> weit verbreitet, das Heiratsgut in prunkender zeremonieller Weise auf einem vom Bräutigam geschickten Wagen herüberzuholen. Dieser Wagen wurde sorgfältig und kunstvoll zusammengestellt und mit Girlanden, Kränzen und bunten Bändern geschmückt. In der Münchener Zeitschrift 'Volkskunst und Volkskunde' 1906, S. 70f. hat Albert Hartmann einige Modelle solcher Wagen abgebildet und kurz besprochen.



Auch F. Zell hat in seinem Werke 'Volkskunst im Allgäu' 1902, S. 20f. diesen alten Brauch aus dem schwäbischen Gau geschildert. In neuerer Zeit ist diese Sitte, wie alles Volkstümliche, immer mehr verschwunden. Vor der Fabrikware und der Eisenbahn flieht eben Volkskunst und -Brauch in die unzugänglichsten Winkel. Ganz ausgestorben ist der Kammerwagen indes wohl noch nicht. Reisende berichten, dass er im bayrisch-tirolischen Grenzgebiet noch jüngst beobachtet worden sei. Auch in Niederdeutschland war er bekannt, und besonders in Hessen und Böhmen.

Während man im allgemeinen den gewöhnlichen Leiterwagen zum Brautfuder benutzt, pflegte man ihn in Oberbayern in neuerer Zeit mit

1) Vgl. Zs. f. Volkskunde 12, 468, 13, 291 über den hessischen Brautwagen.

einer hölzernen Plattform zu versehen, auf welche die Möbel gestellt wurden, und den Wagen selbst mit einem rings herum gespannten blauweiss gemusterten Stoff zu verdecken. Auf dem Wagen pflegte in Oberbayern die Näherin zu sitzen, während der Schreiner, welcher den Hausrat angefertigt, die Überführung überwachte. Aus der ganzen Anordnung ergibt sich ferner, dass der Wagen nur sehr langsam fahren durfte, weil sonst der Hausrat in Gefahr geraten wäre, herabzustürzen.

Um nun des näheren auf unseren Kammerwagen einzugehen, so ist vorweg zu bemerken, dass der aus dem Besitze des Johann Stadler in Rottach stammende Wagen blau angestrichen und mit roten Linien und Punkten verziert ist. Es ist einfaches ländliches Fuhrwerk, dessen Seitenbretter stark nach aussen geneigt sind. Das auf Holzgerüsten hängende Geschirr für zwei Pferde ist mit schwerem Kummel, reichem Messingschmuck, grünen Zweigen und blauweissen Schleifen verziert. Das Handpferd trägt dazu ein grosses rotwollenes Tuch mit einem Dachfell darüber am Kummel, nicht nur zum Schmuck, sondern ursprünglich auch als Amulett, zum Schutz gegen bössartige Geister bestimmt, denen der bissige Dachs die scharfen Zähne zeigt. Auf dem Vorderende des Wagens steht das grosse breite Himmelbett, reich bemalt und am Fussende mit dem Kruzifix und verschiedenen Oberammergauer Schnitzereien versehen, die zum Hausaltar gehören. Das Bett ist mit blauer Grundfarbe und einer Fülle von Rokoko-Ornamenten in gelber Farbe, sowie mit eingestreuten Blumen und Blättern in Rot, Weiss und Grün bemalt. Die Füllungen tragen drei bildliche Darstellungen: am Fussende ein Korb mit Früchten und Vögeln; die Kopfseite zeigt (an ein Gedicht Mörikes mahnend) einen schlafenden Christusknaben, der auf einem Totenschädel und auf einem in offener Landschaft liegenden Kreuze ruht, umgeben von den Leidenswerkzeugen und Streublumen; darüber die Inschrift: schönster Jesu wie Kaust dan schlaffen Auf so harthe Leidens Waffen. C. P. 1785. Die Decke des Betthimmels zeigt inwendig eine stehende weibliche Figur in geblütem, weissem Gewand und blauem Mantel, in der Hand einen Lilienstengel, einen Blumenkranz auf dem Haupte; unter ihrem Fusse windet sich eine Schlange auf einer grossen Weltkugel; offenbar ist es ein Bild der Muttergottes. Die inneren Kanten der Füllungsrahmen sind goldig abgesetzt; der obere Aussenrand des Betthimmels zeigt eine bräunliche Marmorierung. Die Rückseite am Kopfende des Bettes ist dazu benutzt, einen Schlüsselrahmen mit älteren buntfarbigen Bauerntöpfereien aufzuhängen. Darunter steht die sogenannte Fusstruhe, ebenfalls mit Blumen auf blauem Grunde bemalt, die in der Stube an der Seite des Bettes zu stehen pflegt. Der Raum zwischen Bett und dem zu hinterst stehenden Leinenschrank ist ferner ausgefüllt mit Spinnrad, Butterfass, Kinderwiege, Stühlen, Uhr und vor allem mit dem runden, solid gebauten Tisch, auf dem Kinderspielzeug, Saugflasche und anderes kleines Hausgerät zur Schau gestellt ist.

Am Ende des Wagens prunkt, mit den offenen Türen nach hinten gewendet, der reich gefüllte Leinenschrank, der Stolz der Bäuerin. Wie Zell in der Einleitung zu seinem Tafelwerk 'Bauernmöbel aus dem Bayerischen Hochland' 1899 berichtet, waren in einem wohlhabenden Hause in der Mitte des 19. Jahrhunderts oft mehrere Stuben mit solchen Schränken, Kästen genannt, gefüllt und dienten mehr zur Schaustellung des Reichtums als zum Gebrauch. Der Schrank ist in derselben Weise wie das Bett reich bemalt und gehörte ehemals zu demselben Heiratsgut. Der Name der Besitzerin Catharina Pernöckerin und die Jahreszahl 1785 sind über den Schranktüren in eine Füllung gemalt. Die Türen zeigen aussen grosse Bilder der h. Katharina mit Märtyrerpalme, zerbrochenem Rade und Schwert und der h. Barbara mit Palme und Kelch, auf den Häuptern die Märtyrerkrone. Darunter ist auf jeder Flügeltür eine gelbliche Vase mit bunten Blumen gemalt, welche zeigt, dass die Perspektive nicht des Malers starke Seite war. Die Innenseite des Schrankes ist mit roter Farbe bemalt und die obere Gesimsleiste in derselben Art wie bei dem Bette marmoriert. Die Schranktüren sind innen mit gedruckten Haussegen, die das Martyrium des Sebastian und die Auferstehung der Toten in naiv origineller Darstellung enthalten, beklebt und mit geweihten Kissen als Amuletten, Rosenkranz und dergleichen behängt. Die Fächer enthalten eine Fülle aufgerollten, selbstgewebten Leinens, Flachsbündel dazwischen, kunstvoll verzierte, geweihte Wachsstöcke und Blümchen. Auch einige Medaillen zur Erinnerung an Wallfahrten pflegt man hier aufzubewahren. Im oberen Raum des Schrankes hängen einige bestickte Handtücher und Kleidungsstücke. Da finden sich auch die beliebten, bemalten Gläser und Krüge sowie anderer wertvoller Hausrat. Oben auf dem Schrank stehen einige der bekannten Berchtesgadener Holzspan-schachteln zur Aufbewahrung von Schmuck und Hauben. An den rückwärtigen Wänden von Schrank und Bett, sowie ringsherum am Wagen ist noch eine Fülle von Bildern, grösstenteils auf Glas gemalt, angehängt, welche Darstellungen von Heiligen oder Mitgliedern der heiligen Familie bieten und für den Herrgottswinkel des bäuerlichen Hauses bestimmt waren. Von sehr ursprünglicher Art sind die unter dem Schrank aufgehängten, bildartigen Gehäuse mit Wachsköpfen im Innern, deren weitere Ausstattung im wesentlichen aus Papierflittern und gefärbten Hobelspänen besteht. Es sind primitive Darstellungen des Christkinds. Im Gegensatz zu ihnen stehen die feingearbeiteten Filigranbilder mit Heiligenfiguren aus Wachs in der Mitte, welche an der Längsseite des Wagens zwischen den grünen Girlanden angebracht sind.

Im ganzen betrachtet, ist der Wagen mit seiner farbenfrohen, reichen und gemütvollen Ausstattung ein prächtiges Sinnbild deutscher Volkskunst. Die wohlverdiente Bewunderung, die er auf der internationalen Ausstellung für Volkskunst erregte, wird hoffentlich auch in den Museumsräumen, wo

er jetzt in gleicher Weise zur Schau gestellt ist, ihm von weiteren Kreisen zu teil werden und dazu beitragen unsere noch immer nicht genügend gewürdigte Sammlung dem deutschen Volke lieb und bekannt zu machen. Dem Museumsverein aber, der bereitwillig die Mittel zur Erwerbung dieses schönen Schaustückes hergab, muss auch an dieser Stelle warmer Dank ausgesprochen werden. Möge die Sammlung auch in Zukunft immer Freunde besitzen, die ihre Liebe für deutsches Volkstum so durch die Tat zu erweisen bereit sind!

Berlin-Steglitz.

## Kleine Mitteilungen.

### Der Traum vom Schatz auf der Coblenzer Brücke.

Einem Einwohner des auf dem Hunsrück am Hochwalde gelegenen Dorfes Alt-Rinzenberg, der den Familiennamen Engel führte, träumte einst drei Nächte hintereinander:

Zu Coblenz auf der Brück,  
Da blüht dir dein Glück.

Als er dies seinen Verwandten erzählte, liessen sie ihm keine Ruhe, bis er sich gen Coblenz aufmachte, um das Glück zu suchen. Dort angekommen, begab er sich sofort auf die alte Moselbrücke, an der das kurtrierische Schloss stand, und ging auf ihr auf und ab, das Glück erwartend, das sich aber nicht einstellen wollte. Voll Ärger über die unnötigen Ausgaben und die beschwerliche, weite Reise, wollte er schon, da es immer später wurde, sich weggeben, als ihn ein Soldat, der auf der Brücke Schildwache stand, durch das sonderbare Gebaren des unruhig hin und her gehenden Bauers aufmerksam gemacht, anredete und ihn fragte, was er hier eigentlich suche. 'Ach', sagte Engel, 'da träumte mir dreimal hintereinander: Zu Coblenz auf der Brück, da blüht dir dein Glück, und nun laufe ich schon den ganzen Tag hier auf und ab, aber von Glück habe ich noch nichts gesehen.' Da lachte der Soldat und sagte: „Auf Träume muss man überhaupt nichts geben. Da träume ich zum Beispiele immer: In Rinzenberg steht in einer alten, verfallenen Zisterne ein Kessel mit Gold; aber soviel ich auch gefragt habe, kein Mensch kann mir sagen, wo Rinzenberg liegt; das gibt's ja gar nicht.“ 'Aha', dachte der Bauer, 'jetzt weiss ich genug,' verabschiedete sich schnell und machte sich auf den weiten Heimweg; und zu Hause angekommen, fand er den Schatz richtig an der bezeichneten Stelle, hob ihn und erbaute weit ab von seinem Dörfchen am Eberswalde nahe bei dem damals weit und breit berühmten Sauerbrunnen drei überaus feste Häuser und gründete so Neu-Rinzenberg, das unter dem Namen Rinzenberg noch heute besteht und namentlich vor dem 30jährigen Krieg ein blühender, reicher Ort war, während Alt-Rinzenberg verfiel und bald völlig eingegangen und verschwunden war. —



Diese im Volke auf dem Hunsrück lebende Sage vernahm ich im Jahre 1908 in Birkenfeld, wo ich die auch für die alten Sitten und Gebräuche überaus wichtigen Kirchenbücher durchforschte<sup>1)</sup> und dabei auch über diese Erzählung allerlei urkundlichen Aufschluss fand. Den Ort Alt-Rinzenberg, der heut nicht mehr existiert und schon vor 1600 eingegangen zu sein scheint, entdeckte ich bei der Durchsicht der Flurlisten fern von dem heutigen Rinzenberg auf dem Abentheurer-Banne und dem angrenzenden Buhlenberger Banne; ferner bot sich im Rinzenberger Banne die Bezeichnung Engelsrodt dar, d. h. eine von einem Manne namens Engel vorgenommene Waldrodung. Ein solcher Mann lebte nun nach Ausweis der Kirchenbücher tatsächlich im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts im heutigen Rinzenberg, nämlich der Kaufmann und Viehtreiber (Händler) Nickel Engel, der zusammen mit dem Kaufmann, Viehtreiber und Gerichtsschöffen Mathes Nonweiler und dem Hans Kol, genannt Schweickhardt<sup>2)</sup>, zu den angesehensten Einwohnern des Ortes gehörte; am 30. Oktober 1611 ward ein Kind 'in Engel Niclasen neuem Hause in Rinzenberg' getauft. Sein Vater war 'Engelen Peter', dessen Name uns in den Rauchhaberlisten von 1559 und 1563 begegnet; jedes Haus, 'daraus der Rauch gehet', musste nämlich eine Abgabe von Hafer an die Herrschaft entrichten; Engelen Peter steuerte 'drei Fass Haber'.

Nachdem ich in der archivalischen Forschung zu diesem Ergebnis gediehen war, machte ich mich an einem sonnigen Herbsttage in Begleitung von Herrn cand. phil. Behrends aus Birkenfeld auf den Weg nach Rinzenberg. Über den leider verfallenen Sauerbrunnen ging der Weg, und endlich zeigte sich uns, an den Hochwald angelehnt, das alte Dörfchen, gerade von einem farbenprächtigen Regenbogen überragt. Wir deuteten ihn als gutes Omen und traten in das Dörfchen ein. Gleich fiel mir ein überaus massives Haus auf, dem selbst vielfache Umbauten die alte behäbige Stattlichkeit nicht hatten nehmen können. Sein hohes Alter ging namentlich aus einigen schmalen Fenstern auf der Seite hervor, die mit zierlichen Renaissancestürzen versehen waren, und einem Kellerbogen, der einen fast noch gotisch anmutete. Ich wandte mich nun an die Besitzerin, die mir zu meiner Freude erzählte, dass sie selbst eine geborene Engel sei und dass das Haus seit undenklichen Zeiten im Besitze der Familie gewesen, und dann sprach auch sie mir von der Sage. Bald bemerkte ich auch, dass sich neben der heutigen Tür der schön geschwungene, alte Eingangstorbogen zugemauert unter der Tünche erhalten hatte, und als ich genauer zuschaute, fand sich unter dem Mörtel verdeckt die in ihm ausgehauene Jahreszahl 1590. Es muss seinerzeit ein Anwesen gewesen sein, wie es viele Adlige nicht hatten; das lassen noch heute die 3 Fuss dicken Mauern und die prächtig gewölbten Keller erkennen.

Wirklich hatten, der Sage entsprechend, noch zwei ähnliche massive Häuser in Rinzenberg existiert; das eine war erst 1870 niedergebrannt und dann abgetragen worden, das andere stand noch, war aber durch Umbau völlig entstellt.

Auf verschiedenen Seiten des Dörfchens sah ich noch grosse Viehweiden, die mit alten, charakteristisch verkrüppelten Birken bestanden waren und auf die ehe-

1) Demnächst erscheint der erste Teil meiner Bearbeitung der seit 1568 erhaltenen Birkenfelder Kirchenbücher, der die geschichtlichen, kulturellen und volkskundlichen Beziehungen behandelt, bei F. Fillmann in Birkenfeld.

2) An diesen erinnern noch die Flurnamen Kohlhäu und Schwickertshol, obwohl seine Familie 1611 und 1612 an der Pest ausstarb. Nonweiler, der zu meinen Vorfahren gehört, ward gleich Engel Stammvater einer grossen Sippe; sein neues Haus wird 1611 und auch 1626 im Kirchenbuch erwähnt.

mals grosse Viehzucht hindeuteten. Bei der einen auf dem Stellberg war eine uralte halb ausgehöhlte Eiche, und von ihr erzählte man mir, dass sie sich um sich selbst drehe, so oft sie Mittag läuten höre; aber diese Sage hatte sich das Volk schon selbst zurechtgemacht, indem es sagte: „Die Eiche kann ja aber nicht hören, also dreht sie sich auch nicht um sich selbst.“ Auch von der Rieseneiche bei Hattgenstein, einem Orte in der Nähe, weiter noch im Hochwald, wird diese Sage erzählt, teils auch in der Fassung, dass sie sich um ihre Achse drehe, wenn sie Mitternacht schlagen höre.

Aus diesen Nachforschungen im Kirchenbuch und in Rinzenberg selbst ergibt sich, dass die drei Erbauer der massiven Häuser in der Sage in den einen Nickel Engel hineingedeutet sind, der vielleicht das erste Haus erbaute in richtiger Erkenntnis der Vorteile, die ihm die Nähe des Sauerbrunnens und der damit verbundene Fremdenverkehr bringen musste. Der grosse Handel kam dazu, um die Familien schnell reich zu machen, und den plötzlichen Reichtum erklärte sich das Volk auf seine Weise. Möglich ist ja auch, dass irgend ein merkwürdiger Traum sich ereignete, möglich auch, dass wirklich ein in den unruhigen Kriegzeiten vergrabener Schatz gehoben wurde. —

Auffallend ist nun die Verbreitung der Sage, die in ähnlicher Fassung auch von anderen Orten dieser Gegend erzählt wird. Die Rinzenberger Sage aber halte ich für die älteste, ursprüngliche; denn dieses unbedeutende, abseits gelegene Örtchen bildete in alter Zeit eine Art von Kulturmittelpunkt, zuerst durch den pfalzgräflichen Hof, der damals im nahen Birkenfeld sass, dann durch die Fremden, die am nahen Sauerbrunnen Heilung suchten und vielfach in Rinzenberg eben in diesen Häusern Wohnung und gastliche Aufnahme fanden. Die ehemals grosse Bedeutung dieses jetzt vergessenen Sauerbrunnens bezeugt ein Manuskript der Universitätsbibliothek Heidelberg vom Jahre 1577, das im ersten Teil meiner Bearbeitung der Kirchenbücher zum Abdruck gelangen soll. Noch 1791 berichtet das Kirchenbuch von einem längeren fürstlichen Besuche des Brunnens.

Betrachten wir nun die ähnlichen Sagen, die sich aus unserer Rinzenberger entwickelt haben! Da ist zuerst eine aus der benachbarten Pfalz, die früher auch politisch mit Birkenfeld zusammenhing:

Ein armer Mann aus dem Orte Stahlberg, das auf dem Berge gleichen Namens nicht weit von dem Städtchen Rockenhausen liegt, träumte vor langer Zeit dreimal hintereinander, auf der Mannheimer Brücke solle er suchen sein Glück. Er machte sich auf, kam an und ging einen ganzen Tag auf der Brücke hin und her, ohne sein Glück zu finden. Als es Abend war und der Stahlberger seine Hoffnung schon aufgeben wollte, trat ein kurpfälzischer Soldat, der ihn beobachtet hatte, auf ihn zu und fragte, was er suche. Da erzählte der Angeredete seinen Traum. Der Soldat aber lachte und sprach: „Dafür gebe ich nichts, Träume sind Schäume. Ich habe schon mehrmals und auch gestern abend wieder geträumt, auf dem Stolzenberg hinter dem Hollerstock sei vieles Geld vergraben. Aber was weiss ich, wo der Stolzenberg ist, und wie soll ich erst den Hollerstock finden?“ Als der Stahlberger wieder daheim war, ging er eines Tages auf den Stolzenberg, eine spärliche Ruine bei Bayerfeld-Cölln, grub und fand das Geld, und seine Armut hatte ein Ende. Gleiches erzählt man sich auch von dem Bollesbrunnen bei der Ruine Diemerstein, die etwas seitlich vom Neustädter Tale gelegen ist.<sup>1)</sup>

Noch zweimal hat in neuerer Zeit die Sage in der näheren Gegend Eingang gefunden. Die eine, die Th. Ehrlich (Zs. für rheinische Volkskunde 6, 46) mitteilt, hat einen Ort zum Schauplatz, der gleichfalls auf dem Hunsrück gelegen

1) Mitgeteilt von F. W. Hebel, Pfälzische Sagen (Kaiserslautern 1906) S. 15.

ist; aber schon der in ihr vorkommende Bahnarbeiter lässt uns auf die Zeit der Entstehung Schlüsse ziehen:

Einem Bauer in Womrath bei Kirchberg träumte einst: „Mache dich auf und geh nach Bingerbrück, dort findest du dein Glück!“ Dort angekommen, ging er im Orte herum, aber nichts ereignete sich. Eben wollte er schon ärgerlich den Heimweg antreten, als er noch auf die Nahebrücke zwischen Bingerbrück und Bingen sich begab. Dort fragte ihn ein Bahnbeamter, was er hier suche, und als ihm das Bäuerlein sein Herz ausschüttete, erzählte er ihm seinen Traum: „Mir hat geträumt, in Womrath vor dem Dorfe, an dem dicken, alten Eichbaume, da ist dein Glück, da liegt viel Geld; aber der Teufel weiss, wo Womrath liegt.“ Auch dies Bäuerlein fand richtig den Schatz an der bezeichneten Stelle.

Die Variante ist die Sage von der Auffindung der Kreuznacher Solquelle (Zs. f. rhein. Volkskunde 6, 44):

Einem Soldaten in Kreuznach träumte einst, dass er in Mainz auf der Brücke sein Glück finde, und zweimal hatte er diesen Traum. Seine Kameraden lachten ihm aus und sagten aus Narretei: „So geh doch hin!“ Und als es ihm zum drittenmal träumte, nahm er Urlaub und machte sich nach Mainz auf. Dort ging er von morgens bis abends auf und ab, bis ihn endlich ein Brückenknecht nach seinem Begehre fragte. Und als er ihm sich anvertraut, erzählte der ihm, wie er letztthin geträumt habe, wenn er nach Kreuznach ginge, so würde er hinter dem Orte ein Häuschen finden und hinter dem Häuschen einen grossen Birnbaum, und wenn er da nachgrabe, so wäre sein Glück gemacht. Das Häuschen aber war Eigentum des Vaters vom Kreuznacher Soldaten, und als sie unter dem Birnbaum nachgruben, da sprudelte ihnen die erste Salzquelle von Kreuznach entgegen, und ihr Glück und das ihrer Vaterstadt war gemacht.

Auch diese Sage kann kein hohes Alter haben, da die Kreuznacher Solquellen erst in der ersten Hälfte des verfloßenen Jahrhunderts entdeckt wurden, und zwar 1828 die erste im Nahebette, 1832 die jetzt ausschliesslich benutzte Elisabethquelle auf der Badeinsel, während die benachbarten Quellen von Münster und Theodorshalle schon lange entdeckt waren.

So hat sich aus dieser Zusammenstellung ergeben, wie oft aus einer Stammsage sich viele ähnliche im Laufe der Zeiten bilden, aber auch wie dieser Stammsage ein historischer Hintergrund zu eigen ist, den sich das Volk in seiner poetischen, sinnvollen Weise zurechtgemacht hat.

Saarbrücken.

Karl Lohmeyer.

### Zur Sage vom Traum vom Schatze auf der Brücke.

Man kann die in dem vorausgehenden interessanten Aufsätze K. Lohmeyers aufgestellte Genealogie der vier rheinländischen Sagenvarianten als möglich anerkennen und doch hinsichtlich der besondern Wichtigkeit der Rinzenberger Fassung andrer Ansicht sein. Denn lange vor der Entstehung dieser Volkserzählung, die nach den obigen Ausführungen nicht vor 1600 erfolgte, war in Deutschland und anderwärts die gleiche Geschichte bekannt, wie Jacob Grimm in einer schönen Abhandlung nachgewiesen und andere Forscher seitdem durch weitere Beiträge bestätigt haben<sup>1)</sup>. Wenn ich diesen Feststellungen auch nicht

1) J. Grimm, Kleinere Schriften 3, 414–428 'Der Traum von dem Schatze auf der Brücke' (1860); vgl. Germania 11, 251 und Zs. f. vgl. Sprachforschung 17, 77. Goedeke, Orient und Occident 2, 585. Liebrecht, Zur Volkskunde 1879 S. 93. Hauffen, oben 10, 432.

viel Neues hinzuzufügen vermag, so wird doch eine kurze Zusammenfassung des Sagenmaterials vielleicht nicht unnütz sein.

Die älteste deutsche Aufzeichnung der Sage datiert aus dem 14. Jahrhundert, ihr Ursprung aber reicht sicherlich bis ins 12. zurück. Aus dieser Zeit nämlich stammt das nur bruchstückweise auf uns gekommene französische Epos 'Mainet', das von der Jugend Karls des Grossen allerlei Abenteuerliches zu berichten weiss. Eine niederrheinische Bearbeitung des Mainet, die bald nach 1300 in der Aachener Gegend auf Grund einer spurlos verschollenen niederländischen Übertragung entstand, der 'Karlmeinet'<sup>1)</sup>, beginnt mit einer Erzählung darüber, wie der eine der beiden eigennützigigen Vormünder des jungen Karl, der zu Balduch (Balliacum, Bailly) bei Paris ansässige Bauer Hoderich (Hendri), auf wunderbare Art zu Reichtum und Ehren gelangte. In stiller Mitternacht trat einst an Hoderichs Bett ein Zwerg, weckte ihn und sprach: 'Hoderich, sobald der Tag anbricht, geh nach Paris auf die Brücke; da sollst du Lieb und Leid erfahren'. Der Bauer achtete die Rede gering und schief wieder ein. Erst als der Zwerg in der folgenden und dritten Nacht seine Mahnung wiederholte, machte er sich frühmorgens auf den Weg nach Paris und rastete auf der Brücke. Da sah ihn ein zu seiner Wechselbank schreitender Wechsler und fragte, woher er komme. Als Hoderich von dem Gebote des Zwerges erzählte, fuhr er ihn zornig an: 'Es ist kein Jahr her, da trat auch zu mir nachts ein Zwerg und hiess mich aufstehen und zum Dorfe Balduch wandern, da würde ich bei einer Weide am Bach einen gewaltigen Schatz finden. Wäre ich so einfältig gewesen, dem Zwerge zu gehorchen, so hätte ich Stockschläge verdient. Da du Tor des Zwerges Worten folgst, nimm diesen Backenstreich zum Lohne!' So fand Hoderich zur Stunde Leid, aber auch Liebes; denn als er heimgekehrt mit seinem Bruder Hanfrat (Hainfroi) in der nächsten Nacht unter der Bachweide nachgrub, fand er einen bleiernen Topf voll Gold, Silber und Edelsteinen.

Diese Sage ward alsbald in Deutschland lokalisiert, und zwar an der seit Alters (oben 18, 302. Ersch-Gruber, Encyclopädie 1, 13, 146) berühmten Regensburger Brücke. Die älteste, bisher nicht herangezogene Fassung steht in einer lateinischen Sammlung des 14. bis 15. Jahrhunderts, über die wir eine Untersuchung von Stöfel erwarten dürfen, der bald dem Jodocus Gallus, bald Theobaldus Angulbertus oder Michael Scotus zugeschriebenen 'Mensa philosophica'<sup>2)</sup>. Es fehlt hier zwar der dreimal mahnende Zwerg und die Verheissung von Lieb und Leid, doch ist der in den späteren Aufzeichnungen geschwundene Backenstreich erhalten:

---

Chauvin, *Revue des trad. pop.* 13, 193—196 (1898) und *Bibliographie des ouvrages arabes* 6, 94, 7, 165, 8, 151. E. B. Cowell, *Journal of Philology* 6, 189—195: 'The legend of the chapman of Swaffham church' (1876). *The Antiquary* 10, 182, 202, 11, 167 (Axon). 12, 121, 15, 45 (Hartland).

1) *Karlmeinet* hsg. durch A. v. Keller 1858 S. 1—6. Vgl. F. Vogt im *Grundriss der german. Philologie* 2, 1, 358 (1893). Gröber im *Grundriss der roman. Philologie* 2, 1, 542 (1902). Kaff, *Geschiedenis der nederl. Letterkunde* 1, 125 (1906). — Die Gestalten der Brüder Heldri und Rainfrei (Hendri, Hainfroi) führen G. Paris (*Histoire poétique de Charlemagne* 1865 p. 233, 485. *Romania* 4, 308, 13, 609) und Rajna (*Origini dell' epopea francese* 1884 p. 211) auf Karl Martells Gegner Chilperich und Raganfred zurück, ohne sich über unsere Episode und ihr Alter zu äussern. Dass diese jedoch erst durch den verschiedenen Gedichte zusammenschweisenden niederrheinischen Bearbeiter erfunden sein sollte, dünkt mir durchaus unwahrscheinlich.

2) *Mensa philosophica, tractatus 1, tit. de somniis* (Coloniae 1508 Bl. 47b = Lipsiae 1603 p. 287). Frühere Ausgaben bei Goedeke, *Grundriss*<sup>2</sup> 1, 437.

Quidam rusticus iuxta Ratisponam somniavit, quod in ponte Ratisponensi deberet invenire magnam pecuniam. Et cum ibi de mane quereret, occurrit sibi dives homo querens, quid quereret. Et<sup>1)</sup> cum omnino scire vellet, retulit somnium suum. Qui cum<sup>2)</sup> pugno percussit illum ad maxillam dicens: 'O stulte, debes sic credere somniis? Ego somniavi in ista nocte, quod in villa Regensdorp<sup>3)</sup> in tali curia sub tali salice deberem invenire thesaurum magnum.' Quod audicus rusticus et suam curiam esse intelligens ait: 'Bene mihi, quod hic inveni istum pugnum!' Et veniens domum in propria curia fodiens invenit magnum thesaurum.

In Regensburg spielt auch die kurze Fassung, die Joh. Agricola 1529 zu nr. 623 seiner Deutschen Sprichwörter 'Trewme sind lügen' aus mündlicher Tradition (Das hab ich oftmal von meinem lieben vater gehört) anführt<sup>4)</sup>; doch ist nicht nur der Backenstreich, sondern auch der Name des Dorfes fortgelassen, in dem jener Baum steht; der Kaufmann zeigt vielmehr auf einen in der Nähe befindlichen Baum, unter dem ein Traum ihm einen Kessel voll Gold gewiesen habe. Agricolas Erzählung hat Eucharius Eyring<sup>5)</sup> in Verse gebracht:

Eins mals einem träumet bei Nacht,	Hast du nicht gehöret, wie man spricht:
Daß er sich also bald auffmacht	Träum sind Lügen vnd anders nicht?
Hin auff die Regenßbürger Brück,	[325] Dort steht ein Baum, den sichstu wol-
Do wird er reich werden durchs Glück.	Von dem mir gträumt zum öfftern mal,
Er macht sich auff vnd kam dohin,	Wie vnter jhm ein Schatz soll ligen,
Wartt etlich Tag da auff Gewinn,	Ein Kessel groß voll Geldts ohn triegen.
Gieng all Tag auff der Brücken vmbher.	Es muß mir lang träumen darvon,
Ein reicher Kauffman fragt ohn gefehr,	Daß ich mich suchens vnterstahn;
Was er all Tag hie suchen thet.	Dann ich wenig von Träumen halt,
Er antwort jhm: 'Mich recht versteht,	Sie sind nichts dann eius Btrugs gestalt.'
Vor viertzeu Tagen trennt mir gwiß,	Domit der Kauffman von jhm geht.
Wie mich einer her gehen hieß	Der Gsell sich eines vnterstet,
Auff diese Brückn ohn all beschwert,	Geht hin zum Baum vnd grebt darunt
Hier solt mir sein ein Glück beschert.'	Vnd thut ein trefflich reichen Fund
Der Kauffmann sprach zu jhm gar bald:	Vnd findt den Kessel voller Geldt,
'Mein Gsell, ich nichts von Träumen halt.	Wird reich vnd viel von Träumen helt.

Die ursprüngliche, vollere Form der Sage kehrt wieder in einer zuerst von Misander (d. i. J. S. Adami) erwähnten und oft wiederholten Erzählung, in welcher der nach Regensburg pilgernde Voigtländer an die grosse Kiefer seines Heimatdorfes Stelzen gewiesen wird<sup>6)</sup>. In der bisher, wie es scheint, unbekannteren Reisebeschreibung Androphili vom Jahre 1735 gelangt der Autor von Gefell in das zum Voigtberger Amt gehörige Dorf Steltzen und vernimmt „eine artige Historie von einem Bauer, der in diesem Dorfe gewohnt haben soll“:

Es habe nemlich denselben einsmahls getraumet, daß er nach Regensburg reifen sollte, auf der dasigen grossen steinernen Brücke würde er reich werden. Der Mann sey

1) Cui B. — 2) eum A.

3) Regensdorff B. — Regendorf liegt 1½ Stunden nördlich von Regensburg.

4) Danach Matthiis Quad, Memorabilia mundi (Cölln 1601) S. 265f. und Brüder Grimm, Deutsche Sagen nr. 211.

5) Eyring, Copia proverbiorum 3, 324 (Eisleben 1604).

6) Misander, Deliciae biblicae vet. testam. 1705, S. 471 (891. Frage). J. C. Männling, Auserlesener Kuriositäten merkwürdiger Traumtempel 1714 S. 218. Darbennime, Curieuse Reisebeschreibung Androphili 1735 S. 294. Curiosa Saxonica 1737, 331. Grässe, Sagenschatz von Sachsen 1855 nr. 587 = Meiche, Sagenbuch des Königreichs Sachsen 1903 nr. 846. Bechstein, Thüringer Sagenbuch 2, 72 nr. 198 (1858). Wolfram, Sächsische Volkssagen 1863 S. 19. Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes 1871 nr. 471. — Bei Schöppner, Bayrisches Sagenbuch 1, 147 (1851) stammt der Träumer aus Rothenbühl.

aufgestanden, habe seinen Rantzen herzu getragen, Käse, Butter und Brod hinein gesteckt und sich mit etwas wenigen Gelde versehen, weil er in ziemlicher Armuth gesteckt. Da die Frau wissen wolte, wo er hinzugehen gesonnen, sagte er ihr, daß sie sich seinetwegen nicht bekümmern solte, er hätte eine Reise auf S. oder 14. Tage vor sich, die ihm Gott durch seinen Engel im Trauma zu thun befohlen, und zusagen lassen, er solle auf derselbigen reich werden. Das Reich werden war der Frau ein angenehmer Thon in den Ohren, drum wünschte sie ihm viel Glück und des Himmels Geleite auf den Weg. — Er kam zu Regensburg glücklich an, gieng etliche Tage auf der Brücke hin und her spazieren, und gleichwohl meldete sich der Reichthum noch nicht. Er suchete immerzu auf der Erden, vermeinete einen Beutel mit Ducaten gespicket zu finden, aber vergebens. Er sahe alle vorbey gehende Leute mit betrübten Augen an, aber niemand wolte ihm [?] trösten. Drum gieng er voller Sorgen wiederum ins Quartier und resolvirete sich, des andern Tages darauf abzureißen und seine Heimath wieder zu suchen. Da er nun folgenden Morgen mit seinem Rantzen über die Brücke gieng, nochmals suchete und die Leute so betrübt ansahe, begegnete ihm von ohngefähr ein Mann, der ihm [?] befragete, was er vor grosse Sorgen und Grillen im Kopffe stecken hätte. Der Bauer erzehlete ihm seinen gehalten Traum und grosse Armuth, daß er kaum noch einige Kreuzer zur Heim-Reise habe. Jener versetzte: 'Ihr habt wunderbar gehandelt, daß ihr euch auf einen blosen Traum eine so weite Reise zu thun unterfangen. Träume be-thören die Leute. Es ist nicht lange, so traumete mir auch, ich solte nacher Stelzen ins Voigt-Land gehen, da würde vor dem Dorffe eine sehr hohe Kieffer stehen, unter derselben solte ich graben und vieles Geld finden. Wenn ich nun hinaus gelauffen, wäre es mir vielleicht eben so wie euch ergangen. Weil ihr aber von Stelzen seyd, könnet ihr wohl nachsehen, ob es denn wahr ist, daß was darunter lieget. Und damit ihr desto füglichlicher fortkommen möget, will ich euch nach meinen wenigen Vermögen einen Zehrpennig auf die Reise mitgeben.' Er reichete ihm also einen Gulden, wünschte Glück und gieng seiner Wege. — Wer war froher als der Bauer, theils daß er sich nunmehr nicht heim betteln dürffen, theils auch, weil er einige Hoffnung etwas zu finden bekommen. Er stunde zwar lange bey sich an und zweiffelte sehr, daß Geld unter gedachten Baum liegen möchte, weil er in derselbigen Gegend vielmahls gearbeitet und gleichwohl nichts gefunden. Gut, sagte er, wenn was drunter ist, so darff mir das Graben niemand wehren. Der Baum stehet auf meinem Grund und Boden (wie es denn auch wahr gewesen). — Er came mit ledigen Schub-Sack nach Hauße, darüber seine Frau trefflich scheele Augen machte. Der Mann achtete aber diese Aspecten gar nicht, nahm Haue und Schaufel und wanderte damit zum Baum, war auch so glücklich, daß er in kurtzer Zeit einen grossen kupffernen Keßel mit dem schönsten alten Gelde gefunden. Er steckte ein, was er in Hosen und Wambs bringen kunte, machte das Loch wieder zu, holte seine Frau, und nachdem er das erstere ausgeleeret, giengen sie miteinander hinaus und trugen vollends herein, was noch draussen war.

Der Erzähler fügt hinzu, daß jedermann in der Gegend diese Historie für wahr halte und daß die Kiefer, worunter der Schatz gelegen haben soll, sehr hoch und auf fünf Meilen Wegs zu sehen sei.

Eine niederländische Sage, die der Leeuwardener Philolog Jan Fongers<sup>1)</sup> 1607

1) J. Fungerus, *Etymologicon trilingue latinum, graecum et hebr.* (Lugd. 1607) p. 1110 s. v. *Somnus* = *Journal of philology* 6, 191 (1876). — Auf Fongers gehen direkt oder indirekt zurück: S. Goulart, *Thresor des histoires admirables et mémorables de nostre temps* 3, 366 (Col. 1614); M. Zeiller, *Centuria epistolarum miscellaneorum* 1663 S. 133 = *Epistolische Schatzkammer* (Ulm 1683) S. 805 nr. 656; J. Prätorius, *Ausbund von Wündschehruthen* 1667 S. 372; Q. Kuhlmann, *Lehrreicher Geschichte-Herold* 1673 S. 183 bis 188; Schiebel, *Historisches Lust-Hauß* 1, 186 nr. 50 (1682); *Abr. a. S. Clara, Judas* 1, 4 (1686); *Misander, Deliciae biblicae vet. testam.* 1705, S. 470; *Centifolium stultorum* 2: *Mala gallina mahm ovum* (um 1711) S. 343; *Männling* 1714 S. 214; *Vade Mecum für lustige Leute* 5, 60 nr. 111 (1783).

aufgezeichnet hat, berichtet von einem verschwenderischen Jünglinge zu Dordrecht, den sein Traum auf die Brücke zu Kampen (Kempen) wies und der von dort zu einem Hagebuttenstrauch in Dordrecht zurückgehen musste:

Rem, quae contigit patrum memoria, ut veram ita dignam relatu et saepenumero mihi assertam ab hominibus fide dignis apponam. Iuvenis quidam in Hollandia, Dordraci videlicet, rem et patrimonium omne prodegerat conflatoque aere alieno non erat solvendo. Apparuit illi quidam per somnium monens, ut se conferret Campos: ibi in ponte indicium aliquem facturum, quid sibi, ut explicare se posset illis difficultatibus, instituendum foret. Abiit eo, cumque totum fere diem tristis et meditabundus deambulationem supra praedictum pontem insumpsisset, misertus eius publicus mendicis, qui forte stipem rogans illic sedebat: 'Quid tu', inquit, 'adeo tristis?' Aperuit illi somniator tristem et afflictam fortunam suam et qua de causa eo se contulisset, quippe somnii impulsu huc se profectum et expectare deum velut a machina, qui nodum hunc plus quam Gordium evolvat. At mendicis: 'Adeone tu demens et excors, ut fretus somno, quo nihil inanius, huc arripes iter? Si huiuscemodi nugis esset habenda fides, possem et ego me conferre Dordracum ad eruendum thesaurum sub cynosbato defossum horti cuiusdam (fuerat autem hic hortus patris somniatoris huius) mihi itidem patefactum in somno.' Subticuit alter et rem omnem sibi declaratam existimans rediit magno cum gaudio Dordracum et sub arbore praedicta magnam pecuniae vim invenit, quae ipsum liberavit, ut ita dicam, nexu inque lautiore fortuna, dissoluto omni aere alieno, collocavit.

Nach andern<sup>1)</sup> wird auf der Lübecker Brücke ein Magdeburger Kaufmannsdiener unter die Kirchofslinde zu Apenburg auf der Insel Wollin oder ein Bäcker-gesell unter die Linde zu Mölln geschickt. Bei Musäus<sup>2)</sup> sendet ein erlöster Geist den Jüngling auf die Weserbrücke nach Bremen zurück. Und noch mehr Orte finden wir in den Sagensammlungen des 19. Jahrhunderts angegeben: die Papenbrücke in Amsterdam (Dykstra, Uit Frieslands volksleven 2, 106 = Revue des trad. pop. 15, 294; Schuster in Oosterlittens; Kristensen, Danske sagn 3, 487 nr. 2452; Mann aus Tönning), die Rheinbrücke in Coblenz (Ph. Wirten, Aus dem Hochwalde 1867 S. 78: 'Zu Rinzenberg ein armer Mann', Gedicht. Lohmeyer, oben S. 286), die Nahebrücke in Bingerbrück (oben S. 289), Mainz (Wolfram, Sächsische Volkssagen 1863 S. 18. Oben S. 289), Frankfurt a. M. (Henninger, Nassau in seinen Sagen 1845 3, 52; Hans in Hasselbach, Gedicht. Bindewald, Oberhess. Sagenbuch 1873 S. 31 und 189. Bayerland 1904, 466: Pilsterhof bei Brückenau), Mannheim (oben S. 288), Heidelberg (Baader, Volks-sagen aus Baden 1851 nr. 296: Hirt in Mühlbach), Sitten (Jegerlehner, Was die Sennen erzählen 1908 S. 86: Rhonebrücke), Thun (Runges hsl. Sagensammlung, über die ich im Schweizer. Archiv für Volkskunde 13 berichten werde), Uri (Walliser Sagen 1907 2, 12 = 1872 1, 154, 157). Zirl (Zingerle, Sagen aus Tirol 1859 nr. 446 = 1891 nr. 624. Alpenburg, Alpensagen 1861 S. 81), Innsbruck

1) Reinh. Bakius (aus Magdeburg, 1587—1657), Commentarius in Psalterium Davidis 1664 3. 395a (zu Ps. 127, 2: 'Historiolam, quam a parentibus puer audiui.' Von dem Schatzfinder rührt das Magdeburger Haus zur Apenborch am Breitenweg nahe der Katharinenkirche her). Danach Misander, Deliciae biblicae vet. testam. 1699, S. 1028. Männling 1714 S. 216. — Der ungewissenhafte Apotheker S. 132 (cit. bei Grimm, DS). Müllenhoff, Sagen von Schleswig-Holstein 1845 nr. 279. Deecke, Lübsche Geschichten 1852 nr. 86. Frahm, Deutsche Sagen 1893 S. 249.

2) Musäus, Stumme Liebe (Volksmärchen 2, 82 Hempelsche Ausg.). Andrä, Studien zu Musäus (Diss. Marburg 1897) S. 18 vermutet Benützung Abrahams a. S. Clara. Eine ganz ähnliche Fassung vernahm W. Wisser von einem alten Arbeiter in Malente bei Eutin. F. Weisser, Der Freund auf der Brücke (Romanzen 1823 S. 55 = Dietrich, Braga 9, 216. 1828).

(Alpenburg S. 314), Bozen (Zingerle<sup>1</sup> nr. 445 = <sup>2</sup> nr. 623: Feigenbrücke), Stall im Mölltal (Alpenburg S. 313. Rappold, Sagen aus Kärnten 1887 nr. 38). Villach (Rappold nr. 36. 37), Prag<sup>1</sup>), Dresden (Zs. f. Spiritismus 13, 177. 1909), München (Alpenburg S. 80), Cassel (Curtze, Volksüberlief. aus Waldeck 1860 S. 252), Hameln (Schambach-Müller, Niedersächsische Sagen 1855 S. 107 nr. 136), Münden (ebd. S. 351), Triptis (Bechstein, Thür. Sagenbuch 1858 2, 102), Gera (Eisel nr. 470; auf der Brücke bricht dem Fuhrmann ein Rad), Erfurt (Kruspe, Sagen der Stadt Erfurt 2, 49. 1877), Lauterberg (Pröhle, Harzsagen 1851 S. 199). Magdeburg (Voges. Sagen aus Braunschweig 1895 S. 320 nr. 287), Berlin (Niederhöffer, Mecklenburgs Volkssagen 4, 199 = Bartsch, Sagen aus Mecklenburg 1, 226. 1879. Brunk, Garzigar 1901 S. 17 = Blätter für pommersche Volkskunde 9, 49: auf der grünen Brücke), Hamburg (Bartsch 1, 227. Eine Erzählung aus Fehmarn in W. Wissers hsl. Sammlung), Flensburg (Thiele, Danmarks folkesagn 1843 1, 357 = Thorpe, Northern mythology 2, 253: Mann aus Tanslet auf Alsen). In Dänemark erzählt man die gleiche Geschichte von den Südbrücken zu Veile (Thiele 1, 246. Kristensen, Danske Sagn 3, 484 nr. 2443. 2447) und Randers (Grundtvig, Gamle danske minder 1854 1, 190 = 1861 1, 179. Kristensen nr. 2442. 2444. 2445) und von der Heu- oder Knüppelbrücke zu Kopenhagen (Kristensen nr. 2441. 2446. 2453), in England und Schottland von der Themsebrücke zu London<sup>2</sup>), in Irland von der Thomondbrücke zu Limerick (Killinger, Erin 3, 215. 1847), im Wälschtirol vom Rialto zu Venedig (Alton, Proverbi delle valli ladine 1851 p. 71), in Sizilien von der 1113 erbauten Brücke der Köpfe bei Palermo (Pitrè, Fiabe popolari siciliani 1875 4, 11 nr. 203 'Lu vicerrè Tunnina' = Crane. Italian popular tales 1889 p. 239. Liebrecht, Zur Volkskunde 1879 S. 93).

Es kann kein Zweifel walten, dass all diese Sagen trotz einzelner Verschiedenheiten auf ein gemeinsames mittelalterliches Original zurückgehen, welches das

1) Meletaon (= J. L. Rost † 1727), Tugendschule o. J. S. 570: Der Wiener Fortunatus hört durch einen blinden Bettler auf der Prager Brücke von einem Schatze im Fasanengarten zu Schönbrunn. Bei Alpenburg, Alpensagen S. 314 träumt ein krainischer Baner, bei Hüser, Beiträge zur Volkskunde 2, 20 (Progr. Warburg 1898) ein Mann in Busch bei Attein: 'Zu Prag auf der Brück da wirst du finden dein Glück', bei Treichel (Zs. des histor. V. für Marienwerder 20, 69. 1886 = Behrend, Westpreuss. Sagenschatz 2, 62. 1906) ein Mann zu Stolzenberg bei Danzig. — Čechische Fassungen bei Kulda 2, 104 nr. 89, Menšik 2, 221 und S. 138 nr. 43, Hraše nr. 5, Bayer 1, 28 nr. 8 (Brünn), Svátek S. 117: verdeutsch von V. Tille in Veckenstedts Zs. f. Volkskunde 3, 132—136 (1891) = Revue des trad. pop. 6, 399 und von A. Hauffen oben 10, 432—435.

2) New help to discourse (1619, 1696 u. ö.) = The Antiquary 11, 168 (1885). Roger Twysden. Reminiscences ed. Hearne p. 299 (1652—53) = Blomefield, History of Norfolk 3, 506 (1769) = 2. ed. 6, 211 (1805). Diary of Abraham de la Pryme 1699 (gedruckt 1870 p. 220). Tho. Caii Vindiciae antiquitatis academiae Oxoniensis ed. Hearne 1, 84 app. (1730). St. James's Chronicle 1786, 28. Nov. Glyde, Norfolk Garland p. 69: vgl. Journal of Philology 6, 189 (Cowell), The Antiquary 10, 202. 11. 167 (Axon). 12, 121 (John Castillo, Poems in the North Yorkshire dialect 1878. 15, 45 (Hartland). Chambers, Fireside stories p. 12 und Popular rhymes of Scotland 1826 p. 239. Jacobs, More english fairy tales 1895 p. 91 (nach A. de la Pryme) = Dähnhardt, Schwänke aus aller Welt 1908 nr. 24. — Bemerkenswert ist die Anknüpfung der Sage an ein auffälliges Denkmal. Die Holzfigur eines wandernden Hausierers mit seinem Hunde in der Kirche zu Swaffham in Norfolk, die den Namen des Kirchenvorstehers John Chapman symbolisiert, der 1462 das nördliche Seitenschiff erbaute, ward vom Volke gedeutet als ein auf jene wunderbare Weise zu Reichtum gelangter 'Pedlar', während man in einem ähnlichen Glasgemälde in der Kirche zu Lambeth (Antiquary 10, 202) die Liebe des 'Dog-Smith' zu seinem Hunde erblickte.



häufig vorkommende Motiv des im Traume geschauten Schatzes<sup>1)</sup> auf eigentümliche Art weiterbildet. Die Verheißung des Traumes geht, wie J. Grimm (Kl. Schriften 3, 424) sagt, nicht unmittelbar und geradezu in Erfüllung, sondern erst im Umweg und gleichsam Rückschlag auf den Handelnden, der, was sich anfangs in die Ferne zu schieben scheint, zuletzt in seiner Nähe eintreffen sieht. Ich möchte ferner auf die in der ältesten Fassung des Karlmeinet beobachtete poetische Gerechtigkeit hinweisen: zwei träumen von demselben Schatze, aber nicht dem dünnköpfigen Reichen wird er zu teil, der keinen Fuss darum rühren mag und den Andersdenkenden als einen Narren misshandelt, sondern dem Bedürftigen, welcher einfältig gläubig der Geistermahnung gehorcht. In späteren Fassungen, wo dieser Charakterunterschied verwischt ist, wird bisweilen der zweite Schatzträumer vom Helden aufgefordert, gemeinsam mit ihm die Hebung des Geldkessels vorzunehmen; so in der Erfurter, einer dänischen (Kristensen 3, 487 nr. 2453) und einer tschechischen Erzählung (oben 10, 433). In dänischen und englischen Varianten erweist der glückliche Schatzfinder nachträglich seine Würdigkeit, indem er eine Kirche ausbaut oder neu erbaut<sup>2)</sup>: sein reicher Bruder, der diesen Vorsatz für windige Prahlerei hält, verspricht den Turm zu bauen oder die Glocken zu schenken und erbängt sich nachher aus Ärger (Thiele 1, 246. Kristensen 3, 484 nr. 2442. 2447). Eine eigentümliche Häufung der Glücksfälle erscheint in mehreren englischen Berichten; auf dem Deckel der Schatzkiste steht eine lateinische Inschrift, welche auf einen zweiten darunter vergrabenen Vorrat von Kostbarkeiten hindeutet und auf englisch lautet: 'Under me doth lie | Another much richer than I' oder 'Where this stood, | Is another as good' oder 'Look under, and you will find better' (Antiquary 10, 205. 11, 168). Ebenso erblickt in einer tschechischen Sage (Tille, ZfVk. 3, 135) ein polnischer Kaufmann in der Stube des Schatzfinders den Schieferstein, mit dem das Geld zugedeckt gewesen war, und liest ihm die darauf eingeritzten Worte vor: 'Je tiefer du graben wirst, um so mehr wirst du finden'. Da derselbe Zug auch in Friesland (Dykstra 2, 106), Dänemark (Kristensen, Danske Sagn 3, 487 nr. 2452), Mecklenburg (Bartsch 1, 227) und Pommern (Bl. f. pomm. Volkskunde 9, 50: 'Hier sind wi unse Breider zwei, aber im Garde undre grote Fliederbom sind unse Breider drei') überliefert ist, läßt sich hier einmal der Weg der Tradition mutmaßen. Statt des Schatzes wird dem Träumer in einer mecklenburgischen Variante (Bartsch 1, 226) die verlorene Besitzurkunde, in einer rheinländischen (oben S. 289) die Kreuznacher Solquelle zu teil. Der Einfluss eines andern Sagenkreises tritt in hessischen, voigtländischen und Harzer Sagen (Bindewald S. 189. Eisel nr. 472—473. Pröhle S. 199) zu tage; infolge voreiliger Reden versinkt der Schatz, wird zu Kot oder gerät in eines andern Hände. In andern Fällen ist der Eingang verstümmelt; der Traum ist weggefallen bei Rappold nr. 37, Frahm S. 249 und Bindewald S. 31, an seine

1) Vgl. z. B. Wolf, Hessische Sagen 1853 nr. 47. Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes nr. 470. 472. Kristensen, Danske Sagn 3, 481. 486. J. Frey, Gartengesellschaft 1896 S. 243.

2) In der irischen Sage erbaut Randal Maccarthy das Schloss Ballinacarrig und zwei kleinere Schlösser mit seinem neuerworbenen Reichtume; in der oben S. 286 angeführten deutschen Fassung zeugen noch drei stattliche Häuser zu Rinzenberg, in der Magdeburger (oben S. 293) ein Haus am Breitenweg von dem Helden. — Dass ein Schatzgräber einen Kirchenbau gelobt, kommt bei Crusius, Annales Suevoici 1, 307 (1595) = J. Prätorius, Wündscherube 1667 S. 9 vor (Kesselburg, Wardhausen). Modern rationalistisch klingt eine Walliser Sage (1907 1, 106), in der ein Schatzgräber auf der Brücke zu Brig die Weisung erhält, heimzugehen und sparsam und fleissig zu werden.

Stelle tritt bei Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 1, 355 = Kuhn, Westfälische Sagen 1, 163 die Belauschung eines Gespräches auf der Brücke; ähnlich Zingerle<sup>2</sup> nr. 622 und Alton, Proverbi delle valli ladine 1881 p. 71. Gemeinsam ist allen angeführten Sagen, mit Ausnahme einer entstellten thüringischen und zweier dänischen (Bechstein 2, 102. Thiele 1, 357. Kristensen 3, 483), die Brücke als Schauplatz der Begegnung beider Schatztrümer. Wir brauchen uns kaum daran zu erinnern, dass die Brücke in Balladen, Liebesliedern, Kinderspielen<sup>1)</sup> eine nicht unbedeutende Stelle einnimmt, dass auf Brücken Verkaufsbuden aufgeschlagen waren wie noch in Venedig, Florenz, Kreuznach und ehemals auf dem Berliner Mühlendamm<sup>2)</sup>, und dass sogar Gerichtssitzungen und Tänze<sup>3)</sup> dort gehalten wurden, sondern es genügt uns, dass eine Brücke als Ort des regsten Menschenverkehrs<sup>4)</sup> für jene Begegnung besonders geeignet war, und dass sich unsere Sage natürlich am häufigsten an eine alte und berühmte Brücke wie die zu Regensburg oder Prag anschloss.

Gerade dieser Zug fehlt nun in einer orientalischen Fassung unserer Sage, deren Ursprung ebenfalls weit zurückliegt. In der grossen arabischen Märchensammlung der 1001 Nacht<sup>5)</sup> hört ein Mann zu Bagdad, der sich über den Verlust seines Reichthums härmte, nachts eine Stimme: 'Such dein Glück in Kairo!' Er wandert hin, legt sich abends in einer Moschee schlafen und wird, als man nahebei einen Einbruch entdeckt, als Dieb geprügelt und ins Gefängnis geworfen. Beim Verhöre, das nach drei Tagen stattfindet, verlacht ihn der Wäl: 'Auch ich träumte dreimal, in Bagdad sei im Garten eines Hauses neben dem Springbrunnen eine Geldsumme vergraben, aber ich hütete mich hinzugehen'. Da merkt der Mann, dass sein eignes Haus gemeint sei, kehrt heim und findet den Schatz. — Wir wissen, dass die Geschichten der 1001 Nacht verschiedenen Alters sind, weil die arabische Sammlung auf Grund der wohl im 10. Jahrhundert übertragenen persischen 'Tausend Abenteuer' (Hezâr afsâne) ganz allmählich entstand; doch lässt sich das hohe Alter unserer Geschichte daraus erweisen, dass sie bereits der 995 verstorbenen Araber Tanûhî<sup>6)</sup> und der persische Dichter Dschalâl-uddîn

1) Erk-Böhme, Liederhort nr. 1 'Wassermanns Weib', 43c 'Schäfer und Edelmann', 65d 'die gefangenen Reiter', 134 'Mädchen und Landsknecht', 213 n. 1798 'Zu Frankfurt an der Brücke', 550 'Zu Coblenz auf der Brücken'. Böhme, Kinderlied S. 522. Feilberg, Bro-brille-legen 1905. Grundtvig, Danmarks gamle folkeviser nr. 38 'Agnete og have-manden' und 147. Bebel, Proverbia germanica 1879 nr. 43: 'Pons polonicus'. Leroux, Dictionnaire comique 1718: 'La foire est sur le pont'. Zeiller, Schatzkammer 1683 S. 57: 'A los ojos tiene la muerte, quien a caballo passa la puente.' Die Brücke von Mautribles im Fierabras-Roman ward auch von Calderon (La puente de Mantible) verherrlicht.

2) Hierfür zeugen wohl auch Strassenamen wie Goldschmiedebrücke (Magdeburg), Fischerbrücke (Berlin, Hamburg), Kipperbrücke (Hamburg), Metzgerbruck (Colmar).

3) Grimm, Rechtsaltertümer<sup>4</sup> 2, 419f. Liebrecht, Zur Volkskunde 1879 S. 435f. Donceux, Romancéro français p. 73: 'Le roi Loys est sur son pont' und 399: 'Au pont de Nantes', 'Sur le pont d'Avignon'. Ulrich von Lichtenstein 173, 17 ed. Lachmann (Turnier zu Treviso). A. d'Ancona, Origini del teatro italiano 1891 1, 94 (Schauspiel in Florenz 1304). Reiches Material bei Scbillot, Les travaux publics et les mines dans les traditions et les superstitions de tous les pays 1894 p. 85—262: Les ponts.

4) Ein altes Pariser Sprichwort sagt: Sur le Pont-Neuf on voit toujours un cheval blanc, un prêtre, un soldat et une fille (Gaidoz-Scbillot, Blason populaire de la France 1884 p. 45).

5) Tausend und eine Nacht übersetzt von Henning 7, 152 (1896); vgl. Chauvin, Bibliographie arabe 6, 94 nr. 258. Burton (The book of the 1001 nights 1885 10, 151 = 1894 8, 136) behauptet ohne Angabe von Gründen, die Geschichte sei historisch.

6) Im Kitâb al farag, wie Chauvin, Revue des trad. pop. 13, 195 nach dem vor 1434 abgefassten Tamarât al awrâq 2, 162 (1890) mitteilt.

Rumî<sup>1)</sup> († 1273) übereinstimmend berichten; nur erwähnt jener statt des Springbrunnens einen Baum, während dieser den Ort im Hause nicht genauer beschreibt.

Vergleichen wir diese Version des 10. Jahrhunderts mit dem Eingange des französisch-niederländischen *Mainet*, so müssen wir in dem letzteren die geschickte Ummodellung eines arabischen Vorbildes erkennen, das in der Zeit der Kreuzzüge nach Westeuropa gelangte. Die Handlung ist auf einen Tag zusammengedrängt und wirkungsvoller inszeniert: der Held wird nicht als Dieb geprügelt und mehrere Tage eingekerkert, sondern erhält den Backenstreich wegen seines leichtgläubigen Vertrauens auf den Traum und erfährt unmittelbar darauf den Ort, wo der Schatz liegt: auf beides ist aber der Hörer vorbereitet durch die Verkündigung des Zwerges von Lieb und Leid. Wenn ferner der eine Ort der Handlung, die Brücke zu Paris, sehr passend gewählt ist, verrät der andre, Hoderichs Heimat Balduch, noch deutlich die orientalische Abstammung der Erzählung; denn Balduch, worin J. Grimm das französische *Bailly* wiedererkennen wollte, ist nach Chauvins einleuchtender Auffassung (*Revue* 13, 195; vgl. *Romania* 28, 156) ursprünglich nichts anderes als Baldach oder Bagdad. Wer trotzdem noch an der arabischen Herkunft unserer Sage zweifeln sollte, der möge sich die Schwierigkeiten vergegenwärtigen, denen die Annahme ihrer Wanderung in entgegengesetzter Richtung begegnen würde.

Noch andre Ausgestaltungen hat dasselbe Motiv im Orient erlebt, die sich indes von den europäischen Fassungen weiter entfernen. In einer jüdischen Sage<sup>2)</sup>, in der wir vielleicht eine Vorstufe der arabischen Erzählung zu erblicken haben, erscheint an Stelle des zweiten Schatzträumers ein weiser Rabbi, der den Traum richtig auslegt. Als dem um 150 n. Chr. lebenden Rabbi Josua bar Chalafta jemand erzählt, er habe im Traum den Befehl erhalten nach Kappadokien zu gehn, um den Nachlass seines Vaters zu übernehmen, fragt jener: 'War dein Vater je in Kappadokien?' — Nein. — 'So geh und suche unter dem zwanzigsten Balken deines Hauses!' Hier ist also das Wort Kappadokien aus dem Griechischen gedeutet: Kappa = Zahlzeichen für 20, dokos = Balken. — In einer späteren Erzählung der 1001 Nacht<sup>3)</sup> ist das Motiv zu einer dreimaligen Traumerscheinung desselben Greises abgeblasst, der den Prinzen Sein-el-Asnâm von Basra nach Kairo und dann wieder heimsendet, um ihm dann den Schatz im Palast zu offenbaren.

1) Im *Mathnavi* 6, 87; s. Hammer, *Sitzungsber. der Wiener Akademie* 7, 829 und Cowell, *Journal of philology* 6, 193. — Ferner wiederholen *Muwaffaqaddin b. 'Otmân* (*Mursid az zûwâr ilâ qubûr al abrâr*, um 1370. *The 1001 nights transl. by E. W. Lane* 1865 2, 461: ein ägyptischer Heiliger wandert nach Bagdad und zurück nach El-Fustât-Ed) und *Ish'âqî* (*Let'âif Akbar el anal*, geschr. 1624. *Basset, Revue* 14, 111) die Erzählung. Auch *Guenette, Les sultanes de Guzarate ou les songes des hommes éveillés, contes mogols* (1732, soirée 4. 11. 15 = *Cabinet les fées* 22, 368. 454–459. Genève 1786) ahmt sie nach.

2) *Midrasch Bereschit Rabba* 68, 12 (übertr. von A. Wünsche 1881 S. 332) und *Midrasch Echa Rabbati* 1, 1 (übertr. von Wünsche 1881 S. 55). Vgl. den Talmud, *Ma'aser scheni* 4 fol. 55b (Talmud traduit par M. Schwab 3, 244. 1879) und *Berachoth* fol. 56b (Talmud übers. von Wünsche 1, 78. 1886 = Schwab 1, 461), wo Kappadokien von R. Ismael in כַּפּוֹת (Balken) und דָּעָזָא (zebu) zerlegt wird. S. Krauss, *Griechische Lehnwörter im Talmud* 2, 559 (1899). *Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde* 2, 75 (1898) und 10, 74 (1908). — Auch in einer färöischen Sage (oben 2, 154) deutet eine weise Frau einen seltsamen Schatztraum (Rücken zwischen zwei Seen = Nase zwischen den Augen).

3) Übersetzt von Henning 20, 114; vgl. *Chauvin, Bibliographie arabe* 7, 165 nr. 412. Ein darauf zurückgehendes deutsches Märchen *Bei Pröhle, KVM. 1853 nr. 12* verkürzt die Einleitung.

nachdem er seinen Gehorsam auf die Probe gestellt hat. Im türkischen Roman von den vierzig Veziern<sup>1)</sup> wird Numân auf gleiche Art von Kairo nach Damaskus und wieder zurück geschickt. — Dass ein doppelter Traum zwei einander bisher Fremde zusammenführt, kommt auch in andern Erzählungen vor, die nichts mit einer Schatzhebung zu tun haben. So träumen in der Apostelgeschichte 9, 10f. 10, 3. 30 Paulus und Ananias, Petrus und Cornelius von einander; Ähnliches begegnet in Heiligenlegenden, in orientalischen Liebesromanen (R. Köhler, Kl. Schriften 1, 197. Chauvin, Bibl. arabe 5, 132. 205. 6, 104), auch in einer arabischen Erzählung des 869 zu Basra verstorbenen Gâhiz (Beautés et antithèses 88—90), mit der mich die Freundlichkeit von Herrn Prof. V. Chauvin in Lüttich bekannt machte<sup>2)</sup>.

Es hat sich somit von neuem ergeben, dass neben der schriftlichen Fortpflanzung der Erzählungsstoffe deren mündliche Ausbreitung und Lokalisierung bis auf den heutigen Tag fort dauert. Wir gewahren ferner, dass sich unter unsern deutschen Ortssagen eine orientalische Novelle befindet, der man ihre Herkunft nicht mehr ansieht und die offenbar mit den Heldendichtungen, die sich an die gefeierte Person Karls des Grossen anschlossen, aus Frankreich eingewandert ist. In Frankreich ist sie seither aus dem Gedächtnis des Volkes verschwunden, dagegen hat sie in den Niederlanden, in Deutschland, England, Dänemark wie bei den Čechen Wurzel geschlagen und lebt auch noch in Sizilien fort.

Berlin.

Johannes Bolte.

### Zum Märchen von der Tiersprache.

Unter den Märchen, die Th. Benfey als Material für eine eingehendere Untersuchung auswählte, befindet sich auch das Märchen von der Tiersprache. Ein Mann lernt die Sprache aller Tiere verstehen, ist aber dem Tode verfallen, wenn er jemandem etwas von seiner Kunst verrät. Die Frau des Mannes erkennt einmal an dessen geheimnisvollem Lächeln, dass etwas in ihm vorgeht, worüber er nicht mit ihr sprechen will, und verlangt selbst auf die Gefahr, dass ihr Mann sein Leben lassen muss, in das Geheimnis eingeweiht zu werden. Der Mann will dem unablässigen Drängen seiner Frau schon nachgeben, als er aus der Unterhaltung zweier Tiere neuen Mut schöpft und sich entschieden weigert, die Neugier der Frau zu befriedigen. In der diesem Märchen gewidmeten Untersuchung (Orient und Occident 2, 133. 1864 = Kleinere Schriften 3, 234) gibt Benfey mehrere ältere literarische Fassungen wieder, von neueren Aufzeichnungen aus dem Volksmund kennt er aber nur zwei: eine serbische und eine afrikanische. Das Sammeln von Volkspoese steckte damals noch so sehr in den Anfängen,

1) Übersetzt von Behrner 1851 S. 270: vgl. Chauvin, Bibl. arabe 8, 151 nr. 152.

2) Der Yarbūit Nogaiĥ (Maidāni, Proverbes 1, 480: Logaĥa) verirrt sich auf der Jagd und trifft einen zerlumpten blinden Schwarzen, vor dem ein Haufe Gold liegt. Wie er danach greift, vermag er seine Hand nicht zu rühren; aber der Blinde verheisst ihm alles, wenn er ihm Sa'd, Hašrams Sohn, bringe. Nogaiĥ macht sich auf und erhält im Traume Nachricht über den Stamm des Gesuchten. Auch Sa'd hat von Nogaiĥ geträumt; beide treffen sich und wandern zu dem Blinden. Sie finden aber nur das Gold, geraten darüber in Streit, und Nogaiĥ erschlägt den Sa'd. Da stürzt der Blinde, in einen Gül verwandelt, auf die Leiche und verzehrt sie. Entsetzt flieht Nogaiĥ, das Gold im Stich lassend.

dass sich der Forscher mit wenigen vereinzelt rein volkstümlichen Proben begnügen musste. Die Zahl der Varianten ist seitdem natürlich stark gewachsen. Es ist jedoch nicht meine Absicht, das Märchen hier genauer zu untersuchen, dazu fehlt mir allein schon die erforderliche Literatur<sup>1)</sup>. Ich möchte vielmehr diesmal den Märchenforscher mit einigen Fassungen bekannt machen, die wegen der Fremdheit der Sprache schwerer zugänglich sind. Der grösste Teil von ihnen existiert nur handschriftlich.

Wir wenden uns zuerst den finnischen Varianten des Märchens zu. In Finnland scheint es nicht sehr häufig zu sein. Obwohl ich sämtliche Handschriftensammlungen der Finnischen Literaturgesellschaft durchgesehen habe, in denen von ein und demselben Märchen oftmals 50—60 Fassungen, mitunter sogar noch mehr, vorliegen, habe ich von diesem Märchen nur 11 Varianten angetroffen. Wir beginnen mit einer ostfinnischen, im Kirchspiele Jaakkima (Län Wiborg) aufgezeichneten Variante<sup>2)</sup>, die auch gedruckt unter dem Titel 'Die sprechenden Tannen' in der Sammlung 'Suomen kansan satuja' (Finnische Volksmärchen) Bd. 2, Nr. 5 erschienen ist. Der Held des Märchens ist hier ein Jäger, der mit seinen beiden Hunden in den Wald auf die Jagd geht. Als er unter einer grossen Tanne ein Feuer angemacht hat, bemerkt er in dem Baume eine Schlange. Sie verspricht dem Mann alle Sprachen der Welt mitzuteilen, wenn er sie aus dem Feuer rette. Nach ihrem Rate fällt er einen anderen Baum und stellt denselben an die Tanne, und daran kriecht die Schlange herunter. Der Mann lernt die Sprachen, darf aber niemandem etwas von seinem Können sagen. Während er ruht, hört er seine Hunde und die Bäume sprechen. Der eine Hund sagt zu dem anderen: „Bleib du hier und halte beim Herrn Wache, ich gehe nach Hause, dahin kommen Räuber.“ Eine dem Sterben nahe Tanne sagt zu einer zweiten, sie falle auf etwas Gutes, und der Mann findet unter der Wurzel der Tanne einen schwarzen Fuchs und eine Geldkiste, wodurch er reich wird. Zu Hause lacht er einmal, als er ein Spatzenweibchen zu seinen Jungen sagen hört: „Fresst nicht von der Erde, fressst von der Spitze! Was auf der Erde liegt, gehört uns“, und veranlasst dadurch seine neugierige Frau, die gerade Pirogen backt, sich nach dem Grund des Lachens zu erkundigen. Des unausgesetzten Drängens seiner Frau überdrüssig, beschliesst der Mann zuletzt das Geheimnis zu verraten und bereitet sich zum Sterben vor. Aber da hört er den Hahn sagen: „Ich habe 50 Weiber und kann sie alle regieren, mein Herr hat nur eins und kann nicht einmal mit dem fertig werden.“ Der Mann wird dadurch ermutigt, prügelt seine Frau gehörig, und danach leben sie einträchtig miteinander.

Sehr ähnlich sind eine südfinnische, eine westfinnische und eine mittelfinnische Version. Die erste von diesen stammt aus dem Kirchspiel Ingå<sup>3)</sup> in Län Nyland, die zweite aus dem Kirchspiel Kauvatsa<sup>4)</sup> in Län Åbo und Björneborg. Die

1) [R. Köhler, Kleinere Schriften 2, 610 f. Dazu noch F. v. d. Leyen, Archiv f. neuere Sprachen 116, 19. Katona, Keleti Szemle 2, 45. G. v. d. Gabelentz, ZdmG. 52, 287. Brandes, Tijdschrift voor indische Taalkunde 41, 460 Nr. 7. Bezemer, Javaansche en malaische Fabelen 1903 S. 202. Kampffmeyer, Mitt. des Berliner Seminars f. oriental. Sprachen 8, 2, 231 (Südalgerien). Junod, Les Bas-Ronga 1898 p. 316. P. Schullerus, Siebenbürg. Archiv 33, 649 (rumänisch). Kristensen, Skattegraveren 8, 157.]

2) Handschriftlich, Ahlqvist, Nr. 21. [Deutsch im Magazin f. d. Lit. des Auslandes 1858, 107 und bei Asbjörnens-Grässe, Nord und Süd 1858 S. 155; französisch bei Beauvois, Contes pop. de la Norvège 1862 p. 171.]

3) Handschrift Tyyskä, Nr. 3.

4) Handschrift Massa, Nr. 3.

ingäsche weicht darin von der jaakkimaschen ab, dass sie die Räuber, den Fuchs und das Gespräch der Spatzen nicht erwähnt. Der Fuchs fehlt auch in der anderen Variante, in der noch hervorgehoben werden mögen der zweihenkelige Geldkessel (statt der Geldkiste), das auf einer Roggenhocke sitzende Spatzenweibchen, das, um seine Jungen das Fliegen zu lehren, diese auffordert, von der Hocke und nicht von der Erde zu fressen, da die Körner auf der Erde ihnen gehörten, und schliesslich der Zweifel der Frau, dass ihr Mann sie wegen ihrer Hässlichkeit auslache.

Die mittelfinnische Variante ist im Kirchspiele Saarijärvi<sup>1)</sup> in Län Wasa aufgezeichnet und weicht von der jaakkimaschen in folgenden Punkten ab: Die Episode mit den Räufern fehlt und der sterbende Baum, unter dessen Wurzeln der Geldschatz versteckt ist, fällt auf einen Bären. Der Mann erbeutet sowohl den Bären als auch den Geldschatz. Der Spatz fordert seine Jungen auf, von der Spitze zu fressen und dann erst von der Erde, wenn das Korn geschnitten wird. Der Mann, der seiner Frau befohlen hat, Pasteten zu backen, hört dem Gespräch der Spatzen zu und fängt an zu lachen.

In den Hauptzügen deckt sich mit den vorstehenden Varianten eine Aufzeichnung aus dem Kirchspiel Ruskeala<sup>2)</sup> in Län Wiborg, wiewohl darin die verschiedenen Abschnitte der Erzählung teilweise anders abgefasst sind: Es sind anfangs drei Jäger. Während sie schlafen, erscheint eine grosse Schlange, wickelt sich um sie und fordert den besten Schützen auf, auf ihren Rücken zu steigen, widrigenfalls sie ihn auffressen würde. Sie trägt den Mann auf ihrem Rücken zu einer Weide und befiehlt ihm, eine andere noch grössere Schlange zu schiessen. Zum Lohn lehrt sie ihm in ihrem Neste die Sprachen aller Tiere, indem sie an einem Erlenspan entlangspricht, dessen eines Ende sie zwischen den Zähnen und dessen anderes der Mann hält. Auch in dieser Fassung fällt ein Baum (eine Fichte) auf einen Fuchs, dem der Mann das Fell abzieht. Das Gespräch der Spatzen ist fast dasselbe wie in den vorhergehenden Varianten. Der Hahn hat 12 Hennen hinter sich, und statt der Frau des Mannes erscheint die Frau von dessen ältestem Bruder. Das Märchen endet folgendermassen: Die Frau glaubt, der Mann lache über sie, und läuft daher mit einem Beil in der Hand hinter ihm her zu den anderen Brüdern, die auf dem Felde Heu aufstecken. Der Mann rettet sich auf einen Schober; als die Brüder aber den Bericht der Frau vernehmen, wollen sie ihn totschiessen. Da erzählt ein Rabe, dass die Brüder ihren Bruder umbringen wollen, und der Mann springt von dem Schober herab und entflieht.

In den beiden folgenden Varianten, von denen die eine aus dem Kirchspiele Korpilahti<sup>3)</sup> in Län Wasa und die andere aus dem Kirchspiele Karvia<sup>4)</sup> in Län Abo und Björneborg stammt, kommen wieder das Gespräch der Hunde und die Räuber vor. Als der Mann die Tiersprachen gelernt hat und sich darauf im Walde zur Ruhe niederlässt, hört er, wie der eine Hund zu seinem Gefährten sagt, das Haus des Herrn brauche einen Hüter, denn es sei von Räufern bedroht. Der eine Hund läuft denn auch schleunigst nach Hause, während der andere bei dem Herrn bleibt. Wir erwähnen noch, dass der sterbende Baum in beiden Varianten auf einen Fuchs fällt und das Spatzenweibchen ihren Jungen verbietet,

1) Handschrift Liljus 2, Nr. 89b).

2) Handschrift Savokarel. Landsmannsch. und Konvent der finnischen Elementar-anstalt zu Helsingfors, Nr. 79.

3) Handschrift Nurmio 3, Nr. 46.

4) Handschrift Mikkola, Nr. 78.

von der Erde zu fressen. Ihr Schluss stimmt mit dem der früher wiedergegebenen jaakkimaschen Variante überein, nur ist die Zahl der Hennen in der letzteren 40.

Eine Fassung aus dem Kirchspiele Ruskeala<sup>1)</sup> in Län Wiborg und eine andere aus dem Kirchspiele Mouhijärvi<sup>2)</sup> in Län Åbo und Björneborg weichen darin von den übrigen finnischen Varianten ab, dass sie nichts von dem Fallen des Baumes und der Geldkiste noch von den Vorbereitungen des Mannes auf den Tod erzählen. In der ersteren erfahren wir, wie der Mann nach der Erlernung der Sprachen von einer aus dem Feuer geretteten Maus (statt Schlange) aus dem Gespräch seiner Hunde vernimmt, dass seinem Hause eine Gefahr droht. Ebenso hört er aus dem Bericht des Hundes, der nach Hause gegangen war, an den anderen Hund, wie jener den Anschlag der Räuber durch sein Gebell vereitelt und wie ihn die Herrin aus Ärger über sein Bellen mit dem Fusse getreten hatte. Als der Mann dann nach seiner Heimkehr seine Frau fragt, warum sie den Hund getreten habe, wird diese böse, da sie meint, ihr Mann habe sie in der Nacht heimlicher Weise beobachtet. Das Märchen endigt mit der Erzählung von einem Hahn, der seine neun Hennen züchtigt und sich wundert, dass sein Herr seine eine Frau nicht in Zucht halten kann. In der anderen Variante ist das aus dem Feuer gerettete Tier wieder eine Schlange; aber diese lehrt den Mann die Sprachen nicht selbst, sondern dies tut ein Fuchs, zu dem sie den Mann bescheidet. Als der Mann durch seine Hunde von den Dieben hört, eilt er selbst nach Hause, verjagt die Diebe und sagt zu seiner Frau, er könne die Sprachen der Tiere, die er jedoch anderen nicht zu erklären wage, da er sonst seine eigene Fähigkeit verliere. Die Frau versucht sie ihm zu entlocken, aber da ruft der Hahn dem Manne aus dem Fenster zu: „Schlechter Mann, ich kann 40 Hennen regieren, du nicht eine Frau.“ Der Mann verrät denn auch seine Kunst nicht.

Die beiden übrigen Varianten sind nahe mit der ersten ruskealaschen Fassung des Märchens verwandt, obwohl sie im Vergleich mit den anderen finnischen Varianten freier erscheinen. Die erste von ihnen ist im Kirchspiele Maaninka<sup>3)</sup> in Län Kuopio aufgezeichnet. Der Held dieses Märchens ist der jüngere Sohn eines reichen Gehöfts. Als er einmal auf der Jagd ist, erwacht er mit einer neunköpfigen Schlange auf der Brust, die ihn bittet, eine zwölfköpfige Schlange zu schießen. Der Junge tut es und erhält zum Lohn die Sprachen der Tiere, Bäume usw. Alsdann folgt eine Erzählung von zwei Bäumen: unter den Wurzeln des einen liegt eine Geldkiste, der andere fällt auf ein gehörntes Tier. Zu Hause angekommen, leiht sich der Junge von seinem älteren Bruder ein Scheffelmass, um die Goldstücke zu messen, und lässt einige Goldstücke auf dem Boden des Masses zurück. Er hört einmal den Hahn die Hennen ausschelten und lacht darüber. Die Frau des Bruders glaubt, der Junge lache über sie, und klagt es ihrem Manne. Der Junge soll am folgenden Tage auf einem Heuschaber verbrannt werden, aber er springt auf den Rat eines Raben von dem Schober herunter und entflieht in die weite Welt.

In der anderen Variante, die ausserhalb der Grenzen Finnlands, in Ingermannland<sup>4)</sup>, zu Hause ist, sind es drei Brüder und zwei Schlangen, die geschossen werden sollen, beide mit nur einem Auge. Der Gang der Erzählung ist sonst derselbe wie in der vorhergehenden Variante, nur fehlt die Episode vom

1) Handschrift Olsoni, Nr. 22.

2) Handschrift Laine 4, Nr. 35.

3) Handschrift Lilius 3, Nr. 252.

4) Handschrift Saxbäck, Nr. 50.

Messen der Goldstücke, und die Brüder dingten den Helden des Märchens als Tagelöhner, als sie sehen, dass er viel Geld hat. In der Absicht, ihn zu töten, befehlen sie ihm, einen Heuschaber zu machen; aber ein Vogel singt seinen Jungen zu: „Kommt, warmes Blut zu trinken, wenn der Bruder den Bruder erschlägt!“ und auch der Junge gibt zugleich an, dass er der Bruder seiner Herren sei. Er bleibt am Leben, und die Brüder verheiraten ihn.

In den finnischen Fassungen sind namentlich das Gespräch über die Körner und die Art und Weise, wie der Held des Märchens von dem unter dem Baume verborgenen Geldschatz erfährt, bemerkenswert. Von den Varianten, die Benfey anführt, hat die der *Gesta Romanorum*<sup>1)</sup> als redende Tiere Spatzen, das Gespräch selbst aber ist ganz anders beschaffen. Von der Auffindung des Schatzes erzählt auch das serbische Märchen<sup>2)</sup>, indes erfolgt die Eröffnung nicht durch das Gespräch der Bäume, wie in den finnischen Varianten, sondern durch die in dem Baume sitzenden Raben: eine in den Märchen öfters vorkommende Episode. In Benfey's Material findet sich auch nichts vom Erscheinen der Diebe im Hause des Märchenhelden, während dieser im Walde ist, und von dem dadurch veranlassten Gespräch der Hunde. In welchem Umfang diese Züge in den später gesammelten Volksmärchen bekannt sind, vermag ich nicht zu sagen. Das Erscheinen der Diebe begegnet man wenigstens in einer kleinrussischen im Gouvernement Jekaterinoslav aufgezeichneten Variante, die ich nunmehr wiedergebe<sup>3)</sup>.

Die Sprache der Vögel und aller Tiere lehrt ein Greis einen armen Mann, der ihm ein Jahr lang dient, indem er einen Ofen heizt. Nachdem er seine Stelle aufgegeben, gedenkt der Mann in einer Schenke die Nacht über zu bleiben, setzt aber seine Wanderung doch fort, als er einen Raben sagen hört, die Schenke werde in der Nacht abbrennen. Er begegnet auf dem Wege einem anderen Mann, der ihn als Knecht dingt. Auf den Rat des Knechtes verbringen sie die Nacht in der Steppe und nicht in der Schenke, wie der Herr vorschlägt. Kaum sind sie eingeschlafen, da meldet ein kleiner Hund, der während des ganzen Marsches hinter dem Herrn herläuft, dass die Schenke brennt. Etwas später hört der Knecht Spatzen sagen, wie in dem Hause des Herrn Diebe Gold und Silber stehlen. Er teilt es dem Herrn mit, und sie eilen nach Hause. Die gestohlenen Sachen werden nach dem Bescheid, den der Mann aus dem Gespräch der Hunde erhält, gefunden. Nach all dem gewinnt der Herr seinen Diener so lieb, dass er ihm seine Tochter zur Frau gibt. Auf Veranstanden der anderen Kaufleute fragt die Frau ihren Mann nach seinem Wissen aus und dringt fortwährend in ihn, obgleich der Mann sagt, er müsse sterben, wenn er etwas verrate. Das Märchen schliesst wie gewöhnlich mit der Rede des Hahnes und der Bestrafung der Frau.

Die beiden folgenden Fassungen lassen eine auffallende Übereinstimmung mit der obenerwähnten serbischen Version erkennen. Die eine, eine tatarische, ist in Kaukasien<sup>4)</sup> aufgezeichnet. Wie in so mancher anderen Variante lehrt die Tiersprache eine Schlange, der Schlangenkönig, dessen Tochter der Held des Märchens angeblich vor Schande bewahrt hat<sup>5)</sup>. Die Erlernung der Sprache erfolgt durch Speien in den Mund. Die Schlangenprinzessin sagt, Wölfe würden den Mann sofort

1) *Orient und Occident* 2, 163.

2) *Orient und Occident* 2, 165 (Krauss, *Sagen u. Märchen d. Südslaven* 1, 439, Nr. 97).

3) Manžura, *Skazki poslovic i. t. p. zapisannijja v Jekaterinoslavskoj i Charkovskoj gub.* (Charkov 1890) S. 72.

4) *Sbornik materialov dlja op. mestn. i pl. Kavkaza* 7, 98.

5) [Dieser Eingang begegnet nicht nur in der einen malaiischen Fassung, sondern kehrt in einem Märchen der Marāthi bei Grierson. *Linguistic survey of India* 7, 90



zerreißen, wenn er irgend etwas von seinen Fähigkeiten gegen jemand verlauten lasse. Der Mann muss über das folgende Gespräch zwischen einer Stute und ihrem Füllen lächeln. Als er einmal seine schwangere Frau und seine zwei Kinder auf der trächtigen Stute in das Nachbardorf zu Verwandten bringt, hört er, wie die Stute ihrem Füllen, welches die Mutter bittet, es zu erwarten, über ihre schwere Last klagt, da sie fünf Personen tragen müsse. Das Märchen fährt dann in der gewöhnlichen Weise mit der Forderung der Frau, den Vorbereitungen des Mannes zum Sterben, der Rede des Hahnes und dem Prügeln der Frau fort. Der Hahn sagt, er halte 30 Weiber in Zucht, aber sein Herr könne nicht einmal mit einem fertig werden. Aber die Erzählung endigt nicht damit. Eines Tages verrät der Mann doch sein Können, und die von der Schlange verhängte Strafe geht in Erfüllung. Der Tod des Mannes und der furchtbare Kampf zwischen den Wölfen und den ihren Herrn verteidigenden Hunden wird mit kräftigen Zügen geschildert.

Die andere Variante findet sich in einer georgischen Märchensammlung, die ein gewisser Orbeliani um 1700 veranstaltet hat. Das Werk ist in einer russischen Übersetzung von Tsagareli unter dem Titel 'Kniga mugrosti i lzi' erschienen. Woher der Verfasser die Märchen seiner Sammlung erhalten hat, ist nicht sicher bekannt, der Übersetzer des Werkes meint, sie seien hauptsächlich dem Volksmunde nacherzählt<sup>1)</sup>. In Orbelianis Variante ist der Held des Märchens ein rechtschaffener Mann, der ein launenhaftes Weib hat. Als er einmal am Ufer eines Flusses sitzt und isst, wirft er etwas von seiner Mahlzeit in das Wasser; ein Mann steigt daraus hervor und lehrt ihn zum Lohn die Sprachen aller Tiere, indem er die Zunge in dessen Mund steckt. Der Mann lässt eine junge Krähe, die ihm die Augen ausbohren will, fliegen und bekommt von der alten Krähe Kunde von einem in der Erde vergrabenen Schatze. Darauf folgt die Episode von der trächtigen Stute, auf der der Mann seine schwangere Frau und sein Kind wegbringt, und das Gespräch zwischen der Stute und dem Füllen. Der Mann ist schon im Begriff, seiner Frau den Grund seines Lachens anzugeben, als er einen kleinen Hund mit Tränen in den Augen einem Hahne klagen hört, wie sein Herr seiner Frau wegen sterben müsse. Da versammelt der Hahn alle Hennen des Dorfes um sich, schreitet um sie herum und sagt zu dem Manne: „Ich habe 60 Weiber, und keine wagt auch nur ein Körnchen ohne meine Erlaubnis zu nehmen; du stirbst durch eine Frau.“ Er rät dem Manne, seine Frau zu prügeln, bis sie wie tot aussehe. Der Mann tut es auch und wird auf diese Weise vom Tode errettet. — Aus den Anmerkungen zu Tsagarelis Übersetzung ersehen wir, dass dieses Märchen in Georgien allgemein bekannt ist<sup>2)</sup>.

Die tatarische und georgische Variante stimmen in der Episode von der Stute und in der Art der Erlernung der Tiersprache mit der serbischen überein. Wenn in der georgischen Fassung die Zunge in den Mund gesteckt wird, erinnert dies deutlich an das Speien in den Mund. In letzterer sei noch auf die Auffindung des Schatzes in der Erde hingewiesen, die, freilich in viel entwickelterer Form, auch in der serbischen und den finnischen Varianten vorkommt.

Sortavala, Finnland.

Antti Aarne.

(Calcutta 1905) wieder, wo ein Kuhhirt die Paarung einer Cobra mit einer anderen Schlange hindert und von ihr beim Schlangenkönig verklagt wird.]

- 1) Tsagarelis Übersetzung, Vorwort, S. XI.
- 2) Ebenda, Nr. 138, S. 152.
- 3) Ebenda S. 196.

### Fragstücke beim Ruggericht in Rappenu vor 300 Jahren.

Ein Beitrag zur Kenntnis des Dorflebens in früherer Zeit soll das folgende sein. Zwar werden darin keine Tatsachen berichtet, die uns mitten hinein führen in das Leben und Treiben einer Dorfgemeinde, aber doch ist daraus der Geist zu erkennen, der damals herrschend war. Es ist ein Auszug aus der Dorf- und Fleckenordnung zu Rappenu, einem badischen Dorf (jetzt mit Saline und Solbad) an der württembergischen Grenze gegen Heilbronn zu, einst auch württembergisches Lehen in der Hand der Familien von Helmstatt und von Gemmingen. — Nachdem eine ganze Reihe Verordnungen mit Anfügung der Strafen für Übertretung aufgeführt sind, werden die Fragen aufgezeichnet, die beim Rug- oder Vogtgericht der versammelten Gemeinde vorzulegen waren, ganz entsprechend den vorher genannten Verordnungen. Gerade diese Fragen nun gestatten uns einen Blick in die kulturellen, rechtlichen, sittlichen, sozialen, religiösen Verhältnisse in der Gemeinde. Interessant ist auch der Ton, in dem das ganze gehalten ist: es ist der väterlichen Fürsorge für die, die von Gottes- und Rechtswegen der Obrigkeit anvertraut sind.

Gerade dieser letztere Umstand mag dazu mithelfen, die Zeit der Abfassung dieser Ordnung zu bestimmen. Denn leider trägt die uns vorliegende Abschrift<sup>1)</sup> weder Datum noch Unterschrift. Aber man wird nicht fehl gehen, wenn man sie in den Anfang des 17. Jahrhunderts setzt, nach der Einführung der Reformation und vor dem 30jährigen Krieg, ersteres wegen der wiederholten Empfehlung des Wortes Gottes, letzteres, weil das, was nach dem Krieg an Verordnungen vorhanden ist, auf andere Verhältnisse Bezug nimmt, vor allem größeren Unfug, Mißbräuche, Widerspenstigkeit. Nun ist Rappenu 1592 an die Familie von Gemmingen gekommen, und zwar an einen Mann, von dem der bekannte württembergische Theolog Joh. Val. Andreä (er war Hofmeister im hiesigen Schloss) neben der Liebe zur Wissenschaft die Frömmigkeit und väterliche Fürsorge für die Untertanen rühmt<sup>2)</sup>. So liegt es nahe anzunehmen, es habe der neue Herr von Rappenu, als er das Dorf übernahm, der Gemeinde diese Ordnung gegeben.

Aus dieser Ordnung nun sollen die Fragen mitgeteilt werden, die bei dem Ruggericht den Gemeindegliedern vorzulegen waren.

Kurze Artikel und kurze Fragstücke, auf welche nach Verlesung vorgesetzter Vogtsordnung alle und jede sowohl Gemeindsleut als ledige Geselle und Dienstboten, auch Schutzverwandte in öffentl. Ruggericht bei ihren Pflichten und Eiden mögen und sollen examiniert und befragt werden.

1. Ob auch die Hausväter und Mütter an Sonn- und Feiertagen die Predigt besucht, auch ihre Kinder, Gesind, Knecht und Magd in die Kirchen geschickt, oder andere Geschäfte in solcher Zeit angerichtet. Item ob man nicht unter der Predigt in Zech-, Zehr- oder Trinkstuben u. dgl. Orten gegessen oder auf der Gasse spazieret.

2. Ob jemand Gott und sein heiliges Wort, seine heilige Sakramente, Tauf, Leiden, Marter und Wunden etc. geunehret, gelästert, geschändet und geschmähet oder andere grüliche und erschreckliche Gottesflüch und Schwür begangen hätte.

1) In den Archiven zu Karlsruhe und Stuttgart war die Urschrift nicht aufzufinden.

2) Vgl. Noll, Geschichte von Rappenu (Selbstverlag 1907) S. 42f.

3. Ob jemand den andern zu übermässigem Trinken und Vollsaufen genötiget, gezwungen, sich also überwindt(?), dass er mehr, weder [als] seine Natur tragen und dulden mögen oder können, zu sich genommen.

4. Ob man nicht Karten, Würfel, Münzen u. dgl. hohe oder kleine Spiel gesehen, um Geld oder Geldswert, oder falsch und betrügerisch Spielen.

5. Ob jemand bei dem andern an verdächtige Ort und Schlupfwinkel und Vorsitzen gewesen, Unehrl begangen (?) oder sonsten jemand mit dergleichen Lastern befleckt, und ungebührlich Haus hielt; wer diejenige, und so mit und dabei gewesen, dazu geholfen und geraten, oder unehrliche Personen aufgehalten und unterschleift.

6. Wer da wüßte ein oder mehr Personen, die mit Aussatz oder anderer Unreinigkeit beladen, ob man auch sonst den Dürftigen und Hausarmen Hilfe tue und das Almosen spendire und mittheile.

7. Ob jemand fremd Gesind als Krämer, Keßler, Spengler u. dergl. Landfährer und Streifer, [so] unter dem Namen und Schein der armen Bettler und Dürftigen sich einschleifen, gehauset und geherbergt, mit denselben Gemeinschaft gehalten, gefressen, gesoffen, gespielt, mißgungen, Weib und Kind lassen Mangel leiden, seiner Hantierung nicht abgewartet, seine Güter nicht gebaut und in Abgang kommen und gerathen lassen.

8. Ob jemand über gebührende Zeit, im Sommer über 9 und Winter über 8 Uhr in Wirtshäusern sitzen blieben und nicht heim gegangen oder nach solcher Zeit auf der Gassen mit Singen, Schreien, Juchzen oder andern Unfug sich befinden lassen.

9. Ob einer dem andern zu Haus und Feld nichts entwendt, abtragen, Schaden gethan oder zugefügt, dem andern seine Stöck ausgraben, Pfähl, Erde oder Dung hinweggetragen, in die Gärten gestiegen, Obst geschüttelt und aufgesehen, Trauben abgeschnitten, an verbotenen Orten gegrast, in der Herrschaft oder Gemeind Waldung mit Holz abhauen, Pfähl, Gabeln, Reif und Wied schneiden, Baum schälen, Holz wegtragen Schaden gethan, desgleichen die Wälder und Haide zur rechten [Zeit?] nicht geräumt.

10. Ob jemand seiner Haushaltung und Arbeit ungeachtet dem Fischen, Vogel-fangen, Hasen, Enten und Tauben schießen, Ruck [Schlingen] stellen und Krebsfangen oder andern Waidwerk, wie das Namen haben mag, nachgegangen und obgelegen.

11. Item wer da wüßte, daß jemand Taubenschläg gemacht oder Tauben hätte aus- und einfliegen, item einen oder mehr Hund, weder ihm befohlen, zu heimlichem Jagen oder Waidwerkbesuch unterhielte.

12. Ob auch bei gehaltenem Ruggericht jemand außen blieben und ungehorsam gewesen, oder ein Gerichtsperson bei diesem oder andern erkauften (?) Gerichten zu langsam kommen, deswegen nicht mit gebührender Straf angesehen worden.

13. Item wer wüßte, daß der Obrigkeit an ihrer Gerechtsame, Renten, Zinsen, Gülten oder anders abgangen und Eingriff geschehen, desgleichen ob man auch den klein und großen Zehnten recht geliffert und gegeben.

14. Ob Schultheiß, Burgermeister und Richter, wie sie gelobten und geschworen, auch treulich nachsetzen, arme Witwe und Waisen beschützen, und — — — daß Übel und Bosheit strafen und unterdrücken, Gerechtigkeit erheben, niemand zu kurz oder Unrecht thun, in geringen Sachen partheiisch handeln oder das Recht beugen.

15. Ob jemand der Obrigkeit oder der Befehlhaber Gebot verachtet, ungehorsam gewesen oder derselben übel, schmähdlich und verächtlich nachgered

hätte oder, wann sie ihr Amt getan, bedrohlich gewesen. Item wenn er wider die Ungehorsamen um Hilfe und Beistand angerufen worden, ob er auch sein Pflicht und Eid bedacht und solches geleistet.

16. Item wer wüßte, daß jemand sich mit solchen Personen, die Diebstahl oder sonsten dergleichen Ungebühr begangen und welche mit ihnen gegessen, getrunken oder Gemeinschaft gehabt, ehe und denn sie von der Obrigkeit ihrer Ehren — — — — — worden. [Ehrverlust aufgehoben].

Item diejenige, so heimliche Dieterich und Hackenschlüssel oder bösen Namen und Leimuth hätten, in Gemeinschaft eingelassen, mit denselben, ehe und denn sie ihre Ehre wiederum — — — und aufgerichtet worden, gessen und getrunken.

17. Item ob jemand heimliche Conspiraciones, Zusammenkünft, Aufwicklung, Aufruhr oder Empörung verursacht, dem Flecken oder desselbigen bürgerlichen Inwohnern gedrohlich gewesen.

18. Ob die Amtleut, Schultheiß und Gericht auch recht haushalten, der herrschaftlichen Ordnung, Gebot und Verbot, handhaben, nicht Geschenk und Gab nehmen und durch die Finger gesehen, wie oben im 14. Artikel auch angedeutet worden.

19. Item wer wüßte, daß jemand dem andern an seiner Ehre und wohlhergebrachten Leimut und Namen rüdrig angetastet, verunklumpft, geschändet, geschmähet, er aber solches in gebührender Zeit und Ort nicht angebracht, sondern über Jahr und Tag ungerechtfertiget auf ihm liegen und sitzen lassen, desgleichen da einer überaus wider angelegten und gebotenen Frieden geschlagen oder gehandelt, den andern gestoßen, geworfen, blutrüchtig gemacht und verwundet.

20. Ob jemand des Schultheißens Gebot verachtet oder sonsten arges Gewalts gelegt, wie im 15. Artikel droben weitläufiger angezeigt.

21. Ob auch jemand ohne Befehl und Geheiß des Amts und Schultheiß die Glocken geläutet und Sturm geschlagen, oder da solches aus rechtmäßigem Befehl geschehen, sich kein Ungehorsamer befunden, der hierinnen seine Pflicht und Eid nicht bedacht, oder sonsten von Weib und Kind hinweg und in Krieg gezogen und außer Lands verschollen.

22. Item ob jemand ein Hof, Lehen oder ander zinsbar Gut ohne Erlaubnis des Zinsherrn versetzt, verkauft, veräußert, verpfändet oder vertrümmert.

23. Ob jemand sich einer Egerten oder Wildgerütt, so 3 Jahr wüst gelegen, ohne Erlaubnis unterzogen oder ein Gut aus der Gemarkung verkauft.

24. Ob die Feldgüter auch zu rechter und gebührender Zeit gebaut worden, ob nicht schadhafte Kaminer und andere Unbau im Flecken vorhanden, daraus großer Schaden durch Feuer entstehen möchte, item ob die verordnete Schadenbeseher auch ihr Amt verrichtet, solches gebührend angebracht.

25. Ob Burgermeister, Heiligen- und Almosenpfleger auch jährlich und gebühlich Rechnung leisten, ob den Heil. und Almosen an seinen Renthn, Gülden und Gefällen nichts abgangen. Item ob das Almosen den Hausarmen und Dürftigen auch wirklich spentirt und mitgeteilt werden.

26. Wer wüßte, daß jemand aus dem Flecken verkauft hätte, es wäre Holz, Reifstangen, Bandweiden, Stroh, Vieh und sonst allerhand Viktualien, und solches nicht zuvor der Obrigkeit angeboten.

27. Ob auch Ämter oder andere gemeine Dienst ohne der Obrigkeit Wissen und Bewilligung geändert, gesetzt oder entsetzt worden.

28. Item ob die Dienstknecht dem Schultheißen [Gelübde?] zu thun angewiesen oder zugeschiedt und nicht aufgehalten worden oder für sich selbst nicht erschienen und ungehorsam gewesen.

29. Ob nicht Marksteine zwischen der Vogtsherrn oder der Gemeinbürgerschaftsgüter und den angränzenden Nachbarn Abgang oder Schaden genommen, die zu Verhütung künftigen Streits und Weitläufigkeit wiederum aufzurichten vermöchten.

30. Ob jemand mit blosem Licht oder Schabsreuten(?) bei nächtlicher Weil in die Scheuren, Ställe oder über die Gassen gewandert oder bei seinem Nachbarn in einem verdeckten Geschirr Feuer geholet, item Flachs oder Werk in Backofen oder Brennholz im Rauch oder Ofenlöcher gedörret.

31. Ob jemand Bäum in Weingarten gesetzt.

32. Ob nicht etliche, viel oder wenig, so Feldgüter haben und die Furch oder Wassergräben offen zu halten schuldig, selbigen aber zufallen und abgehen lassen, also ihrem Nächsten zu sonderm Nachteil und Schaden das Wasser hinein gewiesen.

33. Ob jemand bei den Juden Geld entlehnet oder sonsten heimliche Pakt mit ihnen gemacht oder gehandelt.

34. Ob Käufer und Verkäufer, wann sie gehandelt, angezeigt und [Handlohn] entrichtet oder denselben je zu Zeiten zu ihrem Vorthail verschwiegen.

35. Ob die Gäns nicht zu Schaden gelaufen, item ob der Hirt selbige auch in die Stupfel getrieben, ehe die Frucht aus dem Felde kommen.

36. Ob auch die Bauzäune in wesentlichem Bann [Bau?] und Besserung gehalten und hinter den Häusern oder sonsten nicht etwa unnötige Schlupflöcher offen gelassen werden.

37. Item wer wüßte, daß jemand, so zum Bürger angenommen, der Herrschaft nicht Erbhuldigung getan, wer dieselbigen hause oder herberge: item ob jemand mit Leibeigenschaft fremder Herrschaft sich ergeben oder heimlich aus dem Flecken gestellt.

38. Ob jemand, ohne Vorwissen und Vergünstigung der Vogtsherrn Äcker zu Weingärten, hergegen Weingärten zu Äcker oder Äcker zu Gärten gemacht würde und hätte.

39. Ob jemand, so ein eigen Haus hätte, dasselbig nicht selbst bewohnen könnte oder wollte, einem andern ohne Erlaubnis ungebührlichen Zins verliehen.

40. Ob jemand einige Theilung ohne Vorwissen des Amtmanns oder Schultheißens im Flecken vorgenommen.

41. Item wer wüßte, daß jemand seine Güter ohne Vorwissen der Herrschaft gegen den Fremden oder Ausmärker, es seien Äcker, Wiesen, Weingärten, Krautgärten oder anderes, um jährliche Nutzung verpfändt und versetzt, darauf entlehnt oder sonsten heimlichen Contract oder Pakt angestellt.

Item ob jemand sich falscher Ehlen, Maaß und Gewicht gebraucht oder damit gehandelt hätte.

42. Item ob jemand, daß einer oder mehr ohne Vorwissen der Obrigkeit Schulden verkauft oder kauft hätte, wüßte.

43. Ob die Tag- und Nachtwächter auch fleißig Wacht gehalten, ob die Nachtwächter nicht etwa die Stund verschlafen oder vor Ausgang ihrer Wacht abgangen, ob auch irgend an Ort und Ende Feuer auskommen, welches von den Wächtern übersehen und nicht angezeigt wär worden.

44. Wer da wüßte, daß zwei sich miteinander ohne Vorwissen der Obrigkeit und Eltern ehelich verlobt oder sonsten verkuppelt und heimlich zusammen kommen, wer zu solcher Kupplerei geholfen oder Rat und That dazu geben.

45. Ob jemand sich bei Hochzeit oder andern ehrlichen Tänzen mit Juchzen, Schreien, leichtfertigem Schwenken und dgl. unbescheiden erzeigt und verhalten.

46. Ob auch Eheleut ohne ihrer beiderseits Vorwissen und Vergünstigung der Obrigkeit irgend Güter, Schulden oder Gültbrief verkauft, der Mann nicht ohne das Weib und das Weib nicht ohne den Mann gehandelt habe.

47. Ob auch jemand ohne Erlaubnis der Obrigkeit für den andern sich in Bürgerschaft eingelassen.

48. Ob jemand, wenn er krank und schwach gewesen oder krank Vieh gehabt, die ordentliche und zulässige Mittel hintangesetzt, zu den Seegern, Wahrsagern und Teufelsbeschwörern geloffen, sich ihrer Hülff, Arznei und Künsten gebraucht, mit ihnen und andern dergl. gottlosen Leuten, so mit Wundsegen für Schießen, Hauen und Stechen etc. ungehend, Gemeinschaft gehalten.

Rappenaу, Baden.

Karl Noll.

## Maltesische Legenden und Schwänke<sup>1)</sup>.

### I. Der ewige Jude (il Kumbu)<sup>2)</sup>.

Als Christus das Kreuz auf seinen Schultern trug, wollte er sich etwas ausruhen in einer Hütte, die auf seinem Wege lag. Der Besitzer dieser Hütte aber weigerte sich, ihn eintreten zu lassen, indem er sagte: „Dieses Häuschen, welches mir, dem Kumbu (?), gehört, ist alt und baufällig. Die geringste Erschütterung kann es zum Einsturz bringen, und dein Kreuz ist viel zu wuchtig, um in der Hütte des Kumbu Platz zu finden. Scher dich!“ Während er so sprach, drehte er in seiner Hand eine Cinquina (etwa fünf Pfennige wert) hin und her. Christus aber schaute ihn nun an und sprach: „Von dieser Stunde an sollst du nirgends Ruhe finden, weder auf der Erde noch auf dem Meeresboden. Die Münze aber, die du in deiner Hand drehst, soll sich stets wieder zu dir zurückfinden, damit du es fühlst, dass sich kein Mensch mit dir eins fühlen kann.“

Und so geschah es auch; seit dieser Stunde wandert il Kumbu und muss wandern bis an das Ende der Welt. Er muss alle Wege der Erde begehen, muss den Meeresboden besehen und die Risse und Spalten, die sich in der Erde bilden. (Vor etwa 40 Jahren wurde er in Bona gesehen.) Ruhe kann er nirgends finden, und stets bezahlt er mit dem alten Geldstück. Sein Bart reicht bis zum Boden, seine Fingernägel sind  $1\frac{1}{2}$  Spannen lang, und an den Füßen sind die Nägel zu Hufen geworden und machen, sobald er geht, soviel Lärm, als käme eine grosse Kuh dahergeschritten. Seine Nase ist schief, auch sein Mund und die langen, schwarzen Zähne; denn er hatte beim Anblick des Herrn Grimassen geschnitten und ihn verspottet; so blieb das Gesicht verzogen bis auf den heutigen Tag, und er kann weder lachen noch weinen. Sein struppiges Kopfhaar und Bart verbirgt schier seinen hageren Körper und hüllt ihn ein. Mit den Nägeln zerteilt er alles, was sich ihm in den Weg stellt, und so braucht er keine Waffe. Seine Hütte ist zur selben Stunde eingefallen, als die Henker das Kreuz des Herrn in die Erde pflöckten; in Abständen von 40—50 Jahren wandert er nach Jerusalem und sucht sie, kann aber nichts finden.

1) [Eine Fortsetzung zu den beiden Bänden 'Maltesischer Märchen und Schwänke' von Bertha Ilg, Lpz. 1906; vgl. oben 16, 455 und 17, 336.]

2) [Vgl. L. Neubaur, Die Sage vom ewigen Juden<sup>2</sup> 1893. G. Paris, Légendes du moyen âge<sup>2</sup> 1901 p. 149—221: 'Le juif errant'. Nyrop, Den evige Jøde, 1907. Dübi, oben 17, 143—160.]

## 2. Die tanzlustigen Frevler<sup>1)</sup>.

Als der Herr Jesus leidvoll und schwerbeladen durch eine Strasse kam, geschah es, dass in derselben eine tolle, ausgelassene Fastnachtsgesellschaft ihm entgegengetanzt kam. Die Teilnehmer spielten, sangen und tanzten und trieben frevelhaftes Spiel. Keinem aber fiel es ein, angesichts des traurigen Zuges für eine Minute still zu sein. Der Herr Jesus aber verfluchte sie, und im selben Augenblick erhoben sich vier hohe Mauern, welche die Tänzer einschlossen, abschlossen von den Augen der Menschen. Darin nun tanzen, singen und spielen sie weiter, immer auf derselben Stelle und immer dieselben Töne, dieselben Bewegungen. Dabei aber senkt sich das runde Fleckchen, auf dem sie tollen und jagen, und wenn der Tag des jüngsten Gerichts kommt, haben sie die Hölle aufgestampft und versinken in ihr. Kein Mensch kann sie sehen, da die Mauern so hoch sind, als die Welt tief ist, doch haben schon viele den schönen, wenn auch wilden Tönen zugehört, und immer trugen diese Leute soviel Trauer mit sich davon, dass sie daran genug hatten fürs ganze Leben.

## 3. Der Antichrist<sup>2)</sup>.

Der Antichrist wird als zäher, alter Mann geboren werden, wird mit Zähnen (wahrscheinlich 33) versehen sein und mit allem, was zum ausgereiften Menschen gehört. Seine Mutter wird eine Nonne, sein Vater ein Priester sein, und so entsteht der Fluch mit ihm. Er wird sich eine Zeitlang als Abbate (Abbi) kleiden, als zukünftiger Priester. Aber dann wird er austreten und Befehlshaber grosser Schiffe werden, später wird er den Befehl über ein riesiges Landheer übernehmen, sich aber wieder davon zurückziehen. Nachher wird er zum Sultan ausgerufen werden: es wird dies mit der Zeit zusammentreffen, in der eine grosse Hungersnot entsteht. Er aber sieht sich vor: in ungeheuer ausgedehnten Magazinen speichert er Brot auf, ein unübersehbares Lager, und die Leute, die an sein gutes, williges Herz glauben, nennen ihn den König des Brotes (sultan tal hobz). Er aber wartet, wartet seine Zeit ab und gibt nur denen, die auf seine Seite treten, die sich ein schreiben lassen, um mit ihm zu kämpfen. Ist dies geschehen, so ruft er seinen Dienern zu: „Führt sie hin zum grossen Heere! Dort sollen sie kämpfen für meine Sache, sollen kämpfen gegen die ihre.“ Und höhnisch lachend gibt er ihnen Brot: dies aber stillt den Hunger nicht: es ist leer und zerfällt wie Staub-äpfel, die dort wachsen, wo Sodom und Gomorrha gestanden. So zeigt er sich als Sultan und als Betrüger, und mit List sammelt er ein grosses Heer. Die Guten aber leiden Hunger und treten ihm nicht bei. Aber dann kommt die furchtbare Zeit der letzten Tage, und der Hunger nimmt überhand. Die Menschen werden verzweifeln vor Angst und sterben vor Hunger. Geistliche wird es aber von keiner Religion geben, und das Volk wird so führerlos sein, als es hungrig

<sup>1)</sup> [Vgl. E. Schröder, Die Tänzer von Kölbzig (Zs. f. Kirchengeschichte 17, 94 bis 164). G. Paris, Les danseurs maudits (Journal des savants 1899, 733—747). In Utrecht brach 1277 die Brücke mit den Tänzern ein, weil diese einen mit dem Sakrament vorübergehenden Priester nicht gegrüsst hatten (Sébillot, Les travaux publics 1894 p. 234 nach Schedels Buch der cronicken 1493 Bl. 217 a).]

<sup>2)</sup> [Vgl. Bousset, Der Antichrist in der Überlieferung des Judentums, des Neuen Testaments und der alten Kirche (1895). H. Preuss, Die Vorstellungen vom Antichrist im späteren Mittelalter, bei Luther und in der konfessionellen Polemik (1906). Renschel, Die deutschen Weltgerichtsspiele 1906 S. 35, 331. Reiser, Sagen des Allgäus 1. 119 (1897).]

ist. Da erntet der böse Sultan mit Scheffeln, und sein Heer wächst, da die Scharen der Übertretenden stets grösser werden. Die Erde, das Meer, die Luft, alles, alles bringt nichts Geniessbares hervor, alles stirbt ab, geht ein; die Hitze wird alles versengen. Stirbt aber einer, so stehen fünf, ja zehn auf, und es wird ein schreckliches Kämpfen werden, ein Schlachten, in dem die Eltern gegen die Kinder, die Brüder gegen die Schwestern, die Freunde gegen die Freunde ziehen werden. Die Hitze aber wird überhandnehmen, die Steine selbst zu glühen beginnen und das Meer kochen. So muss die Welt nach und nach eingehen, ein Eingehen in Ängsten und Schrecken, da besonders der Hunger, der Durst und die Hitze die Überwältiger des Menschengeschlechts sein werden.

#### 4. Die Sirenen<sup>1)</sup>.

Von alters her gibt es im Schwarzen Meer und auf der Insel Gozo (maltesisch Ghaudex) Sirenen und Haifische. Die Sirenen sind halb nach Fisch-, halb nach Mädchenköpern gebildet. Vom Fisch stammt der untere Teil des Körpers; die zwei geteilten Schwänze, die die Füsse ersetzen, sind um die Sirene geschlungen wie zwei Leinen, und mit diesen hält sie den Bezauberten fest. Wunderbar ist die Brust, sind die Arme des Mädchens, doch herrlich ist die Stimme. Wer sie singen hört, muss sterben vor Leid und Freude, da kein Herz stark genug ist, soviel süsse Wehmut zu ertragen. Und deswegen ist das Leid der Sirenen so grenzenlos. Sie stammen von einem Mädchen, das das schönste war, aber mit einem Geschöpfe sündigte, das vordem an Gottes Seite gesessen, später aber verdammte ward. Diese Sirene ist wunderbar schön, sie altert auch nicht und ist voller List. Schon oft berieten sich die Fischer Maltas und Gozos, sie einzufangen, bereiteten alles Mögliche vor, aber stets missglückte der Plan, stets fiel jemand der Sirene zum Opfer. Mit den Haifischen ist sie gut Freund und überlässt ihnen die Bezauberten.

#### 5. Die Kratzwette<sup>2)</sup>.

Es waren einmal drei Männer. Der eine litt am Aussatz, der andere am Grind, der dritte an der Mundfäule. Und da sie einander gram waren und sich stets stritten, wobei einer den anderen verspottete ob seiner Gebrechen, gingen

1) [Über den mittelalterlichen Ursprung der Fischgestalt der Sirenen vgl. Bolte, *De monumentis ad Odysseam pertinentibus*, diss. Berlin 1882 S. 59.]

2) [Dieser Schwank ist schon 1557 im Wegkürzer des Martin Montanus (Schwankbücher 1899 S. 30 nr. 9) aufzeichnet worden: aus Tirol ist er oben 16, 289 nr. 19 von zwei Handwerksburschen berichtet. In afrikanischen Negermärchen (Bleck, *Reineke Fuchs in Afrika* 1870 S. 143. T. Held, *Märchen und Sagen der afrikanischen Neger* 1904 S. 158) sind die wettenden Personen der Hase und der Affe, die endlich mit ihren Kriegstaten renommieren. In Berlin hörte ich 1908 eine Fassung, nach der drei serbische Offiziere wetten, sich während des Essens nicht zu kratzen. Da erzählt der erste: „Ich hatte einen Onkel, der war General und hatte hier (kratzt sich an den Schultern) Epaulettes, hier (am Halse) einen Goldkragen, hier Knöpfe und hier (am Rücken) Knöpfe und an den Beinkleidern entlang rote Streifen.“ Der zweite sagt: „Mein Grossvater war auch Offizier, aber kein General; der hatte auch hier Epaulettes, hier einen Goldkragen, hier Knöpfe und hier Knöpfe, aber hier hatte er keine roten Streifen.“ Da fällt der dritte ein: „Mein Grossvater gehörte nicht zum Wehrstand, sondern zum Nährstand; der hatte hier keine Epaulettes, hier keinen Goldkragen, hier keine Knöpfe und hier auch keine Knöpfe, und hier keine roten Streifen, aber hier (im Kopf) hatte er Sorgen, den ganzen Kopf voll Sorgen.“ — J. B.]



sie einst eine Wette ein, um auszukundschaften, wer es am längsten in der Sonnenhitze aushalte, ohne sich kratzen zu müssen. Wie sie nun in der Sonne standen, einer neben dem anderen, begann der Körper des Aussätzigen entsetzlich zu jucken und zu brennen. Was tat er? Er kratzte sich einen Kratzer, rüttelte sich einen Rüttler und schüttelte sich einen Schüttler, während er unwillig murmelte: „Wie lange bleibt er nur aus!“ Der Gründige kratzte sich etliche Male über den juckenden Kopf, zog sich die mit weissen Schuppehen bedeckten Ohren auf, um besser zu hören, und stimmte dem Aussätzigen bei: „Ja, wie lang er nur ausbleibt!“ und der mit der Mundfäule kratzte sich erst die eine Mundecke und sagte: „Von hier“, kratzte sich die andere, „oder von hier muss er kommen.“ So halfen sie sich alle drei, und keiner brauchte die Wette zu verlieren.

### 6. Der Fromme und der Aussätzige.

In der alten Zeit lebte einst ein grosser Mann. Er war gross an Würde, Reichthum und Verstand. Aber glücklich war er nicht, da es ihm an Arbeit fehlte. Auch machte er sich stets Vorwürfe, sich nicht mehr guter Werke zu befleissigen: er wäre gerne ein Heiliger geworden. Einst fragte er seinen Priester: „Was wiegt am meisten bei Gott? Welches Werk gilt als das verdienstvollste?“ worauf der Priester versetzte: „Pflege einen Aussätzigen!“ Also ging er hin, holte sich den verunstaltetsten Mann unter allen Aussätzigen und pflegte ihn. Anfangs ging alles gut. Der arme Leidende schien rührend dankbar und konnte nicht müde werden, die Barmherzigkeit seines Pflegers zu preisen. Und dieser pflegte ihn mit immer grösserer Hingabe, da er dadurch in den Ruf eines Heiligen zu gelangen wünschte. Doch liess er es sich nicht anmerken. Der Aussätzige aber stellte ihn auf eine Probe, um zu sehen, wie weit sich seine Geduld dehnen lasse; er wurde ungeduldig, grob und beschimpfte den Reichen. Doch dieser lächelte nur; ihm schien es eine Stufe zu sein zum Stuhl des Heiligen. Da trieb es der Kranke noch ärger, und immer ohne Erfolg; der Reiche verlor seine Geduld nicht. Er wusch ihm seine Wunden, speiste und tränkte ihn mit grosser Aufmerksamkeit und freute sich der dafür geernteiten Scheltworte, da sie ihm zum ersehnten Ziel zu verhelfen schienen.

Eines Tages aber schrie der Kranke: „Mein Gott, warum hast du mich in die Hände eines so grossen Sünders gegeben!“ — „Wieso?“ fragte der Reiche, und der andere versetzte: „Du musst wohl ein zehnfacher Mörder sein, um zu so strengen Bussübungen verpflichtet zu werden! Und da soll ich Armer mich dazu hergeben, dir als Mittel zu dienen, deine Vergehen reinzuwaschen? Du hast dir da den Unrechten gewählt, wenn du glaubst, dass ich keinen Anspruch auf Entschädigung mache. Dein halbes Vermögen will ich haben.“ Da war es um den Frommen geschehen: er packte den Aussätzigen samt der Liegestätte und warf ihn auf die Strasse. So kommt es, dass wir einen Heiligen weniger haben.

### 7. Die Kranke und die Pillen.

Einer kranken Webersfrau wurden vom Arzte Pillen verschrieben. Da diese aber ziemlich gross, und die Frau nicht an das Einnehmen von Pillen gewöhnt war, schien es dem Arzte unmöglich, ihr auf diese Weise das Heilmittel beizubringen; nachdem er sein Möglichstes getan hatte, auch überzeugt war, dass die Frau wohl gutem Willen besitze, die Pillen aber nicht hinunterwürgen könne, verliess er die Kranke und versprach, bald wieder vorzusprechen. Immerhin zog es sich etliche Tage hinaus, und als er seinen Besuch machte, fand er die Arme

tot liegen. Vom Webstuhl aus rief ihm der Mann geschäftig und wichtigtuend zu: „Aber die Pillen hat sie doch geschluckt. Gerade ein paar Stunden vor ihrem Tode.“ Der Arzt erkundigte sich erstaunt, wie das zugegangen wäre, und der Weber versetzte: „Ich steckte ihr einfach die Webspule (aus Schilfrohr) bis in Tiefe der tiefen Gurgel und liess eine Pille hinunterkollern. Weils aber so rasch und sicher ging, liess ich das ganze Dutzend folgen. Sie brauchte nicht mal zu schlucken.“

### 8. Dschahan und das Kesselchen<sup>1)</sup>.

Dschahan liess sich einst einen grossen, kupfernen Kessel bei der Nachbarin und gab ihn erst nach langem Drängen der guten Frau zurück. Dabei aber lieferte er nicht nur den grossen Kessel ab, sondern auch ein kleines, niedliches Kupferkesselchen, welches er der Mutter entwendet hatte.

„Wie kommt mein Kessel zum Kesselchen, du Dschahan?“ erkundigte sich die Frau, und Dschahan erwiderte: „Ganz einfach; er hat halt ein Kleines gehabt, wie meine Mutter, und da der grosse Kessel dir gehört, gehört dir auch das Kleine. Bei uns ist es gerade so gewesen. Glaubst du's nicht?“ — „Aber gewiss, Dschahan, warum sollte mein Kessel nicht ein Kleines haben können? Komm nur bald wieder! Er steht dir jederzeit zur Verfügung.“ Sie glaubte nämlich auf diese Weise zu kleinen Kesselchen gelangen zu können ohne Ausgabe. Also liess sich Dschahan bald darauf, ohne viel zu bitten, den grossen Kessel wieder, brachte ihn aber nicht zurück, sondern wick die Besitzerin aus. Eines Tages aber gelang es ihm nicht; die Frau packte ihn an der Schulter und fragte halb lachend, halb zürnend: „Aber Dschahan, was ist denn diesmal aus dem Kessel geworden?“ — „Der, der ist längst gestorben!“ — „Du, Dschahan du, an was denn?“ — „Im Kindbett halt! Das Kleine kam diesmal auch nicht auf, sondern starb mit der Mutter.“ — Seither geht das Sprichwort: Es ist ihr ergangen wie dem Kessel Dschahans: sie starb im Kindbett.

La Valletta, Malta.

Bertha Hg.

### Der Nussbaum zu Benevent.

Zu Benevent stand bei einer Höhle ein grosser Nussbaum, worunter die Hexen nachts ihre Tänze und Zusammenkünfte hielten. Zu Rom war ein Mann, dessen Frau war auch eine Hexe, ohne dass man es wusste, und war oft nachts in Benevent. Einmal ist er noch nicht eingeschlafen, da sieht er, wie seine Frau aufsteht und den ganzen Leib mit einem gewissen Öl bestreicht und darauf die Zauberworte spricht:

Öl, bring mich in der Nacht geschwind  
Zu dem Nussbaum von Benevent! (Reim.)

Damit verschwindet sie vor seinen Augen und kommt erst am andern Morgen wieder. Die folgende Nacht passt der Mann wieder auf und gibt genau Achtung auf die Worte. Kaum ist seine Frau fort, so steht er auch vom Bett auf, streicht sich das Öl an den Leib und spricht die Worte, und in der Minute befindet er

1) [Vgl. R. Köhler, Kl. Schriften 1, 486. Chauvin, Bibliographie arabe 6, 39, 201. Monteil, Contes soudanais 1905 p. 26.]

sich zu Benevent unter dem Nussbaum in einer grossen Gesellschaft Hexen, darunter auch seine Frau ist. Es geht lustig her, und er wird mit an den Tisch geführt, wo alles vollauf ist. Die Speisen wollen ihm aber immer nicht schmecken, weil sie alle ungesalzen sind; er bittet seinen Nachbar um ein wenig Salz, der hört aber nicht darauf; er wendet sich zu einem andern, der will sich auch keine Mühe geben; endlich wird ihm von einem dritten etwas gereicht. Wie er das Salz sieht, ruft er aus: 'Gottlob, daß Salz da ist'. Kaum hat er das Wort Gott gesprochen, so ist alles verschwunden, und er liegt ohne Kleider in der dunklen Höhle von Benevent. Endlich bricht der Morgen an, er sieht nichts als ein einsames Feld und ein paar Ackerleute, die ihm einen Mantel schenken; damit läuft er nach Rom zum Papst und erzählt ihm, was er in der Nacht gesehen und gehört hat. Der Papst lässt den Nussbaum zu Benevent abhauen, und seit der Zeit gibts keine Hexen mehr. —

Diese Geschichte haben die Brüder Grimm ('von der Signora Engelhard<sup>1)</sup> am 29. Juli 1812' zu Cassel vernommen und auf einem in ihrem Nachlasse erhaltenen Blatte aufgezeichnet. In der Deutschen Mythologie<sup>3</sup> S. 1005 bemerkt J. Grimm ohne Quellenangabe, dass sich die neapolitanischen streghe unter einem Nussbaum bei Benevent versammeln, was das Volk die beneventische Hochzeit nenne, und leitet diesen Glauben von dem heiligen Baume der Langobarden zu Benevent ab, den der h. Barbatus im 7. Jahrhundert fällt (ebd. S. 615 nach Acta sanctorum Febr. 3, 142a). Grimms Notiz und die Erzählung der Frau Engelhard gehen in letzter Instanz zurück auf den ausführlichen Bericht des italienischen Juristen Paulus Grillandus (Tractatus de hereticis et sortilegiis. Lugduni 1536, Bl. 39b. qu. 7, 25): 'Annis citra XX in agro Sabinensi vicino urbi Romae in quodam oppido erat quidam rusticus habens uxorem, quae erat de expressa daemonis professione' . . . Der Mann belauscht die sich zur nächtlichen Ausfahrt salbende Frau, wird das nächste Mal von ihr zum Teufelsfeste mitgenommen und ruft, als er beim Mahle endlich das verlangte Salz erhält: 'Hor laudato sia Dio, pure venne questo sale'. Da verschwindet alles vor seinen Augen, und er bleibt allein 'sub illa frigidissima nuce Beneventana'. Heimgekehrt verklagt er seine Frau und deren Genossinnen beim Burgherren, der die Hexen alle verbrennen lässt. Diese Erzählung ist von Jean Bodin (Démonomanie des sorciers 1580), Fischart (De daemonomania magorum 1581 S. 299—302), J. Prätorius (Blocks-Berges Verrichtung 1668 S. 274—281) u. a. wiederholt worden; auch begegnen Seitenstücke dazu bei Prätorius S. 263, Philo (= B. Anhorn), Magiologia 1675 S. 619, Hauser, Sagen aus dem Paznaun 1894 S. 24, Krauss, Slavische Volksforschungen 1905 S. 45 usw.

Der Nussbaum zu Benevent wird als Sitz der Hexensabbate auch bei den Dominikanern Silvester Prierias (De strigimagarum mirandis 1521 lib. 2, 1: ad nucem Beneventi) und Bartholomaeus de Spina (Quaestio de strigibus 1523 cap. 20: circa nucem Beneventi) erwähnt und ist später von dem Beneventaner Arzte Pietro Piperno mit einer eignen Monographie (De nuce maga Beneventana. Neapoli 1635 und 1647) bedacht worden. Sein Ruf hat sich auch nach Sizilien und zu den Südslawen verbreitet (Pitrè, Biblioteca delle tradiz. pop. siciliane 16, 281, 17, 77, 109f. 174, 267. De Gubernatis, Mythologie des plantes 2, 248. Andrews, Contes figures p. 108. Krauss, Slav. Volksforschungen S. 48f.: zu Neapel und Molovina).

1) 1809 schreibt Jacob Grimm von seinen Märchen-Umfragen in Cassel: 'Ich sprach neulich mit der Engelhardin, die nicht viel weiß' (Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm aus der Jugendzeit 1881 S. 161. Vgl. S. 260: die alte Engelhardin).

Überhaupt sagte man den Nussbäumen schädliche Wirkungen auf die benachbarten Pflanzen nach (Isidor, Etymol. 17, 7, 21. Konrad von Megenberg, Buch der Natur 1861 S. 333, 27. Wander, Sprichwörterlexikon 3, 1078: 'Unter Nußbäumen und Edelleuten kommt kein gut Kraut auf'. Pitrè 17, 111: 'Noce nuoce') und warnte davor, unter ihnen zu ruhen (Plinius 17, 18, 1. Plutarch, Moralia 647 b. E. Rolland, Flore populaire 4, 53. Sébillot, Folklore de France 3, 389); eine sizilische Zauberformel ruft geradezu den Nussteufel (Spiritu di ficu e diavulu di noci. Ausland 1875, 55) an.

Johannes Bolte.

### Zum Märchen von den Töchtern des Petrus.

Zu dem oben 11, 252 mitgeteilten dänischen Märchen vom Ursprunge der bösen Weiber, dem ich ein bulgarisches und ein böhmisches Seitenstück beigesellen konnte, weist mir Herr Dr. O. Dähnhardt freundlich eine ähnliche Erzählung der auf Sumatra lebenden Karonen, eines Stammes der Bataks, nach (Joach. v. Brenner, Besuch bei den Kannibalen Sumatras 1894 S. 202f.). Die sieben Söhne der Himmelskönigin Debáta di átas freiten um die einzige Tochter des Erdgottes Debáta ténga und wollten sie gemeinschaftlich zum Weibe haben. Der Erdgott aber war ein grosser Zauberer; er hiess die Freier in sieben Tagen wiederkommen und legte die Herzen eines geschlachteten Pferdes, Büffels, einer Ziege, eines Schweines, Hundes und Huhns in sechs Kisten; in die siebente schloss er seine Tochter ein. Als die Jünglinge erschienen, durfte jeder eine Kiste wählen und fand darin ein Mädchen, das völlig den sechs andern glich. Auch der Bruder vermochte seine eigentliche Schwester nicht herauszufinden und klagte dies dem Vater. Dieser aber sagte: 'Warte nur das Festmahl ab!' Und als der Bruder die sieben jungen Frauen beim Essen betrachtete, sah er, dass die eine gierig wie ein Pferd ass, eine zweite sich beim Regen wie eine Ziege barg, die dritte im Schläfe wie ein Schwein schnarchte und so fort, bis er endlich in der, die sich sitzams wie ein Mensch benahm, seine rechte Schwester wiederfand. Die sieben Paare vermehrten und vermengten sich mit den Menschen; ihre Nachkommen aber können bis heut ihre Abstammung nicht verleugnen.

Wenn Brenner darauf aufmerksam macht, dass die Götter in dieser Sage malaiische Namen tragen, so dürfen wir daraus den Schluss ziehen, dass die Erzählung der Karonen von den Malaien her stammt, und vermuten, dass diese sie entweder von den Arabern oder von den Indern empfangen. Hoffentlich glückt es einmal, die Bindeglieder zwischen den europäischen und asiatischen Fassungen des Märchens nachzuweisen.

Berlin.

Johannes Bolte.

### Das polnische Original des Volksliedes 'An der Weichsel gegen Osten'.

Den nachstehenden Text eines polnischen, auf den Krieg von 1831 bezüglichen Volksliedes und seine wörtliche Übersetzung bitte ich mit dem seit etwa 1875 in ganz Deutschland und Böhmen verbreiteten Soldatenliede 'An der Weichsel gegen Osten' zu vergleichen. Während Bruinier (Das deutsche Volkslied<sup>3</sup> 1908 S. 86) letzterem deutschen Ursprung zuschreibt, auf die Elisabethsage zurückweist und den Ulan, der nach Schema F handelt und in Gegenwart der Schönen die Dienstvorschrift vergisst, um dann zur Pflicht zurückzukehren, für einen deutschen Prinzipienreiter erklärt, glaube ich vielmehr, dass der polnische Text mit seiner kunstvolleren Reimstellung und seinem besseren Abschluss der ursprüngliche ist und dass sich der deutsche, vielleicht durch abkürzende Übersetzung, danach gebildet hat.

Mit Lanzen bewaffnete Reiter sind aus dem Heere des Königreichs Polen in die neuzeitlichen Armeen übergegangen. In Polen war es zunächst eine durchweg adlige Truppe, die für den preussischen Anteil als die der 'towarzysz' übernommen wurde. Gemeine Soldaten der regulären Kavallerie bewaffnete zuerst Napoleon (1808) mit Lanzen. Schon hieraus folgt, dass (abgesehen von dem tatarischen Namen 'ulan') die Lanzenreiterei dort im eigentlichen Sinne populär und Gegenstand der poetischen Gestaltungskraft des Volks sein und werden musste, wo sie seit Menschengedenken bestand; ähnlich wie die Husaren in Ungarn. Ferner aber bietet das deutsche Lied einiges Auffällige, was seine Originalität in Frage stellt. Offenbar ist der Ulan auf Posten an der Weichsel doch ein deutscher Soldat, und das Mädchen, das ihm begegnet, entweder ein deutsches oder (wahrscheinlicher) ein polnisches. Auf dies Verhältnis lässt sich aber das Lied, so naheliegend und so fruchtbar es wäre, gar nicht ein. An ein deutsches Mädchen ist die Frage eines deutschen Soldaten an dieser Stelle ganz undenkbar: 'Bist du treu dem Vaterlande?', an ein polnisches unmöglich. Ganz anders, wenn ein polnischer Ulan im russischen Kriege so spricht! Am auffälligsten sind die letzten Strophen. Man erkennt, dass es auf einen wirksamen Abschluss ankommt. Während im polnischen Text dem Liebewerbenden der Kuss versprochen wird, wenn er heimkehrt, wenn er aber fällt, auf sein Grabmal, endet die deutsche Fassung auf eine Weise, die von dem Inhalt des Vorhergehenden ganz absieht und auch als Schluss anderer solcher Lieder zu verwenden ist. — Vielleicht gelingt es noch, den Dichter des polnischen Liedes zu ermitteln und die Melodie, nach der es die Polen singen, zu fixieren.

## I. Ulan i dziewczyna.

(Lutnia polska, opracował L. Noel 3, 105;  
Poznań 1885. Pieśniarz polski 1906 2, 232.)

1. Tam na bloniu błyszczy kwiecie,  
Stoi ulan na wiedzie,  
A dziewczyna jak malina  
Niesie koszyk róż.

2. 'Stój, poczekaj, moja duszko!  
Gdzie tak drobna stąpasz nóżka?'  
'Jam z tej chatki — rwala kwiatki,  
I powracam już.'

3. 'Próżne twoje są wymówki,  
Pójdiesz ze mną do placówki.'  
'Ach ja biedna, sama jedna,  
Matka czeka mnie!'

4. 'Ztąd są wrogі o pół mili,  
Pewnie ciebie namówili.'  
'Ja uboga, wcale wroga,  
Nie widziałam, nie.'

5. 'Może kryjesz wrogów tuszce,  
Daj buziaka, to cię puszcze.'  
'Jam nie taka, dam buziaka,  
Tylko z konia zsiądz!'

## Der Ulan und das Mädchen.

(Übersetzung von Dr. Emil Thomas.)

1. Dort auf der Au schimmern Blumen,  
Steht ein Ulan auf der Wacht,  
Und ein Mädchen wie eine Himbeere  
Trägt ein Körbchen mit Rosen.

2. 'Halt, wart ein wenig, mein Seelchen!  
Wohin schreitest du mit so kleinem Füßchen?'  
'Ich bin aus diesem Hüttchen, habe Blümchen  
gepfückt  
Und kehre eben zurück.'

3. 'Leer sind deine Ausreden,  
Gehn wirst du mit mir zur Platzwache.'  
'Ach ich Elende, ganz Alleine!  
Die Mutter wartet auf mich.'

4. 'Eine halbe Meile von hier stehn Feinde,  
Gewiss haben sie dich beredet.'  
'Ich Arme, überhaupt einen Feind  
Habe ich nicht, gar nicht gesehen.'

5. 'Vielleicht verbirgst du Haufen von  
Feinden.  
Gib ein Küßchen, dann werde ich dich loslassen.'  
'Ich bin nicht so, ich will dir ein Küßchen geben,  
Nur sitz ab vom Pferde!'

6. 'Z konia zsiadę, prawo złamię  
Za to kula w leb dostanę.'  
"Jakiś przedki, dość twej chętki,  
Bez buziaka badź!"

7. 'Choć mnie życie ma kosztować,  
Muszę ciebie pocałować.'  
"Zal mi ciebie, jak Bóg w niebie,  
Bo się zgubisz sam."

8. 'A jak wartę ma porzucę,  
I szczęśliwie z wojny wrócę?'  
"Badź spokojny, wrócisz z wojny,  
Pocalunek dam!"

9. 'Gdy szczęśliwie wrócę z boju,  
Gdzież cię szukać mam w pokoju?'  
"Tu w tej chatce, przeź mej matce,  
Nad tą rzeczką w wyż!"

10. 'A jak zgine, w tak snadnie,  
To buziaczek mi przepadnie.'  
"Wierna tobie, na twym grobie  
Pocaluję krzyż!"

6. 'Vom Pferd werde ich absitzen, das Recht  
brechen,  
Dafür werde ich eine Kugel in den Kopf be-  
kommen.'  
„Wie bist du schnell! Genug ist mit deiner  
Bereitwilligkeit;  
Bleib ohne Küßchen!“

7. 'Wenns mich auch das Leben kosten soll,  
Ich muss dich küssen.'  
„Du tust mir leid, so wahr Gott im Himmel:  
Denn du wirst dich selbst vernichten.“

8. 'Und wenn ich meine Wache verlassen  
Und glücklich aus dem Krieg heimkehren  
werde?'  
„Sei ruhig, du wirst aus dem Krieg heim-  
kehren,  
Ich werde dir dann ein Küßchen geben.“

9. 'Wenn ich glücklich aus dem Kampf  
heimkehre,  
Wo soll ich dich suchen im Frieden?'  
„Hier in diesem Hütchen bei meiner Mutter,  
Über diesem Flübchen in der Höhe.“

10. 'Und wenn ich umkomme, was so leicht,  
Dann wird das Küßchen mir verloren gehn.'  
"Treu dir auf deinem Grabe  
Werde ich küssen das Kreuz.“

## 2. Auf Posten.

(Erk-Böhme, Deutscher Liederhort 3, 286 nr. 1427. Weitere Nachweise bei Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar 1896 nr. 252 und Marriage, Volkslieder aus der Badischen Pfalz 1902 nr. 149.)

1. An der Weichsel gegen Osten  
Stand ein Ulan auf dem Posten.  
Ei sieh, da kam ein schönes Mädchen,  
Brachte Blumen aus dem Städtchen.

2. 'Halt! wohin, du schöne Rose?  
Halt! wohin, du Himmelsknospe?'  
"Ei, Blumen bring ich dir zum Strauß  
Und dann eile ich nach Hause."

3. 'Ganz verdächtig scheint die Sache.  
Fort, marsch mit dir wohl auf die Wache!'  
"O laß mich gehen! Sieh, ich weine,  
Meine Mutter ist alleine."

4. 'Bist du treu dem Vaterlande,  
So gib mir einen Kuß zum Pfande!'  
"Du wirst vom Pferd absteigen müssen,  
Wenn du meinen Mund wirst küssen."

5. 'Küssen muß ich dich wohl auf dem Posten,  
Und sollt es mein Leben kosten.'  
"Ei, so will ich dich begrüßen  
Mit viel hunderttausend Küssen."

6. Von der Ferne stehn die Feinde:  
Ja sie sind vielleicht auch unsre Freunde.  
Der liebe Gott wird uns bewahren  
Vor so vielen Feindesscharen.

## Berichte und Bücheranzeigen.

### Neuere Arbeiten zur slawischen Volkskunde.

(Vgl. oben S. 208—219.)

#### 2. Südslawisch.

Von der von Prof. K. Štrelkelj redigierten Sammlung slowenischer Volkslieder (vgl. oben 17, 209) liegen Heft 11 und 12 vor. Mit Heft 11 ist der dritte Band abgeschlossen. Es enthält (S. 24, 649—851) religiöse Lieder; 1. Lieder von Gott, der Dreifaltigkeit, dem hl. Geist, Jesus, Maria (nr. 6401—6568); 2. versifizierte Gebete (nr. 6569—6680), darunter sind sehr zahlreich die Zahlenlieder 'Hagada' vertreten (nr. 6661—6680); 3. Wallfahrtslieder (nr. 6681—6732), darunter auch Legenden, die von Wallfahrern gesungen werden, wie z. B. nr. 6703—6708: Maria erlöst einen Soldaten aus der türkischen Gefangenschaft, nr. 6709—6711: die Marienstatuette in Lauffen blutet, als ein Mann sie an den Kopf schlägt. Im Anhang teilt der Herausgeber die Anfangsverse einer grossen Anzahl von religiösen Liedern mit (S. 819—851), die weder dem Geiste noch der Form nach volksmässig sind, aber vom Volke in und ausser der Kirche gesungen werden. Mit Heft 12 (S. 80) beginnt der vierte und letzte Band dieser grossen Sammlung. Es enthält nr. 6733—6896 Soldatenlieder, von der Rekrutierung an, dem Abschied von Eltern, Kameraden und dem Schatze, von Freud und Leid des Soldatendienstes. Diese Lieder sind in ziemlich geringem Masse echt volkstümlich, grösstenteils popularisierte Kunstlieder. — Ausser diesem Werke sind einige kleinere Beiträge zur slowenischen Volkskunde zu erwähnen, ein Aufsatz von Dr. Josip Gruden 'Aberglauben und mystische Sekten in der protestantischen Zeit' in den 'Nachrichten' der Museums-Gesellschaft für Krain (18, 60—66), über zwei Festtage im Herbst bei den Kärntner Slowenen: vor dem Dungaufahren wird eine mit Stroh ausgestopfte, mit Hahnenfedern geschmückte Puppe auf einem Wagen auf das Feld gebracht und als Bräutigam unter die ledigen Mädchen geworfen; an das Zubereiten der Streu im Walde im Spätherbste, wobei sich die Nachbarn mit dem Gesinde aushelfen, knüpft sich Schmaus und Spiel (Zeitschrift f. Geschichte und Volkskunde der histor. Ges. in Marburg 5, 103ff.). Gesammelt wurden weiter Grabinschriften (ebd. 5, 185—194). Eine Bearbeitung der Legende von Salomo, und zwar einer wahrscheinlich deutschen Version, die zwischen dem Spruchgedicht und dem Spielmannsepos lag, weist Jovan Grafenauer in einem slowenischen Volksliede nach (Jagic-Festschrift S. 65—70). Einen Beitrag zur Geschichte der slowenischen Volkskunde, die Biographie des ersten Sammlers und Herausgebers slowenischer Volkslieder, des in Laibach 1837 internierten galizischen Polen Emil Korytko, gab Ivan Prijatelj (Jagic-Festschrift S. 604—611). Ausführlicher schrieb über denselben Mann Ivan Franko in den Mitteilungen der Ševcenko-Ges. f. Wissensch. (82, 82—122) auf Grundlage neuer Quellen, die er in einer handschriftlichen Sammlung Korytkos vorfand. Der kleinrussische Gelehrte legt dar, dass Korytko selbst keine slowenischen Lieder aufzeichnete und dass seine Arbeit an dem zu seinen Lebzeiten erschienenen ersten Bändchen ziemlich geringfügig war, wie es bei seiner geringen Kenntnis der slowenischen Sprache nicht anders

sein konnte. Sein ethnographisches Programm war sehr mannigfaltig; mehr Nachdruck als auf die eigentlichen Volkstraditionen legte er auf Gebräuche und Aberglauben, Dämonologie, auf Volksmedizin, Tracht. In dieser Richtung plante er ein Werk über Krain in polnischer Sprache. Leider vernichtete der frühe Tod alle kühnen Pläne dieses eifrigen Slawophilen.

Unter den allgemeinen ethnographischen Studien zur serbokroatischen Volkskunde ist an erster Stelle die Arbeit von Vatroslav Rožić über die westkroatische Landschaft Prigorje zu erwähnen; in ihrer weiteren Fortsetzung (Zbornik za nar. život južnih Slav. 12, 161—297; vgl. oben 18, 313) werden näher beschrieben Jagd, Viehzucht, Ackerbau (S. 180), weibliche Handarbeiten wie Spinnen, Nähen, Hausgemeinschaft 'zadruga' (195), Teilung der 'zadruga' (216), Familienleben, Verhältnis zwischen Mann, Frau und Kind, weitere Verwandtschaft; Jünglinge und Mädchen, Stellung des Weibes (240) und des Mannes (244), Greise (246); (Hirten (248), Handwerk und Handel (254), Waisen (257), Dienstleute, Gesinde (259), Bettler (261), Zigeuner (263), Herrenleute, Kranke, Verbrecher (270), Trunkenbolde (272) u. a. Religiöses Leben (273) und Schulwesen (275). Rechtsleben in der weiteren Familie 'zadruga' und im engeren Familienkreis (276), Gemeinverwaltung (295), Strafrecht u. ä. — Milan Bešlić beschreibt ausführlich das bosnische Städtchen Bugojno und Umgebung, Školski vjesnik 15, teilt u. a. verschiedene Volkstraditionen mit, so auch Auszählreime (438), Rätsel (439), Aberglauben, Amulette, Sator-arepo-Formel (499), Hochzeit (500). Die sehr komplizierten Rechts- und Besitzverhältnisse zwischen dem Bauer und dem Aga oder Beg, Grossgrundbesitzer in der Herzegowina, schildert Jevto Dedijer (Glasnik des Landesmuseums für Bosn.-Herzeg. 20, 387—402) auf Grund eigener Forschungen, wobei auch recht interessante Streiflichter auf die noch sehr starken Bruderschaften (brastva) geworfen werden, deren Verbindung so hoch gehalten wird, dass sogar die Glaubensunterschiede zwischen Orthodoxen und Mohammedaner auch bei Blutrache zurücktraten; er charakterisiert weiter die Bevölkerung der Herzegowina und hebt die Unterschiede zwischen dem östlichen und westlichen Teil hervor, welche teils aus Montenegro, teils aus Dalmatien stammen. Gemeinsame Bestellung des Ackers kommt auch bisweilen in Dalmatien vor (Zbornik za nar. živ. juž. Slav. 12, 301 f.). Sonst wurde nur noch der Ernährung des Bauernvolkes in Bosnien Beachtung gewidmet (Glasnik d. Landesmus. 20, 433 ff.) und hierbei einzelne Speisen genauer beschrieben.

Der oben 17, 227 erwähnte Aufsatz von Alex. Mitrović 'Zeichen in Norddalmatien' erschien nun auch in deutscher Bearbeitung (Anthropophyteia 4, 37). Fr. S. Krauss stellt daselbst eine Zahl von Berichten bosnischer Geistlicher über das Zulaufen der Mädchen zu ihren Geliebten, Bräutigamen und das Jus primae noctis zusammen (ebd. 4, 46), kritisiert dieselben und bestreitet dabei, dass letzteres von den moslimischen Gutsherren geübt worden wäre. — Hochzeitsgebräuche der katholischen Bevölkerung der Herzegowina beschreibt Vice Palunko (Zbornik za nar. živ. juž. Slav. 13, 233—266), besonders Mädchenraub und den Kampf der Geistlichkeit dagegen nach eigener Erfahrung; eine kurze Bemerkung darüber ebd. 12, 304. Weihnachtsgebräuche und Aberglauben lesen wir weiter aus Medjumurje ebd. 12, 298—301, darunter besonders Prognostika; vor Sonnenaufgang werfen die Mädchen Äpfel in den Brunnen und 'beschenken das Wasser'. — Spiele der Kinder und erwachsenen Jugend werden aus zwei Orten der Gegend von Vinkovci in Slawonien beschrieben (Zbornik za nar. život juž. Slav. 13, 267—292). Eine systematische Sammlung der serbischen Volksspiele begann die Belgrader Akademie der Wissenschaften unter Redaktion des Dr. Tih. R. Gjorgjević herauszugeben.



Die erste Sammlung desselben erschien im Srpski etnografski Zbornik 9, 10 und 246. Der Redakteur hat diese Sammlung mit einem längeren Aufsatz eingeleitet (S. 1—88); er teilt die Spiele in Ritter-, Unterhaltungs-, Verstandes-, Gewinn- und Tanzspiele, bespricht des näheren die letzteren, legt dar, dass die ursprüngliche Form des Tanzes, besonders der Slawen, sich im serbischen 'Kolo' erhalten hat, und schildert genauer den serbischen Tanz, besonders die erhaltenen Reste der alten vorchristlichen religiösen Zeremonien. Hieran ist ein ausführlicher Fragebogen für künftige Sammler der Volkstänze angereicht, wie auch eine bibliographische Übersicht der bisherigen Beschreibungen serbischer Volksspiele. Der vorliegende erste Teil enthält weiter drei Schilderungen der serbischen Volksspiele, in welchem das Material nach Anweisung des Redakteurs eingeteilt ist, und zwar 1. aus Bosnien und der Herzegowina von Luka Grgjić-Bjelokosić (89—159), aus Levač und Temnić in Serbien von Stanoje M. Mijatović (161—225) und aus dem Üsküper Karadagh von Atan. Petrović (227—235). Tanzspiele wurden von keinem dieser Sammler in ihre Schilderung aufgenommen. Ausserdem werden noch Auszählreime angeführt (S. 159. 221—225). — Über Jagd, Gebräuche und Aberglauben schrieb Toma A. Bratić, Glasnik des Landesmuseum f. Bosn.-Herzog. 20, 467 bis 474. Ausserdem sei noch ein kleiner Aufsatz über das Ornamentieren der Ostereier in Bosnien (Zbornik nar. živ. juž. Slav. 13, 303f.) angemerkt. Die weitere Fortsetzung der Sammlung von Volksaberglauben von Tomo Dragičević (Glasnik des Landesmus. f. Bos.-Herzeg. 20, 129—138, 449—466, vgl. oben 18, 316) bringt Aberglauben beim Reisen, über Handel, glückliche und unglückliche Tage; u. a. eine Geschichte vom Glück: ein unglücklicher Mann geht das Glück suchen, er trifft auf einem Berge einen Greis, der ein Knäuel abwickelt; das ist weiss am Tage, schwarz nach Sonnenuntergang; am ersten Abend fällt vom Himmel eine reiche goldene Schüssel, am zweiten eine hölzerne Schüssel mit mittelmässigen Gaben, am dritten eine ganz einfache Schüssel bloss mit Brot und Salz; welcher Mensch am ersten Tag oder Nacht geboren wird, wird sehr glücklich und reich, am zweiten mittelmässig, der dritte bleibt durch sein ganzes Leben unglücklich. Ein Stück vom Strick eines Gehängten bringt Glück. Verschiedene Prognostika, Traum, Krankheiten und Tod, Vorbedeutungen zu Weihnachten u. a., Vorstellungen von Paradies und Hölle, von bösen Geistern, von Feen-Vilen (449), Schicksalsgötinnen (451), Teufel: aus dem Ei eines neunjährigen Huhnes kann der Teufel ausgebrütet werden, wenn man es drei Monate unter der Achsel trägt, ohne sich zu waschen noch Gottes zu gedenken (452), Mar, Hexen, Zauberern, die in Verbindung mit dem Teufel sind, Wind und Hagel leiten (458), Vampyr (458) und Werwolf; Feiertage und Heilige, darunter eine Variante zur bekannten Geschichte vom Schwaben, der das Leberlein aufgegessen (462), Liebeszauber (463) u. a. Ausserdem lesen wir noch einen Bericht über Hexenglauben, aus den Canale in Dalmatien (Zbornik za nar. život juž. Slav. 13, 306), darunter auch vom Glück, das die Kenntnis der Tiersprache verleihende Blüte des Farnkrautes bringt. — Eine ziemlich ansehnliche Sammlung serbischer Bannsprüche, die sich auf das Geschlechtsleben beziehen, gab Fr. S. Krauss mit erklärenden Anmerkungen heraus (Anthropophyteia 4, 160—226); letztere sind grösstenteils willkommen und anregend, doch wird z. B. S. 198 ff. das gemeinslawische Wort für Baum *lesu* (sic!), wohl ein Druckfehler für *lesu* in Verbindung gebracht mit dem Waldgeist 'der Russen und Ruthenen' *lešay* (sic!), sollte *lešij* heissen). Recht interessant sind die im Anschluss an den genannten Beitrag (S. 227) von Alex. Mitrović einer in ganz Dalmatien und den Nachbarländern geschätzten Zauberfrau abgelockten Zaubermittel bei dem geschlechtlichen Verkehr, Gebärschmerzen, gegen venerische

Krankheiten, gegen Anschläge der Feinde u. a. Verschiedenes über Liebeszauber bei den Serben und Kroaten wird ebda. S. 245 zusammengestellt. — Zur Volksmedizin bringt einige Beiträge T. R. Gj. in einem Aufsatz 'Die Medizin in Serbien in den ersten Jahren der Regierung des Fürsten Miloš', d. i. 1818—1824 (Serb. Archiv f. gesamte Heilkunde 1908, S. A. S. 31); noch im Jahre 1837 liess der genannte Fürst, als die Pest ausbrach, durch neun nackte Frauen in einer Nacht beim Feuer ohne Kerzenlicht geheim ein Hemd spinnen, das er selbst anlegte; seinem Beispiel folgten alle Familienmitglieder, sein Gefolge und alle Soldaten der Kaserne in Požarevac, wo er eben weilte. Wichtiger ist ein Arzneibuch vom Jahre 1843, welches Toma A. Bratić abdruckt (Glasnik des Landesmuseum für Bos.-Herzeg. 20, 343—362); ausser den mannigfaltigsten Arzneien finden sich auch Verwünschungsformeln vor, u. a. Sator-arepo, und verschiedene Gebete; am Anfange des Buches lesen wir den bekannten apokryphischen Text von den zwölf Freitagen. Zahlreiches Material hierzu ist in der Belgrader Zs. 'Zdravlje' Jahrg. 2 aufgehäuft. Verschiedener hierher gehöriger Aberglaube wurde in Gospić, Kroatien, aufgezeichnet (Zbornik za nar. živ. juž. Slav. 13, 308): Mit Hilfe eines Ringes von eines Toten Hand wird die Liebe des erwünschten Burschen erweckt; Stücke aus dem Kleide eines Erhängten haben mannigfache Kraft u. ä.

Das verhältnismässig wichtigste Werk des vergangenen Jahres über südslawische, besonders serbokroatische Volksüberlieferungen sind ohne Zweifel die 'Slawische Volksforschungen, Abhandlungen über Glauben, Gewohnheitsrechte, Sitten, Bräuche und die Guslarenlieder der Südslawen' von Friedrich S. Krauss<sup>1)</sup> (Leipzig 1908. 7, 431 S.). Es zerfällt in zwei ungleiche Teile, einen grösseren, welcher die 'Guslarenlieder' enthält (S. 177—404) im Originale und deutscher Übertragung samt Kommentar und zahlreichen erklärenden Anmerkungen, und einen kleineren, in welchem Traditionen von übernatürlichen, übermenschlichen Wesen, abergläubischen Ansichten und Vorstellungen zusammengestellt sind (S. 31—173). Die Einleitung, die eigentlich bloss mit dem zweiten Teil zusammenhängt, spricht recht oberflächlich von der Bedeutung des Bogomilentums und des Byzantismus für die Entwicklung der Südslawen, von der raschen Eroberung Bosniens durch die Türken und deren rascher Mohammedanisierung (vgl. hierüber noch S. 306). Diese schwierige Frage meint der Verf. sehr leicht lösen zu können: die unter dem Drucke der Geistlichkeit, besonders des Mönchtums leidende Bewohnerschaft habe den türkischen Befreier aus unerträglichen sozialen Verhältnissen mit Jubel begrüsst. K. bespricht besonders die 'Ansätze zu einem moslimisch-slawischen Schrifttum', den türkischen Einfluss auf das slawische Volkstum und teilt interessante Stücke aus der handschriftlichen Literatur der bosnischen Moslimen mit. Hierin liegt das unbestreitbare Verdienst dieses Buches, wie überhaupt in dem neuen Material, womit Krauss in nicht unbedeutendem Masse unsere Kenntnisse bereichert. Krauss lässt sich weiter in eine Schätzung der Volkspoesie der moslimischen und christlichen Südslawen ein, wobei er die Epik der Moslimen stark überschätzt: „Meine grossen Sammlungen moslimisch-slawischer Epen legen ein glänzendes Zeugnis dafür ab, dass das südslawische Volkstum in diesen Schöpfungen seinen höchsten und künstlerisch vollendetsten Ausdruck gefunden. Nur die altgriechischen Epen Homers sind den moslimisch-slawischen ebenbürtig, sonst hat kein Volk unter den sog. Indogermanen so gediegenen Reichtum an Volksepen, aus tiefen Furchen seiner Brust gezogen“. Diesen Ausspruch wird

1) Trotzdem das Werk bereits oben S. 234 besprochen wurde, sind unsere Bemerkungen vielleicht doch nicht überflüssig.

kaum ein anderer Kenner der südslawischen Epik unterschreiben; gründliche Forscher sprechen gerade das Gegenteil davon aus, so besonders Jagić im Archiv f. slav. Phil. 11, 424. 21, 628. Freilich lässt sich Krauss nicht auf eine genauere Vergleichung der epischen Poesie der moslimischen und der christlichen Südslawen ein und versucht nicht das schwierige Problem zu lösen, ob und was für eine epische Poesie die Südslawen vor der Türkenherrschaft am Balkan hatten, wie er auch die Arbeiten anderer Gelehrten hierüber ignoriert. Was er von den von ihm niedergeschriebenen moslimisch-slawischen epischen Liedern veröffentlicht hat, ist leider viel zu sehr zerstreut, auch sein neuestes Buch bringt keine grössere Zahl derselben. Dabei übergeht er völlig die von Hörmann, Marjanović u. a. besorgten Sammlungen dieser moslimischen Lieder und spricht ausschliesslich von seinen eigenen Arbeiten. Wenn seine Beurteilung der moslimisch-slawischen Epik einseitig ist, so vermag man seine Ausführung über die Epik der christlichen Slawen kaum zu begreifen: „In der Crna Gora, in Bosnien, im eigentlichen Serbien und in Bulgarien entfaltete sich vom 15. Jahrhundert ab unter den slawischen Nichtmoslimen eine Hajduken-Epik, die stofflich und in der Ausführung auf ein Haar den neugriechischen und den albanesischen Klephten-Epen gleicht . . . Merkwürdig ist die Erscheinung, dass bei den Bulgaren sowohl die epischen Lieder aus der älteren Periode als die Hajduken-Epen vorwiegend auf Anlehnung an serbische Originale oder auf unmittelbare Entlehnung aus dem Serbischen hindeuten (S. 8). Diese schwer vereinbaren Aussprüche zeigen, dass alle Arbeit, welche bisher zur tieferen Erforschung der südslawischen Volksepik geleistet wurde, für den Verf. nicht existiert; segnet er doch selbst jeden, der nicht die ausführlichen Studien zu lesen braucht, welche z. B. über den Prinzen Marko geschrieben wurden. Aus seiner an 172 000 Zeilen zählenden Sammlung (S. 178) gibt Krauss hier nur einen geringen Teil wieder. Nur vier Nummern rühren von moslimischen 'Guslaren' her: nr. 12—14 und 27<sup>1)</sup>; alle andern stammen von christlichen, zumeist orthodoxen Guslaren. Den einzelnen Liedern sind teilweise wertvolle Bemerkungen vorausgeschickt, über die Technik, das Gedächtnis des Guslaren, die geschichtliche Grundlage der Lieder, wie sie sich in der Tradition ändern (S. 226, 380) u. ä. Besonders wertvoll sind die Charakteristiken der Guslaren und ihres Vortrages. Viel besser jedoch belehrt uns über die moslimischen Guslaren Luka Marjanović in der Einleitung seiner Sammlung, welche der Agramer Verein Matica Hrvatska im dritten und vierten Band der Hrvatske narodne pjesme 1898 bis 99 herausgab; vgl. Murko oben S. 18f. Die deutsche Übersetzung der Lieder ist zwar nicht wörtlich genau, ersetzt aber recht gut das Original und dient zugleich als Kommentar des Liedes; denn die Texte enthalten viele Ausdrücke und Wörter, die man umsonst in den Wörterbüchern sucht, und deren Bedeutung erst der Herausgeber von den Guslaren erfragte. Willkommen ist auch der den Liedern beigegebene sachliche Kommentar. Leider ergreift der Verfasser oft die Gelegenheit, Püffe auszuteilen und seinem grimmigen Hasse gegen alles Kroatische Ausdruck zu verleihen. Er bespöttelt Nodilos mythologische Phantastereien, die seinerzeit in den Publikationen der Südslawischen Akademie erschienen (S. 275), Pavićs Hypothesen über die Lieder des Anselfelder Zyklus (S. 380), obgleich in der Agramer Akademie und in weiteren slawistischen Kreisen diese und ähnliche Arbeiten längst bei Seite gelegt sind und von niemand mehr als das letzte Wort der Wissenschaft geschätzt werden. Durch diese ausgiebige Befehl-

1) Den Sänger der nr. 13 kannte auch L. Marjanović, der Redakteur der unten erwähnten Sammlung 3, 27.

abgetaner Ansichten und die gleichzeitige Ignorierung neuerer Forschungen müssen bei den deutschen Lesern schliesslich ganz verkehrte Vorstellungen von der wissenschaftlichen Arbeit der Slawisten hervorgerufen werden. Der Vf., dem es leider an wissenschaftlicher Objektivität mangelt, kennt nur seine Freunde oder längst abgetane Grössen, wie W. A. Maciejowski (S. 177). Da mehrere von ihm abgedruckte Lieder, wie Die Mutter der Jugović (S. 289), Novak der Heldengreis (S. 297), Wolf Feuerdrache (333), Wie die Vila am See getötet wurde (366) bereits in älteren Publikationen vorliegen, erwartet man, dass der Herausgeber das Verhältnis seiner Version zu jenen näher bestimmt oder die andern Fassungen wenigstens bibliographisch anführt; allein solch trockener 'philologischer' Arbeit ist er spinnefeind. — Im ersten Teile seines Buches handelt A. Krauss von dem Hexenglauben bei den Südslawen, den Sammlungsorten der Hexen, Hexenzauber, wie man eine Hexe erkennt u. ä., wobei auch slowenische Traditionen verwertet sind; doch gibt er keine erschöpfende Übersicht des südslawischen Hexenglaubens, da er wichtige Publikationen, wie den Zbornik der südslawischen Akademie unberücksichtigt lässt. Dasselbe gilt von den weiteren Kapiteln des Buches, über Pestsagen (87—109, rückkehrende Seelen (112—123), Vampyr (124—136), Werwolf (137—144). Die Sage vom Wolfhirten wäre näher zu untersuchen; seine Stelle übernehmen Heilige: der hl. Georg ruft mit einem Horn die Wölfe zusammen und bestimmt, welche Tiere sie fressen dürfen und welche nicht; Otok in Slawonien (Zbornik nar. živ. juž. Slav. 7, 197); anderwärts der hl. Sawa (Zbornik 11, 132, Srpski etnograf. zbornik 7, 255); bei Polen, Kleinrussen, Grossrussen erscheint ebenfalls der hl. Georg oder der hl. Nicolaus; Knoop, Volkstümliches aus der Tierwelt S. 56 nennt noch den hl. Martin; seltener sind andere Heilige, wie in Makedonien Aralambij (Sprostranov, Prikazki 31). Weiter lesen wir von der Mar (145—154), vom Menschenfleisshessen (156—163) mit einem ganz unnötigen Ausfall gegen die Kroaten. S. 157 hätte der Ursprung der Sage über die Hundeköpfe nach Dragomanov (jetzt Rozvidky 1, 152) bestimmt werden können. Auch das letzte Kapitel 'Liebeszauber' (164—173) hätte durch das von südslawischen Ethnographen gesammelte Material bereichert werden können. Willkommenen Stoff zu Spezialuntersuchungen bieten die Bemerkungen über die Sage von der entweihten Hostie (S. 114), die nur wenig in die nicht katholischen Länder vordrang; ein hartherziger Pfarrer nach dem Tode in ein Pferd verwandelt (S. 94; vgl. Sklarek, Ungar. VM. nr. 42. Dragomanov, Slav. Varianten einer Evangelienlegende S. 1), zur Leonorensage (119f.); die Toten sollen nicht zu sehr beweint werden (S. 113; vgl. Sašelj Bisernice 1, 205, Jzvěstija des slav. Semin. Sophia 2, 383, Glasnik des Landesmus. Boz.-Herz. 20, 460, Strohal Hrvat. nar. pripov. 1, nr. 40. Karadžić 2, 228, Bosanska Vila 14, 267) usw.

Die Aufsätze von Ljuba Stojanović, 'Vuk Karadžić und die Wiener Polizei' (Jagić-Festschrift S. 165—463) und M. Teršakovec, 'Kopitar und Vuk' (ebd. 464—479) bieten weniger für die Geschichte der serbischen Volkskunde, wengleich auch im letzteren Vuks Ausgabe der Sprichwörter berührt wird, als vielmehr für die der vormärzlichen Polizeiwirtschaft in Österreich, ebenso wie der oben erwähnte Aufsatz über Emil Korytko. Ebensowenig gehört hierher die Studie Mich. Gavrilovičs 'Miloš Obrenović und Vuk Stef. Karadžić (Letopis Mat. Srpske 1908). Mehr berührt die volkskundliche Tätigkeit Vuks ein Aufsatz des M. N. Speranskij über Vuks Interesse für das russische Volkslied (Jzvěstija der Abt. f. russ. Sprache und Lit. Bd. 12, Buch 4, S. 277—285), wo fünf russische von Vuk im Gouv. Orel 1819 aufgezeichnete Volkslieder aus dessen Nachlasse mitgeteilt werden. Nikola Andrić lenkt die Aufmerksamkeit der Forscher auf eine Volksliedersammlung,

welche gegen Ende des 18. Jahrhunderts von Ante Alačević im mitteldalmatinischen Küstenlande um Makarska angelegt und von dessen Söhnen fortgesetzt wurde. In dieser Sammlung befinden sich u. a. das berühmte Lied von dem Bau Skutaris, 'Der Tod der Mutter von Jugs Söhnen' und 'Gott bleibt niemandem schuldig'; A. versucht darzulegen, dass Vuk Stef. Karadžić diese Lieder aus jener kroatischen Sammlung entlehnt und etwas umgearbeitet in seiner Sammlung veröffentlicht hat, sowie dass das erstgenannte Lied im ikawischen Dialekt gedichtet ist (Glas matice hrvat. 3, 97ff., 134f., 145f.). Dagegen wenden sich scharf J. Škerlić und Jovan N. Tomić (Srpski kniž. glasnik 21. S. 68f., 222f., 303f., 381f., 462f., 536f. Ersterer bemerkt, dass es bei den Serben 'dreissig Jahre vor Vuk' eine Reihe von handschriftlichen Liedersammlungen (über die wir gern Näheres hörten) gab, und dass Vuk die genannten Lieder auch aus diesen geschöpft haben kann. Der zweite hebt hervor, dass die Traditionen von den Mrnjavčević, die in dem Liede vom Baue Skutaris auftreten, in Ober-Albanien, Montenegro und im Südwesten der Herzegowina am lebendigsten waren, und dass hier auch die Heimat des Liedes vorzusetzen ist. Nun stammte der ältere Alačević aus der Herzegowina und sammelte dort einen grossen Teil seiner Lieder. Vor allem aber hat Vuk hier wie auch sonst ganz klar den Gewährsmann genannt, von dem er das Lied hatte. N. Andrić bespricht noch andere grössere Liedersammlungen (die Matica hrv. besitzt deren 150 mit etwa 50 000 Nummern), welche die Grundlage seiner grossen Publikationen kroatischer Volkslieder bilden (Glas. mat. hrvat. 3, 105. 129. 156; 4, 8. 17. 33. 68ff.), darunter die von Nicola Tommaseo herrührenden. Zur Geschichte der Volkskunde lieferte einen Beitrag Vojislav M. Jovanović mit seinem Aufsatz 'John Bowring und die serbische Volkspoesie' (Srpski kniž. Glasnik 21, 31—43). Weitere kleinere Beiträge zur Volkspoesie, besonders zur epischen lieferte Stojan Novaković, der einen Nachklang des alten serbischen Gesetzes vom Pferdediebstahl in dem Liede vom gestohlenem Pferde des Zaren Lasar nachweist, (Jagić-Festschrift S. 61—64). Jovan Radonić verfolgt die Darstellungen eines Liebesromanes in der Familie des Herzogs Stipan Vukčić Kosača aus der Mitte des 15. Jahrhunderts bei italienischen und anderen Geschichtsschreibern des 15. bis 17. Jahrhunderts und in der serbischen Volkspoesie (ebd. 406—414). Eine bibliographische Übersicht des serbokroatischen Volksliedes stellte Josip Milaković zusammen (Školski vjesnik 15, 205f. 312f. 410f. 486f. 636f.). Mat. Murkos Vortrag über die Volksepik der bosnischen Mohammedaner ist den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannt (oben S. 13ff.). Die Resultate seiner Forschungen über die Erzählung vom Mädchen ohne Hände (vgl. oben 18. 215), besonders so weit sie Romanisten näher interessieren, teilt Pavle Popović in der Zs. f. roman. Phil. 32, 312ff. mit. Nik. Andrić liefert 'neue Beiträge zur Lenorensage' (Hrvatsko Kolo 4, 8—22), ohne gerade Neues vorzubringen. Derselbe Gelehrte, welcher zwei neue Bände (5 und 6) der von dem Verein 'Matica Hrvatska' herausgegebenen Sammlung kroatischer Volkslieder besorgt, verlangt (ebd. 4, 22ff.), dass man die epische Volkspoesie nicht bloss serbisch nenne: „Die Kroaten und Serben sind ihrem ganzen Wesen nach wie nach ihren traditionellen Schätzen ineinander übergegangen, so dass man nicht weiss, wo die Kroaten aufhören und die Serben beginnen.“ Er betont, dass die von Vuk Karadžić ausgewählten Fassungen nicht immer die besten Bearbeitungen des betreffenden Stoffes darstellen, sondern dass sich in anderen Sammlungen bessere Varianten vorfinden, und schlägt vor, danach die von Vuk gedruckten Lieder zu verbessern, natürlich nur zu ästhetischen Zwecken. Josip Milaković's Aufsatz 'Die Träne im Volksliede' (Glasnik des Landesmuseum f. Bosnien 20, 533) bringt einige nicht wertlose Beobachtungen

der formalen Seite der serbokroatischen Volkspoesie wie auch der Psyche dieses Volkes. 'Über einige Quellen der serbischen Volksmärchen' handelt Vladimir Ćorović mit einer kurzen Einleitung über die verschiedenen Richtungen der Märchenstudien (Letopis Matice Srpske 250, 15—41); bemerkenswerter sind einige serbische Varianten zur Geschichte der Alceste, der von Straparola erzählten Geschichte der Margherita Spoleitina, des fahrenden Schülers aus Paris-Paradies u. a. Derselbe versucht das Verhältnis der serbischen Volksmärchen zur serbischen Volksepik zu charakterisieren: sie enthalten allgemeine Gedanken und Motive und lassen in der Schilderung des Nationalhelden Prinzen Marko nationale Färbung vermissen; die von T. Maretić vertretene Ansicht, die epische Poesie sei aus älteren Prosaerzählungen entstanden, wird bekämpft (Srpski knjiž. Glasnik 21, 678 f. 768 f. 844 f. 921 ff.).

Neue Volksliedersammlungen erscheinen ziemlich spärlich. Grösseres Interesse erwecken die Lieder der serbischen Mohammedaner. Epische Lieder derselben gab Esad Hadžiomerspahić heraus; das erste Heft (Banjaluka 1907. 120 S. vgl. Letopis Mat. Srpske 249, 71) enthält drei ziemlich lange Lieder; nr. 2 zählt 1487 Verse. Eine kleinere Sammlung lyrischer Volkslieder neben einigen Sprichwörtern aus Bosnien enthält das Jahrbuch Brastvo 12—13, S. 378—394. Die oben 18, 219 erwähnte Sammlung von L. Kuba bringt in ihrer Fortsetzung (Glasnik Bd. 20: nr. 362—627) Liedertexte und Melodien.

Nicht zahlreicher sind die Märchensammlungen. Eine Sammlung derselben aus Bukovica in Dalmatien versah Referent mit Kommentar (Zbornik za nar. živ. juž. Slav. 13, 161—232); nr. 1. Froschprinzessin; 2. Schneewittchen; 3. Söhne nach dem goldenen Apfel und goldenen Vogel für den kranken Vater geschickt; 4. Der goldene Vogel (Aarne, Vergleich. Märchenforschungen S. 143); 5. Das tapfere Schneiderlein; 6. Die treulose Schwester; 7. Die Prinzessin heiratet den, welcher ihr ein unlösbares Rätsel aufzulegen vermag (Grimm nr. 22); 8. Die böse Schwiegermutter (Hahn nr. 69); 9. Die treulose Frau, wie sonst die treulose Schwester oder Mutter; 10. zu Gonzenbach nr. 58; 11. Verschiedene Motive zusammengeschweisst vom ungeratenen Sohn als Soldaten, dem untreuen Weibe, Trois bossus ménestrels, eine nie leer werdende Geldtasche dem Manne entwendet, durch Birnen das Weib in eine Eselin verwandelt; 12. zu Grimm nr. 9; 13. Die Heilung des bösen und faulen Weibes wie bei Jones & Kropf, Magyar folktales nr. 6; 14. zu Vuk St. Karadžić nr. 65, Krauss, Südslav. M. 2, nr. 131, R. Köhler 1, 428. 464; 15. Gevatter Tod; 16. zu Sklarek, Ungar. M. nr. 41; 17. zu Rittershaus, Neuisländ. M. nr. 102; 18. zu Pauli, Schimpf und Ernst nr. 435. — Andere Märchen, Legenden, die sich um den Namen des hl. Sawa gruppieren, stellte Stanoje Mijatović zusammen (Brastvo 12—13, S. 134—154); es sind verbreitete Stoffe, in welche die Serben ihren Nationalheiligen eingesetzt haben; so S. 195 die Sage vom reichen Kaufmann Marko, und dem neugeborenen Sohne seines armen Gastgebers (Grimm nr. 29); doch hört nicht der Kaufmann, wie ein übernatürliches Wesen die Zukunft des Neugeborenen als seines künftigen Eidams prophezeit, sondern hat einen solchen Traum. In nr. 2 ist Sawa an die Stelle des Erzengels getreten, der den Teufel verfolgte, als er Gott die Sonne gestohlen. Nr. 3 und 18: Einer stellt sich tot, der andere bettelt Sawa um Geld für dessen Begräbnis (vgl. Krauss, Slav. Volksforschungen S. 337. Chauvin, Bibliogr. arabe 5, 274). Nr. 4. Ackern und weben lehrt der hl. Sawa, der Ackersmann befolgt seinen Rat, und daher ist seine Arbeit gesegnet, die Bäuerin verachtet ihn, und so ist ihre Arbeit nicht gesegnet. Nr. 5. Zu Thomas sagt ein Holzarbeiter, er trage in seinem Sack nicht Geld, sondern Holzspäne; und die findet er nachher auch statt Geld

(vgl. Šapkarev, Sbornik bugar. nar. umotvor. 8, 118 nr. 85). Nr. 6. Mönche, die dem hl. Sawa bei herannahendem Gewitter einen falschen Weg weisen, in Esel verwandelt. Nr. 7. Der Wolf getauft. Nr. 9. Ein geiziger Bauer in einen Bären verwandelt. Nr. 10. Die Zigeuner verflucht zu ewiger Armut, weil sie den hl. Sawa belogen. Nr. 11. Einem faulen Burschen wird ein fleissiges Mädchen angetraut (Krauss, Südslav. M. 2, nr. 137). Nr. 12. Der Dieb verrät sich selbst, indem er auf seine Mütze greift (Basset, Cont. berbères nr. 15). Nr. 14. Die Mühle vom hl. Sawa erfunden, vom Teufel vervollkommenet, daher ist sie dem Teufel am Weihnachtstag vorbehalten (umgekehrt Bosanska Vila 16, 95; Etnograf. Zbirnyk 12, 68 nr. 71). Nr. 15. Der hl. Sawa und der Teufel säen Hanf, Erdäpfel, Äpfel, Rüben (Grimm nr. 189). Nr. 16. Seit wann ist das Rindvieh auf der Weide unruhig, Schafe ruhig. Nr. 17. Flöhe und Läuse aus Asche geschaffen für den schläferigen, faulen Hirten, wie sonst für das faule Weib (Sébillot, Folklore de France 3, 300). — Zwei kosmologische Legenden aus Kroatien sind im Zbornik za nar. život. juž. Slav. (12, 303) verzeichnet. Endlich stehen noch acht bei den mohammedanischen Serben aufgezeichnete Erzählungen im Brastvo 12—13, S. 395 bis 437; es sind orientalische Erzählungen vielfach moralisierenden Charakters, wie nr. 2 'Gesundheit für Reichtum verkauft'; am bekanntesten ist nr. 6 'Glück und Reichtum' (ähnlich Sklarek, Ungar. M. nr. 35). Fr. S. Krauss veröffentlicht im vierten Band seiner Anthropophyteia weitere 'Südslawische Volksüberlieferungen, die sich auf den Geschlechtsverkehr beziehen' (S. 329—411, nr. 570—651), eigentlich aber gehören sie vielmehr zur 'Skatologie'. Von dieser neuen Reihe gilt dasselbe, was ich bereits von den ersten Teilen bemerkte (oben 16, 212f.), und wovon ich trotz der Zornausbrüche des temperamentvollen Ethnologen nichts zurücknehmen kann. Er bringt hier u. a. Varianten bekannter Märchen und Schwänke: nr. 586 zu Unibos; 601 zu Krauss, Südslav. M. 1, nr. 101; 602 ebd. 1, nr. 65; nr. 615—616 zu Pauli, nr. 435; nr. 621 zu Grimm nr. 165; nr. 622 ist ein blosses Fragment aus dem Schwank 'für den Fürpass', Aberglaube zur Volksmedizin in nr. 573, 574 (Harn als Heilmittel), S. 406 alltägliche Hausmittel, nr. 582—584 Diebeszauber a. u. — M. Murko bespricht einige südslawische Texte des Himmelsbriefes (Jagić-Festschrift S. 706f.) und weist nach, dass sie von den Ufern der Adria stammen. In Oakland (Californien) gaben Miloš L. Popović und Veljko Radojević eine Sammlung serbischer Sprichwörter heraus (1907. 223 + 14 S.), die mir bloss aus der Rec. im Srpski kniž. Glasnik 22, 151 bekannt ist. Zur Kenntnis der Volksmelodien steuert bei die Fortsetzung der weitschweifigen Studie von Fr. Š. Kuhač 'Eigentümlichkeiten der Volksmusik, besonders der kroatischen' (Rad jugoslav. akad. 174, 117—236; vgl. oben 16, 215); sie betrifft die Satz- und Wortmelodie der gewöhnlichen Umgangssprache in den einzelnen Dialekten und auch bei Deutschen, Magyaren, Italienern. Aus dem Nachlasse von Vuk Stef. Karadžić ist eine Anzahl serbischer Sprichwörter erotischen und skatologischen Charakters veröffentlicht (Anthropophyteia 4, 295ff.).

Eine sehr anschauliche Schilderung der Bevölkerung Bulgariens in Dörfern und Städten und der Veränderungen in einzelnen Teilen des Landes von 1880 bis 1900 entwirft G. Matov im Sbornik za nar. umotvor., nauka i knižovina 22—23, Abt. 2, S. 1—48. Von allgemeineren ethnographischen Arbeiten ist zu erwähnen das Werk N. Deržavins 'Die bulgarischen Kolonien des neurussischen Landes in den Gouv. Cherson und Tauris' (Simferopol 1908. 237 S.). Nach der ausführlichen Besprechung im Etnograf Obozr. 76—77, S. 179f. enthält das uns nicht zugängliche Buch in der Beschreibung der Wirtschaftsverhältnisse interessante Berichte über die Hausgenossenschaft, die sich unter den neuen Kolonisten gegen den

Willen der Behörden bildete und die Gegensätze zwischen Armen und Reichen ausglich. Eingehend werden Haus und Hof, Tracht, Küche, Brauch und Aberglauben beschrieben; die Schicksalsgöttinnen (urisrice) mit verschiedenen Gaben bewillkommnet, bestimmen das Schicksal des Neugeborenen; die 'narañnice', drei männliche oder weibliche Wesen, teilen Gott die Geburt eines neuen Menschen mit; und je nachdem Gott bei vollen oder leeren Schüsseln sitzt, fällt dessen Los. Manche Menschen vermögen sich in die andre Welt zu versetzen; sie liegen drei Tage wie tot, bis ihre Seele zurückkehrt, und erzählen dann, was sie dort gesehen; Mädchen lieben Schlangen, unterhalten sich mit ihnen und beköstigen sie. Wir verzeichnen ferner kurze Schilderungen der am Ufer des Marmara-Meereres zerstreuten Bulgaren (Rodopski Naprêdäk 5, 243f.) mit Notizen über Hochzeitsgebräuche, Tracht und Sprache. Aus dem Leben der Banater Bulgaren beschreibt G. Palašev (Sbornik za nar. umotvor. 22—23, Abt. 1, S. 1—16) Hochzeitsgebräuche, Spiele, Gebräuche, Aberglauben, Rätsel (S. 13), ein Märchen (S. 14; vgl. Afanasjev nr. 80, Chauvin 8, 76 nr. 45, verbunden mit dem Motiv von dem Kampfe mit dem Drachen an der Brücke, Leskien-Brugman, Lit. M. 557). Von einem Dorfe des Bezirks Sofuli an den östlichen Abhängen des Rhodope-Gebirges teilt H. V. Šiškov den Lageplan und Hausbau mit (Rodopski Naprêdäk 6, 81f.); er beschreibt auch die Nahrung der Pomaken (ebd. 6, 1ff.). Die Organisation des Familienlebens, Hausgemeinschaft und des Zunftwesens bei der makedonischen Bevölkerung schildert eingehend D. Mirčev (Sbornik za nar. umotvor. 22—23, Abt. 2, S. 1—43). Die Hausgenossenschaft (zadruga) ist freilich nicht mehr die Regel, doch ist sie nicht bloss auf die Landbevölkerung beschränkt, sondern kommt auch in den Städten vor. Dieses Band ist so stark, dass die Mitglieder der Zadruga in die gemeinsame Familienkasse steuern, auch wenn sie durch ihren Beruf an andere Orte gebunden sind. Die Hausgenossenschaft Mirčevci in Prilep, der der Vf. angehört, besteht aus dem 80jährigen Hausvater und fünf Söhnen, von denen vier verheiratet sind, und zählt zurzeit 23 Mitglieder, darunter einen Ackerbauer in Prilep, zwei Kaulleute in Bitolj, einen Lehrer am Gymnasium in Saloniki und einen Kommissionär in Saloniki; alle steuern zur gemeinsamen Kasse bei. Sehr eingehend werden die inneren Verhältnisse der Zadruga geschildert, die Rechte und Pflichten des Hausvaters und der Hausmutter, die auch die Frau des früheren Hausvaters oder eines anderen Mitgliedes sein kann, sogar ein Mädchen, wenn sich sonst keine fähige Leiterin findet. Das Mitglied einer Zadruga kann auch privates Eigentum haben, das es von seiner Frau geerbt oder ausserhalb der gemeinsamen Arbeit der Zadruga erworben hat. Solche Hausgenossenschaften kommen auch bei Türken vor, sie zählen bis an 60 Mitglieder. Für den Bildungsgrad des Volkes sprechen die Zeichen der Kerbhölzer und die Zahlzeichen der Gastwirte und Händler. Es folgt eine Schilderung des Zunftwesens (S. 31f.), der kooperativen Vereinigungen der Maurer u. ä. Die Hausgenossenschaft bei den Slawen, speziell bei den Bulgaren hat S. S. Bobčev zum Gegenstand einer ausführlichen Studie gemacht (ebd. Abt. 1, S. 1—207, auch SA.). Er gibt eine Übersicht der Forschungen über die Hausgenossenschaft und eine Bibliographie solcher Arbeiten in den slawischen und anderen Sprachen. Das Hauptgewicht legt er auf die Schilderung der Hausgenossenschaft bei den Bulgaren der Gegenwart (S. 32 bis 143). Es stellt die Terminologie der Hausgenossenschaft und ihren Begriff fest; sie findet sich bloss im westlichen Bulgarien vor, wo auch noch jetzt nach Teilung alter Hausgenossenschaften aus den kleineren wieder grössere, wirkliche Zadrugen hervorgewachsen; dagegen ist sie in Ost- und Südbulgarien, wie in den Rhodope, wo sie früher bestand, verschwunden; hierauf folgt die innere Organisation,



Rechte und Pflichten des Hausvaters und der Hausmutter wie der Mitglieder der Hausgenossenschaft, deren Vermögensverhältnisse, Zerfall, Teilung, gute und schlechte Seiten u. a., wobei auch Fragen gelöst werden, welche die serbische Hausgenossenschaft und diese Institution überhaupt betreffen. Der zweite Teil der Studie (S. 144—194) ist der 'Hausgenossenschaft in der Vergangenheit' gewidmet; B. untersucht, bei welchen Völkern und wie lange ehemals solche communautés de famille bestanden, namentlich bei den Slawen und den Bulgaren im frühen Mittelalter und unter der türkischen Herrschaft. Er bestreitet, dass das römisch-byzantinische Steuersystem, das unter den Türken beibehalten wurde, massgebenden Einfluss auf die Ausbildung dieser Einrichtung bei den Südslawen gehabt habe; die osmanischen Eroberer griffen die Selbstverwaltung der unterworfenen Völker nicht an; da das türkische Steuersystem nur gegen eine Verringerung der Abgaben gerichtet war, so wurde darauf gesehen, dass in eine Hausgenossenschaft keine weiteren Verwandten und Familien aufgenommen wurden; es gab unter der türkischen Herrschaft sehr grosse Hausgenossenschaften, die nicht selten 100, ja 250 Mitglieder zählten.

Derselbe Gelehrte zeigt in einem anderen Aufsatz (Sbornik zu Ehren Lamanskijs S. 836ff.), dass der Ausdruck zakon ursprünglich nur die Bedeutung 'consuetudo' hatte und dass sich dessen spätere Bedeutung 'lex' erst nach der Christianisierung entwickelte. Eine Geschichte des bulgarischen Zunftwesens liefert B. Conev in dem von ihm herausgegebenen 'Gedenkbuch der Sofioter Schneiderzunft aus Anlass ihres 100jährigen Jubiläums' (Sofia 1907). St. N. Šiškov berichtet (Rodopski Naprèdak 5, 209ff.), dass in den Dörfern des Rhodopegebirges, soweit sie unter die Türkei gehören, bis heut autonome Gerichtsbarkeit, besonders über Diebstahl oder Sittlichkeitsverbrechen besteht. Öffentlich wird der Schuldige zu Geldstrafen, körperlicher Züchtigung, ja zur Vertreibung aus dem Dorfe verurteilt, manchmal sogar zum Selbstmord getrieben. Ferner werden Gebräuche aus der Umgebung des Städtchens Trèvna (Sbornik za nar. umotvor. 22—23, Abt. 1, S. 1—14) und die Feier des 24. Juni im Kreise Stanimaka beschrieben (Rodop. Naprèd. 5, 226ff.). Die Volksmedizin betrifft E. Sprostranovs Ausgabe von sieben handschriftlichen Arzneibüchern, deren ältestes bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts reicht (Sbornik za nar. umotvor. 22—23, Abt. 3, S. 1—106). Über Heilung verschiedener Krankheiten, besonders Epilepsie, Beschwörungsformeln finden wir kurze Berichte (Rodop. Naprèd. 5, 225; 6, 30f.).

Reichhaltiger sind immer noch die Beiträge zur Volkspoesie. Über eine in der Bibliothek der Petersburger Akademie der Wissenschaften befindliche Sammlung von Liedern, Märchen und Gebräuchen, welche S. Verkovič im südlichen Mazedonien aufgezeichnet hatte, berichtet P. A. Lavrov (Sbornik zu Ehren V. J. Lamanskijs S. 1282—1350) mit ausführlichen Inhaltsangaben der epischen Lieder auf Marko Kraljević, Bonapartes Rückzug aus Ägypten u. a. mit gelegentlichen Verweisen auf andere Fassungen. Eine grössere Anzahl epischer und lyrischer Volkslieder gab G. Jankov heraus (Plovdiv 1908. 9 + 264 S.). Einen besonderen Wert hat diese Sammlung dadurch, dass alle 333 in ihr enthaltenen Lieder (8200 Zeilen) von einer einzigen Person, der Mutter des Herausgebers, herrühren, die einer bulgarischen, in Bolgrad ansässigen Exulantenfamilie aus Jambol angehörte. Der Herausgeber zeichnete die Lieder auf, als seine Mutter schon im Greisenalter stand. Andere westbulgarische Lieder aus Trn und Vratca erschienen im Sbornik za nar. umotv. Bd. 22—23, Abt. 1, S. 15—41, 113—134, ostbulgarische aus Slivno ebd. 42—112, aus den Bez. Stanimaka, Achär-Čelebi u. a. Rodop. Naprèd 5, 231f., 265f.; 6, 75f., 106f., Weihnachtslieder ebd. 6, 69 und Ertellieder ebd. 6, 74f.

Endlich lesen wir noch einige Märchen aus dem Bez. Stanimaka ebd. 5, 228f., 272f.: Nr. 1. Der Bruder mehr wert als der Freund (R. Köhler 2, 580. Oestrup, Contes de Damas Nr. 4). Nr. 2. Ein Mensch sucht sein Schicksal, und Gott zeigt ihm, dass es unabänderlich ist. — Eine neue grössere Sammlung bulgarischer Rätsel gab Petko Kol. Gäbjov heraus (Sbornik za nar. umotvor. 22—23, Abt. 1, S. 135—157) mit zahlreichen Hinweisen auf gedruckte Parallelen. Zum Schluss sei noch ein kleiner Beitrag zu den Geheimsprachen von N. Arnaudov erwähnt (ebd. S. 1—6), der die Sprache der Schneider aus einem Dorfe des Debra-Gebietes behandelt.

Prag.

Georg Polívka.

**Eduard Meyer**, Geschichte des Altertums. 2. Aufl. 1. Band, 2. Hälfte:

Die ältesten geschichtlichen Völker und Kulturen bis zum 16. Jahrhundert. Stuttgart u. Berlin, Cotta 1909. XXVIII + 894 S. 15 Mk., geb. 17,50 Mk.

Politik, hat Bismarck gesagt, ist nichts als die Anwendung des gesunden Menschenverstandes auf staatliche Fragen. Liest man ein Werk von Eduard Meyer, so hat man fast die Empfindung, als sei Geschichtsschreibung nur die Anwendung des gesunden Menschenverstandes auf historische Fragen; so einfach und klar scheint alles. Freilich, hinter diesen Urteilen des gesunden Menschenverstandes, der lieber 'sowohl — als auch' sagt als 'entweder — oder', z. B. in der Frage nach der Entstehung der Sprachen und Nationalitäten (S. 760), und gern den Mittelweg wählt, wie in den Grundfragen der vergleichenden Mythologie (S. 779), steckt vor allem ein so ungeheures Wissen, eine so unbegrenzte Kenntnis des historischen und sprachlichen Materials, wie sie auch entfernt kein anderer Historiker des Altertums besass. Man atmet fast erleichtert auf, wenn M. mit heiterer Ruhe, etwa in Fragen der Prähistorie, der chinesischen oder amerikanischen Urgeschichte, die Grenzen seines Wissens eingesteht, die freilich zumeist die Grenzen des jetzigen Wissens überhaupt sind. Denn gerade die Bestimmtheit, mit der er nur Gewissheiten historisch verwendbar nennt (S. 788) — hypotheses non fingo — gibt uns einen so beruhigend sicheren Eindruck. Denn hier kommt die zweite Hauptsache zum Vorschein: eine (wie Gustav Freytag von Moritz Haupt rühmte) zum Instinkt gewordene, doch aber völlig bewusste Sicherheit der Methode, die ihn denn auch etwa für die arische Archäologie ganz neue Behandlungsarten vorschreiben lässt (S. 729. 820).

An dieser Stelle ist nur zu berichten, was dieser imposante Unterbau der 'eigentlichen Weltgeschichte' von Volkskunde im grossen Stil bringt. Zunächst sind einige allgemeine Punkte von grosser Wichtigkeit. Zu meiner lebhaften Freude betont auch M. wiederholt (S. 516. 772. 782. 787 usw.) die Möglichkeit paralleler Entwicklung, gerade wie es neuerdings z. B. auch Harnack getan; die kurze, aber despotische Herrschaft der 'geographischen Methode' geht seit dem Tode ihres bedeutendsten Vertreters, Ratzels, dem Ende entgegen — natürlich nur soweit sie in der prinzipiellen Forderung immer nur eines Ausgangspunktes bestand. Es leuchtet ein, welche unmittelbare Bedeutung dieser Umschwung gerade auch für volkscundliche Untersuchungen besitzt. — Ein anderer methodisch wichtiger Punkt ist der nach dem Verhältnis zwischen Religion und Mythologie (S. 780), wobei M. mir aber doch die Bedeutung der letzteren zu unterschätzen

scheint: wie viele Kulte sind doch nichts anderes als in Handlung umgesetzte Mythen! — Ein drittes immer wieder zu erörterndes Problem ist das der 'linguistischen Paläontologie' (S. 766f.), wobei der Vf. sich im ganzen zu Otto Schrader stellt (S. 769) und Kretschmars Skeptizismus, bei aller Anerkennung seines Scharfsinns, verwirft (S. 770). Dass das nicht aus Leichtgläubigkeit geschieht, zeigen z. B. die tiefgreifenden Bedenken in der berühmten Buchen-Frage S. 790; vgl. jetzt Siebs, Mitt. der schles. Ges. f. Volksk. 20, 137) oder die Berührung der Frage nach dem Verhältnis zwischen Dichtung und Wirklichkeit aus Anlass des Awesta (S. 819).

Andere allgemeine Probleme sind die von der Entstehung der Schrift (S. 110. 432): die Definition der babylonischen Keilschrift als 'hervorgegangen aus der Anpassung einer ursprünglichen Hieroglyphenschrift an das Schreibmaterial' (S. 310) passt vielleicht auch auf unsere Runenschrift; oder nach den Anfängen des Priestertums (S. 89. 824). Überall bedient sich der Universalhistoriker zwar selbstverständlich ethnologischer Parallelen, hütet sich aber, jede Analogie für einen zwingenden Beweis zu halten, und verwirft bei den Semiten (S. 413) die Annahme einer Sippenordnung oder bestreitet (wie mir scheint, nicht mit Recht) für die Indogermanen (S. 776) jene Scheidung von Körper und Geist, Stoff und Lebenskraft, die er für andere Religionen annimmt. Allgemeinen Theorien, etwa über Animismus oder Naturdienst, ist er feind, und so auch ihrer gefährlichsten Helferin, der voreiligen Mythendeutung (S. 412). — Durchaus nüchtern wird auch (S. 524) die Heiligkeit der Siebenzahl erklärt und Hugo Wincklers Astrologisierung aller Religionen (S. 529; vgl. 328 u. ö.) schon in ihrer Voraussetzung, als sei die babylonische Religion durchaus astral, verworfen.

Im einzelnen ist natürlich die Darstellung von Religion, Kultur, Kunst der Ägypter, Semiten, Kleinasiaten usw. für alle Religions-, Kultur-, Kunstgeschichte von Bedeutung (vgl. besonders über Gesichturnen S. 663, über die Spiralen S. 734). Überall scheidet M. die berechtigten und die unberechtigten Ansprüche der neuerdings so herrisch gewordenen historischen Hilfswissenschaften, Ethnographie, Anthropologie (vgl. z. B. S. 729. 735); oft deckt er in überraschender Weise (z. B. S. 659) die tönernen Füße mancher Riesenhypothese auf.

Für uns ist doch vor allem zweierlei unmittelbar wichtig: die allgemeine Grundlegung der Kulturentwicklung und die Darstellung der Indogermanen. Jene kommt von ungeheuren Zahlen der Vor-Vorgeschichte (wenn man so sagen darf: S. 847f.) zu der Anschauung, um 5000 v. Chr. sei (an verschiedenen Punkten) die Menschheit geschichtsreif geworden (S. 842f.); worauf dann bald, aber für unendlich lange Zeit vereinzelt, 'das älteste sichere Datum der Weltgeschichte' folgt: der 19. Juli 4241 als Einführungstag des ägyptischen Kalenders (S. 102). Von hier gehen dann getrennte Ströme aus, für die (S. 748; vgl. S. 751) ein Synchronismus versucht wird. Um 2500 v. Chr. (S. 765) beginnt dann die Ausbreitung der Indogermanen, um 2000 (S. 807) das Auftreten der Arier in Indien und Iran; um 1000 v. Chr. ist die indogermanische Welt so ziemlich befestigt (S. 795f.). Ihre Urheimat (S. 784f.) bleibt problematisch: doch neigt M. sich der asiatischen Hypothese zu (vgl. S. 801) — wieder eine Freude für den Referenten! Jedenfalls glaubt er, gegen Kossinna, nicht an die Selbständigkeit der europäischen Kultur (S. 747), deren Anfänge er (S. 749) zu lokalisieren sucht. Mit Entschiedenheit postuliert er (S. 757) ein indogermanisches Urvolk. Seine Religion und seinen Charakter findet er (S. 774f.) durch die 'Grossräumigkeit' (um mit Ratzel zu sprechen) ausgezeichnet (S. 774. 777). Von hier aus findet er denn auch vielleicht für die Eigenheit der indogermanischen Religion das er-

lösende Wort: er sieht sie in dem universellen Zug, der ihre Götter von den an die Scholle gebundenen anderer Völker unterscheidet (S. 776. 783. 823). Es ist freilich nicht zu bestreiten, dass M. bei seiner Darstellung der indogermanischen Individualität (S. 782) doch fast ausschliesslich nach den uns verwandten und konformen Stämmen urteilt: von den Indern darf man wohl kaum behaupten, dass ihre Phantasie bei aller Kühnheit Mass zu halten wisse. Auch wird der Baumkultus, wenn er wirklich den Ariern fehlt (S. 823), schwerlich mit Recht in diesen Zusammenhang mit den Lokalgöttern gestellt: andere Indogermanen haben ihn ja doch besessen und reich ausgebildet. An der Entstehung der Kultur weist M., wie einst v. Bradke, den Priestern (S. 824) ein Ehrenlos zu, will übrigens (S. 755) über die Zukunft der Indogermanen angesichts der ostasiatischen Völkerrenaissance nichts prophezeien . . . .

R. Fester hat vor kurzem von einer 'Säkularisation der Geschichte' gesprochen. Was er darunter versteht: die Befreiung der Historik von theologischen Vorurteilen, das bildet doch eigentlich nur einen, freilich wichtigen, Bestandteil eines grösseren Prozesses, den es vielleicht nicht zu kühn wäre, die 'Historisierung der Geschichte' zu nennen. Es handelt sich darum, immer vollständiger jede einzelne Tatsache in rein historische Beleuchtung zu rücken und in echt historische Zusammenhänge zu stellen. Nicht aus der Religion allein fliessen die Gefahren für objektive Beurteilung der Einzeltatsache, die Neigungen zur antihistorischen Isolierung bestimmter Tatsachengruppen; die Geschichtsphilosophie, die politische Stellungnahme (Rotteck, Treitschke, die sozialistische Geschichtsschreibung) haben ebensolchen Einfluss geübt. Für die Darstellung des Altertums aber wirkte alles zusammen: ein erstarrter Kanon der allein 'weltgeschichtlichen' Völker, der sich seit Bossuet kaum bewegt hat; die Heiligsprechung bestimmter Urzeiten, zumal der indischen und germanischen; die Enge der Kenntnisse; dazu in neuerer Zeit die jüngsten wissenschaftlichen Fanatismen: Wincklers Panbabylonismus, Gobineaus und Chamberlains arischer Chauvinismus, und sachlicher begründet, das 'gute Europiertum', das den Asiaten nichts verdanken will. Dem gegenüber hat niemand mehr für die rein historische Erfassung des Altertums geleistet als Eduard Meyer. Dies vor allem danken wir ihm, „dass kein Name ihn täuscht, dass ihn kein Dogma beschränkt“.

Was sein Werk der ersten Auflage gegenüber an positiven Ergebnissen Neues bringt, kommt, zumal für uns, dem gegenüber kaum in Betracht. Mit derselben Unbefangenheit, mit der er fremden Meinungen, und wohl mit kräftigem Ausdruck ('ganz verkehrt' u. dgl.) entgegentritt, gibt er auch eigene Anschauungen preis, die sich nicht halten liessen (etwa über die ältesten indogermanischen Völkerverhältnisse). Zu den neuesten Entdeckungen nimmt er sofort Stellung; und es erscheint wie ein gebührender Lohn solcher Forschung, dass sie mit den grossen neuen Tatsachen der tocharischen Sprache (S. 799) und des Hauserschen Vormenschen (S. 849) schliessen darf.

Berlin.

Richard M. Meyer.

**Karl Rhamm**, Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde. 1. Teil: Die Grosshufen der Nordgermanen. Braunschweig, F. Vieweg und Sohn 1905. IX, 853 S. 8<sup>o</sup>.

Es ist nicht die Schuld des Unterzeichneten, dass eine Besprechung des Rhammschen Werkes so spät in dieser Zeitschrift erscheint. Die Berichterstattung über dasselbe hatte ursprünglich Herr v. Inama-Sternegg übernommen, und erst

eraume Zeit nach dessen Tode ist es in meine Hände übergegangen. Leider hat der Verf. hierbei einen schlechten Tausch gemacht. Denn während der Verfasser der deutschen Wirtschaftsgeschichte der in erster Linie geeignete Referent für das Rhammsche Werk gewesen wäre und, wie ich aus einem Privatbrief v. Inama-Sterneggs ersehe, seiner Zustimmung zu den Untersuchungen Rh.s in vielen Punkten den wärmsten Ausdruck gegeben haben würde, muss ich zu meinem Bedauern gestehen, dass ich dem eigentlichen Hauptinhalt des Buches, der Untersuchung der nordgermanischen, d. h. nach Rhamm skandinavischen und anglofriesisch-nordsächsischen 'Grosshufe' (im Gegensatz zu der kleineren deutschen Landhufe; vgl. Abschnitt II: Hufe und Carucate, III: Das altdänische Bol, IV: Die altschwedische Attungshufe, V: Die Jard und das Breitensystem), der Bestimmung ihres Umfanges, ihrer Einteilung, ihres Zusammenhanges mit dem Pflug und Pfluggenossenschaften usw. ein durch eigene Studien erworbenes selbständiges Urteil nicht gegenüberstellen kann.

Wenn ich nun dennoch an dieser Stelle auf das Rhammsche Werk in Kürze mir hinzuweisen erlaube, so geschieht es einmal, weil, soviel ich sehe, dieses, bei einem allerdings überaus schwerfälligen Aufbau, tiefgelehrte, völlig selbständige und in das Wesen der Erscheinungen eindringende Buch in Deutschland bis jetzt nur wenig Beachtung gefunden hat, und andererseits, namentlich in den Abschnitten I (Die Hintersassen des Dorfes) und VI (Die angelsächsische Ständegliederung in ihrem Verhältnis zur Flur), immerhin genug auch meinem Arbeitsgebiet naheliegenden, volkskundlichen und sprachwissenschaftlichen Stoff enthält. Besonders zu dem ersten der beiden zuletzt genannten Teile möchte ich mir daher einige, meist sprachliche Bemerkungen gestatten.

Es ist merkwürdig, dass die von mir schon vor 20 Jahren (Kuhns Zeitschrift 30, 473) nach dem Vorgang Potts und Leo Meyers vorgeschlagene und seitdem von der etymologischen Forschung wohl allgemein angenommene Deutung desjenigen Wortes, um das es sich in diesem ganzen Buche handelt, des Wortes 'Hufe', bei unseren Wirtschaftshistorikern keinen Eingang gefunden zu haben scheint, obgleich sie sachlich und historisch sehr wichtig ist. Ahd. huoba, alts. hōba entspricht völlig lautgerecht dem griech. κήπος, das nicht nur 'Garten', sondern auch allgemein jede sorgfältig angebaute Gegend bezeichnet. Hierher gehört ohne Zweifel auch das von Aristoteles Polit. I, 2 genannte *ὁμοκλήσις*: ἡ μὲν οὖν εἰς πᾶσαν ἡμέραν συνεστηκῆναι κοινῶν κατὰ φύσιν οἶκος ἐστίν, οὗς Χαρῶνάδας μὲν καλεῖ ὁμοκλήσις, Ἐπιμενίδης δὲ ὁ Κρήσις ὁμοκλήσις. Die *ὁμοκλήσις* (Hufegenossen) sind also = οἶκος (Familie oder Sippe), wie umgekehrt agls. hide ursprünglich 'Familie' (nur diese Deutung hätte Rhamm S. 173 gelten lassen sollen), dann 'Grosshufe' bedeutet. Es gab also schon ein ureuropäisches kápo 'Ackerland', das in lautverschobener Gestalt (huofa) die urgermanische Bezeichnung des ager gewesen sein wird, von dem nach Caesar VI, 22 magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum, quantum et quo loco visum est, attribuunt atque anno post alio transire cogunt. Es haftet also dem Worte 'Hufe' schon von europäischer Urzeit her eine Beziehung zur Bodenbewirtschaftung, und zwar einer solchen durch gentes cognationesque an, was zu den Ausführungen des Verf. gegen die von ihm ausführlich bekämpfte Nomadentheorie Meitzens aufs beste stimmt.

Wie nun diese Verhältnisse der Urzeit sich bei den einzelnen germanischen Stämmen weiterentwickelt haben, warum im besonderen bei den Nordgermanen die Grosshufe gegenüber der kleineren deutschen Landhufe uns entgegentritt, diese für die älteste Kulturgeschichte vielleicht interessanteste Frage wird von dem Verf. leider nicht ausführlicher erörtert. Einen fruchtbaren Gedanken scheint

mir S. 11 zu enthalten, wo die Grosshufe zögernd mit der 'Hausgenossenschaft' (im Gegensatz zu der 'einfachen Familie') in Verbindung gebracht wird. In der Tat scheint mir der Gedanke nahezuliegen, dass Umwälzungen auf dem Gebiet der altgermanischen Familienkonstruktion, d. h. ein Übergang von der ursprünglich vorauszusetzenden Grossfamilie (*gentes cognationesque*) zu der Einzel- oder Sonderfamilie an dieser Verschiedenheit des Umfanges der Hufen bei den einzelnen germanischen Stämmen mitbeteiligt sind.

Indessen sind es andere Fragen, die den Verf. in dem 1. Abschnitt seines Werkes beschäftigen. Der älteste germanische Ackerbau drang nach seiner Ansicht nicht in die Tiefe der Wälder ein, wie der Germane im Gegensatz zu dem Slawen überhaupt kein Freund des Rodens gewesen sei. Das Ackerland konnte also nicht willkürlich vermehrt werden. Was wurde unter diesen Umständen aus den nachgeborenen Söhnen? Die Erörterung dieser, den ganzen 1. Abschnitt durchziehenden Frage führt zu der Besprechung zweier wirtschafts- und kulturgeschichtlich überaus wichtigen Bevölkerungsschichten, der 'Kotsassen' und der 'Hagestolzen'.

Der Ausdruck 'Kotsasse' kommt von dem in Niederdeutschland wurzelnden kote, kot 'Hütte' (agls. cot, cote 'Hütte', nord. kot 'kleines Gehöft') und ist bis jetzt etymologisch nicht erklärt. Rhamm S. 64ff. macht den Versuch, es als eine Entlehnung aus dem finnischen kota, der Stangenkota, der ältesten Wohnung der Finnen abzuleiten. Vielleicht „dass die Germanen oder einige Stämme von ihnen bei ihren Wanderungen eine vorgefundene finnische Urbevölkerung, die bei ihrer hauptsächlich auf die Jagd angewiesenen Lebensweise nicht zahlreich gewesen sein kann, soweit sie nicht ausgerottet wurde, in Knechtschaft herabdrückten, und dass finnische Schelke samt ihren Koten in den Ansiedelungen der Freien oder auf ihren Höfen Platz fanden“ (S. 67). Ich will nicht leugnen, dass die Herleitung des, wie gesagt, ganz rätselhaften germanischen Stammes cot- aus dem Finnischen verlockend ist; aber der Verf. hat doch die chronologischen Bedenken, die ihr entgegenstehen, nicht beachtet. Denn jedenfalls müsste diese hypothetische Aufnahme eines niedersächsischen Wortes aus dem Finnischen in sehr früher Zeit geschehen sein. Dann aber würde dasselbe die erste germanische Lautverschiebung mitgemacht haben und könnte nicht kote heissen. Über die sachliche Entstehung des Kötterstandes, wie sie Rh., der ihn im Gegensatz zu anderen Gelehrten für sehr alt hält, darstellt, will ich mir damit natürlich kein Urteil erlauben. Einleuchtend ist mir dagegen, was der Verf. S. 140 über die 'Hagestolze' und die eigentliche Bedeutung dieses Wortes auseinandersetzt, indem er in dem ersten Teil dieser Zusammensetzung, dem Worte 'Hag', einen festen technischen Ausdruck für ein eingehegtes Stück Feld „im Gegensatz zu der in offener Feldgemeinschaft liegenden, in ältester Zeit im Wechsel verlusten, nach gemeinverbindlichen Regeln bewirtschafteten Hufenländereien der Dorfgenossen“ (S. 154) erblickt und damit in den Hagestolzen einen scharf gegen die Hufner einer-, die Besitzlosen andererseits abgegrenzte, bäuerliche Standesklasse uns erkennen lehrt.

Sehr viel bietet das vorliegende Buch auch für die Geschichte des Wortes und Begriffes 'Dorf', wengleich mir die Ansicht des Verl. über die älteste Bedeutungsentwicklung dieses Ausdruckes auf germanischem Boden, im besonderen seine Beantwortung der Frage, warum Dorf im Deutschen eine grössere, im Nordischen (*þorp*) eine kleinere Ansiedlung bedeutet, nicht völlig klar geworden ist. Was den Ursprung des Wortes anbetrifft, so ist seine, bei den Wirtschaftshistorikern (wohl wegen des 'Haufendorfs') sehr geschätzte und auch von dem

Verf. gebilligte Verknüpfung mit lat. turba doch sehr unsicher. Methodischer scheint es mir, von der im Gotischen (þáirp), also weitaus am frühesten bezeugten Bedeutung 'Acker' auszugehen. Eine genaue Entsprechung bietet alsdann das russ. derévija, dessen Grundbedeutung durch lit. dirvā 'Acker' feststeht. Im Gouvernement Archangel ist diese Bedeutung noch heute die herrschende. Vgl. A. Podvysockij, Wörterbuch der Mundart von Archangel (Petersburg 1885): derevija 1. 'Pflugland', daher derevenščica nev'ista 'ein Mädchen, das als Mitgift Pflugland empfängt', 2. 'die Dorfgemeinde'. Ebenso wird die Bedeutungs-entwicklung des deutschen 'Dorf' gewesen sein.

So bietet das Rhammsche Werk auch für den Sprachforscher, der nach kulturhistorischen Erkenntnissen trachtet, zahlreiche Anregungen. Hierauf hinzuweisen, war der Zweck dieser Zeilen. Doch kann ich nicht schliessen, ohne an den Verf. eine ebenso in seinem wie in seiner Leser Interesse liegende Bitte zu richten. Das Buch ist in der Form, in der es vorliegt, wie ich glaube, selbst für den eigentlichen Fachmann ein schwer verdaulicher Brocken. Einer der Hauptmängel seiner Darstellung ist nach meinem Empfinden die fortgesetzte, unerträgliche Unterbrechung der eigenen Gedankengänge durch teilweise erst später eingeschobene Polemik mit anderen Werken und Gelehrten. Könnte der Verf. es über sich gewinnen, derartiges zu streichen oder in Anhänge zu verweisen und dafür sein eigenes überreiches, besonders auch durch vielfache Berücksichtigung der in Deutschland so wenig bekannten slawischen Verhältnisse ausgezeichnetes Material knapp und klar dem Ziele zuzuführen, so würden die Vorzüge seiner Arbeiten rasch ein dankbares Publikum finden.

Jena.

Otto Schrader.

**R. C. Boer**, Untersuchungen über den Ursprung und die Entwicklung der Nibelungensage. Dritter Band. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1909. 191 S. 8 Mk.

Von seinen Untersuchungen zur Nibelungensage, deren beide ersten Bände oben S. 114 angezeigt wurden, betont Boer im Vorwort dieses dritten Bandes, dass sie 'nicht den Standpunkt repräsentieren, den der Verf. gegenüber den Fragen der Nibelungenkritik in einem gewissen Zeitpunkte einnahm, sondern die Entwicklung seiner Ansichten in den letzten Jahren'. Sie wollen also gleichsam wie Zeitschriftenaufsätze gelesen sein. Die späteren Stücke bringen nicht nur Ergänzungen der früheren, sondern auch Korrekturen. Das ist für den Leser unbequem; und da der Stoff an sich subtil ist, entsteht ein recht schwer aufzunehmendes Buch. Aber das bestimmt natürlich nicht in erster Linie den Wert.

Die Fortentwicklung in den Ansichten des Verf. liegt vor allem auf einer Linie. Mehr und mehr festigt sich ihm die Überzeugung, dass die eigentliche Geschichte der Sage nicht vor oder neben den Quellen liege, sondern sich Schritt für Schritt aus den Quellen selbst ablesen lasse. Im dritten Bande steht er fest und konsequent auf dem Boden dieser Anschauung. Er sucht also die erhaltenen Denkmale durchweg so zu ordnen, dass ein gegenseitiges Sich-Bedingen herauspringt. Erscheinen in der einen Quelle Ereignisse rein zeitlich zusammengedrückt, die in einer anderen kausal verbunden werden; erscheint aus bisher gleichwertigen Zügen in einem bestimmten Gedichte einer herausgehoben und in den Mittelpunkt gestellt; so haben wir zwei abschliessende Stufen der Sagenentwicklung vor uns. Mit anderen Worten: die Denkmale geben nie die Privatmeinung eines Dichters.

der aus der Sage nur 'schöpft', während sie pflanzenhaft-geheimnisvoll neben ihm weiterwächst oder vor seiner Zeit schon abgeschlossen ward; sondern sein Gedicht war für einen bestimmten zeitlichen und örtlichen Umkreis die Sage, mochte er mehr oder weniger Persönliches hineingelegt haben. Wir haben zwar nicht eine lückenlose Kette solcher Sagengedichte, aber wir müssen zwischen den erhaltenen soviel Verbindungsfäden ziehen als irgend möglich, und werden damit der objektiven Wahrheit am nächsten kommen. So Boers Grundanschauung.

Sein zweiter methodischer Grundsatz ist das nahe Zusammenrücken der deutschen und der nordischen Überlieferung, die nicht nur in grauer Urzeit zusammen gegangen seien, sondern auch später dauernd einander beeinflusst hätten. Auch G. Neckel, mit dem hier Boer zuweilen scharf die Klinge kreuzt, nähert ja jetzt, freilich unter Festsetzung bestimmter Zeitgrenzen, diese beiden Zweige der Überlieferung mehr, als bisher geschah, einander (Beiträge zur Eddaforschung 1908).

Wie Boer seine methodischen Grundsätze anwendet, möge das Beispiel der Brynhilddichtung auf einer mittleren Strecke ihrer Entwicklung zeigen. An der Spitze der nordischen Brynhilddichtung steht die Sigurðarkviða skamma. Sie stellt schon ein wohlgefügtes, in seinen Motivierungen konsequentes Gedicht mit klarem Mittelpunkt dar. Nun lässt die Þjórekssaga (k. 226. 227) noch eine Sagenform erkennen, in der die meisten der hier verwendeten Züge auch vorhanden waren, aber viel äusserlicher verknüpft; also wird ein nordisches Gedicht dieses Typus für den Dichter der Sigurðarkviða skamma die Hauptquelle gewesen sein. Was er also vorfand, war dieses: Sigurðr erlöst Brynhild und verspricht ihr seine Liebe; trotzdem heiratet er dann Grímhild und überredet auf einem zweiten Besuche Brynhild, Gunnarr zum Mann zu nehmen. Während sie an Gunnarrs Seite lebt, wird ohne ihr Zutun Sigurðr von den Brüdern aus Neid getötet. Dieser Überlieferung nun gibt der Verfasser der Skamma durch Einfügen neuer Motivierungen ein ganz anderes Antlitz: Sigurðr macht Brynhild gegen ihren Willen zu Gunnarrs Weib, verwandelt dadurch ihre Liebe in tödlichen Hass und weckt ihre Rachedgedanken; als Gemahlin Gunnarrs hetzt sie nun die Brüder zu seiner Ermordung. Die Kluft zwischen der ersten und zweiten Hälfte der Ereignisse ist so überbrückt; die Frau steht jetzt im Mittelpunkt, tätig eingreifend; 'Bryhildarkviða' hiesse das Gedicht zutreffender. Derselbe Dichter zieht die Konsequenz, dass Brynhild mit dem geliebten Manne stirbt. „Eine ältere Quelle als die Skamma, die Sigurð durch Brynhild umkommen lässt, kennen wir nicht, und es besteht kein Grund, eine solche anzunehmen“ (S. 106). Dem Dichter dieses Liedes setzt also Boer den bedeutenden inneren Fortschritt voll aufs Konto. — In dieser überraschenden Weise gestaltet Boer aus vorhandener Überlieferung ein Stück Entwicklungsgeschichte der Sage. Eine Hilfsgrösse, die nordische Entsprechung jener Kapitel der Þjórekssaga, ist freilich eingeführt. Aber Boer geht noch einen Schritt weiter. Er unternimmt es, nachzuweisen, woher dem Dichter der Skamma seine überlegene Psychologie kommt. Das Leben war sein Lehrer. Von der schwedischen Königin Sigríðr en stórráða erzählt Snorri einen Lebensroman, der dem der Brynhild fast vollkommen gleicht. Auch sie veranlasst ihren Gemahl Sveinn, ihren früheren Verlobten Ólaf, den jetzigen Schwager Sveinns, zu überfallen, und Ólafr findet dabei den Tod. Das Bedenken, dass Snorris Bericht über 200 Jahre nach den Ereignissen niedergeschrieben ist, sucht Boer unter Zuziehung weiterer Zeugen zu entkräften und hält fest: „Sigríðr en stórráða ist einer von jenen Charakteren, deren Auftreten in der Geschichte die Bedingung für die Entstehung solcher Poesie wie die von



Brynhild ist. Der gewaltige Charakter der schwedischen Königin wurde auf die Märchenprinzessin übertragen. Die innere Wahrheit von Brynhilds Persönlichkeit ist eine Folge der Wahrheit des Vorbildes.“ (S. 149. 171.)

Der weitere Inhalt des Buches sei nur angedeutet. Die nordischen und deutschen überlieferten oder erschlossenen Atilieder werden genau auf ihren Stammbaum hin untersucht, eine nicht im Vagen bleibende Urquelle angesetzt: *Reginmál*, *Fáfnismál*, *Sigdrifumál*, zu Unrecht getrennt, ergeben nach Ausscheidung jüngerer Züge eine in Mischform von Vers und Prosa gehaltene Jugendgeschichte *Sigríðs*. Auch das zweite und dritte Gudrunlied empfangen neue Beleuchtung.

Eines ist nicht zu leugnen: Das Bestreben, jede Quelle als unmittelbaren Zeugen einer bestimmten Stufe der Sagenentwicklung aufzufassen, macht Boer scharfsichtig für jeden unterscheidenden Zug an ihr. Solch genaue Analyse behält einen Wert unabhängig von den Folgerungen.

Berlin.

Heinrich Lohre.

**Axel Olrik**, Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit, übertragen von Wilhelm Ranisch. Heidelberg, Carl Winter, 1908. XIII, 230 S. 8°. 5 Mk. (Germanische Bibliothek, 1. Abteilung; Sammlung germanischer Elementar- und Handbücher, hsg. von Wilhelm Streitberg, 5. Reihe: Altertumskunde, 1. Band.)

Es gibt gewiss wenig Bücher wie dieses Olikische: man kann es dem Studenten als vortreffliche Einführung und als Repetitorium ans Herz legen: es bietet dem 'allgemein Gebildeten' eine fesselnde, künstlerisch reizvolle Lektüre: und endlich, wer sich ein paar Jahrzehnte auf diesem Felde umgetan hat, liest nicht leicht eine Seite, ohne einen anregenden Gedanken, eine eigenartige Beleuchtung zu finden. Bewundernswert ist die Allseitigkeit auf dem engen Raume, wo von Vollständigkeit nicht die Rede sein kann. Liest man nur die Überschriften, so könnte man glauben, es sei wesentlich Literaturgeschichte. Aber auch alles andere wird hereingezogen, wir hören von Rasse, bürgerlichem Familienzusammenhang, Stellung der Frau, Tierornament und von volkstümlicher kirchlich-weltlicher Pfingstfeier, obgleich notwendig das nordische 'Geistesleben' zumeist aus den Quellen der Sprache geschöpft werden muss. Auch über die Form der Schriftwerke fallen feine Bemerkungen; aber es entspricht O.s innerster Begabung wie dem Ziele dieses Buches, wenn nicht so sehr die technischen Probleme als die seelischen Grundlagen zur Sprache kommen. Als einen der packendsten Abschnitte nenne ich die Kontrastierung des Thor- und Odinglaubens S. 36—42. Das Religiöse und das Altheroische, das Volkskundliche und das Gemeinnordische, diesen Seiten ist das Gemüt des Verf. am spürbarsten zugewandt; der Wärmegrad sinkt ein wenig bei dem Nur-Isländischen, hier begnügt sich O. öfter mit einem Summieren des geltenden Wissens.

Ganz persönlich und unnachahmlich ist die Art der Verarbeitung: so fern wie nur denkbar von lehrbuchmässiger Paragraphenverzettlung; die Kunst des Verf. ist, Strahlen von allen Seiten her in einem Punkte zu sammeln, ein Sagenmotiv zu verwerten als Zeugnis für Nichtsage, die gelegentliche Quellenstelle fruchtbar zu machen für einen überraschenden Zusammenhang. Eine erstaunliche Gedrängtheit liegt am Grunde dieser weichen, undidaktischen Sprache; jeder Satz eine

Anspielung, ein Tropfen Öl, gepresst aus vielen Rosenblättern. Man nehme die erste halbe Seite 118, über die Skalden: es klingt so schlicht, aber der Kenner sieht, was alles dahinter steht.

Mit der Verdeutschung nordischer gelehrter Werke haben wir wenig Glück gehabt, mochten nun die Verfasser selbst oder andere die Übersetzer sein. Nomina sunt odiosa; gestehen wir uns nur, dass bei den Völkern von feinerer sprachlicher Kultur gewisse Dinge nicht möglich gewesen wären, die bei uns vorkamen. O's Buch hätte eine Wiedergabe in jenem unterpapierernen Halbdeutsch schon gar nicht vertragen. Umso dankbarer begrüßen wir es, dass Ranisch ihm eine Übertragung in wirkliches, reines Deutsch angedeihen liess. Die lyrische Sprache des Autors mit ihren oft mehr ahnungsvollen als verstandesklaren Übergängen musste sich eine Umsetzung in eine kühlere, kantigere Stimmführung gefallen lassen. Das war im Deutschen kaum zu vermeiden; und wir beklagen es nicht: das Buch ist dadurch fasslicher geworden. Den Abschnitt über die Folkeviser hat O. für die deutsche Ausgabe erweitert. Ein besonders guter Gedanke aber war es, auf S. 178—214 die 'Beigaben' anzuhängen: O. hatte 1898 einige der grösseren Verseinlagen aus Saxo Grammaticus übertragen in dänische Stabreimstrophen und zugleich in eine schlichtere, an den eddischen Liedern gebildete Diktion. Diese Umdichtungen, die keineswegs bloss eine geschmackvolle Popularisierung bedeuten, sondern als literargeschichtliches Experiment wissenschaftlichen Wert haben, sind in Deutschland jedenfalls wenig bekannt geworden. Ranisch hat die drei wichtigeren davon in deutsche stabende Verse übersetzt: sie gehören mit ihrer kernigen Sprache zum besten, was wir an Verdeutschung altgermanischer Dichtung besitzen. Wohl nicht ganz die gleiche Vollendung erreichen die darauf folgenden Texte von fünf schönen dänischen Balladen: auch diese eine willkommene Belebung des Schlusskapitels. Endlich hat sich Ranisch der Mühe unterzogen, auf S. 216—224 die Belegstellen zu sammeln, die den Anspielungen des Textes zugrunde liegen. Er hat dadurch dem Leser, der nicht nur unterhalten sein will, die Nachprüfung erleichtert und das lehrhafte Element in diesem schönen Lesebuche unaufdringlich verstärkt.

Berlin.

Andreas Heusler.

**Adam Abt**, Die Apologie des Apuleius von Madaura und die antike Zauberei. Beiträge zur Erläuterung der Schrift de magia (= Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten, hsg. von A. Dieterich und R. Wünsch IV, 2). (Giessen, Töpelmann. VII, 271 S. 7,50 Mk.)

Der afrikanische Sachwalter und Schriftsteller Apuleius freite, als er von seinen Studienreisen nach Griechenland und Rom heimkehrte, eine vornehme Witwe, Pudentilla; diese Ehe trug dem interessanten, aber immerhin seltsamen Manne, der sich übrigens in viele Kulte und Mysterien hatte aufnehmen lassen, die Verdächtigung ein, als hätte er die Hand der reichen Frau durch Zauberei erworben: ja, man munkelte davon, er habe den Sohn Pudentillas aus erster Ehe, der anfangs der Verbindung günstig, nachher zeitweilig feindselig gegenübergestanden hatte, auf verbrecherische Art aus dem Wege geräumt; mussten die Ankläger auch diesen Punkt der Klage fallen lassen, so blieben sie doch dabei, der Dichter habe Fische seziert, Personen auf der Strasse zu Falle gebracht, nächtlichen Zauberspuk getrieben, er besitze mysteriöse Gegenstände und eine unheimliche Statuette von ausgesuchtem Holz, der er besondere Verehrung er-

weise; also sei er gewiss ein Magier und habe die angeblich bedeutend ältere und jedenfalls viel vornehmere Frau auf unrechte Weise sich geneigt gemacht. Es war dem geschickten Redner ein leichtes, die angeblichen egoistischen Motive seiner Heirat zu widerlegen und die Beweismittel für seine magische Beschäftigung teils als durchaus nichtig hinzustellen, teils auf missverständliche Auffassung angeblich ganz harmloser Dinge zurückzuführen; aber er selbst erfreute sich an dem Erfolge und veröffentlichte seine Verteidigungsrede, sicherlich nicht ohne manche Zusätze, die erst der endgültigen Redaktion (zwischen 155—158 p. Chr. nach Rohde) zuzuweisen sind. Der Gegenstand bringt es mit sich, dass die Rede auf eine ganze Anzahl von magischen Vorstellungen und Gebräuchen der Kaiserzeit eingeht, und zu dieser Seite ihres Inhalts liefert nun das neue, umsichtige Buch von Abt reichliche Erklärungen auf Grund ethnologischer Parallelen, vor allem aber der sonstigen antiken Zauberliteratur; mit Recht zieht er dabei jüngeres Material heran, wie die Zaubertexte auf Papyrus und Metall, denn diese Formeln erhielten sich Jahrhunderte hindurch unverändert, mindestens in ihren wesentlichen Teilen. Abt will Punkt für Punkt untersuchen, ob und wie weit Apuleius den Tatbestand oder den Sinn der Anklage zu seinen Gunsten verändert habe. So wird die freilich in lauter Einzelstudien zerfallende und damit etwas formlose Schrift zu einem wertvollen Repertorium für das antike Zauberwesen überhaupt. Gerade von dieser Seite her wird die Arbeit uns interessant.

Bedeutsam ist schon die Einleitung über die juristische Grundlage, auf welche hin die Verurteilung des Angeklagten (natürlich zum Tode!) im Falle seiner Überführung hätte erfolgen können. Dabei muss von den ausführlichen Zaubergesetzen des Codex Justinianus IX tit. 18 abgesehen werden, deren älteste konstantinisch sind, also bereits durch christliche Anschauungen beeinflusst sein mögen. Aber schon das Zwölftafelgesetz bedrohte denjenigen, „*qui malum carmen incantasset*“<sup>1)</sup>, was nicht mit Usener auf Rügelieder, sondern auf schädliche Zauberformeln zu deuten ist; die Anklage gegen Apuleius lautet zunächst auf *carmina* und *venena*, welche laut Justinianus, Institut. IV 18 § 5 schon in der „*Lex cornelia de sicariis*“ mit schwerer Strafe bedroht waren. Dass dieses Gesetz bereits vor Apuleius zur Anwendung kam, zeigt am deutlichsten eine Erzählung bei Tacitus annal. IV 22, wonach die geschiedene Gattin eines Prätors ebenfalls der *carmina* und *veneficia* angeklagt wird — also eine bereits formelhafte Interpretation des cornelischen Gesetzes. Allmählich scheint man das Gesetz aber auch zur Verfolgung sonstigen Schadenzaubers herangezogen zu haben, wie denn später (im 3. Jahrhundert p. Chr.) die *noxa sacrificia* als durch die Lex Cornelia verboten erachtet wurden. Auf solche magischen Opfer aber spielt die weitere Anklage gegen Apuleius an, so dass man annehmen darf, dass der Prozess gegen ihn auf Grund des genannten Gesetzes geführt wurde.

Aus dem reichen Inhalt des Buches sei hier nur einiges hervorgehoben. *Magus* und *Maleficus* fallen für den Gesichtskreis des Altertums zusammen; von einer höheren, „weissen“ Magic zur Erkenntnis des Naturzusammenhanges hat es keine Ahnung. Wir wollen darauf hinweisen, dass ja auch die Wunder Christi und seiner Apostel nach den Evangelien und Apokryphen keinen anderen empirischen Zweck haben, als die Zauberwerke der Goeten, dass vielmehr das unterscheidende Merkmal in dem Geis liegt, aus dem heraus die Wunder verrichtet werden.

Dem Mittelalter und so auch den deutschen Volksrechten ist *maleficus*

1) *incantare* heisst schliesslich bloss noch: Zaubersprüche murmeln. Eine ähnliche Bedeutungsentwicklung hat *ἐπιφθεῖν* durchgemacht. (41 ff.)

schlechtweg der Zauberer. (16f.)<sup>1)</sup> Zu seinen Künsten gehört u. a. Wohlredenheit und Überzeugungskraft im Prozess, wie denn noch nach Vintlers „Blume der Tugend“ (15. Jahrhundert) ein Amulett vor dem Unterliegen im Prozess schützen kann. (18f.)

Eine vornehmere Bedeutung hatte ursprünglich das Wort *magus* gehabt; hier ist die Würde des Priesters vom Amt des Zauberers noch nicht ganz getrennt. (Zur Bedeutungsentwicklung vgl. Cumont, *Les religions orientales* 1907, S. 227ff.) Als das Perserreich und seine Religion in den Gesichtskreis der griechischen Stämme trat, wurde man auch mit den dämonischen Künsten der Magier bekannt und identifizierte sie zu ihrem Unheil mit den Betätigungen des Schadenzaubers, die natürlich auch dem Boden von Hellas entsprossen waren. So wird denn auch *magus* zu einer verächtlichen Bezeichnung, und in dieser Bedeutung verwendet es die berühmte (10.) pseudo-quintilianische Deklamation *de sepulcro incantato*. Die Magier selbst aber betrachteten auch in späterer Zeit noch ihren Namen als Ehrennamen, wie sie sich denn von Gott erfüllt glaubten. Innige Einheit mit dem höchsten Wesen und asketische Lebenshaltung sind die Vorbedingungen eines glücklichen Zaubers. Der antike Zauberer, soweit er selbst von seiner Kunst überzeugt ist, fühlt sich zudem als *μυστήτης*, als Mitglied einer geheimen Kultgenossenschaft (32ff.), als Knecht des Gottes, dem er dient (41), mit dem er spricht und sonst verkehrt, den er mit Hilfe seines Namens anruft und sich willfährig macht (46f.).

Dass der Magier dem Gotte dient und zugleich ihn tyrannisiert und mit Gewalt oder List zu verhassten Diensten zwingt, geht auf verschiedene Gedankenreihen zurück, die Abt vielleicht eingehender hätte darlegen sollen, verträgt sich aber recht gut miteinander, wie denn auch in der mittelalterlichen Paktiererlegende der Teufel sich seinem Verbündeten zum Gehorsam verpflichtet und ihn doch nachher seinen Diener nennt.

An volkscundlichen Einzelheiten, die Abt auf Grund umfassender Literaturkenntnisse behandelt, seien hier noch folgende Punkte hervorgehoben: Macht des Zauberers über die Naturkräfte, auch über die Tiere, deren Gestalt er übrigens annehmen kann (51ff., auch 61ff., 66ff., 109ff.); Prozesszauber (56ff.); Liebeszauber (66ff., 234ff.); magische Fäden (74ff.); Lorbeer und andere Pflanzen im Zauber (77ff. bzw. 89ff., 93ff., 108ff. und 112ff.); Bildzauber (79ff.); Zauber mit Erz (85ff.) und mit dem menschlichen Skelett (223ff.); der Mond im Zauber (87ff.); der Nagel als Symbol der Persönlichkeit (105ff.); die Anrufung der Götternamen für magische Zwecke (bes. Mercurius 117 und 226ff., Venus 120, Luna 197, Trivia-Hecate 126, Meergötter 130f.); Zaubermaterialien (Weihrauch usw., bestimmte Körperteile einzelner Tiere, Zauberpuppen usw. 205ff.); Divinationszauber (160ff. und 165ff., auch 184f., Hydromantie und Lekanomantie 245ff.); magische Krankenheilung (202ff.); dazu Beobachtungen über bestimmte Vorsichtsmaßnahmen, welche die magische Wirkung erhöhen; Zauber bei der Nacht (194f.); leises Beten (210ff.); weisse Kleidung (188ff., 215f.) usw. Von besonderer Wichtigkeit aber sind einige, weiter ausholende, geschichtliche Betrachtungen, z. B. über die Bedeutung Ägyptens und Babyloniens für die Entwicklung der Magie (152f.); aber wie Lucian die Wunderkraft Jesu mit seiner Flucht nach Ägypten in Verbindung bringt, so hat auch die christliche Sage den grossen Gegner des Christentums, den Magier Simon, schliesslich von Ägypten seinen Ausgang nehmen lassen („pseudo-elementinische

1) Auch *ars* ist „Zauberei“ schlechtweg. (30f.)

Rekognitionen“), und vielleicht liessen sich ähnliche Beobachtungen noch häufen. Über die Simonsage spricht Abt selber (160ff.), berührt auch das Motiv des Zauberwettkampfes mit Bezug auf Elias, geht aber auf seine Entwicklung nicht ein. Ebenso möchten wir bei den Zusammenstellungen über Engel und Erzengel im Zauberbrauch (182f.) nicht nur daran erinnert werden, dass sie „ja schon in der Theologie der Israeliten eine Mittelstellung einnehmen“, sondern wichtiger wäre es, die Verbindung dieser rein mythologischen Motive mit der Spekulation der Neu-Platoniker kennen zu lernen. Zwar führt das zum Teil über die im engen Rahmen dieser Arbeit zu behandelnden Vorstellungen hinaus, aber auch bei seinen vergleichenden Notizen über die Strafbarkeit des Schadenzaubers bei den Völkern (192f., vgl. 9ff.) greift der Verfasser bis auf das deutsche Recht hinüber. Wertvolle Materialsammlungen bringt er schliesslich noch für den Liebeszauber bei (234ff.), sowie für die Kenntnis der von Lucian erwähnten grossen Magier im Altertum (244ff.). Ungleich ist aber auch hier wieder die Behandlung, z. B. des Mose und seines Gegners Jamnes; beim letzteren so gut wie beim ersteren mussten die Nachrichten über das Fortleben der angeblich von ihnen verfassten Zauberliteratur gebucht werden.

Diese etwas ungleichmässige Durchführung des Programms ist es, was uns die Freude an Abts reichhaltiger und gediegener Arbeit einigermaßen trübt. Die Apologie des Lucian hat er sicherlich nach ihren magischen Anspielungen hin und wohl auch nach der Seite ihrer subjektiven Tendenzen sorgfältig erläutert, und seinen am Schluss zusammengefassten, philologischen Ergebnissen wird der Leser zustimmen. Nur wo er die einzelnen Vorstellungsgruppen, Bräuche und Hilfsmittel mustert, greift er bald weiter aus, bald begnügt er sich mit blossen Andeutungen. So wird sein Buch, dessen reicher Inhalt uns durch ein vorzügliches Schlagwortregister zugänglich gemacht wird, für jede künftige Behandlung der antiken Magie eine wertvolle Vorarbeit bedeuten, aber als eine, wenn auch nur lockere und registrierende Zusammenfassung alles dessen, was wir heut über diese Seite des klassischen Altertums wissen, kann es nicht gelten.

Heidelberg.

Robert Petsch.

**O. v. Hovorka** und **A. Kronfeld**, Vergleichende Volksmedizin, eine Darstellung volksmedizinischer Sitten und Gebräuche. Anschauungen und Heilfaktoren, des Aberglaubens und der Zaubermedizin. Mit einer Einleitung von M. Neuburger. Stuttgart, Strecker & Schröter, 1908/09. 2 Bände, 1344 S. mit 383 Textabbildungen und 28 Tafeln. 28 Mk.

Im kleineren, ersten Bande, welcher den allgemeinen Teil enthält, werden die auf die allgemeine Lehre von den Ursachen, dem Wesen und der Heilung der Krankheiten bezüglichen Themata, nach Stichworten in alphabetischer Reihenfolge geordnet, zur Darstellung gebracht; man findet da, um ein Beispiel zu geben, Artikel über Mensch, Milch, Missgeburt, Mistel, Mohn, Molke, Mondkalb, Mondraute, Mord, Moxa, Mumien usw.; innerhalb dieser Einzelartikel ist dann das Material, welches die Verfasser gesammelt hatten, in oft loser Aneinanderfügung, zum Teil aber auch, wo dies möglich erschien, in mehr abgerundeter, von allgemeinen Gesichtspunkten beherrschter Darstellung verarbeitet. Die zugehörigen Abbildungen bieten zum Teil Selbstverständliches, wie z. B. bei den Artikeln Igel, Edelmarder, Kreuzspinne, Salamander u. a. je eine zoologische Abbildung dieser Tiere gegeben wird, die wohl auch ohne diese dem Leser bekannt gewesen

wären, zum Teil sind sie, wie die zahlreichen Pflanzenabbildungen, wenig instruktiv: andere sind vom volkskundlichen oder kulturhistorischen Standpunkte aus wertvoll und gewiss manchem willkommen, auch wenn sie, wie z. B. die satirische Darstellung 'Ärztliches Instrumentalkonzert' nur in sehr losem Zusammenhange mit dem Gegenstande des Werkes stehen. Der umfangreiche zweite Band enthält, nach Art eines modernen Handbuches der Medizin, die verschiedenen Disziplinen, Innere Medizin, Chirurgie usw. mit ihren Unterabteilungen, und in sich drängender Fülle aneinandergereiht, was das Volk (und zum Teil auch, was fremde Völker) an Vorstellungen über die hierher gehörigen Krankheiten und an mehr oder weniger probaten Mitteln erdacht und erfunden. Bei der kolossalen Masse des Stoffes, die dem Sammler sich hier darbietet, musste naturgemäss eine Auswahl getroffen werden, die aber, wie mir scheinen will, öfters ungleich ist.

Für jeden, der sich über Volksmedizin zu orientieren wünscht, wird jedenfalls dieses Werk, das mit enormem Fleiss und mit grosser Liebe zur Sache zusammengestellt ist, eine wertvolle Fundgrube für Materialien bilden. Der Wert dieses Werkes als Quellenwerk würde noch grösser sein, wenn das Literaturverzeichnis, das weit über 800 Autoren umfasst, zweckentsprechender eingerichtet wäre: sämtliche Werke und Schriften eines Autors sind leider stets unter einer einzigen Nummer vereinigt, und im Text steht immer wieder dieselbe Nummer als Hinweis; so findet man z. B. unter Buschan nicht nur eine Anzahl der Schriften des bekannten Anthropologen, sondern auch die sämtlichen Jahrgänge des von ihm herausgegebenen anthropologischen Zentralblattes, so dass man vergeblich Belehrung sucht. Die Tafeln, vielfach anderen bekannten Werken entnommen, stehen oft an anderer Stelle als der zugehörige Text und tragen leider keinen Hinweis.

Berlin.

Paul Bartels.

**Max Höfler**, Volksmedizinische Botanik der Germanen. (Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde 5.) Wien, R. Ludwig, o. J. [1908.] 125 S. 8°. 5 Mk.

Von dem Gedanken ausgehend, dass nicht erst durch die antike Tradition, durch die Kräuterbücher und Volksmedizin die zahlreichen pflanzlichen Heilmittel, welche unser Volk verwendet und mit dem Nimbus besonderer Bräuche und Mythen umwoben hat, diesem bekannt geworden sind, sondern dass hier eine freilich nur dem Kundigen zugängliche Quelle der Erkenntnis uralter Geschichte unseres Volkes gegeben ist, sucht Verf. diese, ihrem oft versteckten und zuweilen irreführenden Laufe folgend, zu erschliessen; und er löst diese Aufgabe mit bekannter Gelehrsamkeit, philologische und volkskundliche Kenntnis in gleicher Weise vereinigend. Die Namen der Pflanzen, welche oft nicht nur in germanische Vorzeit, sondern in indogermanische Urzeiten zurückverweisen, und ihre im germanischen Volksbrauche sich findenden Verwendungen sind in übersichtlicher Weise zusammengetragen, und mancher dem Fernerstehenden überraschende Lichtblick fällt in das Dunkel, mit dem gewöhnlich die Masse der üblichen Bräuche und Rezepte umgeben ist. Fast ausschliesslich sind es die in nächster Nähe der Siedelung vorkommenden Gewächse, welche als altgermanische Heilpflanzen Verwendung fanden: die ältesten unter ihnen sind die an Nahrungsstoffen reichen Nährpflanzen, und diese fanden am häufigsten und längsten als Schwindsuchtmittel Verwendung; neben diesen kommen als sehr alte Mittel die schmerz-

stillenden Pflanzenstoffe in Betracht; ebenso dürfen die aus der primitiven Geburtshilfe bekannten Mittel zur Vermehrung der Milchsekretion, zur Verhütung und Bekämpfung von Krankheiten der stillenden Brust u. ä. als sehr alt betrachtet werden. Die Organotherapie hält H. für jünger als die Botanotherapie, da die sog. ethnischen Tiere als Gestalten der Verstorbenen und Abnen sich fast ausschliesslich nur mit pflanzlichen Mitteln heilen, deren Heilwirkungen sie nach dem Volksglauben besonders gut kennen; hierin sieht H. einen besonders altertümlichen Zug, der die botanischen Mittel älter erscheinen lasse als die Organotherapie (was mir allerdings nicht zwingend erscheint, da ich mir beide Vorstellungen nebeneinander bestehend denken könnte). Viel jüngerer Zeit entstammen nach H. dagegen die alten „homöopathischen“ Mittel, welche Leberkrankheiten mit Leberblumen, Herzkrankheiten mit herzförmigen Blättern oder Früchten, Geschlechtskrankheiten mit bodenförmigen Wurzelknollen heilen, da sie auf berufsmässige Sammler, die auch bereits Kenntnis von inneren Krankheiten besitzen mussten, hinweisen. — Das Werk wird sicher dem Arzte ebenso wie dem Botaniker, dem Sprachgelehrten ebenso wie dem Volkskundler eine reiche Quelle der Anregung und Belehrung bieten.

Berlin.

Paul Bartels.

**Aigremont**, Volkserotik und Pflanzenwelt. Eine Darstellung alter wie moderner erotischer und sexueller Gebräuche, Vergleiche, Benennungen, Sprichwörter, Redewendungen, Rätsel, Volkslieder, erotischen Zaubers und Aberglaubens, sexueller Heilkunde, die sich auf Pflanzen beziehen. Halle a. S., Trensinger. 1909. 2 Bände. 165 u. 121 S. 8“.

Wie schon der Untertitel angibt, handelt es sich hier um eine Stoffsammlung aus allen Zeiten und Kulturkreisen, die mit grossem Fleisse zusammengetragen ist, leider aber an Wert verliert durch den Mangel literarischer Nachweise und genauerer Begründungen. Der Zusammenhang des Beigebrachten mit den Pflanzen ist oft nur ein loser und erscheint zuweilen etwas gesucht; auch ist, was allerdings wohl kaum vermeidbar, die Aneinanderreihung so vieler einzelner Angaben, die sich nicht unter bestimmten Gesichtspunkten vereinigen lassen, ermüdend; doch wird, wer diese Zusammenstellung zu Rate zieht, auf manche entlegene oder wenig bekannte Beziehung aufmerksam werden, welche weiterer Prüfung zu unterwerfen wäre. Es sei deshalb auf die hier zusammengetragenen Materialien besonders aufmerksam gemacht.

Berlin.

Paul Bartels.

**Erich Jäschke**, Lateinisch-romanisches Fremdwörterbuch der schlesischen Mundart (Wort und Brauch, volkskundliche Arbeiten namens der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde hsg. von Th. Siebs und M. Hippe, 2). Breslau, Marcus 1908. XVI, 159 S. 5,60 Mk.

Die unter dem Titel 'Wort und Brauch' erscheinende Sammlung soll einen Rahmen bilden für umfangreichere, dem Gebiet der Volkskunde angehörende, wissenschaftliche Arbeiten, auch solche, die nicht schlesische Dinge behandeln. Das erste Heft enthält eine wertvolle Arbeit von H. Reichert (Die deutschen Familiennamen nach Breslauer Quellen des 13. und 14. Jahrhunderts). Als wertvoll

darf auch das vorliegende Fremdwörterbuch der schlesischen Mundart bezeichnet werden. Es bringt zunächst allgemeine Erörterungen über die Auswahl, die Einteilung, die wichtigsten Laut-, Flexions- und Begriffsveränderungen der entlehnten Wörter, die Quellen für die Arbeit, die angewandte Lautschrift; dann auf 130 S. in alphabetischer Anordnung das Wörterverzeichnis und zum Schluss eine kurze Zusammenstellung der behandelten Fremdwörter nach sachlichen und begrifflichen Gesichtspunkten.

Eine Sammlung von Fremdwörtern gerade in der schlesischen Mundart fehlte noch. Der Verfasser hat uns nun eine so reichhaltige Sammlung dieser Fremdwörter vorgelegt, wie wir auch aus anderen Gebieten nur wenige besitzen. Er hat sich auch nicht damit begnügt, die Wörter einfach aufzuzählen, sondern führt sie im lebendigen Zusammenhang der Rede vor, so dass sich das Buch bei aller Wissenschaftlichkeit auch noch angenehm liest. Bei der Suche nach dem fremdländischen Grundwort erweist er sich als zuverlässiger Führer.

Nicht so uneingeschränkte Anerkennung wie das Wörterbuch selbst verdienen die allgemeinen Erörterungen, die er ihnen voranschickt, namentlich nicht die Gesichtspunkte, nach denen er seinen Stoff ausgewählt und eingeteilt hat. Schon der Titel ist ein wenig irreführend. Die Kennzeichnung als lateinisch-romanisches Fremdwörterbuch lässt nicht vermuten, dass auch altes lateinisches Lehngut wie *furkelgabel* Strohgabel, *olmer* Speiseschrank, *lurre* (*kurke*) schlechtes Getränk vorkommen würde. Missverständlich ist auch die Einteilung der Fremdwörter in zusammengehörige Gruppen. Der Verfasser unterscheidet: I. Fremdwörter, die nur die Mundart, nicht die heutige Schriftsprache kennt, und zwar a) Fremdwörter, die nur im schlesischen Dialekt vorhanden sind; b) Fremdwörter, die der schlesische Dialekt mit anderen Mundarten gemein hat. II. Fremdwörter, die zwar in der heutigen Schriftsprache vorhanden sind, die aber in der Mundart eine abweichende Bedeutung haben. III. Fremdwörter, die in der Mundart und der Schriftsprache dieselbe Bedeutung haben, die aber in der Mundart starke formelle Veränderungen erlitten haben. Zunächst: von den Fremdwörtern, die jetzt nur die Mundart kennt, haben eine Reihe früher auch in der hd. Gemeinsprache gelebt, und sie sind nach Herkunft, Zeit und Art der Aufnahme in nichts von einem Teil der Fremdwörter verschieden, welche die Mundart jetzt noch mit der Schriftsprache gemeinsam hat. Wenn es sodann von eben diesen Fremdwörtern heisst, sie seien nicht durch Vermittlung der hd. Schriftsprache in den Dialekt gedrungen, sondern durch mündliche Übertragung, so ist das sehr missverständlich. Einerseits muss beachtet werden, dass auch solche Fremdwörter, die von Mund zu Ohr aufgenommen werden, nachträglich häufig noch durch das Schriftbild in ihrer Lautgebung und Aussprache beeinflusst werden. Andererseits aber ist die Mehrzahl dieser Wörter, namentlich soweit es sich um französische Eindringlinge handelt, wenn nicht durch die hochdeutsche Schriftsprache, so doch durch die hochdeutsche Umgangssprache in die Mundart hineingekommen. Es ist dies die grosse und bedeutsame Gruppe von Wörtern, die in allen Mundarten verbreitet sind (Gruppe Ib). Sie stammen grossenteils aus der Zeit, da in Deutschland das Französische die Sprache der Gebildeten und Vornehmen war, d. i. aus der Alamodeepoche des 17. und 18. Jahrhunderts, und sind aus dem verwelkten, mit französischen Brocken durchsetzten Hochdeutsch in die Mundarten hineingesiebert. Die Art und Weise, wie das vor sich gegangen ist, zeigt für das Mecklenburgische in anschaulicher Weise C. F. Müller, Zur Sprache Fritz Reuters (Leipzig 1902) S. 5 ff. Der Unterzeichnete hat zu dieser Frage eingehend Stellung genommen in seinem Aufsatz „Romanisches und Französisches im Niederdeutschen“ (Festschrift für Ad. Tobler, Braunschweig



1905) und im Ndd. Jb. 32, 50 ff. Darum war es aber auch von grundlegender Bedeutung, im einzelnen festzustellen, ob ein Fremdwort der allgemeinen deutschen Volkssprache angehört oder nur in einzelnen Gebieten heimisch ist. In diesem Punkte hätte Jäschke mit grösserer Sorgfalt vorgehen und sich nicht nur auf die älteren Wörterbücher (Danneil, Richey, Strodtmann, das Bremische Wörterbuch) stützen sollen, sondern vor allem noch Leithäuser, Gallizismen in niederrheinischen Mundarten (Progr. Barmen 1891 und 1894) und Mentz, Französisches im mecklenburgischen Platt und in den Nachbardialekten (Progr. Delitzsch 1897 und 1898) zu Rate ziehen müssen. Dann würde er gesehen haben, dass noch viel mehr Wörter der allgemeinen Volkssprache angehören, als er annimmt, so *altrirn*, *amesirn*, *antrirn*, *ästemirn*, *balangse*, *expréss*, *kalupirn*, *koptól*, *kör*, *maróde*, *partú*, *profetirn*, *optít*, *tribelirn*, *trabel*, *ornér*; er würde dann auch umgekehrt gesehen haben, dass Wörter wie *natúrt*, *dresáken*, *špunsirn*, *temperirn* nicht allgemein verbreitet sind. Meines Erachtens hätte Jäschke unterscheiden müssen:

I. Moderne Lehnwörter: a) Lehnwörter, die dem Schlesischen eigentümlich sind oder die es doch nur mit sächsischen und bayrischen Mundarten gemeinsam hat. Es sind das hauptsächlich Wörter, die aus der österreichischen Umgangssprache und dem Slawischen stammen oder aus dem Französischen während der Franzosenzeit (1806—1813) entlehnt sind. — b) Lehnwörter, die das Schlesische mit den mittel- und oberdeutschen Mundarten gemeinsam hat. — c) Lehnwörter, die das Schlesische mit der allgemeinen deutschen Volkssprache gemeinsam hat (s. o.). II. Moderne Fremdwörter. Die in neuerer Zeit aus der Studenten-, Schul-, Kirchen-, Gerichts- und sonstigen Amtssprache entlehnten lateinischen Wörter hätten sich wohl auch als Lehnwörter und Fremdwörter sondern lassen.

Zum Schlusse noch einige Einzelheiten. Vermisst wurden: *tabeldó* (< *table d'hôte*), ein *bāl* (< *boule*) spielen, *fanchon* Kopftuch, *subtil*, *reskürn* (< *risquer*), *retirade*: *ambition*, *fagebánt*, *perpleks* würde ich lieber aus dem Französischen als aus dem Lateinischen leiten; *dóts* (Kopf), das S. 5 verzeichnet ist, fehlt im Wörterbuch, und doch hätte es interessiert zu sehen, ob der Verfasser es ebenfalls zu frz. *tête* stellt; *kujón* lässt sich ebenso gut zu frz. *couillon* wie zu franz. *coïon* stellen, die Grundbedeutung beider Wörter ist dieselbe; *fúts* gehört doch wohl sicher zu dem md. *fútsen* schnell davon gehen (s. Teuchert, Zs. für d. Mda. 4, 180). Wie mir Dr. Preussner mitteilt, sagt man in der Neisser Gegend nicht *pumpwagen*, sondern *bonwagen*. Dann könnte noch an eine andere Herleitung gedacht werden.

Stettin.

Emil Mackel.

**Wolf von Unwerth**, Die schlesische Mundart in ihren Lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt (Wort und Brauch 3). Breslau, Marcus, 1908. XVI, 94 S. 3,60 Mk.

Es ist kein kleines Unternehmen, die Mundart einer ganzen Provinz in einem Zuge darzustellen. Ein solches Unternehmen erfordert gute phonetische Schulung, tüchtige allgemeine Kenntnisse auf dem Gebiet der Germanistik, einen umfassenden Überblick über die mundartlichen Abweichungen in den einzelnen Teilen des Gebietes und dazu einen Einblick in das Wesen und die Entstehung der Mundarten überhaupt. Es darf gesagt werden, dass W. von Unwerth nach allen diesen Richtungen hin gut vorbereitet an seine Aufgabe herangetreten ist, und dass er so ausgerüstet eine Arbeit geleistet hat, die einen ehrenvollen Platz unter den Mundartenforschungen einnehmen wird. Hätte er seine Arbeit etwa genannt „die mundartlichen Verhältnisse in Schlesien, nach ihrem Lautstande dargestellt“, so brauchten wir dem oben Gesagten nichts hinzuzufügen. Er hat aber die schlesische

Mundart' beschrieben und ist auch tatsächlich überzeugt, dass es eine einheitliche schlesische Mundart gibt. In diesem Punkte, vermögen wir seine Auffassung doch nicht ganz zu teilen. Der Verf. stellt S. 4 eine Reihe von Lauterscheinungen zusammen, deren gemeinsames Auftreten die Zugehörigkeit zu ein- und derselben Mundart bedingen soll, und findet auf diesem Wege eine einheitliche schlesische Mundart, in der alle Abweichungen der einzelnen Untermundarten auf späterer Entwicklung aus gemeinsamer Grundlage beruhen. Damit weist er auch die Meinung ab, dass die dialektischen Verschiedenheiten innerhalb des schlesischen Gebietes auf Stammesverschiedenheiten der deutschen Besiedler zurückzuführen seien. Als Stammundarten, d. h. solche, die den im Schlesischen entwickelten Vokalismus im ganzen bewahrt haben, sieht er die Mundarten der Sudeten, des Gebirgsvorlandes und der Lausitz an. Das zusammenhängende Gebiet schlesischer Mundart umfasst bei ihm Preussisch-Schlesien, die angrenzenden mitteldeutschen Gebiete der Provinz Posen, Österreichisch-Schlesien und das angrenzende Mähren bis zur tschechischen Sprachgrenze, den östlichen und nördlichen Rand von Böhmen, die sächsische Lausitz, die Niederlausitz, die (früher schlesischen) Kreise Krossen und Schwiebus bis zur niederdeutschen Grenze.

Ich meine, dass man mit demselben Rechte eine brandenburgische Mundart (soweit sie niederdeutsch ist) konstruieren und zu ihr die Altmark, Ost-Hannover, Holstein, Mecklenburg und den grössten Teil von Pommern schlagen könnte. Ich meine auch, dass mit denselben Gründen, unter Zusammenfassung anderer lautlicher Merkmale, einzelne der der schlesischen Mundart zugesprochenen Gebiete, z. B. die sächsische Lausitz, mit angrenzenden Dialektgebieten zu einer anderen grossen Mundart, z. B. der obersächsischen, vereinigt werden könnten. Es läge dem Verfasser zunächst ob, den Nachweis zu erbringen, dass die von ihm als Kennzeichen schlesischer Mundart zusammengestellten Lauterscheinungen in dem von ihm umschriebenen Gebiet ihren Ursprung und ihren alleinigen Geltungsbereich haben. Es will uns scheinen, als ob Unwerth bei Aufstellung und Verwertung seiner Sprachlinien die einzelnen Merkmale zu sehr isoliert und nicht genügend den grossen, bedeutsamen Sprachlinien Rechnung getragen habe, die die Hauptscheiden der deutschen Dialekte bilden und auf dem gesetzmässigen Lautwandel beruhen. Diese grossen, voneinander unabhängigen, gesetzmässigen Lautbewegungen kehren sich nicht an politische Grenzen, nicht einmal an Völkergrenzen. Die Vokalisation des *l* zu *u* vor Mitlantern im gallischen Latein hat sich bis ins Niederländische hinein verbreitet, der altfranzösische Wandel von *u* zu *ü*, über dessen Zeitpunkt noch keine Klarheit vorhanden ist, hat auch einen Teil des Alemannischen (das Elsässische) mitergriffen; ja, die auf gallischem Boden entstandene Nasalierung von Vokalen vor *n* und *m* hat ihre Vorposten bis ins Vogtländische hineingesandt. Diese Lautbewegungen erlahmen in sich selbst; sie können aber auch gehemmt, gestört, nachträglich zurückgedrängt werden an den geschichtlich gewordenen politischen Grenzen. Denn die politischen Grenzen schafften Verkehrseinheiten und Verkehrsgemeinschaften, diese aber Sprachgemeinschaften. Ich darf für diese Frage auf meinen Aufsatz über die Entstehung der Mundarten (Prog. des Prinz-Heinrichs-Gymnasiums, Berlin 1906) verweisen. Nur im Sinne einer solchen, durch die politischen Verhältnisse hervorgebrachten Sprachgemeinschaft könnte unseres Erachtens von einer grossschlesischen Mundart gesprochen werden. Wenn Unwerth es in anderem Sinne tun will, so ist sein Material nicht ausreichend. Dann hätte er sich vor allem nicht ausschliesslich auf die Lautverhältnisse stützen müssen. Er sieht zwar ausdrücklich das Charakteristische eines Dialekts vornehmlich in seinen Lautverhältnissen und beruft sich dabei auf Paul (S. 3). Aber

Streitberg betont demgegenüber (Germanisch-Romanische Monatsschrift 1, 3), dass eine Mundart ihr charakteristisches Gepräge nicht durch diese oder jene lautliche Besonderheit, sondern durch ihre akzentuelle Gliederung und ihre Artikulationsgewohnheit erhält, und in der von O. Bremer geleiteten Sammlung von Grammatiken deutscher Mundarten findet der musikalische Akzent und der Tonfall längst die gebührende Würdigung. Zwischen den lautlichen Verhältnissen und der Sprachmelodie stehen aber noch all die Merkmale, die durch den Gebrauch und die Form von Einzelausdrücken und Wörtern, durch syntaktische Erscheinungen, durch volkskundliche Besonderheiten an die Hand gegeben werden. So meinen wir denn, dass der Verfasser gut getan hätte, nicht a priori eine Stammundart anzusetzen, sondern, wie es Gerbet in seiner Grammatik des Vogtlandes getan hat, mit Hilfe der Sprachlinien ein schlesisches Kernland auszuscheiden und dann anzugeben, wie sich die lautlichen Verhältnisse der angrenzenden Gebiete zu den Spracherscheinungen dieses Kernlandes stellen. Trotz dieser Meinungsverschiedenheit aber nehmen wir keinen Anstand, v. Unwerths Arbeit für eine sehr tüchtige Leistung zu erklären.

Stettin.

Emil Mackel.

**Emil Gerbet**, Grammatik der Mundart des Vogtlandes. Lautlehre. Mit einer Karte. (Kurze Grammatiken deutscher Mundarten hsg. von O. Bremer 8) Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1908. XXII. 455 S. 18 Mk.

Die Grammatiken deutscher Mundarten aus der Bremerschen Sammlung sind bislang immer in Gruppen zu dreien erschienen. Von der dritten Gruppe sind allerdings erst zwei Bände herausgekommen: die Grammatik der Nürnberger Mundart von A. Gebhardt und die vorliegende Grammatik der Mundart des Vogtlandes von E. Gerbet. Aber wir dürfen hoffen, dass auch die Grammatik der nordostthüringischen Mundart von O. Kürsten nicht mehr lange auf sich warten lassen wird. Zwischen der ersten und zweiten Gruppe hatte ein Zwischenraum von drei Jahren gelegen; die dritte Gruppe ist von der zweiten gar durch eine sieben- bis achtjährige Pause getrennt. Aber das Nonum primum in annum des Horaz findet auf sie volle Anwendung. Beide Verfasser haben neun Jahre und mehr der Vervollkommnung ihrer Arbeiten gewidmet, und die Arbeiten haben gegenüber den vorhergehenden an Umfang und an Wert gewonnen, obwohl namentlich Heiligs Grammatik der ostfränkischen Mundart des Taubergrundes schon eine sehr tüchtige Leistung war. Man darf sagen, dass Gebhardts und Gerbets Werke Zierden der deutschen Mundartenforschung sind, die uneingeschränktes Lob verdienen, und die den Verfassern, dem Herausgeber und auch dem Verlage in hohem Grade Ehre machen.

Das gilt besonders auch von dem Buche Gerbets. Die Einteilung des Stoffes ist die für die Bremersche Sammlung übliche. Nach einer 75 Seiten umfassenden wertvollen Einleitung, die vor allem eine Charakteristik und Bestimmung der Zugehörigkeit der Mundarten des alten Vogtlandes nebst Feststellung der Untermundarten mit Hilfe sorgfältig ausgearbeiteter Sprachlinien (Lauterscheinungsgrenzen) bringt, kommt eine phonetische Darstellung der Laute der Mundart; dann, von der mhd. Lautstufe ausgehend, die geschichtliche Darstellung der Laute, zerfallend in eine Geschichte der einzelnen Laute und eine zusammenfassende Darstellung der wichtigeren Lautwandlungen der Mundart. Daran schliessen sich Textproben aus der Urkundensprache und aus der lebenden Mundart. Den Schluss

machen ein sehr eingehendes Wortregister, das als vogtländisches Idiotikon angesehen werden kann, und ein Sachregister. Die Darstellung der Zeitfolge der Lautwandlungen ist auf einen angemessenen Umfang beschränkt. Rühmenswert ist die umfangreiche Heranziehung der Orts- und Familiennamen. Dagegen kommen die modernen Lehn- und Fremdwörter wohl etwas zu kurz. Wenn übrigens Gerbet § 286 meint, die Mundart habe die Fremdlinge mehr eingedeutscht als die Umgangssprache und dabei namentlich an die Unterwerfung unter den germanischen Akzent denkt, so gilt das nur für die ober- und mitteldeutschen Mundarten. Für das Ndd. vgl. meinen Aufsatz in der Zs. f. d. d. Unterr. 8, 186ff. Sicher zu kurz kommt die volkskundliche Seite der Arbeit. Von Volkssitten und Volksbräuchen, von Trachten, von Acker- und Hausgeräten, von der Bauart der Dörfer und der alten Häuser erfahren wir wenig oder gar nichts. Und doch kann man bedeutsame volkskundliche Linien ebenso wie Sprachlinien, und Erscheinungsgrenzen von Sitten und Gebräuchen ebenso feststellen wie Spracherscheinungsgrenzen. Zur Laut- und Wortgeographie und der Geographie syntaktischer Besonderheiten muss die volkskundliche Geographie treten. Das im Westen des ndd. Gebietes verbreitete Martinisingen (Andree, Braunsch. Volkskunde S. 366ff.) nimmt in der Altmark ein plötzliches Ende. Der im Osten des ndd. Gebietes bekannte Gebrauch, Familienmitglieder, auch wohl Verwandte und Bekannte, am Ostersonn- oder Montage mit Birkruten (Osterruten, s. Teuchert, Zs. für d. Mda. 4, 156) aus dem Bette zu peitschen (*stipen* in Pommern, *pitzen* in Brandenburg) hört nach Westen zu etwa mit der Oder auf. Die mecklenburgische *Fro Gode* ist in der nördlichen Prignitz gerade etwa so weit nach Süden hin bekannt, als die sächsischen Bauernhäuser reichen oder die mecklenburgische Artikulationsgewohnheit in die Prignitz hineinragt.

Auch sonst kann man natürlich in einzelnen Fragen anderer Ansicht sein. Wenn § 218, Anm. 1 an die Möglichkeit einer Längung in der Komposition gedacht wird, so nimmt das wunder bei einem Grammatiker, der sonst durchaus für das ausnahmslose Wirken ungestörter Lautbewegungen eintritt. Wie die Vokalquantität im Kompositum behandelt wird, zeigen englische Wörter wie *wisdom*, *husband*, *mondag*, *breakfast*, hd. Wörter wie *Hochzeit*, *Hoffahrt*, *Konrad*, ndd. Wörter wie *fürman* Fuhrmann, *drütain* 13, *snüfdoük* Taschentuch, *vörmt* Wermut (s. Ndd. Jb. 31, 131f.). Wenn § 265, 3 auch *f, d, n* eine Art von unmlautender Kraft zugesprochen wird, so kommen wir damit auf Wege, auf denen alles mit allem bewiesen werden kann. Doch sind wir auch für diese Anregung dankbar, wie für jeden Versuch, an Stelle mechanischer Auffassung von Lautwandlungen die Sprachbildung in ihrem eigenen innersten Wesen zu erfassen, und gerade in diesem Streben haben sich die unter der kundigen Leitung Bremers stehenden Arbeiten schon mehrfach wegsuchend und pfadfindend erwiesen. Aus der vorliegenden Arbeit habe ich besonders gelernt, dass ugerm. *ē* umgelautet werden kann, dass das kurze *o* im ostnnd. *zolt* Salz, *holt* Holz auf Rückverkürzung beruht, und wie es kommt, dass neben der Betonung *Wittenberg* die Betonung *Wittenberge* besteht.

Im einzelnen erwähne ich noch folgendes: Gegen die Herleitung von *bilä*. *bile* Lockruf und Kinderwort für die jungen, noch gelben Gänse (Enten) von slaw. *bily* weiss (§ 37) spricht auch die ostnnd. Form *vilä*, *vilä*. — Der Flurname *warle* (§ 49) weist nicht ohne weiteres nach Oberdeutschland. Es gibt in Mecklenburg ein Rittergut *Werle* und in der Prignitz einen Flurnamen *Wörl* < *Werle*, eine Viehtrift in sumpfiger Gegend. Die Form *quid* neben *kidš* quitt (< frz. *quitte*), der in Mecklenburg *kwit* neben *küt* zur Seite steht, halte ich für nachträglich unter dem Einfluss des Schriftbildes entstanden. Wie soll man anders das *u* in ndd.

*blessür* (< frz. *blessure*) Wunde, das *t* in *kaput* (< frz. *capot*), *šarmánt* (< frz. *charmant*) *kunplét* (< frz. *complet*) usf. erklären? Denn wenn Wörter wie *Quartier*, *quitt* auch schon zu mhd. Zeit entlehnt sind, so sind sie doch sicherlich nicht schon zu einer Zeit entlehnt, als *w* nach *k* auf französischem Boden noch gesprochen wurde. In *liederich* *liederlich* (§ 280 10c) liegt doch wohl keine Assimilation von *rl* > *rr* vor, sondern wie in dem nhd. *lidrich* Suffixvertauschung mit *-ig*; einfache Präfixvertauschung mit *ver-* und nicht Dissimilation unter Ersatz durch das schallkräftigere *r* liegt vor in *flaicht* vielleicht (§ 183, Anm. 2), nicht Assimilation in *fraur* aus *fuñaur* voneinander. So kann ich auch in *saldad* *Soldat*, *borduané* *Portemonnaie* keine Assimilation zwischen Vokalen anerkennen; dass in Fremdwörtern der Vokal der unbetonten Silbe als *a* erscheint, ist ganz allgemein in der deutschen Volkssprache, vgl. nhd. *zaldöt*, *šasé* *Chaussee*, *akšou* *Auktion* usf. — In *nusln* *duseln* ist *n* nicht für *d* eingetreten (§ 211, Anm. 1). Auf dem ganzen nhd. Gebiet bestehen *nusln* undeutlich reden, langsam arbeiten (zu *Nase*) und *ausln* *duseln* nebeneinander. *dräisen* *drängeln* (§ 193 Anm.) ist sicher nicht auf *\*drückezen* oder *\*dringesen* zurückzuführen: es darf nicht von dem weitverbreiteten nhd. *tritsen* quälen, foppen getrennt werden. — *blod* *Blatt* (219a) ist eher nach *blody* *blatten* gebildet worden als umgekehrt (vgl. Ndd. Jb. 32, 9). — Zu *slauch* neben *slau* *schlau*, das dem Verfasser dunkel erscheint, verweise ich auf das nhd. *blöch* *blau* und seine Erklärung Ndd. Jb. 31, 136. — Für *hürl*, *hüfl* *Hobel* ist ein mhd. *hübel* als Grundwort anzusetzen, da auch das Schlesische *hucl* spricht. Damit ist aber das *hürl* *hübl* des Ostniederdeutschen (Grenze ungefähr die Elbe) noch nicht erklärt, denn hier hätte andd. *\*hübal*, *\*hübil* *hürl*, *hürl* ergeben müssen. Ich habe früher *hürl* für eine überhochdeutsche Form erklärt und halte diese Erklärung noch für möglich; doch neige ich jetzt zu der Ansicht, dass neben *hö-*, *hü-* auch ein altgerm. *hu-* anzusetzen ist. — *Gerwerd* = *Gerbet* (§ 256 B, Anm. 8) geht nicht sowohl auf *Gerbrächt* als vielmehr unmittelbar auf *Gerbert* zurück wie der süddeutsche Eigenname *Ehret* auf *Ered* = *Erhard*.

Stettin.

Emil Mackel.

**S. Biarnay**, Étude sur le dialecte berbère de Ouargla. Paris. E. Leroux, 1908. 501 S. gr. 8°. (= Publications de l'École des Lettres d'Alger. Bulletin de Correspondance africaine 37.)

**Saïd Boulifa**, Textes berbères en dialecte de l'Atlas Marocain. Paris, Ernest Leroux, 1908. IV + 388 S. gr. 8°. (= Publications 36.)

Zwei Bücher aus dem Gebiete der Berberologie, die in erster Hinsicht allerdings der Sprache jener Nordafrikaner gelten, in zweiter Linie doch aber auch Ethnologisches in Hülle und Fülle vorbringen, sei mir gestattet, an dieser Stelle anzuzeigen. Das erste hat Herrn S. Biarnay, einen hochgebildeten und fleissigen Franzosen, zum Verfasser, der augenblicklich im Telegraphendienste des Marokkanischen Reiches zu Tanger angestellt ist, nachdem er unter René Bassets Leitung in Algier das Berberische gründlich studiert hat und späterhin in Ouargla, also weit weg von Tanger, amtlich beschäftigt gewesen ist; das zweite führt uns die Sammelarbeit eines begabten und wissensdurstigen Kabylen vor, der zurzeit als Lehrer an der Halb-Universität zu Algier fungiert.

S. Biarnays umfangreiches Buch bietet uns schöne Beiträge zur Kenntnis von Sprache, Überlieferungen und Sitten der Bewohner von Wargla, einer Oase

auf algerischem Gebiete, die in direkt südlicher Richtung von der algerischen Hafenstadt Bougie auf dem 32. Breitengrade gelegen ist. Die Leute von Wárgla sind Berbern; ihre Sprache nennen sie *tgǵárgrent*, d. i. die warglaische, denn 'Wárgla' nennen nur die Araber jene Oase, während ihre berberischen Einwohner sie *wárgren* nennen, und aus diesem *wárgren* heraus formiert sich *ggárgren*, ein Warglaer, und mit dem hamitisch-semitischen Feminin-*t* (das hier vorn und hinten antritt) *tgǵárgrent*, eine Warglaerin und die warglaische (Sprache). Über dieses berberische Idiom, das übrigens im Gegensatz zu vielen anderen Idiomen dieser Gruppe wohlklingend ist, weil es Häufung von Zisch-, Quetsch- und Hauchlauten vermeidet, waren wir schon durch eine Arbeit des kenntnisreichsten der französischen Berberologen, des Herrn René Basset, betitelt *Étude sur la zenatia* (d. h. die Sprache derjenigen Berbern, die man zusammenfassend als *zenáta*-Berbern bezeichnet) du Mزاب, de Ouargla et de l'Oued Rir' (Paris 1892. 275 S.), einigermaßen unterrichtet, die grammatischen Partien in Bassets Buch umfassten 33 Seiten; eingehendere Kunde über dieses Idiom bringt uns nun Biarnays fleissige Arbeit, deren rein grammatischer Teil die ersten 210 Seiten umfasst. Doch schon mit S. 209 geht das Buch ins Volkskundliche über; denn wir werden S. 209 über Unterschiede in der Sprechweise der Männer und der der Frauen Wárglas beehrt; die Frauen rufen dort einen Mann unter Anwendung anderer Interjektionen an, als der Mann den Mann. Auch schon früher, nämlich bei der Erwähnung der Zahlwörter, bekommen wir von demselben Unterschiede zu hören: nur die Frauen sagen für drei das einheimische Wort *schart*, während die Männer dafür das arabische Zahlwort *thíta* anwenden (über solche Unterschiede vgl. z. B. auch § 170 der 'Grammatik des Schiljischen', Leipzig 1899, des Referenten). Über Einzelheiten aus der Darstellung der Grammatik des Warglaischen durch Biarnay wollen wir in dieser Zeitschrift nicht reden; doch das wollen wir auch hier mit Nachdruck aussprechen, dass wir nicht so flott mit dem Begriffe der 'Wurzel' auf berberologischem Gebiete operieren würden, wie nach Bassetscher Methode S. Biarnay. Natürlich muss man eine 'Grundform' für grammatikalische und namentlich für lexikalische Zwecke auf Lager haben; für eine solche genügt jedoch unseres Erachtens der Imperativ des Verbs und in zweiter Linie der Singular des Nomens (wo das Nomen nicht von einem Verb abgeleitet werden kann), und diese Themen sind lexikalisch nach ihrem 'europäischen' Bilde (d. h. Konsonanten und Vokale gleich rangierend) alphabetisch zu ordnen. Die Angabe der Wurzel sieht gewiss gelehrt aus; aber worin besteht in so und so vielen Fällen die Methode der Wurzelnotierung bei Biarnay, Basset u. a.? In einem äusserlichen Abstreichen aller Laute, die nicht feste Konsonanten sind! Es ist so, als wollte man im französischen Dictionnaire die Methode einführen, *arouer* unter *r*, *inouï* unter *n* zu buchen. Leider entspricht die phonetische Schreibung, in der uns Biarnay das Warglaische vorsetzt, den Anforderungen der Gegenwart nicht. Wenn der verdiente René Basset seine phonetische Methode nicht mehr umwandeln will, so kann man das verstehen, denn er will sich treu bleiben; wenn<sup>o</sup> sich aber ein jüngerer und augenscheinlich so begabter Mann wie Biarnay unter der Begleiterscheinung in die Berberologie einführt, dass er sich phonetisch auf den an Fehlern und Ungenauigkeiten überreichen Standpunkt der Berberologen von 1860 (!) stellt, so ist dies wirklich nicht recht. Dass sich Biarnay z. B. gern von dem abscheulichen 'Verschönerungsvokal' der alten Zwinger des Berberischen freimachen möchte, verrät er an verschiedenen Stellen; dennoch getraut er sich nicht, ihn vollständig über Bord zu werfen (S. 17). Auch die Beseitigung der störenden alten Doppelbewertung von *i* und *ou* (die 'je nachdem' *i* oder *j* bzw. *u* oder *w*

bedeuten können) unterlässt der sonst doch so kritische Biarnay; das ist alles recht schade, wie es ferner schade ist, dass die Betonung stets unbezeichnet bleibt! Gehören diese Erörterungen eigentlich in diese Zeitschrift? Doch! Denn auch der reine Volks- und Völkerkundler will heutzutage wissen, wie er ihm vorgesetztes fremdes Wörter- und Namenmaterial eigentlich zu lesen und auszusprechen hat; und es ist ein Unrecht, wenn man ihm phonetische Zweideutigkeiten vorsetzt! Nur wenige der Franzosen, die über den Maghreb und über die dortigen berberischen oder arabischen Dialekte schreiben, stehen in dieser Beziehung auf der Höhe der Zeit (Namen wie Marçais, Destaing und Doutré seien da erwähnt; deren Berberisch und Arabisch kann man eben wirklich lesen).

Die Seiten 211—224 des Biarnayschen Buches umfassen einen Abschnitt, betitelt 'Les saisons, Les fêtes, Les mois, La semaine, Les prières, Les moments de la journée'. Auch in diesem Abschnitte bietet sich vieles Interessante für den Volkskundler. Die warglaischen Benennungen der (muhammedanischen) Monate sind wirklich recht eigenartig: der Muḥarram heisst auf warglaisch *Babijānu*, Ṣafar wird mit der Bezeichnung 'zwischen *Babijānu* und Geburtsfest (des Propheten)' bedacht, Rebi' el-awwal heisst 'Geburtsfest', Rebi' eth-thāni 'der erste Namenlose', Dschūmādā el-ūlā 'der letzte Namenlose', Dschūmādā eth-thānija 'die Ruhe der alten Weiber', Redscheb 'die alten Weiber', Scha'bān 'die Ruhe vorm Ramaḍān', Ramaḍān behält seinen echten Namen, Schawwāl heisst 'das kleine Fest', Dhulḳāda 'zwischen den Festen' und Dhullidschscha endlich heisst 'das grosse Fest'. In reichlichen Anmerkungen kommentiert Biarnay diese zum Teil so sonderbaren Monatsnamen (wobei wir z. B. zu hören bekommen, dass ganz alte Leute durch die drei Monate Redscheb, Scha'bān und Ramaḍān hindurch zu fasten pflegen). Reichliche Anmerkungen bedenken auch die Namen der in Wārgla ganz besonders häufigen Feste, von denen wir das Fest der heiligen Babijānu, das dem Ashūra-Fest der sonstigen Muhammedaner gleich ist, mit seinem Namen schon erwähnt; ein toller Mummenschanz geht diesem Feste eine Woche lang voraus. Ein anderes Fest gilt einer 'Braut des Propheten' namens *Tnūmbia*. Beide Bezeichnungen *Babijānu* wie *Tnūmbia* sind dunkler Herkunft: man verfallt bei dem Versuche, sie zu deuten, auf Herbeziehung aller möglicher Namen der antiken Welt, wie z. B. Fabianus (aber auch auf die fabae, die Bohnen, denn diese spielen bei diesem Feste eine gewisse Rolle) und Paphos, Paphius, Paphianus (Paphia = Venus), andererseits auf Nymphaea, *νυμφαία* usw. Wir haben sicher etwas Griechisch-Römisches hier zu suchen: auch im eigentlichen Wortschatze des Warglaischen kommen ja mehrere lateinische Wörter vor, wie *miru* 'Mauer' oder *tawcirt* (porta) 'Tür', wie ja überhaupt in den berberischen und in den arabischen Idiomen des Maghreb manches Antike festgelegt ist (beispielsweise heisst im tunesischen Arabisch die Katze *ḳatṭūs*, das Hühnchen *fellūs*, die Krabbe *ḳabrūs*, die Laterne *fānūs*, und bei tunesischen Berbern der Knabe gar *angelūs*; es liegen also vor lat. *catus*, *pullus*, *cammarus*, *φωφός*, *ἀγγελάς*).

Die S. 225—306 umfassen Texte recht interessanten Inhaltes, Kindermärchen und Erzählungen reiferen Alters (übrigens allesamt erzählt von 12—15jährigen Bürschchen), aber leider ohne Übersetzung. Dies vermindert natürlich den Wert dieses Abschnittes für den Volkskundler um ein bedeutendes: auch in Bassets zit. Buche sind die Wārgla-Texte ohne Übersetzung gegeben. — S. 309 bis 378 finden wir zwei Glossare, das erste *berbère-français*, das zweite *des termes d'origine arabe*; der gesamte Stoff ist hier nach Wurzeln geordnet, was wir fürs Berberische ja verwerfen mussten wie wir übrigens auch die Zer-

zausung des warglaischen Sprachgutes in solches berberischen oder nichtberberischen Ursprungs nicht für angebracht halten. Jedenfalls gehört nicht in ein berberisches Glossar und nicht unter eine berb. Wurzel *bbin* jenes oben erwähnte *babijānu*, noch das türk. *sārpuş* (in Wárgla *scherbüsch*) unter eine berb. Wurzel *schrbšch*, noch das arab. *schlil* 'Wasserfall, Diarrhöe' und *schell* 'D. haben' unter eine berb. Wurzel *schl*.

Am Schlusse (S. 379—494) kommt der für den Volkskundler wichtigste Abschnitt des Biarnayschen Werkes, der umfangreiche Appendix 'Le mariage à Ouargla'. In diesem Abschnitte hat der scharf und unbefangenen beobachtende Verfasser alles, was er über diesen Gegenstand während seines zweijährigen Aufenthaltes zu Wárgla sehen und hören konnte, auf anziehende Weise beschrieben, niedergelegt. Vier Arten von Heiraten bestehen hier, je nachdem es sich um das Ehebündnis zwischen Nochnieverheiratetgewesenen, zwischen einem Verheiratetgewesenen und einer Jungfrau, zwischen einem Nochnieverheiratetgewesenen und einer Witwe oder Geschiedenen und endlich zwischen zwei Schonverheiratetgewesenen handelt. Für jede Kategorie existieren bestimmte Gebräuche hinsichtlich Werbung, Brautstand und endlichem Eheschluss, wie sie nur das in sich abgeschlossene Leben einer Oase zeitigen könnte, das überhaupt manches Kastenhafte zeitigte, wie dies z. B. die rigorose Einteilung der Oasensbewohner in *ihórren* (Freie edler Abkunft), *ichlösen* (Freie nichtedler Abkunft), *iskiwen* (Nachkommen von Sklaven) und *ismžán* (Sklaven) bezeugt, wobei aber die ganze Gesellschaft zu Wárgla recht schwarzhäutig aussieht und von den umwohnenden Arabern als *harátin* (aber doch wohl kaum mit *rr*, wie Biarnay S. 1 schreibt) bezeichnet wird; letzteres Wort, bzw. sein Singular *hartáwi* soll (nach der Äusserung eines marokkanischen Schriftstellers) aus *hórr eth-thánu* verstümmelt sein, eine Ansicht, die trotz ihrer Bedenklichkeit hier angeführt werden möge. Die Zeit des Brautstandes ist für die Warglaleute an Bizarrieriesen reich, die jedoch nicht auffallen, wenn man die bizarre, aber auch entschieden theatralische und humoristische Geistesrichtung dieser Menschen aus der Lektüre von Schilderungen des *Babijānu*-Karnevals kennen gelernt hat (s. über das letztere Thema z. B. auch S. 496ff. in dem neuen wichtigen Buche von Edmond Doutté, *Magie et religion dans l'Afrique du Nord*, Alger 1908). Doch auch manches Ansprechende zeitigt der Brautstand zu Wárgla, so z. B. das zarte und sinnige Gedenken der Braut an allen Festen mit Geschenken von Lebensmitteln, Süßigkeiten, Kleidungsgegenständen usw. Das Seitenstück zur deutschen 'Brautschokolade' dagegen bietet uns wiederum ein Stück des bizarren Wárgla dar; bei der entsprechenden festlichen Gelegenheit, die den auf die Lachmuskeln belebend wirkenden Namen 'Abtritts-Hinterviertel' führt, gibt die Braut (beim Brautstande der ersten Kategorie) ihren Freundinnen ein kleines Mahl; die *Pièce de résistance* dieses Mahles ist ein Schöpssstoss mit seinem Schwanze; die jungen Mädchen verzehren den Schöpssstoss oder bekommen Stücke von ihm mit nach Hause, die Braut bekommt das Stück mit dem Schwanze, den sie, fein abgenagt, späterhin versteckt. Das ist alles nicht weiter merkwürdig; merkwürdig bleibt nur die Tatsache, dass dieses Schöpssviertel notwendigerweise eine bestimmte Zeit auf dem angegebenen unschönen Orte direkt über dem Sitzloche geweiht haben muss. Mit Hervorhebung dieses eigenartigen Brauches wollen wir unseren Bericht über Biarnays hervorragendes Werk abschliessen, ein Werk, aus dem nicht nur der Philolog auf berberischem Gebiete viel lernen kann, sondern eben auch besonders der Volkskundler. Seien wir Herrn Biarnay für seine schöne Leistung herzlich dankbar.

Si Saïd Boulifas gleichfalls recht umfangreiches Werk führt uns nun in eine ganz andere Gegend berberischen Sprachgebietes, nämlich nach der kleinen



schilljischen Stadt Demnât, die, an den westlichen Abhängen des Grossen Atlas, ungefähr 80 km östlich von Marrâkesch liegt. Die Texte, die Boulifa in diesem Zentrum echt berberischen Lebens hat sammeln können und die nebst französischer Übersetzung 273 S. umfassen, führen folgende Überschriften: Heirat, Geburt, Ehescheidung, Krankheit, Krieg, Feste, Wolle, Oliven, der Frühling. Dann kommen noch drei Fabeln und ein Märchen. Diese Texte, deren Titel schon volkkundlich interessante Materien ahnen lassen, sind inhaltlich übrigens wohl disponiert, und ihr Stil ist gewandt und anakolutenfrei; man merkt sofort, dass Boulifa gebildete Schlûh zur Ausführung seiner Studien heranzog und sich nicht mit Räubern und stülpwüsten Leuten herumzuärgern brauchte, wie Referent bei seinen Studien über das Schilljische. Höchst erfreulich ist es auch, dass Boulifa innerhalb der Prosatexte auch poetische Textstücke vorbringt. So ist uns namentlich (im Abschnitt 'Krieg') ein Kriegslied von 148 Versen im schlichten Volkston sehr willkommen, ebenso die hier und da eingestreuten Lieder, die die schilljische Bevölkerung bei häuslichen oder allgemeinen Festen anstimmt, und ähnliches. Diese Gattung der Poesie der marokkanischen Schlûh war bis jetzt so gut wie unbekannt; auch Referent musste in seinem Buche 'Dichtkunst und Gedichte der Schlûh' (Leipzig 1895 S. 9) bekennen, dass ihm Belege des eigentlichen Volksliedes bei den Schlûh nicht zu Gebote ständen. Boulifa liefert uns in seiner schönen Sammlung aber auch eine interessante Probe eines Ahidûs, d. h. des schon oft recht kunstmässigen Wechselgesanges zwischen Sänger und redegewandten Frauen: dieser Wechselgesang pflegt teils zärtlich und werbend, teils spottend und lästernd (dann also ähnlich dem Tamawûst-Gesange der Tazerwalt-Schlûh; s. mein zit. Buch S. 7 f.), teils in Rätselspiel spezialisiert, unter Tamburinbegleitung in die stille Nacht hinauszuschallen; bei Gelegenheit des Rätselspiels wird der Inhalt des Ahidûs freilich oft allzu pikant, und Rätsel auf Körperteile werden aufgegeben, die man in besserer Gesellschaft nicht in den Bereich der Konversation zieht. Die Namhaftmachung der einzelnen Materien, welche die Texte erörtern, möge genügen, den Inhalt des nützlichen Buches zu charakterisieren; ins Einzelne können wir Raummangels halber hier nicht eingehen. Doch als besonders interessant wollen wir noch die Aufführung und Deutung von Vogelrufen (Schwalbe, Amsel, Wiedehopf, Elster) unter 'Le Printemps' erwähnen.

S. 275 bis Schluss nehmen eine Grammatik des Demnât-Schilljischen und ein Glossar ein. Viele neue Wörter und Wortformen lernt der Berberolog hier fürs Schilljische kennen; aber freilich ist, was auch bei Biarnay zu rügen war, die Transkriptionsmethode dieses kabylichen Gelehrten die veraltete, alle feinen Unterschiede von Lokaldialekten unbarmherzig verwischende und die Aussprache nur in den grössten Umrissen kennzeichnende von anno 1860. Dies ist aber auch das einzige Manko an dem sonst so trefflichen Buche Si Saïd Boulifas.

Leipzig,

Hans Stumme.

**Albert Wesselski**, Mönchslatein. Erzählungen aus geistlichen Schriften des 13. Jahrhunderts. Leipzig, Wilh. Heims, 1909. II, 264 S., geb. 12 Mk.

Der Übersetzer der Novellen Morlinis und der Schwänke H. Bebels (vgl. oben 18, 456) hat in diesem Buche eine grosse Anzahl (154) Erzählungen, grossenteils märchenhaften Inhalts aus verschiedenen geistlichen Quellen des 13. Jahrhunderts und mit einer umfangreichen Einleitung und ausführlichen Anmerkungen

herausgegeben. Diese Erzählungen haben durchweg den Geistlichen als moralische Beispiele zu ihren Predigten gedient. Um das massenhafte Erscheinen der Erzählungen und Beispiele, *exempla*, in den Predigten zu erklären, gibt W. zunächst eine kurze Charakteristik der Predigt, deren Aufschwung man von den Agitationsreden der Kreuzzüge und sodann von der Bestätigung der Predigtorden des h. Dominikus und Franziskus im Anfang des 13. Jahrhunderts herleiten kann. Gegenüber den öden theologischen Haarspaltereien oder phrasenhaften Süßlichkeiten der früheren Predigten hatten die Predigermönche, die mit dem päpstlichen Privileg ausgestattet, überall und jederzeit predigen zu dürfen, verständlich, anschaulich und packend zu sprechen suchten, bald gewonnenes Spiel, um so mehr, als sie die vielerorts recht verhassten Weltgeistlichen, sowohl ihres Kastengeistes als ihrer stumpfen Predigten halber, heftig angriffen. Zur Ausschmückung ihrer eigenen Predigten dienten ihnen besonders die zahlreichen Geschichten oder Beispiele, wie sie schon der h. Dominikus selbst verwandt hatte. Eine der ersten Sammlungen solcher Predigten waren die *Sermones vulgares* des Jacques de Vitry, Bischofs von Akka und später von Tuskulum, der als päpstlicher Legat um 1240 starb; seine Predigtsammlung enthält über 300 Exempel. Etwa zu gleicher Zeit schrieb der englische Mönch Odo von Ceritona seine umfangreiche Fabelsammlung zu gleichem Zweck, und ebenso der Dominikaner Etienne de Bourbon, der um 1260 starb und seine Beispielsammlung damit begründete, dass 'illi, qui exemplis abundaverunt, in dicto proposito majorem gratiam habuerunt'. Der erste deutsche Mönch, der eine ähnliche Sammlung schrieb, war der bekannte Caesarius von Heisterbach, der ebenfalls zum Zweck religiöser Erbauung durch seinen *Dialogus miraculorum* (um 1220, also vielleicht noch vor J. de Vitry) eine reiche Quelle von Volksüberlieferungen erschlossen hat. Endlich geht W. auf die *Mensa philosophica* ein, die um die letzte Zeit der Hohenstaufen entstanden sein wird. Von ihren vier Teilen kommt volkskundlich nur der letzte in Betracht, eine Sammlung von 'ehrbaren' lustigen Tischgesprächen, die aber in Wirklichkeit sehr wenig ehrbar sind. W. nimmt an, dass diesem Teile morgenländische Erzählungen zugrunde liegen und dass sie durch mündliche Überlieferung nach dem Okzidente kamen. So bringt er zwei Beispiele von Benutzung eines morgenländischen Fabelbuches durch Odo von Ceritona bei. Besonders häufig sind orientalische Stoffe bei J. de Vitry, der zehn Jahre lang Bischof in Akka war. Doch kommt es auch vor, dass W. zwar anerkennt (S. XXXII f.), dass eine Sage schon vorher im Abendlande heimisch und volkstümlich war, trotzdem aber behauptet, seine 'Wiege sei Indien' gewesen. So sehr nimmt immer noch die indische Theorie Benfey's das unbefangene Urteil seiner Anhänger gefangen.

Die 154 Erzählungen sind wortgetreu, aber recht hübsch übertragen und enthalten zahlreiche Märchen- und Sagenmotive, z. B. von Robert dem Teufel, vom Bärenhäuter, Meisterdieb, wilden Jäger, dankbaren Toten, Shylock, Eisenhans, von der klugen Dirne, von Genovefa, Phädra, von der Sonnenreise, dem Gang nach dem Eisenhammer, dem Pakt mit dem Teufel, dem Elfenreich, dem Löwen des Androklus, den drei Kästchen, Jonas und dem Walfisch, dem Richterspruch Salomos, den treuen Brüdern usw. Die umfangreichen Anmerkungen enthalten Hinweise auf die Quellen und die einschlägige Literatur. Die Verlagsbuchhandlung hat das hübsche Buch fast luxuriös ausgestattet, Druck und Papier sind vorzüglich.

Erfurt.

Adolf Thimme.

### Entgegnung (zu S. 117).

Herr Professor Richard M. Meyer hat meinem Buche 'Das Tier im Spiegel der Sprache' die Ehre einer Besprechung erwiesen. Nur fürchte ich, dass sich der Leser auf Grund dieser Kritik eine etwas ungenaue Vorstellung von dem Werke machen wird. Der Herr Rezensent hätte doch wenigstens sagen sollen, auf welche Sprachen sich meine Untersuchungen erstrecken. Aus Professor Meyers Besprechung gewinnt man den Eindruck, als ob ich nur das Deutsche und höchstens gelegentlich das Französische berücksichtigt hätte, indes ziehe ich neben dem Deutschen auch das Englische und von den romanischen Sprachen ausser dem Französischen auch das Italienische und Spanische in den Kreis der Betrachtung. Ferner muss es auffallen, dass die Beuützung von Brinkmanns „Metaphern“ besonders hervorgehoben wird, da doch statt dessen hätte gesagt werden sollen, dass mein Buch eine Fortsetzung von Brinkmanns Werk ist, das nur die Haustiere behandelt. Auch der Untertitel „Ein Beitrag zur vergleichenden Bedeutungslehre“ ist verschwiegen, was zu bedauern ist, denn dieser Zusatz sagt klar, worauf es mir ankommt, nämlich nicht so sehr die Genesis der einzelnen Metaphern zu verfolgen — das verbot mir schon die Rücksicht auf den Umfang des Buches — als vielmehr Bedeutungsbeziehungen zwischen den verschiedenen Sprachen aufzudecken. Ob man einem Autor, der Vorgefundenes nach eingehender Prüfung verwirft und Neues dafür bringt (vgl. S. 10, 55, 116, 182, 245 ufl.), Kritiklosigkeit vorwerfen darf, bezweifle ich. Bei aller Verehrung, die ich dem Germanisten R. M. Meyer entgegenbringe, traue ich ihm kein besonderes Verständnis für romanische Etymologien zu. Er hätte, meine ich, seinem Ansehen nicht geschadet, wenn er seine Inkompetenz auf dem Gebiete der Romanistik, der der grössere Teil des Buches gewidmet ist, eingestanden hätte. Auch wäre zu erwarten gewesen, dass der Herr Rezensent — zumal in einer volkskundlichen Zeitschrift — ein Wort über die folkloristische Bedeutung des Buches, die fast von allen mir bis jetzt zugegangenen Besprechungen hervorgehoben wird, gesagt hätte. In einem Punkte hat der Herr Rezensent sogar Nachsicht geübt. Er hätte mir mit Recht die Nichtbenutzung seiner 'Vierhundert Schlagworte' vorwerfen können. Wie ich nachträglich sehe, hätte ich aus dieser trefflichen Schrift Nutzen ziehen können, da sie über den metaphorischen Gebrauch von 'Maulwurf', 'Löwe', 'Krebs' bemerkenswerte Einzelheiten bringt. Es ist eben schwer, in einem ausserhalb der Kultursphäre liegenden Orte im laufenden zu bleiben und von Neuerscheinungen, über die die Fachblätter oft erst nach Jahren berichten, nichts zu übersehen.

Pola.

Richard Riegler.

#### Antwort des Rezensenten.

Ich bedauere es, dass nach der Ansicht des Herrn Verf. meine Besprechung seinem Buch nicht gerecht geworden ist: doch kann ich nur in wenigen Punkten seine Rüge berechtigt finden. Den Untertitel „Ein Beitrag zur vergleichenden Bedeutungslehre“ hätte ich vielleicht besser mit angeführt: doch hat der Verf. selbst ihn nur auf den Innentitel, nicht auf den Umschlag gesetzt, und was vom Titel zu zitieren war, war schon lang genug. Auch legt der Herr Verf. in seiner Entgegnung schliesslich ja doch auf das folkloristische Interesse der Arbeit das Hauptgewicht, nicht auf das semasiologische.

Dies folkloristische Interesse glaube ich nun allerdings gleich in den ersten Worten betont zu haben. Dass der Herr Verf. aus manchen Sprachgebieten schöpft, hätte ich sagen können: für wesentlich zur Charakteristik halte ich es nicht. Ich habe ferner nicht die Benutzung von Brinkmann, sondern die Nichtbenutzung von Biese und Josef Müller besonders hervorgehoben. Den Vorwurf der Kritiklosigkeit sehe ich durch einzelne Beispiele der Prüfung nicht erledigt, glaube ihn vielmehr durch meine Beispiele genügend erhärtet zu haben. Endlich habe ich nicht den Eindruck, meine Kompetenz überschritten zu haben, da meine Bedenken gegen des Herrn Verf. romanistische Deutungen lediglich auf semasiologische Gründe gestützt sind. Dass der Herr Verf. meine „Schlagworte“ nicht kannte, würde ich ihm natürlich niemals zum Vorwurf gemacht haben: irgend welche Schriften, die zufällig etwas für das Thema Brauchbares enthalten, ist kein Autor zu kennen verpflichtet, wenn nicht ihr Titel oder ihre Verbreitung ihn zur Kenntnisnahme zwingen.

Berlin.

Richard M. Meyer.

## Notizen.

G. Amalfi, *La canzone napoletana*. Napoli, G. M. Priore 1909. 86 S. — Zur Ergänzung eines gleichbetitelten Buches von Ballanti (1907) schildert der unermüdete Forscher den neben dem eigentlichen Volksliede (*canto*) in Neapel seit dem 16. Jahrhundert blühenden volkstümlichen Gesang (*canzone*), der sowohl die Mundart beibehält als Anregungen der Kunstdichtung aufnimmt und die mannigfachsten Stoffe behandelt. In Flugblättern verbreitet, übten diese 'Villanellen' seit alters weithin Einfluss; aus ihren Melodien haben Komponisten wie Cottrau, Rossini, Bellini manches entlehnt. Einzelne der auf den Festen von Piedigrotta gesungenen Lieder, wie *Funiculi-funiculà*, sind auch bei uns bekannt.

J. Berendes, *Über Klosterapotheken und Klostergärten* (Mitteilungen zur Geschichte der Medizin 8, 361—365. Hamburg, L. Voss 1909).

R. Brandstetter, *Renward Cysat 1545—1614, der Begründer der schweizerischen Volkskunde*. Luzern, Haag 1909. 110 S. (Monographien zur vollständigen sprachlichen und volkskundlichen Erforschung Alt-Luzerns 8). — Der vielseitige Luzerner Stadtschreiber Cysat hat neben dramatischen, lexikalischen, chronikalischen Arbeiten umfangreiche Kollektaneen zur Volkskunde seiner Heimat hinterlassen. B., der seit vielen Jahren mit dieser unerschöpflichen Fundgrube wohlvertraut ist, hat aus dieser wirren Masse das allgemein Interessierende ausgezogen und unter den Rubriken: Terminologie, Örtlichkeiten, Natur, altgermanischer Geister-, Gespenster- und Drachenglaube, christliche Vorstellungen von Teufel, Hexen und Wundern, Staat und Volk, Lustbarkeiten, Poesie, Sprache, Gebäudespiel eingeordnet. In gedrängter Sprache ein wertvolles und reiches Material.

M. A. Buchanan, *Short stories and anecdotes in spanish plays* (The modern language review 4, 178—184). — B. lenkt die Aufmerksamkeit auf die von Calderon, Lope de Vega, Cervantes u. a. spanischen Dramatikern verwendeten Anekdoten und Schwänke, von denen auch Jiménez y Hurtado und E. Bastillo mit E. de Lustono Sammlungen veranstaltet haben.

R. Corso, *Proverbi giuridici italiani*. 37 S. (Archivio per le tradizioni pop. ital. 23). — *Usi giuridici contadini* ricavate da massime popolari. 16 S. (Circolo giuridico 39. Palermo 1908).

E. Goldmann, *Premysl-Samo* (Mitt. d. Inst. f. österr. Geschichtsforschung 30, 327 bis 337). — Sucht Schreuers angefochtene Hypothese (oben 18, 209) durch die Annahme zu stützen, die böhmische Sage vom Bauer Premysl sei erdnen, um das Vorhandensein der fürstlichen Bastschube, eines alten Herrschaftssymbols, zu erklären.

B. Haendcke, *Deutsche Kunst im täglichen Leben*. Mit 63 Abbild. im Text. Leipzig, Teubner 1908. IV, 150 S. 8°. geb. 1,25 Mk. (Aus Natur und Geisteswelt 198). — Das Werkchen sucht allgemeinverständlich darzulegen, wie die bildende Kunst von der Karolingerzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts „sich des täglichen Lebens unserer deutschen Vorfahren bemächtigt hat.“ Es berichtet über Wohnungseinrichtungen, Belenchtungsgegenstände, Geräte, Geschirr, Schmucksachen, Waffen, Bucheinbände u. dgl. m. Aber auch den Hausbau und das Trachtenwesen glaubte der Verf. nicht ausschliessen zu dürfen. Er bietet also noch weit mehr als eine Geschichte des deutschen Kunstgewerbes, — das ist für 150 kleine Seiten ein bisschen viel, zumal der zur Verfügung stehende Raum häufig durch die an sich schätzbaren, gelegentlich nur gar zu verblasenen Abbildungen in Anspruch genommen wird. Man kann ja aus Büchern wie dem vorliegenden, die jetzt so massenhaft ins Kraut schiessen, manches lernen; aber die Wissenschaft fördern sie nicht, und ob dem grossen Publikum mit ihnen gedient ist, möchte ich auch bezweifeln. Am meisten kommen sie schliesslich der fatalen Halbbildung zu gute, die über alles mitreden will. Gleichwohl sei ausdrücklich anerkannt, dass der Verf. sein Thema sachlich, geschickt und kundig behandelt hat. (H. Michel).

G. Heeger und W. Wüst, *Volkslieder aus der Rheinpfalz, mit Singweisen aus dem Volksmunde gesammelt*. Im Auftrage des Vereins für bayerische Volkskunde hsg. Bd. 1. Kaiserslautern, H. Kayser 1909. XV, 304, 7 S. geb. 3,80 Mk. — Mit grossem Eifer hat sich Dr. Heeger der 1894 von Brenner angeregten, später von Petsch und Alb. Becker gepflegten pfälzischen Volksliedersammlung angenommen und das Material unter reger Bei-

hilfe aller Kreise der Bevölkerung in verhältnismässig kurzer Zeit auf 4000 Hss. vermehrt. Der vorliegende erste, schmuck ausgestattete Band zeugt ebenso für den Liederreichtum der sangesfrohen Pfälzer wie für die Umsicht und Sorgfalt des Herausgebers. Er enthält 71 Balladen und einen Teil der Liebeslieder (87 Nummern), alle dem heutigen Volkmunde oder Liederhandschriften des 19. Jahrhunderts entnommen und meist in mehreren (bis zu 7) Fassungen. Die Anordnung folgt praktischerweise dem Liederhorte von Erk-Böhme, Verweise auf eine grosse Zahl neuerer Sammlungen sind beigegeben. Zu nr. 11 (Mordeltern) vgl. R. Köhler, Kl. Schriften 3, 185; 17 (verkaufte Müllerin) ebd. 3, 279; 29 (Nonne) oben 18, 394; 40 (Ewald) oben 18, 431; 59 (Soldaten-Heimkehr) oben 12, 215. Bei der Wiedergabe der von Wüst bearbeiteten Melodien ist auf die mannigfachen Varianten wie auf die oft willkürliche Behandlung des Taktes geachtet; allgemein bekannte Weisen blieben ausgeschlossen. Wir hoffen, bald die Fortsetzung des erfreulichen, auf fünf Bände berechneten Werkes begrüssen zu können.

Moritz Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen. In zwei Bänden, mit sieben Karten, mehreren Vollbildern und über 500 Abbildungen im Texte. Wien und Leipzig, Hartleben. 1909. 4<sup>o</sup>. — Die soeben erschienene erste Lieferung dieses gross angelegten Werkes enthält einen Teil der geschichtlichen Einleitung, welche die Entwicklung und den Begriff der physischen Anthropologie behandelt. Nach dem Prospekt ist geplant, im ersten Teile die Naturgeschichte des Menschen, im zweiten die Urgeschichte zur Darstellung zu bringen, und so eine Verbindung der naturwissenschaftlichen mit dem kulturgeschichtlichen Teile der Anthropologie, die ja so nahe Berührungen aufweisen, zu erreichen. Soweit sich aus dem bisher erschienenen Teile des Werkes ersehen lässt, wird nicht nur der Fachmann, sondern auch der Fernersehende, welcher sich über die in das Gebiet der physischen Anthropologie fallenden Fragen zu orientieren wünscht, eine grosse Menge interessanter Abbildungen und für ihn wertvollen Materials zusammengestellt finden. Wir kommen nach Erscheinen des Werkes noch einmal auf dasselbe zurück. (P. Bartels.)

Georg Holz, Der Sagenkreis der Nibelunge. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 6.) Leipzig, Quelle & Meyer, 1907. 128 S. Geb. 1,25 Mk. — Für eine Einführungsschrift enthält das Werkchen zuviel Subjektives, dessen Begründung in wissenschaftlicher Form noch aussteht. An Durchsichtigkeit und Reiz der Darstellung bleibt es hinter dem zurück, was W. Hertz schon erreicht hatte (dessen Nibelungenaufsatz gleichzeitig mit dem Buch von Holz in dem Bändchen aus 'Dichtung und Sage', bei Cotta 1907, neu gedruckt wurde); stofflich umfasst es freilich mehr, da auch die Textgeschichte einbezogen wird, und das Wiederaufleben des Interesses an der Dichtung im 18. Jahrhundert sowie die modernen Bearbeitungen in raschem Überblick geschildert werden. Ein oft berechtigtes Versehen begegnet auch hier wieder: Friedrichs d. Gr. grober Brief vom 22. Februar 1784 an Chr. H. Müller wird auf die Nibelungen bezogen (S. 116), während er, wie Zarneke nachgewiesen, dem Parzival gilt. Es ist doch wahrlich nicht einerlei, ob jemand den grimmen Hagen oder ob er die Gralmystik ablehnt. (H. Lohre.)

B. Ilg und H. Stumme, Maltesische Volkslieder im Urtext mit deutscher Übersetzung. Leipzig, Hinrichs 1909. 77 S. 2,50 Mk. (Leipziger semitistische Studien 3, 6). — Die 100 Vierzeiler, welche die verdiente Sammlerin maltesischer Volksüberlieferungen in Gemeinschaft mit Professor Stumme vorlegt, sind Improvisationen, die zur Arbeit und auf der Strasse einzeln oder im Wechsel gesungen werden. Die Form ist die bekannte der Verse von vier Hebungen und der Reimbindung zwischen der zweiten und vierten Zeile: die Melodien sind zum Teil durch die Drehorgelspieler importiert; das eigentliche Begleitinstrument ist aber die Gitarre. Den Hauptgegenstand bildet natürlich die Liebe, und viele Motive (Wenn ich eine Mücke wäre, Vogel als Bote, Herzensdiebin, zugeworfene Zitrone, Lass deine Haarlechten herunter, Stand des Liebsten, Klage über den alten Gatten, Spott auf Hässlichkeit und Tracht usw.) fordern zu einer Vergleichung mit italienischen Liedern auf, wie auch nr. 368 aus italienischen und maltesischen Versen gemischt ist. In der häufigen Erwähnung der Dampfschiffe, Meeraale, verschiedener Örtlichkeiten, Nationalitäten u. a. jedoch gibt sich die maltesische Heimat deutlich zu erkennen.

Carl Kassner, Das Wetter und seine Bedeutung für das praktische Leben. Leipzig,

Quelle & Meyer 1908. VI, 148 S. 8°. Geb. 1,25 Mk. (Wissenschaft und Bildung 25). — Der Verf. gibt im ersten Teil auf Grund der Forschungen G. Hellmanns eine kurzgefasste Geschichte der Wettervorhersage, in der namentlich die Abschnitte über 'Meteorologische Volksbücher' und 'Bauernregeln' für uns von Interesse sind. Fischarts Ver-spottung der Prognostiken und Wetterbüchlein in 'Aller Praktik Grossmutter' hätte dabei nicht unerwähnt bleiben sollen. (H. Michel.)

V. G. Kirchner, Wider die Himmelsbriefe. Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde. Leipzig-Gohlis, B. Volger 1908. 2 Bl., 81 S. — Für weitere Kreise teilt K. vier von ihm in Thüringen gefundene Himmelsbriefe mit, welche die Befolgung der zehn Gebote, namentlich die Sonntagsheiligung einschärfen, charakterisiert deren Stellung zum Christentum und fügt noch vier Haus- und Schutzbriefe hinzu. Hätte der Verf. Wuttkes Volksaberglauben oder andere volkskundliche Literatur (oben 16, 422<sup>1</sup>) nachgeschlagen, so wäre er wohl zu haltbareren Folgerungen gelangt. Die Entstehungszeit der Briefe wird nicht über die Mitte des 17. Jahrhunderts zurückreichen.

K. Knortz, Der menschliche Körper in Sage, Brauch und Sprichwort. Würzburg, C. Kabitzsch 1909. 240 S. 3,20 Mk. — Das neue Werk des kenntnisreichen Deutschamerikaners trägt unter den Rubriken Kopf, Haar, Gesicht, Arm usw. eine Menge von bezüglichen Redensarten, Bräuchen, Anekdoten, Liedern und Rätseln aus aller Welt zusammen. Aus manchem, was über Bart, Warzen, Niesen, Zähne u. a. gesagt wird, kann der Forscher Anregung schöpfen; aber schon der Vortragston zeigt, dass der Verf. mehr auf die Belustigung als auf die Belehrung seiner Leser ausgeht, und manchem wird bei diesem bunten Durcheinander, das von Homer zu den Australiern und von den einfältigen Volksmeinungen zu Heine und Nietzsche springt, wirblich im Kopfe werden. Die Literaturbenutzung ist sehr ungleich (S. 81 fehlt z. B. der bei Goethe erwähnte Ausdruck Räzel = *ἀνάγκη*, S. 85 die Monographien von O. Jahn und Elworthy über den bösen Blick). Quellenangaben erscheinen spärlich, von Druckfehlern zu schweigen.

Richard von Kralik, Zur nordgermanischen Sagengeschichte. Wien, Verlag von Dr. Rud. Ludwig, 1908. 121 S. 8°. 4,80 Mk. (Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde, hsg. von E. K. Blümmel, 4.) — Vor dem Buche kann nur dringend gewarnt werden. Der Verf. strebt eine 'Neuordnung' der ganzen nordischen Sagenmasse an, hätte aber statt 'Ordnung' durchaus 'Kombination' sagen müssen. Unter 'Ordnung' literarischer Massen versteht jedermann ein kritisches Verfahren: Kritik aber vermag der Verf. weder aus Eigenem zu leisten, noch will er an die kritische Arbeit eines Heinzel, Jiriczek, Olrik sich anlehnen. Deren 'analytischen Erörterungen' setzt er 'seine synthetische Methode' entgegen, die darin besteht, aus Jungem und Altem, Gelehrtem und Volkstümlichem, räumlich und inhaltlich deutlich Geschiedenen einen grossen Phantasiebau aufzuführen. Um etwas dieser Methode Vergleichbares zu finden, müsste man auf die Zeiten vor den Brüdern Grimm, auf den fröhlichen Dilettantismus eines F. D. Gräter zurückgreifen. H. Lohre.

F. Pérot, Folk-lore bourbonnais. Anciens usages, sorciers et rebouteurs, meneurs de loup, vielles et musettes, jeux du temps passé, les fées, les noces, les sorts. Paris, E. Leroux 1908. 248 S. 4 Frcs. (Collection de contes et chansons populaires 31.) — In lexikalischer Anordnung bietet P. nach fünfzigjähriger Sammeltätigkeit viele Notizen über Brauch und Glauben aus dem Herzen Frankreichs, dem Bourbonnais: also über Hochzeit, Tod, Feste, Rechtsbräuche, Handwerke, Spiele, Redensarten, Spitznamen, Flüche, Segensformeln, Zauber, über Gestirne, Pflanzen, Tiere usw. Er verheisst fernere Veröffentlichungen der Lieder, Märchen und Sprichwörter seiner Heimat.

P. Pohle, Laudeskunde vom Königreich Sachsen. Eine praktische Einführung in die Methodik des erdkundlichen Unterrichtes. Mit vielen Bildern, Skizzen und Karten. Leipzig, Klinkhardt 1908. 184 S. 8°. Geb. 3 Mk. — Das Buch wendet sich in erster Reihe an Lehrer und will die Forderungen der neueren Geographie in die Praxis des Volksschulunterrichts umsetzen. Es gründet das Verständnis der Landschaft auf ihre Bodenbeschaffenheit, sucht die Beziehungen der Bewohner zu ihrer Scholle aufzudecken und legt grossen Nachdruck auf das genaue Erfassen des Kartenbildes. Die Anlage ist geschickt, die Ausführung korrekt, die Darstellung (häufig in Frage und Antwort) lebendig. Für die Zwecke des Volksschulunterrichts scheint mir das hübsch ausgestattete Buch

allerdings etwas zu stoffreich: doch kann es in der Haud eines besonnenen Lehrers nur Gutes stiften. (H. Michel.)

Mit Gunst! Wegweiser durch das Gesellenleben des Schornsteinfegers. Berlin-Charlottenburg, G. B. C. Rahn o. J. 155 S. kl. 8°. 1 Mk. — Neben den modernen Gesetzen, Anweisungen, Gelegenheitsdichtungen erscheinen hier alte Standesüberlieferungen: der Schornsteinfegergesellen Handwerksgebrauch und Gewohnheiten (S. 9–17), das Lied 'Des Morgens, wenn ich früh aufsteh' (S. 54) u. a.

Pauline Schullerus, Pflanzen im Glauben und Brauch der Siebenbürger Sachsen. Hermannstadt, J. Drotleff 1908. 23 S. (aus dem Kalender des Siebenbürger Volksfreundes). — Eine hübsche, inhaltreiche Übersicht über die siebenbürgischen Namen der Kräuter und Bäume vom Hollunder bis zur Mistel, über die auf sie bezüglichen Volksbräuche, ihre Heilwirkungen und Orakelkräfte, sowie allerlei Volksreime und Legenden.

Aus den

## Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

**Freitag, den 26. März 1909.** Der Vorsitzende, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Roediger, machte auf die vom Verein Frauenerwerb (Erda) für Anfang Mai d. J. geplante Ausstellung 'Die bürgerliche Küche und Haushaltung' aufmerksam. Der Unterzeichnete legte dann einige Kerbhölzer und einen hölzernen Bauernkalender vor, welche neuerdings in die Slg. f. deutsche Volkskunde gelangt sind. Einige sehr kunstvoll hergerichtete rotgefärbte Kerbhölzer zur Aufzeichnung von Milchberechnungen stammen aus dem Tavetschtale in Graubünden und sind von Dr. J. Focke in Bremen bereits 1902 beschrieben und abgebildet. Sie dienen zur Abrechnung über einen gemeinsamen Wirtschaftsbetrieb mehrerer Viehbesitzer und tragen ihre eingekerbten Hausmarken. Eigentümlich ist bei den Zählkerben der Umstand, dass ein einfacher Schnitt, durch den kein Holz entfernt wird, eine bestimmte Zahl darstellt; eine richtige durch zwei gegeneinander geführte Schnitte hergestellte Kerbe bedeutet das Doppelte des ersten Wertes. Diese Art der Rechnungsführung wurde im Jahre 1902 endgültig durch die schriftliche auf Papier ersetzt. Weiterhin wurde ein aus dem Ermland stammendes Kerbholz in einer genauen Nachbildung vorgelegt, welche die Sammlung der Güte des Herrn Geheimrat Prof. Dr. Bezenberger in Königsberg zu verdanken hat. Das Original befindet sich im Prussia-Museum und ist in zweierlei Hinsicht bemerkenswert. Erstens durch die eigenartige Form, welche sonst noch nicht beobachtet ist. Das Kerbholz besteht nämlich aus zwei ineinander zu steckenden Teilen, welche die ungefähre Form von Stimmgabeln haben. Zweitens stellt das Stück eine Art Übergangsform vom Kerbholz zur schriftlichen Rechnung dar, indem die Notizen mit Bleistiftstrichen statt Kerben aufgezeichnet sind. Aber Form und Bedeutung dieser Striche entsprechen noch ganz der alten allgemeinen Übung insofern, als die einfachen Querstriche die Einer, V 5 und X 10 bedeuten. Herr Geheimrat Bezenberger teilte in seiner Erläuterung noch mit, dass in Litauen auch eine etwas abweichende Kerbung angewendet werde, indem ein halber Tag mit einer schrägen Linie und eine Woche mit dem Zeichen X angemerkt wird. Es handelt sich dabei um Arbeitstage der Gutsleute. Der dritte Punkt der Besprechung betraf einen hölzernen Bauernkalender mit runenartigen Zeichen, der oben S. 249 genauer behandelt ist. Im Anschluss an diese Vorlagen wurden von Herrn

Verlagsbuchhändler H. Brücker einige gedruckte Kalender gezeigt, unter denen besonders ein kleiner Bauernkalender von 1905 aus Steiermark durch seine ursprünglichen Darstellungen altertümlich anmutete. Herr Gehcimrat Roediger wies auf die Verwandtschaft der weit verbreiteten Hausmarken mit den Runen hin, welche sich aus dem gemeinsamen Materiale erklären lässt und der daraus herzuleitenden Beschränkung auf senkrechte und schräge Schmitte. Auch die späteren Steinmetzenzeichen wurden so hergestellt. Herr Dr. Ed. Hahn hielt sodann einen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag über Garten und Feld in der Volkskunde. Gehen wir den ursprünglichen Lebensbedingungen des Menschen nach, wie sie uns bei den Naturvölkern begegnen, so erkennen wir, dass die Hütte des Menschen nicht so alt ist wie der Tempel. Priester ist fast ausschliesslich der Mann. Ihm fällt ausserdem die politische, soziale und rechtliche Vertretung der Familien- und Stammesinteressen zu. So erscheint er den europäischen Reisenden vielfach als Faulenzer gegenüber der Frau, der die ganze wirtschaftliche Tätigkeit obliegt, wenn nicht etwa der Mann als Jäger einiges zum Lebensunterhalte beiträgt. Aber man unterschätzt doch meistens die Wirksamkeit des Mannes, denn die auf ihm ruhenden Pflichten der Repräsentation sind oft so schwer, dass sie nur ungern übernommen werden. In der Steinzeit scheint die vegetabilische Ernährung doch eine grössere Rolle gespielt zu haben, als man bisher annahm. Darauf deuten die Werkzeuge anscheinend hin. Das älteste Ackerbaugerät ist wohl der Grabstock, und zwar findet er sich in der Hand der Frau. Von der Pflugkultur dagegen ist die Frau ausgeschlossen. Darauf beruht es wohl, dass es viele Riten gibt, die auf den Ackerbau Bezug haben, wenige dagegen, die sich auf den Garten beziehen. Die Verbreitung verschiedener wichtiger Garten- und Feldfrüchte wurde sodann erörtert und darauf hingewiesen, dass Reizmittel auch den Naturvölkern bekannt und Bedürfnis seien. Überall, wo Getreide gebaut wurde, war das Bier bekannt; auch die Milch wurde schon in alter Zeit vielfach zur Herstellung berauschender Getränke benutzt. Zum Schluss wies der Redner bedauernd darauf hin, dass für die vielgestaltigen und überaus interessanten Aufgaben und Arbeiten der Völkerkunde, Anthropologie und Volkskunde noch immer bei unseren massgebenden Behörden so wenig erreicht werden konnte, dass keine deutsche Universität bisher einen Lehrstuhl für diese Fächer besitze.

**Freitag, den 23. April 1909.** In Vertretung des erkrankten Vorsitzenden erteilte Herr Prof. Dr. Bolte das Wort Herrn Dr. Paul Bartels zur Vorlage einiger bunt geschmückter Stäbchen, welche neuerdings von Frau Geheimrat Bartels in Liegnitz erworben worden sind und dazu bestimmt waren, von Kindern am Sonntag Lätäre dort umhergetragen zu werden unter Absingung von Chorälen und Versen zur Begrüssung des 'Sommertages'. In älterer Zeit fertigten die Kinder diese Stäbe aus Erlen- oder Haselnussruten und schmückten sie mit Schleifen. Auf einer gleichzeitig vorgelegten älteren Zeichnung, die ein solches Sommertagsfest in Heidelberg darstellt, zeigen die entsprechenden Stäbchen der umziehenden Kinder eine Brezel- und Eiform. Diese Formen sind vielleicht auch in Liegnitz ehemals üblich gewesen, da die heutigen Ruten noch Anklänge aufweisen. Herr Professor Bolte erinnerte an ähnliche Kinderumzüge in verschiedenen deutschen Gegenden, so an das 'Karrideln' in Treuenbrietzen (oben 12. 470) und an die Sammlung bezüglicher Reime in den Hessischen Blättern für Volkskunde 6 (1907). Herr Direktor Dr. Minden erwähnte, dass er auch in Genua derartiges beobachtet habe. — Dann hielt Herr Dr. jur. Albert Hellwig einen Vortrag 'Zur Psychologie und kriminellen Bedeutung der Sympathiekuren'. Der Redner wies mit Recht darauf hin, dass sozial schädliche Auswüchse des



Aberglaubens nicht allein durch Aufklärung, sondern durch Gesetze bekämpft werden müssten, wozu neuerdings einige Aussicht vorhanden sei. Das gelte vor allem von den sog. Sympathiekuren, die viel Unheil anrichten. Andererseits sei nicht zu bestreiten, dass hier und da in diesen abergläubischen Kuren ein richtiger Kern stecke, den sich auch die wissenschaftliche Medizin zuweilen zu eigen gemacht habe. So sei die Suggestion in der Volksmedizin schon seit langem ein Heilfaktor gewesen. Die Überzeugung des Kranken von der Wirksamkeit des Heilmittels sei tatsächlich ein Mittel zur Heilung, das in der Hand des Arztes ebenso wirksam sei wie in der Hand des Kurfuscher. Ebenso sei der Zweifel daran schädlich. Überraschende Erfolge von Sympathiekuren zeigen, wie wirksam die Suggestion sein kann, wie oft jedoch Selbsttäuschung an einen Scheinerfolg glauben macht. Charakteristischerweise werden Misserfolge lieber dem Arzte als dem Kurfuscher zur Last gelegt. Von dieser mehr psychischen Therapie durch Suggestion und Sympathie (Besprechen, Gesundbeten u. a.) wendete der Redner sich zu drastischeren Heilmethoden, wie Austreiben der Krankheitsdämonen durch Misshandlung der Kranken, Räuchern, Backen und Kochen der Patienten im ganzen oder an einzelnen Körperteilen, des Verpflockens von Krankheiten in Bäume usw. Diese Kuren geben oft genug Anlass zum gerichtlichen Einschreiten, und ihre Kenntnis ist daher für den Richter von Wichtigkeit, um nach den Motiven die Tat richtig einzuschätzen. Auch der Blutaberglaube spielt hier eine oft bedenkliche Rolle. Im übrigen sei auch hier auf die diesbezüglichen Studien des Redners verwiesen und besonders auf seine Arbeit 'Verbrechen und Aberglaube' (vgl. oben S. 241). In der Diskussion betonten Herr Dr. Bartels und Sökeland, dass aus dem Gehörten nicht der Schluss gezogen werden dürfe, als ob die Volksmedizin gewissermassen die Grundlage der wissenschaftlichen Medizin sei und irgendwie nennenswerte Erfolge der besprochenen Sympathiekuren usw. zu verzeichnen seien. — Sodann hielt Herr Professor Bolte einen ausführlichen Vortrag über die weitverbreitete Sage 'Der Traum vom Schatz auf der Brücke', indem er auch auf die noch nicht genügend gewürdigte Bedeutung der Brücken im alten Volksleben hinwies. (Vgl. darüber oben S. 289.) An der Besprechung beteiligten sich die Herren Direktor Minden, Dr. C. Fries und Maurer.

**Freitag, den 21. Mai 1909.** Der Vorsitzende, Herr Geheimrat Prof. Dr. Roediger, dankte namens des Vereins dem Fräulein Susanne Åbeking, welche sich der Mühe unterzogen hatte, die Bücherei des Vereins durchzusehen und die Kataloge zu ergänzen. Herr Stadtverordneter H. Sökeland nahm Veranlassung, wiederum über die Wünschelrute zu sprechen, die er schon wiederholt zum Gegenstand seiner Kritik gemacht hat (oben 13, 202, 16, 418), da ihm die Herren Professor Ludwig und Dr. Fiebelkorn neues Material zur Verfügung gestellt haben. Besonderes Aufsehen erregten in letzter Zeit die angeblichen Erfolge der Wünschelrute in der Hand des Herrn v. Uslar in Deutsch-Südwestafrika. Herr Sökeland vermisste aber bei allen in die Presse gelangten Mitteilungen genaue Protokolle über die Bohrungen und dauernde Erfolge. Man müsse doch unterscheiden zwischen kleinen Wasserbehältern, die sich vielleicht durch irgend welche Verwerfungen in der Erdrinde gebildet haben, und ausgiebigen Wasserquellen. Nur wenn letztere in Südwestafrika gefunden werden sollten, könne von Erfolgen gesprochen werden, die aber mit viel grösserer Sicherheit durch ausgebildete Geologen erreicht werden können, als durch eine Wünschelrute. Auch auf dem Eichsfelde seien vor zwei Jahren durch Herrn von Bülow mit Hilfe der Wünschelrute Wasserquellen gefunden worden, die aber alle bald versagten. Der Redner wies darauf hin, wie er immer wieder eine objektive Prüfung des angeblichen Phänomens der Wünschelrute verlangen müsse mit Berücksichtigung aller Neben-

umstände und genauer Feststellung der Tatsachen. Absehend von den mystischen Strahlen, welche die Bewegungen der Wünschelrute verursachen sollen, bestritt er nach wie vor einen Erfolg der Rute und hielt die Auffindung von ergiebigem Wasser mit ihrer Hilfe höchstens für einen Zufall. Unsinnig erschien ihm auch die Berechnung über die Tiefenlage des Wasserlaufes, die er mit einer fabrikmässig aus Eisendraht hergestellten Wünschelrute veranschaulichte. Im Anschluss daran besprach Herr Dr. Michel einige Münchener Zeitungsnotizen, nach denen auch in Bayern der anfänglich abgelehnte Glaube an die Wünschelrute nunmehr Anhänger gefunden hat. — Herr Dr. Emil Carthaus hielt dann einen Vortrag über 'Eigentümliche Gewohnheiten und Zustände in der niederländisch-indischen Gesellschaft'. Während in älterer Zeit die ostindischen Kolonien der Holländer vorwiegend durch mehr oder weniger zweifelhafte Elemente aus dem Mutterlande aufgesucht wurden, ist dieser Übelstand in neuerer Zeit weniger bemerkbar. Die europäische Bevölkerung in Ostindien ist gastfrei, aber sparsam in der Bewirtung. Die Hotels sind meist nicht empfehlenswert. Die Erziehung der Kinder in den holländischen Familien ist nicht sehr methodisch; später pflegt man sie zu weiterer Ausbildung nach Europa zu senden. Aus Sparsamkeit werden die kirchlichen Feiern, wie Taufe und Konfirmation, oft aufgeschoben bis zur Hochzeit, wo dann alles auf einmal erledigt wird. Vielfach werden Frauen aus Europa in absentia geheiratet, ohne dass der Mann sie vorher gesehen hat. Bei einer solchen Trauung spielt der Handschuh als Vertreter des fehlenden Teiles eine Rolle. Die Hochzeitsfeier ist einfach. Die Holländer in Ostindien essen gern gut und reichlich: ihre Hauptnahrung ist die sog. Reistafel. Zu dem Suppenteller mit gedämpftem Reis und dem kleinen Teller mit Fleischbrühe oder einer Sauce fügt man eine grosse Menge anderer Zutaten hinzu, rührt dann alles zusammen und isst es mit dem Löffel. Nach der reichlichen Mahlzeit schläft man bis 4 Uhr, trinkt dann Tee und kleidet sich gegen 6 bis 7 Uhr abends zum Spaziergange an. Die Frauen lieben den Prunk in der Kleidung. Eine Eigentümlichkeit der Männertracht ist es, dass Zylinderhüte nur 'Räte von Indien' tragen dürfen. Man pflegt sich in der Gesellschaft mit Unterhaltung zu begnügen, andere Vergnügungen sind selten; die Musikkapellen stehen auf niedriger Stufe. Im Verhältnis zu den Eingeborenen gilt Zurückhaltung. Mischeheiraten sind meist unerfreulich, weil die Europäer nur Frauen der geringeren Klasse heiraten. Die besseren Klassen der Eingeborenen zeigen hohe Intelligenz. Gefährlich sind die Halbblutfrauen, die sich mit Wucherei und Glücksspiel befassen und die Männer durch Zaubermittel (vermutlich Aphrodisiaca) anziehen verstehen. In der anschliessenden Besprechung wies Herr Direktor Minden auf die im Mittelalter nicht seltene Eheschliessung fürstlicher Personen per procuratorem unter Verwendung des Handschuhes als Stellvertreter hin. Herr Geheimrat Roediger ging auf diese Benutzung des Handschuhes, als eines Stückes vom Leibe des Bräutigams, ein. In Schwaben wird zu Ende des 12. Jahrhunderts ein Verlöbnis mit sieben Handschuhen erwähnt. Der Handschuh ward bei den Holländern mehrfach bei Rechtshandlungen gebraucht, ebenso wie in Deutschland. Herr Dr. Carthaus erwähnte noch andere, offenbar zu europäischen Sitten stimmende Gebräuche der Hindus, wie die mittelalterlichen Turniere, und stellte einen Vortrag darüber in Aussicht Herr Stadtverordneter H. Sökeland lud zum Besuche des oberösterreichischen Trachtenfestes ein, das zu Pfingsten in Taufkirchen bei Schärding abgehalten werden soll. Eine ländliche Hochzeit und volkstümliche Spiele werden den Besuchern eine Anschauung vom Volksleben jener Gegend vermitteln.

# Armenische Heiligenlegenden.

Von Bagrat Chalatianz.

Einen besonderen Abschnitt der armenischen Volksliteratur bilden die Lieder, in welchen die Taten der einzelnen Heiligen gepriesen werden. Der bei den Armeniern noch ziemlich festgewurzelte Heiligenkultus äussert sich in alljährlichen Pilgerfahrten, welche mit Opfern, religiösen Zeremonien und verschiedenen Spielen begleitet werden. So strömt im Sommer eine grosse Volksmenge zum Grabe des Surb Karapet in Musch (Türkisch-Armenien), um diesem 'Sultan von Musch' ihre Wünsche vorzutragen; die Knaben lassen ihr Haar nicht scheren, sondern tragen bis zum 14. oder 15. Jahre lange Locken, wo sie das Grab des Heiligen besuchen und diesen um Verleihung irgend eines Talents anflehen. Denn Surb Karapet gilt als Patron aller Künstler, der Seiltänzer, Volkssänger, Musiker, Ringkämpfer usw.; und diese, besonders die Musiker, beginnen hier einen Wettkampf, nach welchem der Besiegte sein Instrument an den Sieger abtreten muss. Als Erfüller der Wünsche wird auch Surb Gevorg (Georgius) vom Volke verehrt; er hilft den Kranken, besonders den kinderlosen jungen Frauen, welche sich zur Herbstzeit in Begleitung ihrer Angehörigen auf zweirädrigen Karren zu dem Heiligtum auf dem Berge Aragatz (Gouvernement Erivan) begeben. Eine besondere Popularität geniesst Surb Sargis (Sergius), der stets auf einem windschnellen weissen Rosse sitzend, eine Lanze in der Rechten haltend, dargestellt wird. Man ruft ihn während eines beschwerlichen Weges, eines Schnee- oder Windsturmes, einer Irrfahrt um seinen Beistand an. Wahrscheinlich ersetzte er in der Volksvorstellung den Sturm- und Windgott Theisba der Vorarmenier (Urartäer), der als einer der drei Hauptgötter des Landes neben Xaldi und Ardini (Sonne) galt. Ihm zu Ehren feiert das Volk fünftägige Fasten, welche gewöhnlich in den Februar fallen. Nach den Berichten der armenischen Historiker flüchtete Sergius vor der Verfolgung des Kaisers Julian nach Armenien zuerst zu dem armenischen Könige Tirau II. und dann zu dem persischen Könige Sapor: bei diesem

fand er jedoch mit seinem Sohne Martiros am 30. Januar den Märtyrertod. Das folgende Gebet, welches gesungen wird, charakterisiert die überirdische Macht des Heiligen:

Nachts ging ich aus:  
 Ich sah einen mächtigen Heiligen;  
 Ich sprach zu ihm, weinte und warf mich zu seinen Füßen.  
 Ich fragte ihn: Heiliger Vater, wie ist dein Name?  
 „Mein Name ist heiliger Sargis,  
 Mein Sohn heisst Martiros,  
 Mein Ross läuft über die Wolken,  
 Standhaft über das Meer!“<sup>1)</sup>.

Eine von mir in Etschmiatsin 1899 niedergeschriebene Sage erzählt, dass ein griechischer (urum) König einst den armenischen König aufforderte, ihm 40 000 Krieger zu Hilfe zu schicken. Dieser sandte aber ihm nur vierzig Recken mit dem tapferen Sargis an der Spitze. Als der griechische König die kleine Schar vor sich sah und seiner Unzufriedenheit Ausdruck gab, schlug der tapfere Sargis ihm vor, um die Kraft seiner Leute zu erweisen, einen Kampf zwischen ihnen und dem königlichen Heer zu veranstalten. In diesem Kampfe erschlugen die armenischen Recken alle ihre zahlreichen Gegner. Da hielt der König mit seinem Volke Rat, und sie beschlossen, jedem armenischen Recken für die Nacht ein Mädchen beizugesellen; nachdem die Mädchen einen Heldensprossen empfangen, sollten sie ihre Genossen im Schlafe töten. Dem tapferen Sargis ward die Königstochter beigelegt; als sie aber den schlafenden Helden töten sollte, bejammerte sie ihn, und ihre Tränen fielen auf das Gesicht des Helden. Dieser erwachte, und als er die Ursache ihres Kummers hörte, schlug er ihr vor, mit ihm nach Armenien zu entfliehen. Er bestieg sein Ross, setzte das Mädchen hinter sich auf den Sattel und wollte davonreiten; da sah er, dass der Palast rings mit einer hohen Mauer umgeben war. Er sprach: „Sei Tür!“ Und die Mauer spaltete sich, der Held entkam, nahm seinen Weg übers Meer und gelangte nach Skutari. Das feindliche Heer verfolgte ihn hart; aber der tapfere Sargis blies Hafergrütze, die er in der Tasche hatte, auf den Feind; und es entstand ein furchtbarer Sturm, der das ganze Heer umbrachte. Sargis gelangte mit seiner Braut glücklich zu seinem Könige nach Armenien.

Surb Sargis tritt auch in vielen Märchen als Murad-Geber, d. i. Erfüller der Heiratswünsche, auf. Eine bei den Türken, wie auch bei den Armeniern verbreitete Sage erzählt: Aşeg (Volksmusiker) Ğarib zog in die Fremde; nach mehrjähriger Wanderung erfuhr er, dass seine Braut

1) Die Bitte erkennt man aus den Schlussworten des Sergius:

„Geh, sage: Die Gefangenen  
 Soll er um seiner Sonne [seines Lebens] willen freilassen!“

einen anderen zu heiraten gezwungen worden sei. Er eilte nach Tiflis zurück, um die Hochzeit zu verhindern; allein es blieb nur noch ein Tag bis dahin, und er war noch in Erzerum. Er brach in bittere Tränen aus; in diesem Augenblicke erschien ihm auf dem Wege ein Reiter auf einem weissen Rosse, der ihn mitleidig hinter sich aufsitzen und die Augen zumachen hiess. Als er sie gleich darauf wieder öffnete, fand er sich in Tiflis. Der Reiter Surb Sargis verschwand sofort mit seinem wunderbaren Ross. Ašeg̃ Ġarib aber trat mit seinem Čongur (siebensaitiges gitarrenartiges Instrument) unter die Hochzeitsgäste, gab sich durch sein schönes Spiel und seinen Gesang zu erkennen und erhielt die Hand seiner Braut<sup>1)</sup>.

Als Nationalheiliger der Armenier gilt jedoch Gregorius, der 'Erleuchter des Landes'. Nach der Überlieferung brachte er zu Ende des 3. Jahrhunderts die christliche Lehre nach Armenien, hatte jedoch unter dem armenischen Könige Tiridates ausserordentliche Martern zu bestehen. Er gründete dann mit dessen Hilfe im Jahre 301 das Kloster Etschmiatsin (jetzt der Wohnsitz des Katholikos aller Armenier), welches seitdem ein Wallfahrtsort geworden ist.

In zahllosen Gebeten und Liedern feiert das Volk die Wundertaten und den Märtyrertod dieser Heiligen. Es ist begreiflich, dass die Erzählung von dem wunderbaren Tod des Königssohnes Alexanos (Elexanos, Lexanos), der auf Krone und weltliche Freuden verzichtet, auf die Phantasie des dem Christentume mit Eifer zugewandten Volkes stark einwirken musste. Obgleich dem armenischen Boden fremd, fand Alexanos dank den rührenden Einzelheiten seines Lebens hier begeisterte Verehrer und wurde mit Hymnen auf seine heldenmütige Ausdauer im Leiden begrüsst. Die beiden hier vollständig übersetzten Lieder können als Muster der Heiligenlieder überhaupt angesehen werden, in denen sich die eigentümliche Denkweise des armenischen Volkes kundgibt. Die Alexioslegende<sup>2)</sup> ist zweifellos auf schriftlichem Wege aus der griechischen Literatur zu den Armeniern gedrungen, wenn auch die Möglichkeit einer mündlichen Überlieferung sich mit Rücksicht auf die geographische Lage Armeniens nicht ableugnen lässt.

---

1) Aus meiner noch nicht veröffentlichten Sammlung armenischer Märchen. Die Erzählung ist auch zu den Russen übergegangen und findet sich ähnlich in der Bylina 'Die Ausfahrt des Dobrynia Nikitiè' wieder, obgleich hier der hilfreiche Heilige durch das eigene Ross des Helden ersetzt wird.

2) [Acta Sanctorum Julii 4, 238. Blau. Zur Alexiuslegende: Germania 33, 181. Konrad von Würzburg. Alexius hsg. von Henczynski 1898. Amiaud, La légende syriaque de Saint Alexis 1889.]

1. Elexanos<sup>1)</sup>.

Ich habe eine Burg voll Gold, eine andere voll Silber. Heil dem Schöpfer!

Der Engel Gabriel stieg herab und sprach: „König Ephrem, Königin Anania, öffnet eure Burgen und teilt (Geld) den Armen aus! Dann wird Gott euch einen Sohn schenken, den ihr Elexan nennen sollt.“ Der König Ephrem tat nicht demgemäss, die Königin Anania aber tat es getreu; sie liess die Burgen öffnen, die ganze Stadt versammeln und (Geld) den Armen austeilen. Neun Monate und neun Tage trug sie (das Kind) im Leibe, danach kniete sie auf den Boden nieder und gebar den Sohn Elexan. Der Engel Gabriel sprach: „O Königin Anania, du sollst den heiligen Johannes den Goldmund (Chrysostomos) zum Täufer nehmen. Ich bin des Schöpfers Knecht“<sup>2)</sup>. Es vergingen sieben Tage, und sie nahm den heiligen Johannes den Goldmund zum Täufer und nannte den Sohn Elexan. Als dieser sieben Jahr alt wurde, brachte man ihn zur Schule zum heiligen Johannes dem Goldmund, der wurde (sein) Lehrer. Man verkündete dem König Ephrem: „Jenen, den Gott dir geschenkt (ich bin des Schöpfers Knecht!), lehren wir das Weltliche, er nimmt aber Psalmen; wir zeigen ihm Psalmen, er nimmt aber das Testament; wir zeigen ihm das Testament, er hat aber schon vier Kapitel davon durchgenommen.“

Man verkündete der Königin Anania: „Dein Elexan ist reif geworden.“ Die Königin Anania versammelte die ganze Stadt und verlobte (den Sohn) mit der Jungfrau Margrit. Ein böser Feind setzte sich dawider und sprach: „Elexan, du einziger Sohn, du hast mit der bösen Sache nichts zu tun; gehorche deiner Mutter nicht!“ Man verkündete dem heiligen Johannes dem Goldmund: „Du heiliger Johannes Goldmund, er gehorcht seiner Mutter nicht, sondern gehorcht dem (vor Hass) blinden Feinde, in dessen Hand der Hausherd<sup>3)</sup> fallen wird.“ Jener sprach: „O Elexan, du einziger Sohn, gehorche nicht dem blinden Feinde!“ Dieser sprach: „Ich habe mit der bösen Sache nichts zu tun, ich bleibe nicht bei meinen Eltern.“ Die Königin Anania kniete nieder und sprach zum heiligen Johannes dem Goldmund: „Bin Knecht deines Schöpfers. Du bist ja der grüne Chrisam und auch vor Gott gepriesen. Mögest du dem Elexan einen Rat geben, damit der Hausherd nicht in fremde Hände falle!“ Jener sprach: „Elexan, du einziger Sohn, gehorche deiner Mutter!“ — Man feierte die Hochzeit sieben Tage, sieben Nächte lang; dann schloss man die sieben Tore zu und führte die Jungfrau Margrit in ein Zimmer. Als Mitternacht herankam, sprach Elexan: „Jungfrau Margrit, stecke meinen Ring an deinen kleinen Finger! Ich will ein Gebet verrichten; wir werden ja bald die böse Sache verrichten.“ Der Hahn krächte, und die Jungfrau Margrit war eingeschlafen; sie tat die Augen auf, der einzige Sohn war verschwunden. Es ertönten die Frühglocken; die Königin Anania stand auf, füllte eine Schüssel mit Nasehwerk und sprach bei sich: „Ich will hingehen und das junge Paar sehen.“ Sie kam zu der Schwelle und sah dort nichts; sie ging in das Tor hinein und sah auch dort nichts; sie trat in das Zimmer hinein, die Jungfrau Margrit lag im Jammer. Sie sprach: „Möge dein Haus zugrunde

1) Alle drei Lieder sind von S. Haikuni in Türkisch-Armenien aufgezeichnet und in der Eminschen Ethnographischen Sammlung 6, 3–17 (Moskau 1906) veröffentlicht.

2) Üblicher Andachtsausdruck.

3) Der Hausherd, den das Volk als Heiligtum verehrt, bedeutet des Hauses Dauer und Glück. Bei der Hochzeit kniet das junge Paar vor dem Herde nieder und betet in Anwesenheit des Priesters und der Gäste.

gehen<sup>1)</sup>! Gefällt dir meine ummauerte Burg nicht? Oder mein Palast nicht, oder mein einziger Sohn nicht, dass du wehklagst im Zimmer?“ Jene sprach: „O Königin Schwiegermutter, komm herunter! Er sprach: Jungfrau Margrit, stecke meinen Ring an deinen kleinen Finger, bis ich mein Gebet verrichte; wir werden ja bald jene böse Sache verrichten. Ich schlief auf dem weichen Kissen ein; (da sah ich), dein einziger Sohn war verschwunden.“ Der Mutter Brüste weinten auf ihrem Busen, sie kniete auf dem Boden nieder und sprach: „Was soll ich tun! Mein einziger Sohn ist verschwunden.“ Zweiunddreissig Jahre blieb die Jungfrau Margrit im Zimmer eingeschlossen; die Königin Anania aber öffnete die ummauerte Burg und liess den Armen (Geld) austeilen, damit sie ihren einzigen Sohn finde.

Elexan machte sich auf den Weg und begegnete einem Schiffbauer. Er sprach: „O Schiffbauer, nach sieben Tagen bringe mir einen roten Krug Wasser und ein Gerstenbrot, eine Hälfte dir, die andere aber meinem Meister!“ (er sagte nicht: für mich). Aus den sieben Tagen wurden zweiunddreissig Jahre. Frühmorgens kniete der Schiffbauer nieder und sprach: „Was soll ich dem Schöpfer antworten? Ich vergass den Armen inmitten des Meeres.“ Er nahm einen Krug mit kaltem Wasser und ein Gerstenbrot, ging zur Meeresinsel und traf dort den Elexan; er sprach: „Armer, ich vergass deiner inmitten des Meeres; was soll ich dem Schöpfer antworten?“ Jener sprach: „Schadet nichts. Ich war hungrig, da ass ich Erde; ich war durstig, da leckte ich Tau und betete teils für dich, teils für meinen Meister. O Schiffbauer (dieser war sein Meister), gib mir sieben Tage Frist! Ich will hingehen und die ummauerte Burg und den Palast meines Vaters sehen; dann strecke ich beruhigt meinen Körper aus und gebe meine Seele auf.“ Er wanderte sieben Tage lang; zweiunddreissig Jahre hatte er sich nicht gewaschen, das Haar war ihm vorn bis auf die Flüsse herab gewachsen, hinten reichte es bis an die Fersen. Er kam und sah die Königin Anania weinend sitzen und die Armen um sie herum beten. Er sprach: „Königin Anania, ich will mit deinen Dienern beten, vielleicht findest du deinen einzigen Sohn.“ Sie erwiderte: „Seit zweiunddreissig Jahren bete ich; gebt ihm einen Platz, lasst ihn auch beten!“

Er ging hin. So oft er niederkniete und sich bekreuzte, floss ein Lichtstrom aus seinem Munde. Die Diener kamen und beschwerten sich bei der Königin Anania, indem sie sprachen: „Königin Anania! Was für einen Feuermund hast du unter uns gesetzt? So oft er den Mund auf und zu tut, verflucht er deinen einzigen Sohn.“ Nach der Mahlzeit wuschen die Diener die schmutzige Schüssel, füllten sie mit Abfällen, brachten sie ihm und sprachen: „Die Königin Anania hat es dir geschickt.“ Als er den Kopf erhob, schütteten sie die Abfälle darauf, die flossen in sein schönes Haar. Er ging und beklagte sich bei der Königin Anania: „Königin Anania, weise deine Diener zurecht! Sie waschen die schöne Schüssel und schütten (die Abfälle) auf mein schönes Haar.“ Die Königin Anania erhob ihr Haupt, schüttelte es und sprach: „O ihr Bösen, warum wascht ihr die schöne Schüssel und schüttert (die Abfälle) auf sein Haar?“ Er ging wieder auf die Strasse und betete dort, man brachte wieder Abfälle und schüttete sie auf seinen Kopf. Er ging nicht mehr, sich zu beschweren. Nach sieben Tagen, als man wieder Abfälle auf seinen Kopf schüttete, sah man, dass der Arme mitten auf der Strasse gestorben war.

Man verkündete der Königin Anania: „Der Arme ist auf der Strasse gestorben; ein lichter Schein steht über ihm.“ Der König Ephrem, die Königin Anania und die ganze Stadt versammelte sich um ihn; man sah, dass seine rechte Hand

1) Ein sehr verbreitetes Fluchwort.

geschlossen war, aber alle Mühe war vergebens, sie zu öffnen. Der König Ephrem sprach: „Bringt eine Zange und öffnet damit die Hand!“ Die Königin Anania aber sprach: „O weh, berührt seine Hand nicht mit der Zange! Er gleicht meinem Elexan.“ Man holte den heiligen Johannes den Goldmund herbei, er sprach: „Königin Anania, ich verstehe die Sache nicht; lass es Salomo dem Weisen ansagen!“ Man holte Salomo den Weisen, der sprach: „Soll jemand seine Hand öffnen, so kann das nur eine Jungfrau tun.“ Man suchte hin und her und brachte die Jungfrau Margrit, die zweiunddreissig Jahre im Zimmer gesessen hatte, herzu. Man belud ein Saumtier mit Gold, ein anderes mit Weihrauch, gab ihr eine brennende Kerze in die Hand und führte sie durch die Reihen der Diener, damit man den einzigen Sohn finde. Die Jungfrau Margrit teilte das Gold aus, ging zu ihm (Elexan) hin und kniete nieder; da öffnete sich die Hand, und ein Papier fiel daraus auf ihren Busen. Salomo der Weise nahm es und las: „Meine Mutter, die Selige, heisst Anania. Mein Vater, der Unselige, heisst Ephrem, mein Schwiegervater Sacharias, meine Schwiegermutter Xoromsima, mein Täufer der heilige Johannes Goldmund, meine Braut aber Jungfrau Margrit. Ihr glaubt nicht, dass ich euer einziger Sohn Elexan bin.“ Die Jungfrau Margrit sprach: „Möge ich Knecht an deinem Grabe sein! Wenn sieben Tage vergangen sind, wird man mich an deine Seite legen.“ Die Königin Anania sprach: „Bereitet seidene Kleider für meinen Elexan!“ Salomo der Weise aber erwiderte: „Wir wollen ihn in seinen Haaren (eingewickelt) begraben; nur dies ist Gott wohlgefällig.“ Die Königin Anania gehorchte nicht, sondern gebot, seidene Gewänder anzufertigen; allein es verdorrt die Hände des Schneiders, blind wurden seine Augen. Da wickelte man Elexan in (sein) Haar und machte daraus sein Leichentuch. Es kam ein Engel Gottes und sprach: „Ich will dich mit deinen Füßen und deinem Haupt (d. h. ganz) ins Paradies bringen.“ — Sieben Tage betete die Jungfrau Margrit am Grabe Elexans, des einzigen Sohnes; nach sieben Tagen starb sie, und man begrub sie neben ihm.

## 2. Alexan.

Der König Ephrem besass viel Reichtum, allein er hatte keine Nachkommen. Einst sprach er: „Königin Anna, lass uns Tag und Nacht beten, damit Gott uns einen Nachkommen schenkt!“ Sieben Tage und sieben Nächte beteten sie, und Gott gab ihnen einen Sohn. Er wurde zum Hoflehrer in die Schule gegeben; er floh aber aus der Schule fort zu öden Stätten und baute sich dort Kirchen von Lehm und Schiffe von Holz. Der Hoflehrer kam zu dem König und sprach: „Dein Alexan ist sehr toll und unvernünftig; er flieht aus meiner Schule fort nach öden Stätten und baut sich dort Kirchen von Lehm und Schiffe von Holz.“ Der König sprach: „Lehrer, wer hat ein Heilmittel für meinen Alexan?“ Jener sprach: „Ein Weber hat ein Heilmittel für deinen Alexan.“ Der König Ephrem sprach: „Öffnet die Tür der Schatzkammer!“ Er füllte einen Sack mit Gold und ging vor die Tür des Webers. Dieser sprach: „O König Ephrem, was ist meine Schuld, dass du vor meine Tür gekommen bist?“ König Ephrem sprach: „Hast du ein Heilmittel für meinen Alexan?“ Der Weber sprach: „Wenn ich es auch nicht hätte, so würde ich anderswo das Heilmittel für deinen Alexan schaffen.“ Man brachte eine Braut für Alexan und feierte die Hochzeit sieben Tage und sieben Nächte lang; dann wurden sie beide in sieben Zimmer hineingeführt. Alexan ging einmal herum und sprach: „Herr, befreie mich von dieser Sünde!“ Nes Margrit riss den Schleier vom Gesicht und sprach: „Alexan, dein Vater brachte mich für dich, und dich brachte er für mich. Lass uns essen, trinken und uns an dem Mahle erfreuen!“ Alexan nahm den Ring von seinem Finger, reichte



ihn der Nes Margrit und sprach: „Nach sieben Jahren bin ich dein, und du bist mein.“ Er fasste die geschlossene Tür, öffnete sie und ging weg. Auf dem Wege sah er ein Licht schimmern; er ging dem Lichtschimmer nach und traf da einen Bettler sitzend. Er sprach: „O du Armer, gib mir deine Kleider und nimm dir die meinen!“ Jener erwiderte: „O Alexan, wenn dein Vater dies erfährt, so macht er mir den Garaus.“ Alexan sprach: „Du Tor, bring die Kleider in ein anderes Land und verkaufe sie dort zu meinem Wohl!“

Frühmorgens stand die Königin Anna auf und vernahm ein Weinen. Die Stimme kam von den sieben Zimmern her. Sie ging hin und fand Nes Margrit weinend, so dass ihr Schleier wie im Wasser schwamm. Sie sprach: „Warum weinst du, du Wahnsinnige und Dumme? Fehlt es mir etwa an Habe oder Reichtum?“ Jene sprach: „Ich brauche weder deine Habe noch deinen Reichtum. Wo ist seit Mitternacht dein Sohn Alexan?“ Die Königin Anna erhob die Hand und löste ihr graues Haar<sup>1)</sup>; sie ging hin (zum Gatten) und sprach: „O König Ephrem, wie kannst du schlafen? Steh auf! Wo ist seit Mitternacht dein Sohn Alexan?“ Der König Ephrem stand auf und riss sich den weissen Bart aus. Dann liess er die Palasttür zuschliessen. Das Volk versammelte sich davor und sprach: „O König Ephrem, wer würde es wagen aus Furcht vor dir, deinen Sohn zu verstecken? Komm heraus! Dein Sohn wird gefunden werden.“ Man öffnete die Tür der Schatzkammer und füllte einen Sack mit Gold. Der König ging weg und sah auf dem Wege einen Armen sitzen; er sprach: „O Armer, von hier kommt der Geruch meines Sohnes Alexan. Hast du meinen Alexan gesehen?“ Jener Arme war aber Alexan selbst; er sprach: „Alexan ging hier vorbei und sprach: Mein Vater soll sieben Armenhäuser bauen; nach sieben Jahren ist Alexan dein, und du bist sein.“ Der König Ephrem liess das Gold bei dem Armen, baute Armenhäuser und teilte den Armen Brot und Kleider aus.

In der Abenddämmerung kam Alexan zu einem Tischler und sprach: „Baue mir ein Schiff!“ Jener sprach: „Es ist dunkel.“ Da häufte er das Gold vor ihm auf und sprach: „Baue bei dem Licht dieses Schatzes!“ Alexan trat dann in das Schiff und sezelte fort übers Meer. Da kam ein Satan zu ihm und sprach lügnerrisch: „O Alexan, wo bleibst du? Das schwarze Wasser fegte das Haus deines Vaters hinweg.“ Alexan kehrte um und schritt an der Tür des Vaterhauses vorbei; da sah er die grosse Königin Anna mit dem Kopf auf den Knien der Nes Margrit ruhend. Nes Margrit sprach: „O du grosse Königin Anna, von dort kommt der Geruch meines Alexans.“ Jene aber sprach: „Möge deine Mutter sterben<sup>2)</sup>! Wo ist Alexan? Erst nach sieben Jahren gehörst du dem Alexan.“ (Sie wusste es aber nicht, dass die sieben Jahre schon vollendet waren.)

Alexan schritt weiter und setzte sich in das Armenhaus. Man brachte Brot, aber er ass es nicht; man brachte Kleider, aber er zog sie nicht an, sondern sprach: „O Herr, mögest du mich von dieser Sünde befreien!“ Die Armen kamen zu dem König und sprachen: „O König Ephrem, es kam ein Armer, er will aber weder essen, noch trinken, sondern lästert Gott.“ Jener sprach: „Geht, reisst die Tür aus und steckt sie in sein Ohr hinein!“ Man steckte die Tür in sein Ohr hinein. Allein Alexan sprach wieder: „O Herr, mögest du mich von dieser Sünde befreien!“ Man meldete dem König, er lästere noch ärger. Der

1) Das Auflösen und Raufen der Haare gilt bei den Frauen als Zeichen tiefen Schmerzes.

2) Ein Vorwurf ohne boshaften Charakter, ähnlich wie: 'Möge dein Haus zerstört werden.'

König sprach: „Steckt die Tür in sein Auge!“ Jener sprach aber wieder: „O Herr, mögest du mich von dieser Sünde befreien!“ Man meldete dem König: ‘O König Ephrem, er lästert noch viel ärger!’ Jener sprach: „Geht, öffnet den Block, legt ihn in den Block!“ Bis Mitternacht war er am Leben, nach Mitternacht starb er. Die rechte Hand ragte empor, und darin steckte ein Brief. Man meldete dem König: „O König Ephrem, der Arme ist gestorben, in seiner Hand ist ein Brief; doch trotz aller Mühe vermag sie niemand zu öffnen.“ Der König Ephrem machte sich auf, und auch das ganze Volk strömte dahin, aber niemand vermochte die Hand zu öffnen. Der König Ephrem sprach: „Ich habe Nes Margrit; sie ist vielleicht gerecht.“ Man liess Nes Margrit kommen; da öffnete sich die Hand, und der Brief fiel heraus. Man las das Schreiben, und der König erfuhr jetzt, dass dies sein Alexan sei. Als man das Schreiben gelesen hatte, starb Nes Margrit. Man begrub beide im Armenhause, und ein lichter Schein stand über ihnen.

### 3. Kaguan Aslan<sup>1)</sup>.

Kaguan Aslan war einundzwanzig Jahre alt; er hatte einhundertsechszwanzig Arme. Er trank Granatwein, schmauste und wusste nicht, dass es einen Tod auf der Welt gibt. Eines Tages kam ein Armer zu ihm und sprach: „Kaguan Aslan, einer deiner Armen starb mitten auf der Strasse.“ Kaguan Aslan liess das Essen und den Granatwein stehen und sprach: „Wer hat die elende Seele meines Armen genommen?“ Er bestieg sein Ross Bozbek und ritt ins Feld. Er sprach: „Wer hat die elende Seele meines Armen genommen?“

Gott ward zornig und sandte den Engel Gabriel. Dieser sprach: „Kaguan Aslan, wohin willst du gehen?“ Er erwiderte: „Ich beuge mich irgendwohin. Ich weiss nicht, wer die elende Seele meines Armen genommen hat.“ Der Engel sprach: „Ich habe die elende Seele deines Armen genommen.“ Kaguan Aslan fragte: „Warum hast du die elende Seele meines Armen genommen? Tritt herzu! Ich und du wollen darum kämpfen.“ Sie wurden handgemein und kämpften bis zum Abend. Den Engel Gabriel dauerte es, ihn totzuschlagen, Kaguan Aslan aber schlug von Herzen auf ihn los. Am Abend wurde der Engel Gabriel sehr zornig; er rollte die Augen und packte ihn bei den Füßen, dass es ihn bis zum Scheitel schmerzte; es schmerzte sein Kopf, sein Herz und seine Knie wurden schwach. Seine Leute fassten ihn unter den Armen und legten ihn auf sein Lager.

Der Engel Gabriel bestieg sein Ross, zog die Kleider an, nahm seine Waffe und trat zu Häupten Kaguan Aslans, indem er sprach: „Ich will dir deine süsse Seele nehmen.“ Die Seele drängte sich bis zu den Knien. Kaguan Aslan aber wusste nicht, dass es einen Tod auf der Welt gebe, und sprach: „Lasst meine Mutter kommen! Vielleicht wird sie ihre Seele statt meiner süssen hingeben.“ Als die Mutter hinkam, sprach er: „Mutter, der Engel Gabriel verlangt meine süsse Seele. Gib, bitte, die deine statt meiner süssen Seele hin!“ Sie sprach: „Wie soll ich helfen, Sohn! Dreihundertsechszwanzig Jahre bin ich alt, wie eine junge Braut bin ich unter den Menschen, der Schleier bedeckt noch mein

1) Der Erzähler ist ein Armenier gewordener Kurde namens Mkrtič Kulan. [Das Entsetzen des Königs, der zum ersten Male die Wirksamkeit des Todes erkennt, erinnert an die Buddhalegende, die dem Abendlande durch die Geschichte des hl. Josaphat vermittelt ward; in der Gestalt der treuen Braut Margrit aber, die für den Verlobten ihr Leben freudig hingibt, während sein Vater und seine Mutter vor einem solchen Opfer zurückbeben, erkennen wir eine Nachkommin der griechischen Alkestis.]

Gesicht. Ich will meine süsse Seele nicht statt deiner hingeben.“ Die Mutter ging weg, und die Seele Kaguan Aslans drängte sich bis zum Unterleibe; da sprach er: „Lasst meinen Vater herkommen! Vielleicht wird er seine Seele statt meiner süssen hingeben.“ Der Vater kam und sprach: „Sohn, was willst du?“ Er sprach: „Der Engel Gabriel verlangt meine süsse Seele. Bitte, gib statt meiner süssen Seele die deine!“ Er sprach: „Sohn, dreihundertsechundsechzig Jahre bin ich alt und trage noch die Krone auf meinem Haupt. Ich will meine süsse Seele nicht statt deiner hingeben. Länger will ich auf der Welt leben.“ Der Vater ging weg, und die Seele Kaguan Aslans drängte sich bis zu seinem Busen. Schon hatte er die Hoffnung verloren, da er keinen Freund auf der Welt besass; aber er hatte eine Braut namens Margrit. Er sprach: „Lasst Margrit herkommen! Vielleicht wird sie ihre Seele statt meiner süssen hingeben, und ich bleibe leben auf der Welt.“ Man liess seine Braut Margrit kommen; sie sah den Kaguan Aslan in bitterm Harm, und es jammerte sie seiner; sie rief Gott an und sprach: „Kaguan Aslan, beim Himmel, Erde und Gott, ich will meine Seele statt deiner süssen hingeben.“ Margrits Seele drängte sich hinaus, und Kaguan Aslan wurde wieder lebendig. Der Engel Gabriel sprach: „Margrit, gibt es etwa keine andern schönen jungen Männer auf der Welt? Nimm (heirate) dir einen und gib deine Seele nicht hin für die Kaguan Aslans!“ Sie sprach: „Nein, Kaguan Aslans Schmerz ist der meine. Bei Mond, Sonne und Gott, ich will meine Seele für Kaguan Aslans Seele hingeben, damit man mich nicht morgen anrede: Jammervolle Witwe Margrit.“

Da ward es Gott leid, und er gab den beiden Verlobten Margrit und Kaguan Aslan ein Leben von dreihundertsechundsechzig Jahren. Statt ihrer nahm er die Seelen seines Vaters und seiner Mutter, und Kaguan Aslan und Margrit lebten wieder unter den Menschen. Gott möge ihnen gnädig sein!)

München.

## Mexikanische Küche.

Von Caecilie Seler.

Mir will scheinen, als ob das Studium der Küche bisher von den Ethnographen immer noch etwas vernachlässigt und verachtet würde. Aber warum sollte es weniger wertvoll sein zu wissen, was der Mensch isst, als womit er sich bekleidet? Wenn wir bedenken, wie stark das Beharrungsvermögen der breiten Massen in allen Dingen des täglichen Lebens ist, so wird uns deutlich, dass Nahrung und Küchengeräte manch wertvollen Fingerzeig geben können für die Entwicklung vieler Dinge im Leben der Völker. Und nun gar in Ländern mit gering entwickeltem Verkehr und unter klimatischen Verhältnissen, die dazu beitragen, ein Volk noch

1) Üblicher Ausruf bei der Erwähnung der Toten.

weniger beweglich, fremden Einflüssen noch abholder zu machen. Solche Verhältnisse aber liegen zum Teil heut noch in Mexiko vor. Die ganze Lebensweise in den Indianerdörfern, die nicht allzu nahe der Eisenbahn gelegen sind, versetzt uns um Jahrhunderte zurück, und Ethnographie und Archäologie können hier gemeinsame Wege gehen. Die kurze Darstellung, die ich in den folgenden Seiten zu geben versuche über das, was man in Mexiko isst und trinkt, macht natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es ist nur ein Versuch, das Besondere und Charakteristische der landesüblichen Küche zusammenzufassen.

Beim Europäer in der Fremde macht sich oft eine durchaus ungerechtfertigte Abneigung gegen die landesübliche Küche geltend, die doch auf die Dauer besser vertragen wird, als die von der Heimat her gewohnte; einmal, weil sie dem Klima besser angepasst ist, dann aber auch, weil die zu ihrer Bereitung nötigen Rohstoffe die im Lande erzeugten und daher stets in weit vorzüglicherer Beschaffenheit vorhanden sind, als die eingeführten. Freilich werden Veränderungen notwendig sein, um die einheimische Kost dem mitgebrachten Geschmack näher zu bringen. Ich denke an die scharf gewürzten Gerichte und Saucen, an die sich Zunge und Magen des Nordeuropäers schwer gewöhnen. Die Küche des mexikanischen und mittelamerikanischen Indianers ist im wesentlichen heute dieselbe wie zur Zeit der Entdeckung und Eroberung jener Länder durch die Spanier, und ein Teil der damals landesüblichen Gerichte hat sich auch bei den Spaniern eingebürgert. Viele der dort heimischen Nahrungsmittel und Gewürze haben seit langem in Europa Heimatrecht erlangt. Umgekehrt gedeihen viele, erst von den Europäern eingeführte Landesprodukte drüben in Fülle und Vorzüglichkeit, so dass der Tisch heutzutage hüben und drüben ein viel reicher besetzter sein kann, als vor 400 Jahren. Die Nahrung der indianischen Bevölkerung ist vorwiegend vegetabilisch. Die alten Zeiten kannten kein Schlachtvieh, und auch heute ist frisches Fleisch auf dem Lande meist nicht zu beschaffen, und altgeschlachtetes kann bei den klimatischen Verhältnissen gar nicht in Betracht kommen. Die Küche der Mischbevölkerung und der heimisch gewordenen Spanier ist auf spanischer Grundlage aufgebaut, indem sie reichlich den veränderten Verhältnissen Rechnung trägt. Die europäischen und besonders die deutschen Kaufleute in den grossen Städten pflegen einen europäischen Tisch zu führen, und es erscheint höchstens gelegentlich als Besonderheit ein einheimisches Gericht als willkommene Abwechslung auf der wohlbesetzten Tafel. Doch ist solch europäische Wirtschaft ein recht kostspieliges Vergnügen. Wer sich aber auf abseits gelegenen Pflanzungen oder in kleinen Orten mit indianischer Dienerschaft oder solcher von Criollos, Ladinos und Mischlingen einrichten muss, tut unbedingt gut daran, seinen Magen und seine Zunge an Landeskost zu gewöhnen.

Da sich über spanische Küche jeder mit Leichtigkeit aus einem spanischen

Kochbuche unterrichten kann, so will ich hauptsächlich die einheimischen Nahrungsmittel und Gerichte beschreiben. Zwar gibt es ein recht dickleibiges mexikanisches Kochbuch 'Nuevo Cocinero Mexicano en Forma de Diccionario'; doch geht darin natürlich altheimisches und neu eingebürgertes durcheinander.

Einheimische Nahrungsmittel sind:

Der Mais. Das Wort Mais ist ein Antillen-Wort. Auf mexikanisch heisst die Maisstaude toctli, der junge Kolben xilotli, der schon etwas reife elotli, der reife Kolben cintli, der entkörnte Mais tlaolli. Er ist das Hauptnahrungsmittel für Mensch und Tier. Er war und ist die Nahrung *ματ' ἐξοχήν*, den alten Mexicanern gleichbedeutend mit Fülle, Reichtum. So nehmen denn auch die Maisgottheiten in ihrem wimmelnden Olymp eine hervorragende Stelle ein und sind zugleich Götter der Freude, der Fülle, der Blumen, der Spiele. Auch heute noch wird in manchen Gegenden Aussaat und Ernte von religiösen Zeremonien begleitet<sup>1)</sup>. — Die Bohnen, mexik. etl, spanisch frijol, von den Mexicanern ihrer grossen Beliebtheit wegen meist zärtlich im Diminutiv „frijolito“ genannt. — Als Gemüse werden verwendet verschiedene Kürbisarten, die fleischige Frucht einer Schlingpflanze, chayote; die süsse Kartoffel, camote; die Tomate, xitomate; das Herz einer Palmenart; die jungen, zarten Triebe des Feigenkaktus. Doch kann diese Aufzählung keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit machen. — Der Truthahn, Guajolote, verwelst aus dem mexikanischen Worte Huexolotli, etwa zu übersetzen 'der grosse Dämon'. Von alters her der Festbraten, fast die einzige nennenswerte einheimische Fleischnahrung. Wild gibt es nicht allzuviel, aber das zwischen unserm Hirsch und Reh stehende Venado, mexik. mazatl, hat ausserordentlich wohlschmeckendes Fleisch. In Dünen lebt ein grosses Kaninchen, das unserm Hasen an Geschmack wenig nachsteht. Wilde Enten sind zahlreich auf den grossen Seen. Meer und Flüsse sind reich an Fischen, doch nicht überall wird regelrechter Fang getrieben, und in dem warmen Klima kann dieses empfindliche Nahrungsmittel nicht allzu weit verschickt werden. In der Hauptstadt freilich laugen jeden Morgen in Eis verpackte Sendungen der schmackhaften Gollfische aus Veracruz an, darunter besonders der sehr geschätzte Hnauchinango. Doch ist dies erst eine Errungenschaft der letzten Jahre. Die Eingeborenen essen auch grosse Eidechsen, Gürteltiere, grosse Schnecken, Maguey-Würmer (Würmer, die im Stamme der Agave mexicana leben) und mancherlei anderes Getier. In vorspanischer Zeit wurden Hunde gemästet und gegessen. — Eine nicht geringe Zahl wohlschmeckender und nahrhafter Früchte bringt das Land hervor. Ich will nur einige der bekannteren anführen: die verschiedenen Zapote-Arten, Aguacatl, Papaya, Anona, Guayave, Granadita, Tuna

1) Sapper, Speise und Trank der Kekchi-Indianer (Globus 80, Nr. 16).

und viele andere. Ferner sind die Vanille und der Kakao dort heimisch und der rote Pfeffer, Chile (*Capsicum annuum*), *altm. chilli*.

Eingeführt, aber heimisch geworden sind: Reis, Zuckerrohr (die alten Mexikaner süssten mit Honig), Kaffee, europäische Gemüse, die aber nur in hohen Lagen gedeihen; mancherlei tropische Früchte, wie Mango, Banane, Kokospalme<sup>1)</sup> u. a. Europäische Früchte liefern nur selten erfreuliche Ergebnisse. Aber ein wahrhaft kongeniales Klima hat die Orange mit all ihren Spielarten gefunden, die wild und kultiviert überall in vorzüglichster Beschaffenheit zu finden ist.

Zubereitungsarten. Die Maismasse (*nixtamal*) und ihre Verwendung. Der Mais wird nicht gemahlen, sondern zerquetscht und auf folgende Weise zubereitet: Die abgestreiften Körner werden mit kaltem Wasser und gebranntem Kalk in einen Topf getan und zum Feuer gesetzt. Man lässt ihn kochen, bis die Hülsen erweicht sind. Dann lässt man ihn vollständig auskühlen und wäscht ihn nachher sehr sorgfältig in kaltem Wasser, womöglich in fliessendem, aus. Ist er gewaschen, so beginnt die zeitraubende Arbeit des Mahlens oder vielmehr Quetschens. Er wird zu diesem Zweck auf den Mahlstein, den *metate*, *altmexik. metlatl*, gelegt und von der davor kauern den Frau mit einem länglichen Stein, *metlapil*, zerquetscht. Ist eine homogene Masse entstanden, in der sich kein einzelnes Korn mehr bemerken lässt, so ist der Mais für die verschiedensten Verwendungsarten vorbereitet, unter denen die allererste Stelle einnimmt:

Die Tortilla<sup>2)</sup>, *mexik. tlaxcalli*. Die Bereitung dieses Brotes der mexikanischen Bevölkerung erfordert in grösseren Familien die volle Arbeitskraft einer Frau, und die Erlernung dieser Kunst gehört mit zu den ersten häuslichen Arbeiten, die das Mädchen üben muss. Von der fertig gemahlene Masse nimmt die Frau einen Teil fort, formt mit ihren Händen einen flachen, runden Kuchen daraus, der dann auf dem flachen Tontiegel, dem *comal*, geröstet wird, erst auf der einen, nach einigen Minuten auf der andern Seite. Dann ist die Tortilla, das tägliche Brot des Mexikaners, fertig. Auf dem Lande gibt es kein andres Brot, nur in den Städten findet man ein süsses, kuchenähnliches Brot, das als *'pan dulce'* oder *'pan de huevos'* verkauft wird, und das meist locker und wohlschmeckend, aber im Verhältnis zu den Tortillas natürlich teuer ist. Da seit einigen Jahren Weizenmehl aus den Vereinigten Staaten importiert wird, gibt es in den grossen Städten auch Brot, sog. *'pan frances'*. Die Tortilla kann, wenn sie von feiner, gut durchgequetschter Masse, gut gebacken ist und ganz

1) Doch ist es nicht ganz sicher, ob diese nicht auch hier schon seit alten Zeiten heimisch ist.

2) Tortilla ist eigentlich Eierkuchen, doch versteht man im spanischen Amerika ausschliesslich die Maisfladen darunter. Eierkuchen muss ausdrücklich als *'tortilla de huevos'* bezeichnet werden.

frisch in einer sauberen Serviette geboten wird, vollkommen befriedigen, ist aber fast ungeniessbar, sobald sie kalt geworden ist, weil sie dann zäh wird wie Schuhleder. Da man aber leider nicht immer frische Tortillas bekommt, wenn man keine eigene Tortillera zur Verfügung hat, so hilft man sich, indem man die kalt gewordenen am offenen Feuer röstet; dann sind es Tostados, die auch noch ganz schmackhaft und sogar leichter verdaulich sind, als frische, oder gar kalte Tortillas. Je moderner die Verhältnisse sich gestalten, um so kostspieliger wird es, sich eine Tortillera zu halten. War es bisher schon immer Sitte gewesen, Tortillas auf den Markt zu bringen, die dann im Hause gewärmt wurden, so haben sich leider neuerdings in grossen und kleinen Orten, sogar auf grossen



Fig. 1. Tortillera, den Mais auf dem Mahlstein quetschend.

Hacienden, Maschinen eingensetzt, die die Arbeit der fleissigen Maisquetscherin übernehmen und den abgelieferten Mais nach kurzer Zeit als nixtamal wieder herausgeben. Die Arbeitersparnis ist eine ungemein grosse. Aber der Wohlgeschmack der Tortilla ist unwiederbringlich dahin. — Abarten der Tortilla. Man füllt auf die frische Tortilla ein wenig Chilesauce oder Reste von schwarzen Bohnen oder Käse, rollt die Tortilla zusammen und bäckt die Rolle. So entstehen die sehr schmackhaften Enchiladas, Envueltos, Quesadillas. Unter Totopoztle versteht man in verschiedenen Gegenden verschiedene Dinge, immer aber ist es Hartgebackenes. Erstens auf dem Hochland: man teilt die sehr fein gemahlene Masse mit dem metlapil auf einem sauberen metate in Längsstreifen, lässt sie auskühlen und bäckt sie. Zweitens in der Gegend von Tehuantepec: ein riesiger, neben dem Hause in die Erde eingegrabener

Tontopf wird wie ein richtiger Backofen geheizt, indem man ein Feuer darin anmacht; dann werden die Kohlen herausgenommen, die flachen Maisfladen um die Innenwand des Topfes gelegt, dieser mit einer Schüssel zugedeckt und Erde darüber geschüttet. Nach etlichen Stunden ist das knusprige, wohlschmeckende Gebäck fertig, das den Vorzug hat, längere Zeit haltbar zu sein und daher gern auf die Reise mitgenommen wird. Die so bereiteten Totopoztles heissen auch: Tortilla Juchiteca, nach der nahe bei Tehuantepec gelegenen Stadt Juchitan.

Atole, eine Art dicker Mehlsuppe, das gewöhnliche Frühstück in den Indianerdörfern. Atole spielt ungefähr die Rolle wie bei uns Hafergrützsuppe, als wohlfeiles und nahrhaftes Gericht der Armen, wie auch als leicht verdauliche Krankenkost. Die Maismasse wird durch ein feines Sieb gedrückt, in einem Topf zum Feuer gesetzt, wo man sie unter fleissigem Umrühren kochen lässt, bis sie die gewünschte Dicke erhalten hat. Dem zum Umrühren benutzten Holzlöffel oder Quirl darf kein Fett anhaften, auch darf er nicht neu sein. Im ersteren Falle gerinnt die Atole, im zweiten bekommt sie einen unangenehmen Geschmack. (Die durchgeseigte Masse wird auch von den zahmen Vögeln sehr gern gefressen und dient als Vogelfutter.) Um die Atole schmackhafter zu machen, setzt man verschiedene Würzen zu, als da sind: Milch, Eidotter mit Zucker, Mandeln, Anis, Schokolade (atole champurrado).

Tamales (tamalli), gefüllte Klösse, eine Festspeise. Die Masse wird mit wenig lauwarmem Wasser angefeuchtet, dann etwas Zucker oder Salz (je nachdem die Füllung süss oder salzig ist), Fett und Gewürz hinzugefügt und gut verrührt. Dann nimmt man gut gewaschene, getrocknete, dünne Mais- oder Bananenblätter, füllt Maismasse hinein und faltet oder wickelt das Blatt zusammen. Dann nimmt man einen grossen Topf, füllt wenig Wasser hinein, in das noch etwas Gras geworfen wird, damit es nicht zum Überkochen kommt, macht darin einen Aufbau (tlapechtli, tapeztle, d. i. Bank) von Ziegelsteinen, legt die Tamales darauf, deckt gut zu, bindet noch ein Tuch darüber und lässt sie im Dampf kochen. Wenn die Masse aus den Blättern herauszuquillen beginnt, sind die Klösse gar. Dies sind gewöhnliche Klösse, die aber selten gegessen werden, meist sind sie gefüllt. Die einfachsten Füllungen bestehen aus schwarzen Bohnen und Capulines (einer einheimischen kleinen, schwarzen Kirsche). Feinere Füllungen bestehen aus Fleisch, Schweinskücheln, Truthahn, Reis mit Rosinen. In der Küstengegend wird auch Fisch dazu verwendet. Tamales sind ein mühsam zu bereitendes Gericht und kommen daher nur bei besonderen Gelegenheiten auf den Tisch, an Feiertagen, Familienfesten, oder um einen Gast zu ehren. Schon die Vorbereitungen werden zum Feste, wobei sich der ganze Haushalt beteiligt, Mann, Kinder, Gevattern, Verwandte und Diener, alles, was Hände hat, muss helfen. Eine besondere Abart bilden die Riesentamales, die auf Jahrmärkten feilgeboten und stückweis verkauft werden.



Pozol ist ein bei den Indianern beliebtes, erfrischendes, aus der übrig gebliebenen Maismasse bereitetes Getränk. Der nixtamal säuert natürlich sehr bald, er wird dann mit warmem Wasser angerührt. Die Indianer führen solche Maismasse gern auf Reisen mit sich und können dann jederzeit, sobald sie Feuer und Wasser zur Hand haben, diesen Trank bereiten. Er schmeckt nicht besonders gut, löscht aber den Durst sehr gründlich. Hier möchte ich noch erwähnen, dass der Indianer unterwegs fast niemals kaltes Wasser trinkt.

Dies dürften die hauptsächlichsten Verwendungsarten des Maises sein. Natürlich gibt es von all diesen Gerichten mannigfache Variationen, in den Grundzügen gleichen sie sich überall, soweit ich das Land kennen gelernt habe, von Nordmexiko bis nach Honduras. Auch habe ich mir sagen lassen, dass sie bis nach Südamerika hinein, zum Teil sogar unter den mexikanischen Namen bekannt sind.

Frijol (Bohnen). Es gibt verschiedene Arten und sehr verschiedene Zubereitungsarten, aber wie bei den Maisgerichten immer die gequetschte Masse die Grundlage bildet, so bei den Bohnen die gut weich gekochte Frucht. Die schmackhaftesten sind die kleinen, schwarzen Bohnen. Man kann wohl sagen, dass Bohnen bei keiner einheimischen Mahlzeit fehlen. In meinem mexikanischen Kochbuch finde ich 16 Rezepte für Bohnen. Aber sie lassen sich alle auf die Grundformen gekochte und gebackene zurückführen. Nur der Zusatz verschiedener Würzen macht den Unterschied. Die Krone sind nach meinem Geschmack die gebackenen Bohnen mit Mole, d. i. Chilesauce. Die weich gekochten Bohnen werden zerquetscht, mehrere Male aufgeköcht und in einer flachen Schüssel mehrere Stunden auf gelindes Feuer gestellt. Die dazu gehörige Sauce führt uns sofort zum

Chile. Er bedeutet die Vollendung, die Weihe. In dem leuchtenden Dreigestirn: Mais, Frijol, Chile ist er der hellste Stern. In seiner Verwendung liegt die ästhetische, die ideale Seite der Kochkunst. Die Ideale der Völker sind freilich verschieden. Die langen, zwanzigtägigen Fasten der alten Mexikaner verlangten völlige Enthaltung vom Chilegenuss und von der Minne. Diese Gleichstellung ist gewiss ein Beweis für die hohe Wertschätzung, die ihm zuteil wurde. Er ist eine kräftige Anregung für die Verdauung, die ja in heißen Ländern langsamer und träger verläuft. Der Gaumen der Mexikaner hat sich so sehr an seine scharfe Beize gewöhnt, dass die nach einheimischer Art zubereiteten Gerichte den Europäer wie höllisches Feuer brennen. — Der Chile, der in den allerverschiedensten Arten vorkommt — gross und klein, rot und grün, chilillo, chiltipin (chilteepin-Flohchile), chile verde — dient aber nicht nur als Gewürz, sondern wird auch in verschiedenen Zubereitungen als Gemüse gegessen.

Chile Relleno (gefüllte Pfefferschoten), ein ähnliches Gericht wie unser gefüllter Kohl, gefüllte Zwiebeln oder Gurken. Die Pfefferschoten

werden entkörnt und von den Rippen befreit, mit den verschiedenartigsten Füllungen versehen (ähnlich wie die Tamales), in Mehl und Ei gewälzt und gebacken. — Man isst die Schoten auch ungefüllt, nur gekocht oder mit Käse zubereitet. Hier ist der Phantasie freier Spielraum gelassen.

Mole (chilmole, chimole, clemole). Eine Sauce, die eine grosse Rolle im mexikanischen Küchenzettel spielt. Man isst sie zu Bohnen, Tortillas, Fleischgerichten, vorzüglich aber zum Truthahn, den der Mexikaner in keiner andern Zubereitung kennt. Mole de Guajolote darf auf keiner Festtafel fehlen und gehört zu den grössten kulinarischen Genüssen. Es gibt eine unendliche Anzahl von Molerezepten. Jede Landschaft, jede Stadt, ja man kann fast sagen jede Familie hat ihre besondere Art, Mole zu machen, und jede Art führt ihren besonderen Namen, je nach der Farbe, nach dem Ort, nach einem zugefügten Gewürz. So gibt es z. B. grüne und schwarze Mole; Mole von Oaxaca und von Puebla usw. Hier folge nur das Rezept für die landläufigste Art der Zubereitung, gewissermassen die Grundform: Man röstet grosse Chileschoten, die man ausgekörnt und von den Rippen befreit hat, in Fett, kocht Tomaten und mahlt beides zusammen im dazu bestimmten Gefäss sehr fein, besonders darf der Chile nicht stückig bleiben. Nachdem man etwas Fett, feingestossenes Gewürz, Salz und Truthahnbrühe (wenn man die Mole nämlich zum Guajolote gibt) hinzugefügt hat, lässt man es kochen, bis es ganz dick ist. — Natürlich spielen heutzutage auch allerlei nicht einheimische Gewürze eine grosse Rolle bei den Molerezepten; man fügt Zimmt, Rosinen, Mandeln, Nelken, Pfeffer, Lauch u. dgl. m. hinzu. Aber man würzt auch mit Kakao, Baumwollsamem, Calabassekernen und verschiedenen ölhaltigen Samen.

Eine Abart der Mole ist der Pipiau, von dem es wiederum unzählige Arten gibt.

Chile con carne ist eigentlich nichts weiter, als Fleisch mit Chile-sauce. Es zeigt, wie hoch der Chile geschätzt wird, und wie ausgiebig seine Verwendung ist, dass man nicht sagt: Fleisch mit Chilebrühe, sondern: Chile mit Fleisch.

Olla oder Puchero oder Cocido ist ein spanisches Gericht und hat sich überall mit der spanischen Kultur und der Einführung des Rindes eingebürgert. Seine Hauptbestandteile sind gekochtes Rindfleisch mit Kichererbsen (garbanzos) und Reis. Dazu kommen die mannigfachsten Gemüsearten, und sie bedingen die Besonderheiten dieser Schüssel in den verschiedenen Ländern. Man kann sich über die Zubereitung aus jedem spanischen Kochbuch mit Leichtigkeit unterrichten. Olla ist das spanische Wort für einen bauchigen Kochtopf mit weiter Öffnung, in dem das Gericht gekocht wird.

Tasajo verdankt natürlich auch den Spaniern seine Einführung, wie schon aus dem Namen ersichtlich: in Stücke geschnittenes Fleisch. Es spielt aber jetzt auf dem Lande und in den Dörfern des viehreichen Landes keine kleine Rolle. Ist nämlich ein Rind geschlachtet, so muss man daran denken, das nicht sofort verbrauchte Fleisch auf möglichst einfache Art wenigstens für kurze Zeit haltbar zu machen. Da wird denn das Fleisch in schmale Streifen geschnitten, gesalzen und an der Luft getrocknet, indem man es auf Leinen aufhängt. Gut zubereitet ist es ganz schmackhaft, doch kann man sich des Genusses selten freuen, da nur wenige europäische Zähne imstande sind, dies zähe Gericht zu bewältigen.

Früchte und süsse Speisen. Das Land ist sehr reich an essbaren Früchten, soviel mir bekannt, zählt man an achtzig. Dies sind natürlich nicht alles einheimische, aber doch vollkommen akklimatisierte, so dass man deren viele verwildert antrifft. Ein grosser Teil davon wird nicht nur als Obst gegessen, sondern dient zu verschiedenen Gerichten. So z. B. die Aguacate (Butterfrucht), die man füllt wie den Chile oder mit Vorliebe zur Suppe isst. Ihr Fettgehalt ist sehr gross, so dass sie, zu Tortillas genossen, ein Butterbrot ersetzen kann. Es gibt verschiedene Arten. Sehr vielseitig ist der Gebrauch der Banane (dort Plátano genannt). Man kocht sie mit Rindfleisch zusammen, oder schneidet sie in Scheiben und bäckt sie in Fett, oder kocht sie und isst sie mit Milch, oder kocht mit Panela — dem ungereinigten braunen Zucker — eine ausgezeichnete, süsse Speise davon usw. Überhaupt spielen die Dulces (süsse Gerichte) eine grosse Rolle. Von dem Zapote prieto stellt man durch Verrühren der breiigen, dunklen Masse mit Xerez und Zucker eine sehr gute süsse Speise her. Guayave, Pflirsiche und andre Früchte liefern das Material zu Fruchtpasten, in deren Herstellung die Frauen einiger Orte es zu grosser Vollkommenheit gebracht haben. Die Chirimoya oder Anona ist eine Frucht, deren zartes, weisses, parfümiertes Fleisch auch ohne jede Zubereitung wie eine feine Creme schmeckt. Auch Kürbisse spielen eine grosse Rolle bei der Herstellung süsser Speisen. Man benutzt dazu fast nur den braunen, ungereinigten Zucker, sogenannte Panela, der noch all die aromatischen Bestandteile enthält, die ihm durch die Raffinerie entzogen werden, und der daher viel wohlschmeckender ist, aber auch leichter verdirbt. Die Kunst, süsses Brot zu backen, Früchte einzukochen und Konserven zu bereiten, haben die mexikanischen Frauen von den spanischen Nonnen gelernt. Ebenso vielleicht die Gepflogenheit, Bananen im Rauch aufzuhängen und dadurch haltbarer zu machen. Ich habe dieses Verfahren auch bei Orangen anwenden sehen.

Der Kakao (cacahuatl heisst auf mexik. die Kakaobohne, woraus sowohl das Wort Kakao, als auch durch Verwelschung Chocolate entstanden ist) dient vielfach als Gewürz, z. B. für Atole, Mole prieto, verschiedene Getränke, aber seine vorzüglichste Verwendung findet er heute

wie schon vor der spanischen Zeit zur Bereitung der Schokolade, die auch auf der Tafel der mexikanischen Könige nicht fehlte; denn teils brachten die tributpflichtigen Stämme des Küstenlandes sie aufs Hochland, teils tauschten die weitreisenden Kaufleute den kostbaren Handelsartikel gegen andre Waren ein, und so fand dies geschätzte Genussmittel seinen Weg auf den Tisch der Reichen und Mächtigen. In Mexiko gibt es keine Schokoladefabriken, keine Maschine raubt dem Kakao seine feinste Würze. Die Herstellung der Schokolade aus dem Kakao geschieht auf die primitivste Art und Weise. Da aber der verwendete Rohstoff der feinste und aromatischste der Welt ist und die Bereitung ihm nichts von diesen Eigenschaften entzieht, so ist keine Schokolade imstande, einen Vergleich mit der mexikanischen auszuhalten. Voraussetzung sind gut behandelte Kakaobohnen und eine geschickte Chocolatera. Man kauft die Kakaobohnen fermentiert und gut getrocknet auf dem Markte, röstet sie aber selbst, und zwar ebenso wie den Kaffee bis zu dem Augenblick, wo sie anfangen ihr Öl abzugeben, aber nicht länger, weil man ihnen sonst einen Teil ihres Wohlgeschmacks entzieht, aber auch nicht weniger, weil sie sonst roh schmecken. Dann werden sie auf einem Mahlstein, unter dem ein gelindes Feuer brennt, zerrieben, unter stetem Reiben und Quetschen mit Zucker und Gewürz je nach Geschmack vermischt, doch muss der Masse wenigstens bis zu einem Drittel Zucker beigemischt werden, da sie sonst keinen Halt bekommt. Ist alles gut gemischt und zusammengeknetet, dass es eine homogene Masse bildet, so wird es mit einem Hölzchen oder mit der Hand zu runden oder länglichen Stücken abgeteilt, die je für eine Tasse genügen. Diese lässt man an der Luft erkalten. Fertig gekaufte Schokolade ist wenig empfehlenswert, weil sie häufig der Billigkeit wegen verfälscht, d. h. mit Kakaoschalen versetzt ist oder sonst welche ungehörigen Stoffe enthält. Merkwürdigerweise wird von den heutigen Mexikanern Zimmt und Mandel als Würze bevorzugt, an Stelle der heimischen Vanille. Auch hat sich der Gebrauch eingebürgert, die Schokolade in Milch zu kochen, wo solche vorhanden ist. Nachdem sie aufgeköcht hat, wird sie so stark gequirlt, dass auf der Tasse hoher Schaum steht. Um das zu erreichen, bedient man sich der zierlich geschützten Quirle, deren bewegliche Scheiben wohl geeignet sind, viel Luft in die Flüssigkeit hineinzureissen. Drei solche Quirle sind auf S. 381 abgebildet.

Der Pulque ist das einheimische, berauschende Getränk des mexikanischen Hochlandes. Der Name ist sonderbarerweise ein araukanisches Wort, altmexik. heisst er *octli*. Die Pflanze, die den Pulque liefert, ist die *Maguey* (*Agave americana*), die zu diesem Zwecke auf weiten Strecken des Hochlandes gebaut wird. Bei den Alten war das Pulquetrinken eine Art religiöser Handlung, und Trunkenheit wurde mit dem Tode bestraft; nur Leute, die über 70 Jahre alt waren und Kinder und Enkel hatten, durften sich betrinken. Eine Göttin war die Erfinderin des Pulque. Der

Pulque wird gewonnen, indem man den Blütenschaft der Pflanze, sobald er zu treiben beginnt, ausschneidet. Die entstandene Höhlung wird mit einem Stein verschlossen und der in ihr sich sammelnde Saft (agua miel, Honigwasser, Met) täglich von einem Mann, dem *tlachiquero*, durch einen Saugheber in einen Schlauch gesammelt, dann in Bottiche gefüllt, wo man ihn gären lässt. Die Gärung dauert etwa drei Wochen. Das gegorene Getränk ist aber nur sehr kurze Zeit haltbar, kann also nicht in die wärmeren Gegenden verschickt werden, was bedauerlich ist, da es sehr zuträglich und — wenn auch berauschend — dem Branntwein, der leider nur allzu häufig genossen wird, sehr vorzuziehen ist. Viele Europäer können sich

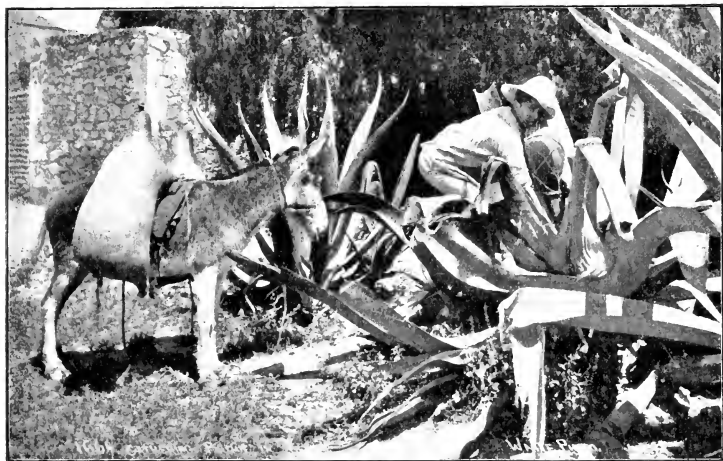


Fig. 2. Pulquero, den Saft aus der Maguey-Pflanze ziehend.

durchaus nicht an den Genuss des Pulque gewöhnen. — Der Pulque wird, besonders bei festlichen Gelegenheiten, mit mancherlei Ingredienzien gewürzt und dadurch auch sein hässliches Aussehen verändert. Man setzt ihm verschiedene Früchte zu, z. B. Guayave, Ananas, Kaktusfeige (*tuna*), Chirimoya, Guayava, Orange, Zitrone, Kakao, aber auch Reis, Atole u. a. m.

Der frische, ungegorene Saft schmeckt kühl und erfrischend, wie Zuckerwasser. Auch schon vor vollendeter Gärung wird der Pulque getrunken, heisst dann *Tlachique*, ähnelt dem Most und hat auch ähnliche Wirkungen wie dieser. Das ausgegorene Getränk sieht aus wie schlechte Milch, riecht nach Bierneigen und ähnelt im Geschmack dem Berliner Weissbier. Daher vielleicht meine Sympathie. Der Pulque, den man in der Stadt bekommt, ist stets gewässert, und mit was für Wasser! Daher sollte man ihn lieber nicht trinken.

## Die Küchengeräte.

Hauptstück und Schmuck der Küche ist der Mahlstein, *metlatl*, heut *metate*. Ein uraltes Hausgerät. Es ist ein flacher, leicht konkaver, meist länglich viereckiger Stein, der auf drei Füßen steht, von denen der eine ein wenig länger ist, als die beiden andern, so dass die Oberfläche eine leicht geneigte Ebene bildet. Die zum Stein gehörige Walze — *metlapil* (Sohn des *metlatl*) — ist länger, als der *Metate* breit, um den Händen Raum zum Umfassen der Enden zu gewähren. Sie ist zudem meistens an zwei Seiten etwas abgeflacht. Bei der Arbeit kniet die Frau vor der hohen Seite des Steines und bewegt die Walze von oben nach unten und umgekehrt. Vulkanischer Stein wird zur Verfertigung der Mahlsteine bevorzugt, und sie gehen als Handelsware weit über Land. Der in meinem Besitze befindliche, normale Stein misst 45 *cm* in der Länge und 35 *cm* in der Breite. Er hat auf einer Seite 27 *cm*, auf der andern 23 *cm* Höhe. Die dazu gehörige Handwalze ist sehr schlank und elegant, zeigt vier Flächen, läuft an den Enden ziemlich spitz zu und ist 60 *cm* lang. Ausser diesem fast unentbehrlichen Gerät findet man in wohleingerichteten Küchen noch eine Anzahl kleinerer und dünnerer Mahlsteine zur Bereitung der Schokolade, zum Rösten der Pfefferschoten usw.

Ein weiteres, nie fehlendes Stück ist der flache Tontiegel, *comalli*, auf dem die Tortillas gebacken werden. — *Molcajete* (aus *molli* und *caxitl*) heisst eine mit ziemlich tiefen, sich kreuzenden Furchen am Boden versehene Tonschale, die zum Zerreiben der gerösteten Pfefferschoten und Bereitung der *Chilmole* dient und also auch unentbehrlich ist. Heut sind diese Schalen sehr einfach und ohne Verzierung. Unter den Altertümern, zumal des Hochlandes, nehmen die hübsch bemalten, meist dreifüssigen *molcajetes* einen ziemlich grossen Platz ein. Als Werkzeug zum Zerreiben oder Zerstoßen der Chileschoten dient der *tejolote* (*texolotl*, der Steinzwilling). Der Name kommt von der Form des Steins, der an beiden Enden je eine Verdickung hat, zwischen denen gerade Raum für die Hand ist.

Das Blechsieb und der Kochtopf haben kein Heimatrecht in der mexikanischen Küche. Ihre Stelle wird von Tongeschirr und Fruchtschalen eingenommen. Die Siebe aus den Schalen der Früchte des Kalabassenbaumes (*Crescentia cujete*) sind oft mit hübschen eingeschnittenen und braun gebeizten Mustern am Rande versehen. Diese Frucht wird auch verwendet, um Trinkschalen (*jicara* von *altmexik. xicalli*) daraus herzustellen.

Grossen Wert legt die Frau auf einen hübsch geschnitzten Schokoladenquirl. Die Formen dieses kleinen Gerätes sind sehr verschiedenartig, oft ausserordentlich reich und mit ein bis drei beweglichen Scheiben zur Erzeugung des Schaumes versehen. Mir scheint aber, dass wir es hier mit einem erst durch die Spanier eingeführten Gegenstand zu tun haben.

Da am offenen Feuer gekocht wird, so darf natürlich der Feuerfächer in einem oder mehreren Exemplaren nicht fehlen. Als solcher dienen heute, wie in alten Zeiten Palmblätter. In Indianerhütten finden wir auch heut noch überall die offene Feuerstelle von der heiligen Dreizahl der Herdsteine gebildet.

Zur Aufbewahrung der Vorräte dienen die hübsch lackartig bemalten und geschnitzten Schalen von Kürbissen und Früchten des Kalabasse-



Fig. 3. Körbe, Schalen, Siebe, Schokoladenquirle.

baumes in allen Formen und Grössen. Und die groben oder feinen, aus Palmstroh geflochtenen weichen Körbe, *tompate* oder *tenate*, die in allen Grössen zum Verkauf auf den Markt kommen und häufig hübsche, bunte Muster zeigen. Was wir sonst noch in den Küchen der reichen Städte finden, ist europäische oder amerikanische Einfuhr.

Steglitz.

## Zeugnisse zur Geschichte unserer Kinderspiele.

Von Johannes Bolte.

Die fleissige und in allen Hauptpunkten zutreffende Erläuterung, die jüngst A. Rausch (Jahrbuch für Geschichte Elsass-Lothringens 24, 53—145) den von Fischart im 25. Kapitel des Gargantua aufgezählten Jugendspielen hat angedeihen lassen, lenkt unsern Blick auf einige Erwähnungen von Kinder- und Gesellschaftsspielen aus älterer Zeit, welche die bei Roehholz

(Alemannisches Kinderlied 1857), Zingerle (Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter<sup>2</sup> 1873), A. Schultz (Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger<sup>2</sup> 1889 I, 152f. 530f.) und Böhme (Deutsches Kinderlied und Kinderspiel 1897) gesammelten Stellen vervollständigen können. Ich gebe sie ohne umfängliche Erklärungen in chronologischer Folge wieder und wiederhole zur Bequemlichkeit der Leser auch ein paar Stücke, die zwar neuerdings abgedruckt, aber nicht leicht zugänglich sind<sup>1)</sup> Wieviel es auf diesem Gebiete bei uns trotz der erwähnten trefflichen Arbeiten noch zu tun gibt, lehrt ein Blick auf das achtbändige Werk von A. de Cock und J. Teirlinck 'Kinderspel en Kinderlust in Zuid-Nederland' (1902—1908).

### 1. Polizeiverbote.

Unter den Verordnungen der städtischen Obrigkeiten, die sich mit den auf den Strassen und Plätzen geübten Kinderspielen beschäftigen, ist wohl die älteste die Nürnberger aus dem 14. Jahrhundert (Baader, Nürnberger Polizeiordnungen 1861 S. 65), welche das Wälzeln in und vor der Stadt verbietet; auch soll 'niemant mit hallern noch mit pfennigen in cheynen kreis schizzen.' — In Nördlingen musste 1426 ein Platzmeister mit zwölf Platzknechten auf die Spiele achtgeben. Beim Gämsmahl durften die Ratsherren zur Kurzweil spielen: Bassen im Thurn, Karnüfeln mit Hölzlein, wo der Platzmeister das Scholtergeld erhielt. Zu den jugendlichen Vergnügungen, besonders in der Staben, gehörte das Paarlaufen, Kegeln, Radtreiben, Ruck oder Schneid etc. Die Schneller oder Steinige, das Topfspiel Häfen zu schlagen wurde erlaubt (Joh. Müller, Merkwürdigkeiten der Stadt Nördlingen 1824 S. 47f.). — Der Nürnberger Rat gestattete 1503 das Kugeln und Schussern auf der Hallerwiese, doch an den Feiertagen erst nach dem Gottesdienst (Boesch, Kinderleben 1900 S. 72). Der Ulmer Rat verbot 1517 Fuchs, Vogelspiel und Kluckern bis auf St. Ulrichstag (4. Juli), erlaubte den Knaben aber das Klebern (Schmid, Schwäb. Wtb. 1831 S. 315). In Zürich ward 1530 das Kluckern mit steinernen Kugeln, 1627 ausser dem Spielen mit Karten, Würfeln, wetten, gerad oder ungerad machen auch das Kluckeren, Stöcklen, Huetschiessen und derlei Spiel untersagt (Schweizer. Idiotikon 3, 643); in Bern ward 1560 das Kluckern auf dem offenen Platz des sog. Kirchhofes verboten (Rochholz 1857 S. 421). Und in St. Gallen erhielt 1589 der Mesner zu St. Laurenz den Befehl, alle Buben, so unter den Fischbänken tupfen, bölen oder kluckeren, wenn sie sich nicht warnen lassen, mit einer Geissel abzutreiben (Schweizer. Idiotikon 3, 643).

### 2. Ingold (1432).

Meister Ingold, Das goldene Spiel hsg. von E. Schröder 1882 S. 74, 27: 'In dem spil des schiessens ist begriffen kuglen, walglen der buben, bölen, ballen, keglen und alles das spil, damit man des zils war nempt.' Dazu die Bemerkungen S. 94f. — Die Disposition dieser geistlichen Auslegungen gibt Ingold S. 3, 18: 'Und also ist ze wisen, das ich sagen wil von siben spilen, da alle spil in begriffen

1) Den von Wahlenberg im Korrespondenzblatt d. V. f. nd. Sprachforschung 1, 22 (1877) erwähnten Kölner Papirerodex des 15. bis 16. Jahrhunderts mit Benennungen von Spielen, darunter 'nailden spelen' und 'nun locheren', vermochte ich leider bisher nicht ausfindig zu machen. Herr Stadtbibliothekar Dr. O. Zaretsky in Köln vermutet, dass Wahlenberg ihn selbst besessen hat.



sind: das erst ist schaffzawelspil, das ander pretspil mit den scheiblachen umb die irten, das drit kartenspiel, das fiert ist würfelspil auf dem pret, das fünft ist walgen mit den kuglen oder durch den ring küglen, schiessen und desgeleich, was mit dem klotz zúgát, das sechst ist lauffen und sterk erzaygen und tantzen, das sibent ist saytenspiel.'

### 3. Egerer Fronleichnamspiel (um 1480).

Im Egerer Fronleichnamspiel (ed. Milchsack 1881 v. 4509—4537. 4694 bis 4707; vorher Germania 3, 276. Über die Aufführungen seit 1443 s. Gradl, Mitt. f. Gesch. d. Dtsch. in Böhmen 33, 229) spielen die Juden mit dem verurteilten Jesus der Butzbirnen<sup>1)</sup> und Kopauff ins Licht:

Annas.	Nempt in und rúckten über die peín, Macht mit im ein frólich spil,	4510
	Ein igtlicher, was er im herzen wil!	
Natan.	Trenen, das sol geschehen, Man sol guette kúrzweil sehen.	
	Nun ratet alle zu mit sinneu, Was spils wel wir mit im beginnen?	4515
Abraham.	Ir herren, wir uns zusamen thiern Und spiln mit im der puczpirn: Wan das spil ist gemeine	

1) Auch Hans Sachs (Comedia von Pallas und Venus 1530. Folioausgabe I, 3, 218b) erwähnt dies Spiel: „So will dein angesicht klopfen ich | Und dir dein rotten kamp erschütteln | Und deinen pirnpaum zurütteln. | Se, hab dir die putzpirn ein weyl!“ Bei Waldis (Esopus 4, 81, 92), Frey (Gartengesellschaft c. 105) und Eying (I, 253) ist bützbiern kewn, butzbieren fressen = Prügel bekommen. — Damit gehört zusammen das Spiel 'Bierenbaum schütteln' bei Fischart (ed. Alsleben 1891 S. 267b, von Rausch, Jahrb. 24, 95 mit 'au poirier' bei Rabelais verglichen) und Frischlin (Nomenclator trilinguis 1586 Bl. 278b: *zvrónda* deß rüpfllins oder bürenschüttelins). das auch in obszönem Sinn gebraucht wird (Bolte zu Val, Schumanns Nachtbüchlein 1893 p. 279, 24). Die Verse 4525f. des Fronleichnamspiels zeigen, dass das Butzbirnspiel mit dem französischen Spiele 'La poire' übereinstimmte, wie es Jacques Stella (Les jeux et plaisirs de l'enfance, Paris 1657, nr. 30 = H. R. d'Allemagne, Sports et jeux d'adresse 1903 p. 29) abbildet. Hier schlagen drei Knaben mit ihren Hüten nach einem gefesselt knienden Gespielen, der den Birnbaum vorstellt, während sein Wächter ihn am Stricke festhält und die Angreifer abzuwehren trachtet. Darunter steht: 'Je plains fort ce soufre-douleur, Mais il espere en son malheur | Tirer raison de cette offense: | Pourven que des coups qu'il ressent | Celuy qui veille à sa deffense | En puisse doner vn pour cent.' Im französischen Flandern sind die Spiele 'Le rat' und 'Sauret grillé' zu vergleichen (Desrousseaux, Moeurs populaires de la Flandre française 1889 I, 239, 300). In der Schweiz heisst dasselbe Spiel 1523 in einer reformatorischen Streitschrift (N. Manuel hsg. von Baechtold 1878 S. 38. Schweizer. Idiotikon 2, 465) das Gyrenrupffen. „da einer in mitte sitzen müß, einer im hüeten, die andern all herzú laufend, den sitzenden zu roufen“, was bei Rochholz S. 410 und Böhme S. 571 fälschlich mit dem Kampfe zwischen Hahnt und Henne zusammengeworfen wird. Eine neuere Bezeichnung ist Bär an der Kette (Touche-Fours, Badger the bear) oder Teufel an der Kette (Rochholz S. 445. Schweiz. Idiot. 4, 1449. Böhme S. 597. Gomme I, 12); der Wächter heisst Bärenreiber oder Teufelsgelhilfe. — Verschieden ist dagegen das von A. Winterholler (Messis evangelica I. Ausg. 1717 = Österr. Vjschr. f. kath. Theol. 12, 403) erwähnte Spiel: „Die Seiltänzer stellen sich bisweilen auf den Kopf wie die kleinen Buben, wann sie ein Birnbäumlein machen.“ Gleichen Sinn hat das fz. 'faire le poirier' und das vlämische 'pereboom staaun' (Kinderspielen uit Vlaamsch België 2, 169. 1905); Fischart S. 263b: 'der gabeligen eychen.'

- Den kinden groß und kleine,  
 Nun rattet, lieben geselln mein, 4520  
 Wer sol nun der pirpaum sein?  
 Gewal. Ir gsellen, das wil ich euch hie sagen,  
 Jhesus mag die piern wol tragen;  
 Wan er ist gar ein frölich man,  
 Darumb sol man in mitten ein sizen lan, 4525  
 So wil ich selbert huetten sein  
 Und im helffen mern die pein.  
 Setz in nider hartte!  
 Wir wellen zum piern warten.  
 (Et tunc locant eum ad medium et ludunt cum eo.)
- Laibel. Trauen, die piern seindt suesse. 4530  
 Ysaac. Ja, da niden bei den fuesse.  
 Amos. Die piern thunt uns wol laben.  
 Moyses. Gesel, ich muß ir auch einne haben.  
 Moab. Nun rucket die piern oben mit schalle!  
 Si seindt teig, si werendt ab valle. 4535  
 Pharon. Lieber gesell, das sol sein.  
 Nun greiffet zu all in der gmein!  
 (Et sic omnes concurrunt et unanimiter tridunt eum et cruisant.)  
 . . . . .
- Seyblein. Herr, gib uns in ein weil her  
 Und las uns spiln nach unser beger! 4695  
 Cayphas. Nempt in hin den ungelenecken  
 Und spilt mit im, was ir kindt erdenecken!  
 Helflein. Rattet, ir herrn, mit ganzen sinnen,  
 Was spil wel wir mit im beginnen?  
 Schlem. Ich rat mit ganzen trenen, 4700  
 Das alt spil wel wir wider verneuen.  
 Magock. Ich weis kein pesser kurzweil nicht,  
 Wir spilen mit im kopauß ins licht!<sup>1)</sup>  
 Sadoch. Do wil ich gar pald ein tuch zu finden,  
 Domit ich im wil verpinden. 4705  
 Seine augen klar und zarte.  
 Nun raußt in wol bei seinem barte!  
 (Ex sic accedit et velat sibi oculos.)

#### 4. Hermann von dem Busche (1508).

Der Humanist Hermann von dem Busche beschreibt in seinem Lobgedichte auf die Stadt Köln (Flora 1554 Bl. A5b; vgl. Ennen, Geschichte der Stadt Köln 3, 909) die Leibesübungen der Kölner Jugend:

Non tamen indulget ludo cuiuscunque iuventus  
 Otia nec perdit, sed sese exercet in illis,  
 In quibus ingenui lucent vestigia moris,  
 Per quae proficiant vires et robora crescant  
 Vnguibus a teneris usu durata lacertis.  
 Ergo aut veloci contendunt agmina cursu  
 Aut agili saltu cervos aequante fugaces

1) D. h. Kippe den Kopf zurück, um unter dem Tuch weg einen Lichtschein zu erschassen (Grimm, DWb. 5, 1789): Es ist also ein Spiel wie Blindkuh oder Blindemaus (unten S. 388: de Bry) gemeint.

Aut altos amnes et flumina rauca natatu  
 Exuperant . . .  
 Hic fervet luditque pila formosa iuventus,  
 Hic ineunt nitidam iuvenilia corda palaestram,  
 Hic iaculo, hic disco certant celerique sagitta,  
 Exercentur equis alii subiguntque feroces . . .  
 Inde alios videas longis certamina contis  
 Per ludum serere et strictas vibrare secures  
 Monstratumque locum referente tonitrua glande  
 Percutere eventu nusquam cessante nec arte . . .  
 Hae iuvenum curae sacris festisque diebus  
 Post res divinas urbis de more peractas.

### 5. Erasmus (1523).

D. Erasmus erwähnt in seinem Dialog 'de lusu' (Colloquia familiaria, Traiecti 1676 p. 43) pila, ludus globorum missilium und ludus sphaerae per annum ferreum, indem er die niederländischen Ausdrücke balslaan, klootschieten und beugelen (klospoorte bei Junius) wiedergibt. Vgl. C. Wurstisen, Baßler Chronick 1580 S. 663: 'Viel kurtzweilen mit dem Ballen, zwahr nicht auff Italiänische gattung, sonder stecken an einem Ort ein eisinen Ring auff vnnnd sehen, welcher sein Ballen dardurch werffen köndte' (nach Aeneas Sylvius Brief an den Kardinal Julianus S. Angeli); auch Pontanus 1589, De Cock-Teirlinck 3, 187 und Böhme S. 614 f.

### 6. Luther (1524, 1527).

M. Luther, An die RATHERREN aller Städte deutsches Lands 1524 (Werke, Weimarer Ausgabe 15, 47, 1): Meyn meynung ist, das man die knaben des tag eyn stund odder zwo lasse zu solcher schule gehen . . . Bringen sie doch sonst wol zehen mal so viel zeyt zu mit keulichen schiessen, ball spielen, lauffen und rammeln.

Auslegung des Propheten Sacharja 1527 (Werke 23, 599, 32 zu Sach. 8, 5): Mercke auch, wie das kinderwerck als spielen und tantzen der jungen welt auff den gassen nicht böse ding ist, sondern Gotte wolgefellet, daß ers alhie rhümet auch fur seine gabe, und doch uns deucht ein verloren und unnütze ding sein. Die stift und klöster solten yhre güter und heiligkeit die helfft drumb geben, daß yhr wesen und werck halb so viel zeugnis ynn der schrift hetten. Wie werden sie bestehen, wenn Christus sagen wird, das der kinder singen und tantzen auff den gassen yhm lieber sey denn alle yhr geheule und gemurre ynn yhren kirchen, und das der meydlin krentze und puppen, der kneblin rosstecken und rote schuhe yhm viel bas gefallen denn alle yhre kappen, platten, korhembd, kaseln und schmuck! — Werke 6, 56, 13 und 19, 207, 4: der blinden kue spilen.

### 7. Agricola (1529).

J. Agricola, Sprichwörter 1529 nr. 702: Inn etlichen spilen, als mit den steynen zum pflocke schiessen, wenn schon ein steyn zerschossen oder zerworffen ist, so gilt doch das gröste stuck vom steyne, es sei nahendt oder weit vom pflocke gelegen, zu gewinn vnd verlust.

### 8. Macropedius (1535).

G. Macropedius, Rebelles 1535 Akt 2, Sc. 1 (S. 19 ed. Bolte 1897) schildert, wie zwei Knaben 'Primus secundus' spielen. Sie legen einige Pfennige zwischen die Blätter eines Schulbuches und blättern dies von vorn an durch, indem sie

dazu 1, 2, 3 zählen; da Clopicius aber die Nummern 2 und 3 für sich beansprucht und dem Genossen nur 1 lässt, geraten sie sich in die Haare. — Rabelais und ihm folgend Fischart S. 261 b nennen das Spiel 'Primus secundus'; Fischart S. 266 b hat ausserdem die Bezeichnung 'Pfenning im Buch pletern' (Rausch, Jahrbuch 24, 64), der niederländische Rabelais-Übersetzer Claudio Gallitalo 1682 'Van ik eerst, ik andert', A. de Cock en Teirlinck (Kinderspel in Zuid-Nederland 1, 51, 4, 91) 'Beeldje steken'. Bei Messerschmidt 1615 scheint 'Primus secundus' auf ein Kartenspiel hinzuweisen.

### 9. Haus Sachs (1536—1553).

H. Sachs, Fastnachtspiel die Rockenstube (1536. Folio 3, 3, 7a = Fastnachtspiele 1, 124 nr. 10):

Da werden knecht und die roßbuben  
Mit uns mancherley spiel anfahren,  
Des stocks<sup>1)</sup> spielen und öl außschlahen<sup>2)</sup> . . . .  
Ich wil dir schüttu die agen ab.

Das Krapfenholen (1540. Folio 1, 5, 472 c = Fastnachtspiele 2, 35 nr. 15):

Ist gleich wie unser rockenstueben:  
Da eß wir huzl und höllern rueben,  
Die maid in die sackpfeiffen singen,  
Da unser knecht ölperu und ringen.  
Eins tails die karten in die nües,  
Ein tails des rüepfleins<sup>3)</sup> auf dem kües,  
Der plintmens<sup>4)</sup>, stocks und öl auschlagen,  
Ains tails den maidn abschuetent agen<sup>5)</sup>.

Das Kälberbrüten (1551. Folio 3, 3, 45a = Fastn. 3, 97 nr. 34):

Mein weyb thut ahn das auff euch ziln,  
Sie möcht mit euch des rüpfleins spiln.

1) Vgl. Fischart ed. Alsleben S. 263a 'Des kurtzen steckens' (Rabelais: au court baston). Dohna nr. 9 'Das stock spielen'. Hoffmann v. F., Horae belgicae 6, 2 v. 36: 'Sele worstelt ende sele treet den stoc'. Nach der Abbildung bei J. Stella (Les jeux et plaisirs de l'enfance 1657 nr. 36 'Le court baston' = H. R. d'Allemagne, Sports et jeux d'adresse 1903 p. 343) ähnelte das Spiel der oben 17, 241 erwähnten Strebekatze: zwei auf dem Erdboden einander Gegenübersitzende fassen einen quergehaltenen Stock und suchen ihn zu sich zu ziehen. Dagegen entspricht das 'Trecken tegen een' bei De Cock en Teirlinck, Kinderspel in Zuid-Nederland 1, 243 wohl unsrem Seilziehen.

2) Vgl. Fischart S. 276b 'Oel außschlagen' (bei Rausch ausgelassen).

3) Fischart S. 261a 'Röpfflin' und S. 44 'Er trehet si gleich wie ain topff, | Das umbkraiselten do. | Ta rufften sie all: Schelmio. | Spil röpfflin tu auff teinem kopff!' Frischlin (oben S. 383) setzt 'rüpfflin' = birnschütteln; eine verkehrte Deutung bei J. C. v. Schmid, Schwäb. Wtb. 1831 S. 440.

4) Vgl. unten S. 388 (de Bry).

5) Über das 'Angelschüttle' und die dabei gebräuchlichen Verse vgl. Birlinger, Aus Schwaben 2, 358 (1874), Wendeler, Archiv f. Litgesch. 7, 341 und Reiser, Sagen des Allgäus 2, 331 (1902). Fastnachtspiele ed. Keller 1, 270, 9: Ich schatz, wir gen zum rockenspinnen | und schuten den meiden die agen ab. Ebd. 1, 276, 11. 345, 17. 381, 33. H. Sachs 1, 3, 232a: Da wöllen wir den schönen docken | Die agen abschüttu von den rocken. Fischart, Gargantua 1891 S. 359: die Agen schütteln und den Rocken anstecken (d. h. anzünden; vgl. Gargantua S. 267b 'Da zünd er ir den Rocken an' [von Rausch übergangen] und Archiv f. Litgesch. 7, 334f).

Camillus mit dem untreuen Schulmeister (1553. Folio 3, 2, 62c = 12, 231 ed. Keller):

Ich will mit euch ein weil spaciren,  
 Dausen vor dem statthor mayiren . . .  
 Mit der han [Hs. parr] lauffen und mit ringen,  
 Den balen schlagen und mit springen . . .

Paulus. Ich will mit, er sey gleich wie im sey.  
 Ich hab all mein schusser bey mir.

Antonius. Mein Paule, ich will auch mit dir  
 Und mit nemen mein rechenpfennig.

#### 10. Camerarius (1544).

Joach. Camerarius bespricht in dem Dialoge 'De gymnasiis' (Praecepta morum ac vitae 1544 p. 76) neben den Turnübungen (p. 74 und 35) auch einige Kinderspiele seiner Zeit, die er mit Genugtuung schon im griechischen Altertum nachweist: Ludimus caecum musculum<sup>1)</sup>; sic enim vocant, cum unus in medio oclusis oculis circumcursitantes et vellicantes alios captat; veteribus fuisse aeneam muscam dicit [magister]. Solet et aliquis in tergo manus constringere et insidentem genibus aliquo usque gestare<sup>2)</sup>. Habemus et pilulas fictiles, quibus certamus confingentes quique suis aliorum et in fossulas certis spaciis inter se distantes impellentes, in quo est certae manus laus<sup>3)</sup>. Etiam aeneis numismatis proiectis ad lineam et in sese simile est certamen<sup>4)</sup>. Ludimus et quod nostra lingua Vaccae latebras<sup>5)</sup> nominamus, veteres dicit vocasse diffugium: uni, qui primum sortito constituitur, stanti praefinito in loco comprimuntur oculi. Quo facto discursitamus omnes et latebras quaerimus. At [77] ille prius ter se venturum minari debet, quam oculos aperiat; ubi ter dixit Venio, circumit et vestigat omnia loca; si quem conspexit, recurrit in suum locum clamans Inveni et ubi et quem explicat. Omnibus igitur studium hoc est illum latentes antevertere et in ipsius locum subire; quod si quis effecit et occupavit prius locum quam ille, indicat adhuc delitescens provocacione sua iubetque adesse; ita illi iterum oculi ut ante concluduntur. Sin ipse invento aliquo recurrit primus in locum suum, is, qui inventus est, pro ipso connivet. Est et huiusmodi quaedam nobis in usu discursio: in duas partes distribuimur; tum sorte ducitur, qui in medio stans circumagat orbiculum, cuius una nigella sit, altera candida facies. Sortito autem proprius fit alteruter color alteriusutrius partis; tum ille, qui orbiculum intorquet, acclamat: Vel dies vel nox. Utrius igitur partis color apparuerit post vertiginem orbiculi, ea fugit; alteri sectantur, dum comprehendant aliquem; atque is postea orbiculum versat et Asinus nuncupatur<sup>6)</sup>.

#### 11. Wickram (1554).

G. Wickram. Der Knabenspiegel 1554 cap. 5 (Werke 2, 19): 'Was sagt mein son Wilbald dazu?' 'Gar nichts,' sagt Fridbert, 'dann das er mit lachendem an-

1) Blindemans (Böhme S. 627).

2) Huckepack. griech. Ephedrimos (P. llux 9, 119. Archäolog. Zeitung 1879, 78 Taf. 5 = Baumeister, Denkmäler des klass. Altertums 2, 781).

3) Murmelspiel.

4) Vgl. Böhme S. 602. Pontanus 1589.

5) C. scheint hier eine sonst nicht nachgewiesene Bezeichnung 'Kuhwinkel' für das Verstecken und Anschlagen (Böhme S. 561. De Cock in Teirlinck 1, 140: Schuylwinkel. Rausch, Jahrbuch f. elsäss. Gesch. 24, 99) zu übersetzen.

6) Dies ist das griechische Spiel Ostrakinda (Pollux 9, 111); vgl. Böhme S. 636 und De Cock-Teirlinck 4, 86.

gesicht umbwandt, ein lange gerten in seiner rechten haltend, mit welcher sie der zeit haller und pfennig auß einem runden krütz oder ring schussen. Sie gebrauchen sich auch beyweilen der wirffel und karten.' — Im Goldfaden 1557 cap. 4 (Werke 2, 275) erscheint eine an die Jugendgeschichte des Kyros erinnernde Schilderung einer Knabenschlacht.

### 12. Frischlin (1586).

Nic. Frischlini Nomenclator trilinguis (Francof. 1586) Bl. 278 b 'De ludis' gibt für die aus Pollux Onomasticon entlehnten griechischen Spiele die deutschen Bezeichnungen. Ich füge die niederländischen Namen aus Hadr. Junius Nomenclator omnium rerum (Antr. 1567 p. 319) hinzu, wo auch eine lateinische Erklärung der Spielweise zu finden ist.

Myinda: Blintermausen (Junius p. 323: T'blindeken, blindenspiel, suycker-noemken, haegercour). — Chytrinda: Deß Rüpfflins oder Bürenschüttelins (Junius: Bierkensoet, pruymen eeten). — Scaperda, Heleystinda: das Seyl ziehen, Strebkatzen (Junius: Poorthouden). — Drapetinda: Atzel bergen. — Basilinda, ludus convivialis: Königreich Spiel (Junius: T' coninckken speelen, een coninck maken). — Schoenophilinda: des Schlägelins, Ring, Krantz (Junius: Cop cop heeft geleyt). — Ostracinda: Schlag oder Anschlag, zum Barrlaufen, Ritterspiel (Junius: Hol of bol, luysen oft noppen). — Omilla, tropa: Grüblen mit Nüssen. — Ludus nucum: Gerad oder Ungerad, mit Nüssen<sup>1)</sup>. — Plistobolinda: der Mästaugen, mit Würfeln (Junius: Meest oogen, alem. Überwurf). — Ludus puparum: Himmelreich [Marionetten]. — Oscilla: das Geutschen, als auff einem Holtz, auff und nider (Junius: Tonteren, schongelen, scheppen; alem. ritzen). — Ludus calculorum: das Zwölfft, Thorwarterspiel. — Ludus talorum: Bickelinspiel.

### 13. Pontanus (1589).

Jac. Pontanus s. J., Progymnasmata latinitatis 2, 390 nr. 68 (ed. VIII. Ingolstadtii 1602): Ludere etiam consuevimus orbiculis ligneis aut aeneis sive triduculis super longa et angusta mensa [Tafelschiessen]. Item globis aeneis in crates quasdam super mensam impellendis ludimus. Sphaeras quoque ligneas per annulum ferreum impellimus [Erasmus oben S. 385]. Puerorum plane sunt globulorum, nucum, turbinis, trochi, par impar, item epostracismus [Scheibenwerfen]. Et quod apud Italos musca caeca vocatur nec Germanis ignotum, de quo P. Victorius Variarum lectiones 1553 lib. 15 cap. 16. [Böhme S. 628. Pitre, Giuochi fanciulleschi sicil. 1883 p. 191.] Die folgenden Dialoge schildern ausführlich einzelne Spiele. der 70. (p. 401) Ludus lapidum orbiculatorum ad metas, der 71. (p. 405) Ludus globulorum, der 72. (p. 407) Ludus nucum, der 73. (p. 410) Ludus turbinis.

### 14. De Bry (1593).

Theodor de Bry stellt in einem Kupferstiche seines Stammbuches (Emblemata nobilitatis 1593 nr. 8; Neudruck von Warnecke 1894) das Blindemausspiel dar. Eine Jungfrau, deren Gesicht durch ein Barett verhängt ist, tastet an der Tür herum, während andre Jünglinge und Mädchen vor ihr fliehen. Der Text lautet:

Die Blinde Mauß<sup>2)</sup>.

Deß Abends, wens ist finster drauß,

Denn spielten wir der Blintzelmauß.

Denn laufft das Mäußlein vnb im Hauß,

1) Vgl. Desrousseaux, Moeurs populaires de la Flandre française 1, 232: 'Pair ou non'. Böhme S. 625. Nd. Jahrbuch 32, 58. De Cock-Teirlinck 4, 77.

2) Vgl. Böhme S. 627. H. Sachs 1540. Camerarius 1544. Frischlin 1586. Ponta-

Biß ein ereylt bey der Carthauß.  
 Ihm wirt auch selbst gestelt oft nach,  
 Biß es mit gunst felt gar ins gloch.  
 Also treibt es Fraw Venus Kindt  
 Heimlich bey Nacht, ist toll vnd blindt.

### 15. Rollenhagen (1595).

G. Rollenhagen, Froschmeuseler 1595 I, 1, cap. 2 (ed. Goedeke 1876 I, 7 v. 75):

Wie jung gesellen zur sommerszeit  
 Am wasser und wiesen suchen freud,  
 Wie auf den schulen die studenten  
 Baden und tauchen gleich den enten,  
 Schwimmen künstlich wie gens und schwanen  
 Fischen, faren im schif und kanen,  
 Fechten, schlagen bal, springens kleid,  
 Wissen von keiner traurigkeit . . .

Ebd. II, 6, cap. 5 (Goedeke 2, 112 v. 11):

Gleich wie zwei kinder sich gebaren,  
 Wenn sie aufwippen und niederfaren  
 Mit eim gleichwichtigen bauholz,  
 Dünken sich damit mechtig stolz . . .

Ebd. III, 3, cap. 6 (Goedeke 2, 266 v. 345):

Das ihn die derm an köpfen hiengen,  
 Als wenn sie der reif wolten springen.

### 16. Messerschmid (1615).

A. M. Spelta, Sapiens stultitia, Die kluge Narrheit, auß der Italiänischen Sprach in die Teutsche versetzt durch G. F. Messerschmid (Straßburg 1615) 2, 99 zählt im 8. Capitel über die Narrheit der Spieler mehrere 'Sorten der Spiele' auf<sup>1)</sup>: „Daselbsten werden sie zeit genug zuspieren vnd zu raßlen haben: daß Flüssen, daß Primiere, den Schachmat, daß Ticketack, daß Lurtsehen, Rümpffen, Trümpffen, den Marsch, den Ruhm, den Stich, den Rausch, den Vmbschlag, daß 31. einerley Farb. daß dritte Gleich, daß Krumme Neun, daß Sequentz, daß primus und secundus, daß 30. daß 40. daß Bieten, daß Halten, den Paß, daß malcontant, daß Banckrott, daß cede bonis etc. Da können sie die zeit vertreiben mit Würfeln, mit Karten, es seyen gleich der schlechten oder der vielseltzamen, als auff welchen Pfennig, Becher, Gläser, Kanten. Wehr, [100] Spieß, Stäbe, Stecken, Vögel. Endten, Eychel, Säw, Schölln, Hüt, Stein, Hertz, Schuffeln, Mucken, Laub, Blumen, Federn, Schilt vnd Helm, 10. 9. 8. 7. 6. 5. 4. 3. 2. vnd 1. gesehen werden. Da werden sie sich können bespiegeln in dem Könige, der Königin, dem Bannherrn, dem vnder- vnd Oberbuben, der Saw, dem Pferd, dem Landtsknecht,

nus 1589. Dohna nr. 30. Brinzing 1677 (Zs. f. dtsh. Phil. 24, 61, 336). Conrad von Salzburg 1683 (Zingerle S. 41). Hermes, Sophiens Reise 2, 36 (1770): Blindekuh.

1) Im Originale Speltas (La saggia pazzia, Ven. 1609 2, 75) heisst es etwas abweichend: „Giucando à trionfetti, à trappola, à flusso, alla bassetta, à ericca, al trenta al quaranta, al trent' uno, all' herbette, à banco fallito. à chiamare, à primiera, alla doppia, à salandrone, à baccica, alla carta del mercante, à trè, due, asso, à dar cartaccia, al cede bonis, et altri.“

der Welt, der Sonne, der Justici, dem Engel, dem Monde, dem Sterne, dem Feuer, dem Teuffel, dem Todt, der Bildtniß, dem Rade, der Vestung, der Burg, der Liebe, dem Schiebkarren, der Mäßigkeit, dem Keyser, der Keyserin, dem Gauckler, dem Narren seinem vielgeliebten Fratello. Da werden sie können (wofern es jhnen die Speise zuverändern belibien wird) die feinen Karten in die Hände nemmen: als auff denen hüpsche Hertze, Blumen, Klöpffel vnd Schlegel abgemalet seind, vnd mit denselben kurtzweilend die zeit hinbringen.

### 17. Theses de virginibus (1615).

Theses inaugurales de virginibus (Facetiae facetiarum, Francof. 1615 p. 428):  
 Donec tandem Dominus a Rauschenberg appropinquet, da hüpfen sie auch wol nach einer rostigen Trumpe, Hackmesser, Becken oder dergleichen, oder fangen sonst allerley Cristliche Spiel an, als da sind: die Blinde Mäuß, Sackmutter, Fickmühl, Auß und ein, Ubereck ins Bein, das Allefentzel, Greiff ans Schwäntzel, des Venus Tempels, des Fuchs, des Vogelküssens, des letzten Stichs, der jhn so wol thut, Loch zu loch, In die Würst fahren, Der liebe Predigt, Bauch wider Bauch, des Stichgrübels, Es müth mich: Quid est, ein jeder Vogel in sein Nest. — Der unbekante Verfasser scheint nur aus Fischarts Liste die verfänglichsten Spielnamen ausgelesen zu haben: Fischart S. 259a Plinden mäuß, Fickmül, Auß und ein, 260a Über eck ins bein, 261a Das Alefrentzlin greiff ans schwentzlin, 264b Deß Venus Tempels, 264a Deß Vogelküssens, 261a Loch zu Loch, In die Würst faren, 262b Bauch wider bauch, Des stichgrübels, 261a Es miet mich, 265a Jeder Vogel in sein Nest. Mit Unrecht bezieht Violet (bei Frischbier, Preussische Volksreime 1867 S. 211) diese Stelle auf die Danziger Nehrung.

### 18. Christoph von Dohna (vor 1618).

In der Zs. für Kulturgeschichte 4. Folge 2, 415—417 (1895) hat A. Chroust aus dem gräflich Dohnaschen Archive in Schlobitten die hier wiederholte interessante Liste von Spielen veröffentlicht. Sie rührt von dem 1583 geb. und 1636 verstorbenen Christoph von Dohna her, der Frankreich bereist hatte und als Kämmerer des pfälzischen Kurfürsten Friedrich V. in Heidelberg lebte. Erläuternde Nachweise gab John Meier ebd. 3, 120—122 (1896).

1. Je vous vend mon nom, mon surnom, ma devise, ma couleur et mon serviteur. — Vgl. Mélusine I, 570. 2, 327. 3, 136; Les ventes d'amour.

2. Pique, raffe, taille. — Fischart, Gargantua S. 259a: Rum und stich. Messerschmid 1615.

3. Au propos. — Vgl. 41. Fischart S. 263b.

4. Voster place me plaict. — Vgl. 24.

5. Ainsi fait Poie, ainsi fait lengeor [?], [ainsi] fait le petit canar.

6. Auf der prucken zu Paris, da man geht nach etc. — Johnson 1663. Leucoleon 1671.

7. Den zeynerdanz spilen oder dancen. — Böhme, Geschichte des Tanzes I, 55. 321. Al, Johannes der Täufer 1549 Bl. Q 8b: den züner dantz (dafür setzt Meyenbrunn 1575 in seiner Bearbeitung Bl. S 1b ein: den Natha dantz). H. Sachs 2, 3, 24: dantzen den zeyner. Fischart S. 122. Vgl. Böhme S. 456 und Nd. Jahrbuch 32, 76.

8. Den dritten schlagen. — Böhme S. 559. Hövel 1663. Meister Altwert 1850 S. 90, 3: zwei stuonden fur ein mit fliz. Round tag; Jeu des fagots. Kristensen S. 498. 703.

9. Das stock spilen. — Oben S. 386 (Hans Sachs).

10. Des umblaufens spilen.

11. Des handwerks spilen. — Böhme S. 667. Fischart S. 263b. Rausch, Jb. 24, 84. Zeitvertreib 1757 nr. 57. De Cock-Teirlinck 4, 7. Desrousseaux, Flandre française I, 229.

12. Adam der hat sieben söhn, sieben söhne hat Adam. — Böhme S. 494. Fischart



S. 266a. Rausch 24, 110. Hövel 1663. Cock-Teirlinck 2, 181. Ghesquiere S. 87. Kristensen S. 284, 633.

13. Weiss hat sein farb verloren, ist nit wahr etc.

14. Schweinfüsslein tragen, [o]der sonst ein holzlein in 31 thail gethaillet. — Fischart S. 259: Der ein und dreißig (ist wohl ein Würfelspiel).

15. Gott gruess Ench, bruder Eberhard. — Böhme S. 656. Fischart S. 261b. Dunger 1894 S. 172. Laube, Teplitz S. 86. Riederer (unten S. 405).

16. Aus den vier elementen etwas nehmen. — Böhme S. 677. Johnson 1663. Kristensen S. 497. Unten S. 402 (Wesenigk).

17. Wozu ist das stro guet? — Fischart S. 261b. Zeitvertreib 1757 nr. 77.

18. Die stille music. — Böhme S. 670. Fischart S. 261b: Heimlich seitenspil ungelacht. Rausch 24, 113. Zeitvertreib nr. 24. Wesenigk 1702. Sylvanus 1728.

19. Ein wachtel im sack und ein rechen etc. — Fischart S. 259b. Rausch 24, 134.

20. Kneipichen ohne lachen. — Böhme S. 657. Fischart S. 263a: Ungelacht pftz ich dich. Rausch 24, 75. Zeitvertreib nr. 41.

21. Ein bohn in mein sack. — Fischart S. 260a: Der Bonen. Rausch 24, 60.

22. Wo beutelt man häsel[nuss]?

23. Das eisen halten. — Böhme S. 560. Rochholz S. 406. De Cock-Teirlinck 1, 75.

24. Euer platz gefellt mir. — Vgl. 4. Altswert S. 90, 9: Der platz ist min. Zingerle S. 47. Böhme S. 648. Rolland, Rimes et jeux de l'enfance 1883 p. 163: Ôte-toi de là. Kristensen S. 212. 483.

25. Das holz schneiden. — Böhme S. 118.

26. Wechfelde [?] pankeroth.

27. Wie gehts, brueder Gigack?

28. Herr ritter, herr witter ritter? — Fischart S. 265b: Ritter durchs Gitter. Rausch 24, 108.

29. Wer das nicht kan, der kans nit. — Böhme S. 652. Fischart S. 265a. Rausch 24, 118.

30. Der blinden mauß. — Böhme S. 627. De Bry 1593. Fischart S. 259a. Rausch 24, 102. Rochholz S. 401. Geiler bei Wendeler, Archiv 7, 336.

31. Der sehenden katzen.

32. Die beide blinden mit den schlüsseln. — ? Fischart S. 261b: Der Schlüssel.

33. Herr schultheis, darf ich zum Buchsichen gehn. — ? Fischart S. 259b: Des Schultheissen.

34. Ich hab dich lieb, womit unterhelt man die lieb. — Vgl. 60.

35. Forällichen, an mein nüstrichen [!].

36. Was vergleicht sich eines bösen weib am besten?

37. Was hastu am liebsten, ein pferd, ein klaid oder ein ring? — Fischart S. 264b: Was wünsch dir von dein bulen.

38. Seit ihr frau ros, ich hett gern ein negelestock. — Böhme S. 540. Schumann S. 43.

39. Warumb habt ir euern bulen lieb? — Fischart S. 266b.

40. Das bixschen von der lieb; was ist etc.

41. Das propos herum gehn lassen. — Vgl. 3.

42. Ich trag Wohlgemueth, wo tregstu in hin? — Vgl. Böhme S. 589.

43. König alter, wo sol ich mich hinbehalten?

44. Den König verstecken.

45. Den versteckten schue suchen. — Böhme S. 663. Fischart, Gargantua S. 266a: Schüchle bergen: Practic 1574 Bl. F 2b: Schüleinspüler, die den stein under das fürtüch ausgeben. Rausch 24, 112. Fleming 1636. Hövel 1663. Zeitvertreib nr. 70. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 2, 432 (1862): Schuschoppen. Gesichtsbblätter f. Magdeburg 18, 178: Schuhruscheln. Oben 14, 375: Pantoffelsuchen. De Cock-Teirlinck 4, 120. Französisch jeu de la pantoufle (Mélusine 2, 144). Kristensen p. 211. Gomme 1, 241.

46. Der gluckhennen spilen. — Böhme S. 569.

47. Des wolfs spilen. — Böhme S. 572. Rochholz S. 408. Fischart S. 259b. 268a. Rausch 24, 103. Desrousseaux 1, 286. Gomme 2, 396.

48. Ich sitz auf mein hüttigen. — ? Fischart S. 267b: Hütlin, hütlin, durch die Bein. Rausch 24, 121. — ? Böhme S. 631: Ich sitz auf einem Tisch.

49. Herr apt, herr apt, was ist des closters orden? — ? Böhme S. 647. Fischart S. 265b: Deß Apts und seiner Brüder. Rochholz S. 440.
50. Ich hab ein garten, was für einen baum, vogel . . ? — Böhme S. 266. Zeitvertreib nr. 21.
51. Stirbt der fuchs, so gilt der balk. — Böhme S. 651. Unten S. 406 (Heini).
52. Mich muhet, mich muhet. — Fischart S. 261a: Es miet mich. Facetiae facetiarum 1615 p. 428: Es müth mich. Fischart S. 268a: Warum seuffzt ihr Nachbar? Was rewet dich? Rolland, Rimes et jeux de l'enfance 1883 p. 164: Le jeu des soupirs. Leucoleon 1671: Ach! Was schadet euch, mein Hertz.
53. Des versteckens [spilen]. — Böhme S. 637. Fischart S. 266b: Verbergens.
54. Nun tretet heran, ich will euch frölich machen, ob ich kan. Nun sehet auf mich all, die in disem tanze gehen, die thun wie ich. — Fischart S. 265a. Rausch 24, 110. Vgl. die 1474 zu Breisach von Peter von Hagenbach angeführten Tänze in Mones Quellensammlung der badischen Landesgeschichte 3, 324 Taf. 15–16 (1863) und Zeitvertreib 1757 nr. 32 'Riemenspiel'. Nd. Jahrbuch 32, 75: Ich armer Mann.
55. Frau, wolt ihr sauer milch kaufen? — Böhme S. 658. Nd. Jb. 3, 106 (1877). Adrian, Salzburger Volksspiele 1905 S. 126.
56. Den alten Haupel. [? Hoepel nld. = Reifen].
57. Den hirten haissen, wan man euch mit den ohren herumbeführt.
58. Des blinden richens. — Nd. Jahrbuch 32, 75 nr. 11.
59. Das schnupfduch fallen lassen. — Vgl. E. Meier, Kinderreime aus Schwaben 1851 S. 130. Böhme S. 556 (Plumpsack).
60. Ich hab dich lieb, reciproce, wen hast lieber als mich. — Vgl. 34. Fischart S. 261a: Des Liebrhatens; S. 266b: Warum hast dein liebchen lieb.
61. In der bernhaut. — J. A. Poysl 1682 (Archiv f. neuere Sprachen 122, 240): Kanst nit das Spill zur Beerenhaut, Wo man zerklopft die Hendt, Wer nit woll auf die Finger schaut Undt sie verbergt behendt?
62. Mit 3 wickeln [!] paschen. — Fischart S. 261a: der drey würffel.
63. Den steinigen errathen. — Böhme S. 637. Rochholz S. 393. 428. Fischart S. 266. Rausch 24, 113.
64. Blau waschen.
65. Das schäflein austhailen, den Kopf, füs, wanst etc. — Vgl. das Eselstestament (Zs. f. d. Alt. 15, 489. Zs. f. roman. Ph. 1, 88) und die Huhaverteilung bei R. Köhler, Kl. Schriften 1, 499. 582. 2, 567. Fleming 1636: Kalb ausgeteilt. Handelmann 1874 S. 31: Schwein verkaufen. Schumann 1905 S. 69. Kristensen S. 494. 503f.
66. Herr könig, ich dient euch gern. — Zingerle S. 45. Böhme S. 654. Rochholz S. 435.
67. Das gänsel rupfen under dem leilach. — Fischart S. 259b: Gänblein beropffen.
68. Einen buchstaben aus dem abc, darauf sagen die statt, das zeichen, den vor [?], die wirtin etc. — ? Fischart S. 262b: Das abc reimen. Rausch 24, 118. Gomme 1, 129.
69. Die schwereste gans heben. — ? Fischart S. 267b: Den Hund heben.
70. Den hasen hinderm busch. — ? Böhme S. 568. Hövel 1663: Hässichen jagen. Fischart S. 259b: 'Du der Haß, ich der Wind.' Handelmann S. 78.
71. Ich will dir einen pfening geben, kauf darumb, was du wilt ansserhalb ja und nein. — Böhme S. 652. 658. Rochholz S. 423. Fischart S. 267a: Wer ja und nein sagt. Rausch 24, 120. Schumann 1905 S. 69.

### 19. Garzoni (1619).

Thomas Garzonus, Piazza universale d. i. Allgemeiner Schauwplatz aller Professionen [italienisch 1585] in vnserer Muttersprach vbersetzt (Frankfurt a. M., L. Jennis 1619) S. 436a im 68. Discurs von Spielern und Spielen: 'Ins gemein hat man sonst in allen Landen und Nationen vielerhand Spiel, welche in Kinder- und in Mannspiel möchten abgetheilt werden und nach einer jeden Landts Art erfunden, genennet und gebraucht werden. So hat man auch darzu unterschiedliche Sachen, als Glückkern, Döpff, Ochsenfuß, Rebenhöltzlein, Kugeln, Baln, Nüß,

Kirschkern, Pfersingkern unnd was dergleichen mehr ist, dabey man beynahe die Jahrzeit kan erkennen, sintemal sie auß sonderlicher Observation der Jungen nach sonderlichen Jarzeiten abwechseln. Mannsspiel sind Schoßstein, Taffelschieben, Kegeln, vielerhand Karten, unnd was dergleichen mehr noch täglich erfunden wird. Und schreibet Volaterranus von einer neuen Invention Karten, darinnen Müntzen, Becher, Degen, Stäbe, Zehen, Neun, Acht, Sieben, Sechs, Fünff, Vier, Drey, Eins, der König, die Königin, der Reuter, der Fußgänger, die Welt, die Justitia, der Engel, die Sonne, der Mond, der Stern, das Feuer, der Teuffel, der Todt, der Galgen, der Alte, das Glücksrad, die Festung, die Liebe, der Wagen, die Temperantia, der Pabst, die Päbstin, der Keyser, die Keyserin, der Gauckler und endlich der Narr. Sonst hat man in der gemeinen Karten vielerhand unterschiedliche Spiel, als Munten, Ruhm und Stich, Rümpffen, Peres, Hundert und eins, Kauffmann, Banquerott, untrewen Nachpars, Sequens, Ruffen, Triumph und andere mehr. Mit dem Ball hat man auch unterschiedliche Spiel als Lang, Kurtz, mit der Handt, mit dem Brett, mit dem Netz oder Racquet, mit dem Brassal, mit dem Fuß, Frauen-Ball, wie zu Coniglian brüchlich.<sup>1</sup>

## 20. Gumpelzhaimer (1621. 1652).

Georg Gumpelzhaimer, *Gymnasma de exercitiis academicorum* (1. Ausgabe anonym Argentinae 1621 S. 233—262 'De omnis generis lusibus' = 2. Ausgabe, vermehrt von J. M. Moscherosch, Argentinae 1652 S. 332—370) verweist S. 243 [= 1652 S. 347] für die Arten der Spiele auf Fischarts Pantagruel oder Gorgelantua c. 25, Garzonis Piazza universale disc. 68 [1652 noch auf Dan. Souters Palamedes seu tabula lusoria 1622 und Meursius De ludis Graecorum 1622]. Genaue bespricht er S. 243 [348] das Schachspiel, das Dammen [Steinziehen, Neuntenstein, Mühle spielen], S. 250 [356] das Würfelspiel, Lurtschen, Buff pro et contra, Regal buff, Dickedäcket [Gansspiel, in die Hölle fahren oder im Kühschwanz ziehen], S. 252 [358] das Kartenspiel, la mora vel del tocca, wann man gegen einander ruffet und sagt, wieviel der gegentheil finger werde auffrichten, Loßspiel, Glücksdöpf, S. 253—262 [359—370] das Ballspiel, mit einem Stecken [Bretschalen, Racketen], Faustballen, Buffpallen, Palli malli, aliud genus, da man das hiltzern Kügelein nicht von der Erd mit dem langen Hammer in die ferne schlegt, biß mans hernach füglich durch den eisern ring bringe, sondern man legt das kügelein auff einen stecken, so in die Erd gestossen, und schlegt es davon mit einem Hammer in die weite; das Kegelscheiben und Schmaräckeln<sup>1</sup>), auch mit einer halben kugel und schaufel, Bräckeln, qui Pontani De lat. progymnasm. 70 [oben S. 382] dicitur Ludus lapidum orbiculorum ad metas, oder mit Bley in ein gegickerten Stein gewiß werfen, auff der Bilcken Tafel<sup>2</sup>) mit Messingen steinen schüessen, in die Erbslaub werben [werffen] oder in Narren schiessen, auch auff der Tafel die kügelein künstlich mit darzu präparirten stäblein durch ein halben ring stossen [des schwarzen Kerns spielen] etc. — Teilweise ausgeschrieben im Zeitkürztenden Lust- und Spiel-Hauß (um 1690) S. 44.

1) Vgl. Größler, Mansfelder Blätter 4, 118 (1890). 5, 155 (1891).

2) Pillicke-, Peilke-spiel, eine Art Billard. Vgl. Heldmann, Mittelalterliche Volksspiele in den thüringisch-sächsischen Landen 1908 S. 35. Treichel, Altpreuss. Monatschrift 34, 127, 240, 584. 35, 123, 314. 36, 274. Fleming 1632. Rollos, Vita Corneliiana 1639 nr. 11 = Diederichs, Deutsches Leben in der Vergangenheit 2, nr. 1127 (Tafelschiessen). Seybold 1687. Frischbier, Preuss. Wörterbuch 2, 143 'Pilketafel'. Andree, Braunsch. Volkskunde S. 325.

## 21. Comenius (1631—1688).

J. A. Comenius, *Janua aurea linguarum reserata* cap. 96 De ludicris, nr. 941 (zuerst 1631; hier nach der Elzevir-Ausgabe Lugd. Bat. 1640 S. 304, nebst den Zusätzen von Th. Simonius, Amsterodami 1642 S. 220): Facetiis, diceriis ac aenigmatibus certare ingeniosum est; pila cum reticulo in sphaeristerio sanum [pila, harpasto, qui minor est folle et maior paganica impostoria], sphaera [et in sphaeristerio] et conis, trocho, turbine, sclopo [et tubulo sambuceo, quo elisa glande stupa strepitum cient], globulis, myinda, par impar [oscillo, oscillatione, basilinda, apodidrascinda, cindalismo] etc. similia puerile; chartis [tabulis] lusoriis, turricula, talis, seu tesseris, alea seu fritillo [pyrgo, turricula] aleatorium; [micare digitis Itatorum; ascotiasmus empusae est;] latrunculis [quibus quidam privilegiarii rusticelli Saxonici in Ducatu Brunsvicensi praececellunt, ludere] operosum.

Von den verschiedenen Übersetzungen (niederländisch 1660 bei De Cock en Teirlinck 1, 48) führe ich einige deutsche an:

1) Johannes Docemius (Editio VII. Hamburg 1638 Bl. O 3a): Mit dem Ball, Puffball (welcher kleiner ist als der Ballon und größer als der Springball), mit dem Schifellball, mit der Kugel (Bosseln) im Ballhauß (Klotzbahn) und Kegeln, mit Refen, Küsel (Tunnenbänder) und Rorlein aus Hölunder-Holtz, damit sie, nach dem ein Hedenes Kugelchen heraußgeschossen, ein Plotzen (geklap) machen, mit Schössern (Kinckers, Löwpers), der Blinden-Kuhe, Gerade oder Vngerade, Schoreln (Schockreff), Königsspiel, Hüdewinkel (verstechen), mit Pflöcken in der Erden ist kindisch: mit Charten, Würfeln oder Tarlen, Glücksrad oder Bretspiel, Trächterspiel ist spielerisch (doppelerisch), Feicken mit Fingern ist der Welschen, das Hincken auff einem Beine stehet einem Gespenst zu. Mit dem Schacht, darin etliche mit einer sonderbahren Freyheit begabte sachsische Bawren im Fürstenthumb Braunschweig gar fertig sind, ist mühsam.

2) Theodor Simon Holsatus (Francofurti 1656 S. 247): Mit dem Ballen, mit dem Craißballen (welcher ist kleiner dann der Faustballen vnd grosser dann der gemeine Ball), mit dem Fangballen: mit der Kugel, auff dem Kugelplan, mit Kegeln, mit dem Kreusel oder Topff, mit der HolunderBüchse (welche klatschet oder krachet, wann sie mit einer Kugel vom Werck abtrücken), mit Käulichen oder Klickern, mit der Blintzelmauß, gerad oder vngerad, deß Königs, deß Versteckens, deß Hirtleins ist Kindisch: mit Kartenbletern, Würfeln, Bretspiel, Würffeltrichter ist Spitzbübisch. Das Fingerschimmern ist der Italianer, das Hincken vff einen Bein der Empusae, im Schach mit den Schachsteinen (worinnen etliche befreyte Bawern im Herzogthumb Braunschweig vortrefflich synd) ist mühsam.

3) Anonymus (*Janua quatuor linguarum*, Frankfurt 1673 S. 502: benutzt die kürzere Verdeutschung in der Elzevir-Ausgabe Lugd. Bat. 1640 S. 304): Den Ballen mit der Racket im Ballhauß schlagen, mit Kugeln in der Klotzbahn spielen, mit dem Handballen spielen, mit dem Kreißballen oder Puffballen spielen, den Ballonen schlagen, die Barr laufen und im Lestel [? Lefel] spiel spielen ist gesund. Mit dem Plapperstein, mit Kugel und Kegeln, mit dem Topff, mit dem Kreusel, mit Würbeln oder Tirlédantz, mit dem Vogelrohr oder Blaßrohr und Paustrohr, mit Schnellkugeln oder Käulehen und Klickern, mit Nussen oder häufflein von Nüssen und in die Kutt, der blinde Kuhe oder blinde Mauß, deß Verbergens und Versteckens, das Königsspiel, mit der Schwingen, das Hupfen oder Hinekeln auff ein Bein, mit Pflöcken stechen oder mit Stechpflöcken verstechen, grad oder ungrad, und mit der Schlehbüchs von Hollunderholtz, welche einen Knall und Platzer gibt, wann ein Kugelchen von Werck oder von Papier darauß geschossen wird, ist kindisch. Mit allerley glückspiel als mit Karten, mit Würfeln, in Brettspiel und im Trichterspiel ist Spielerisch und Spitzbübisch: nori mori spielen und mit den Fingern feicken ist ein Italianisch Spiel; die Mühle ziegen mit neun Steinen, als auch die Dame spielen mit zwölf Steinen und im Schach spielen mit den Schach Steinen ist mühsam und langweilig.

Comenius, *Januae linguarum reseratae vestibulum germanico-latinum G. Vechneri opera perpolitum* (Tiguri 1655) S. 110 cap. 15, 19: Höre, wie habt

ihr neulich gespielt? Jetzt mit der balle, bald mit der blinden kuh, bisweilen auf dem brete. Wir schossen auch auf dem armbrust, aber fürsichtig.

Comenius, *Schola ludus*, mit der Verdeutschung Jakob Redingers (Frankfurti 1659) VIII, 2, 9 p. 826: Concertamen fit ludendo Par impar (grad oder ungrad spielen) et micando digitis (foiken [?fijken bei Junius, Nomenclator 1567 p. 323: cindalismus]). — 827: Quid autem lusiones nostrae pueriles, etiamne prohibebuntur? nempe versatio turbinis flagello (die umtreibung des topfs mit der geisel), elisio stupeae glandis e sambuceo sclopo (die abschiessung einer werkiner kugel aus einer holderbüchs) et eiaculatio globulorum in scrobiculos (ausschießen der glücker in grüblein) aut iactatio globi ad deiiciendum conos (das werffen der kugel die kegel nach den kegeln) vel sphæram clava mittentes per annulum (das kügelein mit der keule schlagend durch den ring) vel turbinem flagello versantes (den kreuschel mit der peitsche treibend) vel sclopo et arcu iaculantes (mit dem blasrohr und armbrust schiessend) vel grallis incedentes (auf steltzen einhergehend) vel super petaurum se agitantes et oscillantes (auf dem knebel sich bewegend und retzschend). — Vgl. noch Druschky, Würdigung der Schrift des Comenius *Schola ludus*, Erlanger Diss. 1904 S. 63.

Comenius, *Orbis sensualium pictus* (Noribergae 1688) S. 281 nr. 16 mit einem Holzschnitt: *Ludi pueriles*, Kinderspiele. *Pueri ludere solent vel globis fictilibus* (mit Schussern, Schnellkeulchen) *vel iactantes globum ad conos* (schiebend die Kugel nach den Kegeln) *vel sphaerulam clava mittentes per annulum* (das Kügelein mit der Keule schlagend durch den Ring) *vel turbinem flagello versantes* (den Kreuschel mit der Peitsche treibend) *vel sclopo et arcu iaculantes* (mit dem Blasrohr und Armbrust schiessend) *vel grallis incedentes* (auf Steltzen einhergehend) *vel super petaurum se agitantes et oscillantes* (auf dem Knebel sich bewegend und retzschend). — Vgl. noch Druschky, Würdigung der Schrift des Comenius *Schola ludus*, Erlanger Diss. 1904 S. 63.

## 22. J. v. d. Heyden (1632).

Der Spielplatz der Kinder mit vielen Einzelgruppen ist von den Malern des 16. bis 17. Jahrhunderts öfter zum Vorwurf gewählt worden, in Frankreich (H. R. d'Allemagne, *Sports et jeux d'adresse* 1903 p. 205) wie in Holland (P. Bruegel 1560, oben 16, 61, auch bei Bösch, *Kinderleben* 1900 S. 65 und De Cock-Teirlinck 8, 309; Sinnebeelden ende Leere der Seden, *Middelburg J. Hellenius* 1618 = *Diederichs*, *Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern* 2, nr. 1036; A. de Vennes Kupfer zu *Cats' Houwelyk* 1625) und in Deutschland, wo mir ausser dem vorliegenden Stiche eine um 1650 erschienene parodische Darstellung von lauter Affenkindern<sup>1)</sup> begegnet ist. Daneben erscheinen auch Folgen von Abbildungen einzelner Spiele, welche die Kataloge eines Rabelais und Fischart in erwünschter Weise ergänzen: *Trente-six figures contenant tous les jeux* (Paris chez Guillaume le Bé), *Plusieurs Jeux d'enfants* (Paris chez Jollain. 14 Bl. In Coburg), *Jacques Stella Les jeux et plaisirs de l'enfance* (Paris 1657. 50 Bl. Im

1) Sie gehört zu einer Serie ähnlicher Affenbilder (auf der Feste Coburg) und trägt die Unterschrift:

Spielet mit Kegeln, schieset mit Pfeilen,  
Lauffet und laset eüch nimmer ereilen,  
Schlaget den Ballen und treibet den Reiffen,  
Reitet auf stöcken und laset euch Pfeiffen,  
Einer der springet, der ander muß liegen,  
Geilent und springet wie Böcke und Ziegen.

Berliner Kupferstichkabinet), Les beaux et bien adroits Joueurs de toute sorte de Jeux (M. Van Lochem excud. 8 Bl. Karikaturen. In Coburg), Kinderwerc oftē Sinnebeelden van de spelen der kinderen (37 Nr., Anhang zu J. A. Caloms Minneplicht ende kuisheys-kamp, Amsterdam 1626; vgl. De Cock-Teirlinck 1, 45), Cats-Amman, Kinder-Lustspiele (mit Kupfern von Conr. Meyer, Zürich 1657; vgl. oben 16, 56. Bösch S. 71), Chodowiecki (Diederichs, Deutsches Leben 2, nr. 1672 f. Bösch S. 72. 74), G. Mitelli, Zug d'tutt i zugh (Bologna 1702. Folioblatt in der Lipperheideschen Bibl. zu Berlin<sup>\*)</sup>). Das hier in  $\frac{3}{4}$  Grösse wiedergegebene Bild des Strassburger Kupferstechers Jacob von der Heyden (geb. um 1570, gest. 1637 zu Frankfurt a. M.) und das erläuternde Gedicht ist sichtlich durch niederländische Muster, Cats und seinen Illustrator, angelegt.

### Kinder-Spiel, oder Spiegel dieser Zeiten.

(Folioblatt in der Graphischen Sammlung zu München und im Germanischen Museum zu Nürnberg. Kupferstich 7,5 : 28 cm: Auf einer Wiese vor den Toren Strassburgs sieht man 18 Gruppen spielender Kinder: 1. einen Steckenreiter, 2. drei Reifentreiber, 3. einen auf einem Sandhaufen stehenden Knaben (Böhme S. 580. Gomme 1, 301), 4. einen Seifenblasen machenden, 5. fünf Murnelspieler, 6. zwei auf dem Kopfe stehende, 7. zwei auf Stelzen laufende, 8. fünf Mädchen mit Kochgeschirr und Puppen, 9. zwei Knaben, die Nüsse aufhäufen und umwerfen, 10. Drachensteigen, 11. Habergeiss (Brummkreisel; vgl. Grimm DWb. 4, 2, 82. Mélusine 4, 18), 12. Kreiseltreiber, 13. Knaben, die einen Vogel locken, 14. übers Seil springen, 15. elf schlitternde Knaben, 16. Vogel am Faden, 17. fünf Ballschläger mit Raketts, 18. drei Knaben mit Knochen. — Der Text ist in vier Spalten geordnet).

<p>Ihr liebe Freund, ich seh, jhr lacht, Da jhr diß Kinderspiel betracht, Vnd ist nicht ohn, ist lachens wehrt; Aber sagt mir, wer ist auff Erd, 5 Der nicht hierinn begriffen sey Vnd welcher solchen Spiels ist frey? Also daß jhr auß ohbedacht Ewr eigen Kindheit selbst außlacht. Dann so mans recht bedencken soll, 10 Ist vnser Thun der Kindtheit voll; Kindheit. Blindheit sind die Planeten, So der Weltkinder Verstandt dödten, Diß gantze Spiel ist nur ein Bildt, Was jetzt in der Welt wird gespilt, 15 Alles, warumb die Menschen rennen, Kan man billich Kinderspiel nennen,</p>	<p>Ist eitel Spaß, Wollust vnd Tandt, Was nur auhebt deß Menschen Handt. Vnd keiner lebt in dieser Welt, Dem nicht auch Kindisch ding zufällt. 20 Auch kein Mensch ist so weiß vnd glehrt, Der sich niemal mit Spiel bethört, So seht Euch dann rechtschaffen vmb Im Kinderspiel so grad, so krumb! Vnd daß jhr alls mögt recht verstehn, 25 Will ich in dem Platz euch vorgehn. Das Kindt, so auff dem Stecken sitzt, Meint, das sein Pferd sehr trabt vnd plitzt, Vnd geht doch leyder nur zu fuß Vnd noch seinen Gaul tragen muß. 30 Also bildet jhm mancher ein, Daß er gar trefflich reit herein,</p>
--	--

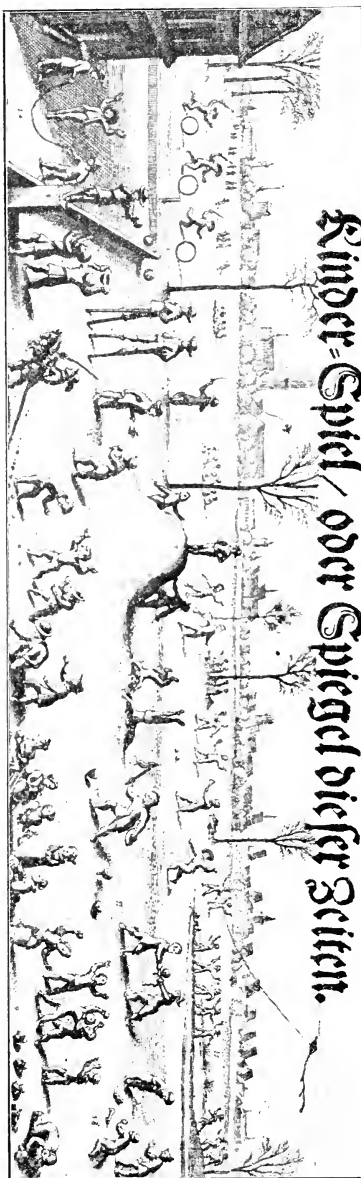
\*) Die 20 Spiele sind: 1. Zuogh d' Feant, 2. Prilla (Kreisel), 3. Boech (boccia), 4. Zuogh d' famor (Gespräch), 5. Tuccatigli (Puff), 6. Truce (Cricket), 7. Schiera (Mühle), 8. Batt mur (anwerfen), 9. Zuu (Kegel), 10. Palamai (mit einem Hammer gegen einen Klotz, auf dem eine Kugel liegt, schlagen), 11. Balla (mit Rackett), 12. Ballon (mit Arm-schutz), 13. Rnzla (laufende Scheibe), 14. Dama, 15. Caplett (Münzen mit einem Hute bedecken), 16. Giare (Stäbchen in der l. Hand mit einem Stock schlagen), 17. Da (Würfel), 18. Burella (Münzen auf eine Mauer werfen), 19. Arlui (Roulette), 20. Biribbi (Tafel mit 16 Feldern; der Spieler greift in den vom Verkäufer gehaltenen Sack).

Randnoten: 1) Plerique cum stultis maledicunt, ipsi sibi convicium faciunt (Seneca). — Si quis fatuo delectari se velit, non est ipsi longe quaerendus, se rideat (Exod.). — Auriculas asini quis non habet? Nullum ingenium magnum sine mixtura dementiae fuit (Seneca ex Aristot.). — Gallicum proverbium: Nul n'est si sage, qui parfois ne rage.

27) Omnes videmur nobis saperdae (Varro). Stercus cuique suum bene olet.

In seinem Sinn vnd hohen Muht,  
 Da er doch nur zu fuß gehn thut,  
 35 Nun bseht den Jungen mit dem  
     Raiff,  
 Wie er jhn vmtreibt vnd vmbeschleiff  
 Vnd meint nicht anderst in seim  
     Sinn,  
 Als daß er jhn maistre vnd gwinn,  
 Da doch, so mans bey'm Liecht  
     besicht,  
 40 Der Raiff jhn treibt vnd er jhn  
     nicht.  
 Also meynt manchr im Sinn vnd  
     Muht,  
 Daß er all Ding fort treiben thut,  
 Da doch im Gegenspiel die Sachen  
 Ihn lauffen, rennen, sorgen machen.  
 45 Noeh eins kan vns das Raiffspiel  
     lehren,  
 Wie sich die Zeit thut herum  
     kehren.  
 Der Raiff laufft fort durch naß vnd  
     trucken,  
 Also thut sich die Zeit auch rucken,  
 Das überst kau bald vndergehn,  
 50 Das vnderst auch bald oben stehn.  
 Vnd also laufft die Welt herum  
 Vnd wir in jhr hinwiderumb.  
 Nach dem Winter so rouch vnd  
     kalt  
 Folgt der liebliche Friling bald,  
 Alsdann deß Sommers Hitz tritt ein,  
 55 Der Herbst bringt Frucht vnd  
     neuen Wein,  
 Vnd diß geht so an jedem Ort,  
 Biß endlich der Mensch selbst muß  
     fort.  
 Merck auch, ob schon der Raiff  
     laufft wohl,  
 60 So schlägt der Knab, als wer er  
     doll.  
 Also wann schon vns thut gelingen,  
 Trachten wir doch nach andren  
     dingen.  
 Ob vns schon ist ein Zeit gesetzt,  
 Meynen wir stets, das ist nichts  
     letzt,

35) Tempora sic fugiunt pariter  
 pariterque sequuntur. Et nova sunt  
 semper, nam quod fuit ante, relictum  
 est, Fitque quod haud fuerat, momen-  
 taque cuncta novantur (Ovidius). —  
 Nemo facile cum fortunae suae con-  
 ditione concordat, inest enim singulis,  
 quod inexpertus exhorreat (Boethius).



**Kinder-Spiel oder Spiegel dieser Zeiten.**

- 65 Vnd meynen, biß der Raiff zerbricht:  
Dann ist es auß, vnd hilfft mehr nicht.  
Der Knab schreyt auß: Ich bin  
Burckhard  
Vnd steh allhie, mein Feind erwart.  
Die andern lauffen so lang vmb,
- 70 Biß einer auch so hoch nauff kumb.  
Nicht anderst geht es in der Welt,  
Da einer steht, der ander fällt:  
Jeder verwahrt seinen Misthauffen,  
Kompt ein stärkerer, so muß er lauffen.
- 75 Der Jung auß Seiffen Kuglen  
blaß  
Vnd jhm ein grosse Kunst zu maßt,  
Sihet jhr zu mit groß verlangen,  
Bis sie zersprungen vnd zergangen.  
Welche die allerschönsten glitzen,  
80 Verschwinden bald vnd nidersitzen.  
All menschlich Geschäft, sein, thun  
vnd lassen  
Seind nichts dann Wind vnd Wasser-  
blasen:  
Die eine steigt hoch vnd fällt nider,  
Eine wird groß, zerspringt gleich wider.
- 85 Die Schnellkuglen gefallen den  
Buben,  
Schnell[c]n sie artlich nach der Gruben,  
Pflegen jhr Säck so voll zu laden,  
Daß es den Kleidern bringt vil schaden,  
Gedencken nicht, daß es nur Erden,  
90 Darauf sie seind, daranß sie werden.  
Also seind gar vil in der Welt,  
Deren höchst Gut nur ist das Gelt,  
Lugen, wie sies zusammen scharren,  
Schnellen darum wie diese Narren,  
95 Ketschens herum gleich wie die Buben  
Vnd gehn doch alleweil zur Gruben.  
Dort seind zween Buben vmgekehrt,  
Die Füß gen Berg, der Kopff zur erd,  
Wollen jetzt auff den Händen  
gehn,
- 100 Eh sie den Wandel recht verstehn.  
Also auff dieser Erd mau findt  
Gar manch wunderbar Mutterkindt,  
Daß seinen Kopff, Hirn vnd gedenecken
- Nur an irrdische Ding thut hencken,  
Wühlet im Koth vnd den Mistlachen, 105  
Achtet wenig himmlischer sachen,  
Ja tritt auch wohl mit Füßen drein  
Vnd verkeht allen guten Schein.  
Die Kinder, so auß Steltzen gehn,  
Schreiten weit, können nicht still stehn. 110  
Dergleichen hohe Geister seyn,  
Die nur trachten nach grossem schein,  
Trachten jimmer nach Ehr auff Erden,  
Können auch deren nicht satt werden.  
Der klein Haußbraht vnd Puppen- 115  
ding,  
Wiewohl es ist gar schlecht vnd gring,  
Von Bley gemacht oder von Erdt,  
Haltens die Kinder doch gar wehrt,  
Thun es auch wie ein Schatz bewahren  
Vnd wie fein Gold zusammen sparen. 120  
Schmacket dir Rindfleisch wie ein Kappaun,  
Ein stück Speck wie ein Haselhun,  
Isset du so mehr das lieb Brodt,  
Was hat man dann vmb's Geldt solch noth!  
Ob schon gering ist, das man hatt, 125  
Wer sich benüßt, ist gar bald satt  
Vnd lebt in frewden wohl content,  
Mangelt jhm nichts biß an sein End.  
Die mit den Nüssen dorten spielen,  
Ein grossen Hauffen bald vmwielen. 130  
Einer setzt auff, der ander zielt,  
Der dritt wirfft zu, der vierdt verspielt,  
Ethlich stehn still, die andre lauffen,  
Diese lachen, vnd jene ranffen.  
Also geht es auch auff der Welt; 135  
Einer steht auff, der ander fällt,  
Einer baut auff ein Schlos, ein Stadt,  
Der ander denckt, wie er jhr schadt.  
Ein Fürstenthum gehet bald auff,  
Ein anders fällt plötzlich zu hauff, 140  
Vnd geht alles im Zirekel rund  
Bald hoch, bald tief in einer stund.  
Beschaw doch nur die fliegend  
Drachen,  
So die Buben hoch steigen machen  
Schier gar in Himmel, auß dem Gesicht! 145  
So der Knab nur das Seil wohl richt,

75) Quicquid in altum Fortuna tulit, Ruitura levat (Seneca, Agamem.). — Fortuna vitrea est, cum splendet, frangitur (Len. [I. Publilius Syrus]). — Omnis Homo bulla, sed praesertim bullati. Erit hic rerum in se remeantium orbis, quamdiu erit ipse orbis. Omnia abeunt in nascendi pereundique gyrum (Lipsius). — Psalm 29: Sie samlen vnd wissen nicht, wer es kriegen wird.

91) Pro Superi, quantum mortalia pectora caecae Noctis habent! Os homini sublime dedit (Ovidius).

111) Optat ephyppia bos (Horatius).

115) Cui cum paupertate bene convenit, dives est (Seneca).



- So steigt er jimmer fort vnd fort  
Vnd suchet stets ein höhern Ort.  
Also hat ein ehrgeitzig Hertz  
150 Ein stetige Begierd mit schmerz,  
Erfordert jimmerzu mehr Ehren.  
Niemand kan jhn ein Ziel da lehren,  
Sondern steigt fort gegen dem Wind,  
Biß er weiß nicht recht, wo sich find.  
155 Hilff Gott, wie schreyt die Haber-  
geiß!
- Wie brummet sie, daß, wers nicht weiß,  
Meynet, es sey ein Wunderthier,  
Biß jhr die Krafft entgangen schier!  
Dann wird sie still, ist ein leer Ding,  
160 Ist nur ein holes Holtz gering.  
Also ist ein schwätzhaffter Mann,  
Der tritt mit grossem Prallen an  
Vnd macht ein breit vnd lang  
getader,  
Daß einer meynt, er hör ein Gschwader.  
165 Wann er endlich hat auß geredt,  
So ist es wie ein Traum im Bett  
Vnd steckt darinn kein Gschmack  
noch safft,  
Hat kein Verstand, kein Witz, kein  
krafft.  
Was macht der Knab mit seinem  
topff?
- 170 So lang er jhn schlägt vmb den kopff,  
So laufft er vmb vnd rennt behend;  
Wann er die Geissel nur abwend,  
So fangt er an lauffen gemach  
Vnd fallet wie gantz vmb darnach.  
175 Also gelts mit vns Menschen zu:  
Wir seind emsig, haben kein Ruh,  
Wann vns Gott in die Creutzschul führt,  
Mit seiner Straff den Rucken rührt:  
Bald er das Creutz thut von vns  
wenden,  
180 So will der Teuffel vns verblenden.  
Entschläfft das Fleisch, verkehrt den  
nuht,  
Macht träge Sinn, verkehrt das gut.
- Obschon die Meis gantz ledig ist,  
Kehrt sie doch widerumb zur frist  
Zu deß Jungn Hand vnd jhrer Speiß, 185  
Da sie gnug find nach jhrer Weiß.  
Also thut mancher Mensch verkauffen  
Sein Freyheit vmb fressen vnd sauffen,  
Vmb den Schmorotz macht er sich recht  
Zum Schalcksnarren, leibeigen Knecht. 190  
Nun seht, wie die vbers Seil  
springen!
- Was lernen wir bey diesen dingen?  
Es zeigt an, daß einer muß  
Wissen zu führen seinen Fuß,  
Daß er nicht komm zu früh noch spath, 195  
Sonst fallet er, da ist kein Raht.  
Drum merck die Zeit, sey nicht zu grell,  
Nicht zu langsam, auch nicht zu schnell,  
Komm nicht zu spath, komm nicht zu früh,  
So bist im Spiel ein Maister hie. 200  
Dort seht von fernem, auff dem Eyß  
Wie die jung Bursch rütschet mit fleiß!  
Einer fährt nah, der ander weit.  
Das ist so viel: All Ding sein Zeit.  
Einer rütscht her, der ander hin, 205  
Dann jeder hat sein eigen sinn.  
Einer steht auff, der ander fallt,  
Einer kompt spath, der ander bald.  
Mancher macht die Rütsch trefflich gut,  
Der ander alls verwüsten thut. 210  
Doch soll man hier betrachten eben,  
Daß wir allhie in diesem Leben  
Auff einem gfrornen Wasser rütschen  
Vnd leicht mit beyden Füßen glitschen;  
Oder daß Eyß zerschmeltzt vnd bricht, 215  
So ist das Leben hingericht.
- Dort geht ein Knäblein auff der Gaß  
Suchend sein Lust vnd bsondern spaß,  
Hat einen Vogel angebunden,  
Laßt jhn aber fliegen zur stunden; 220  
Fluegt er zu hoch, zeucht er jhn nider  
Mit dem Faden vnd sagt: Komm wider!  
Stellt sich das Vöglein schon zur wehr,  
So zeucht er jhn nur desto mehr.

149) Cupiditas accipiendorum in homine ambitioso oblivionem facit acceptorum (Seneca).

169) Nam in metu esse hunc illi est utile (Terentius). — Adversa corporis remedia sunt animae (Isidorus).

183) Serviat aeternum, qui parvo nesciat uti (Horatius).

193) In tempore ad eam veni, quod rerum omnium est primum (Terentius). — Temporibus medicina valet (Ovidius).

201) Tu surge, tu cade, tu impera, tu servi, tu occultare, tu emerge! Longaevum aliquid in hac machina, nihil aeternum (Lipsius).

217) Et pace et bello cunctis stat terminus aevi (Silius). — Certo veniunt Ordine Parcae, Nulli iusso Cessare licet, Nulli scriptum Proferri diem (Seneca, Herc. furent.).

- 225 Was wollen wir dann so hoch fliegen,  
 Auß Thorheit nur vns selbst betriegen!  
 Dann wir seind gfangen nach dem Bund.  
 Gefesselt wie ein Kettenhund.  
 Steht vns schon offen Meer vnd Feld,  
 230 Ist doch jedem sein Zweck gestellt.  
 Wann der Faden ist außgerecht,  
 Darnach das Leben sich gestreckt,  
 So kompt der Schreck-den-Gast  
 behendt  
 Vnd sagt: Kehr vmb, kehr vmb zum  
 End!
- 235 Nun kommen wir zum Ballen-  
 spiel,  
 Dergleichen vbt die Jugend vil.  
 Der wirfft den Ballen auff die Erd,  
 Daß er außspringt. damit bewert,  
 Was er außstehn vnd leyden kan.  
 240 Der ander wirfft jhn weit von dann,  
 Jener schlägt jhn mit einem Stecken,  
 Daß man jhn suchen muß in Hecken;  
 Dann fangt jhn einer säuberlich  
 Vnd wirfft jhn fort gar erbarlich,  
 245 Gleich drauff bringt er ein stärckern  
 streich,  
 Daß er schier an die Wolcken reich.  
 Der letzte schmeißt jhn gar in dreck,  
 Da bleibt er dann, vnd sie gehn weck.  
 Wie köunt man aber etwas geben,  
 250 Daß gleicher wer menschlichem  
 Leben!
- Der kompt daher gleich durch Zufall  
 Auff den schawplatz gleich wie ein Ball,  
 Der da geworffen wer vom Himmel  
 In das ohnrühig Weltgetümmel.  
 255 Da kompt einer von grober art,  
 Wirfft jhn gar oft zur Erden hart,  
 Sagt, daß er jhn so muß probiren.  
 Ob er außsteht s' examiniren.  
 Bald gibt jhm einr ein starcken stoß,  
 260 Daß er den Athem bhält gar bloß,  
 Eh dann der Tropff gen Boden fallt,  
 Steht da die Armuth vngestalt,  
 Schlägt jhn, daß er darnider sinckt,  
 Zugleich dem Neidharden mit winckt,  
 265 Der schlägt dann noch hertzhaffter zu.  
 Mißgunst läßt jhn auch wenig ruh;  
 Kan er ein kleines Plätzlein finden,
- Da er ein Rast meynt zu empfinden,  
 Da kompt der Zorn, hat ein Ragget,  
 Schlägt drauff, daß er nit müßig steht. 270  
 Trifft in dem flug der arme Mann  
 Ohngefehr die Fraw Vnglück an,  
 Da ist es vmb jhm vast geschehn,  
 Mag nach ein andre Welt vmbsehn.  
 Mit Knochen spielen etlich Knaben, 275  
 Die sonst nichts dann solche Bein haben.  
 Nun seht, weil das Thier hat gelebt,  
 Niemand nach seinen Beinen strebt;  
 Aber wann es gemetzigt ist,  
 Werden sie zum Spiel zugerüst. 280  
 Also ist ein geitziger Mann,  
 Der niemand guts thun will noch kan,  
 Dieweil er hie auff Erden lebt,  
 Immer in steten sorgen wehret,  
 Daß jhm sein Gütlein noch zerrinn, 285  
 Ob er schon vberlaufft mit gwin.  
 Wann aber jhn der Todt nimpt hin,  
 So hat man sein dopplen gewinn;  
 Dann das Gut, so Geitzhals gemehrt,  
 Wird gütiglich gleichfalls verzehrt. 290  
 Da geht das gemeine Sprichwort an:  
 Ein Sparer will ein Zehrer han.  
 Nun ists genug, ich will beschliessen.  
 Den Leser woll es nicht verdriessen,  
 Daß er sich so lang hie vergafft, 295  
 Er zih herauß den besten Safft.  
 Vielleicht mag es dir gfallen nicht  
 Vom Kinderspiel sein vnderricht:  
 Ach nein, seid doch nicht so verkehr!  
 Auß Thorheit man wol Weißheit lehrt. 300  
 Das Kinderspiel ist oft vnd ehr  
 Von den Weysen gebraucht zur Lehr.  
 Es zeugen diß d' Evangelisten  
 Wie auch viel andre fromme Christen.  
 Was gethan Athanasius, 305  
 Beschreibet fein Eusebius,  
 Der Heyden dißmal nicht zu deneken,  
 Deren wir vil konnten anheucken.  
 Vnd daß ich euch nicht mehr anffhalt,  
 So geht vnd nembt mit, was euch gfallt, 310  
 Acht nicht zu kindisch vnd zu toll  
 Diß Kinderspiel! Gehabt euch wohl!
- Zu Straßburg, bey Jacob von der Heyden,  
 1632.

275) Avarus nisi cum moritur nihil recte facit (Seneca). — In nullum avarus bonus est, in se pessimus (Idem).

293) J'oy journallement dire à des sots des mots non sots (Montaigne). — Pittacus Mytilenus, ex graecis Sapientibus unus, ad pueros non nisi cum paribus ludere volentes remisit juvenem quendam de uxore ducenda ipsum consulentem (Diogenes Laertius).

303) Matthaeus 11, v. 16. Lucas 7, v. 32.

## 23. Fleming (1632. 1636).

P. Fleming, Auf eines Freundes Geburtstag (1632. Oden 4, 10 = S. 344 ed. Lappenberg 1865):

- Gleichfalls mangelts nicht an Spielen.  
 320 Vor uns steht das Interim,  
 Da die Peilke<sup>1)</sup>, hier sind Mühlen  
 Und wornach du dich siehst um.  
 Wol, es gilt auf gleichen Sieg,  
 Einen Treppel, einen Pick!  
 325 Wilst du lortsehen, wilst du dammen,  
 Wilst du ziehen in dem Schach?  
 Her, wir wagen uns zusammen,  
 Laß uns sehn, wers beste mach!  
 Oder solls im Brete sein?  
 330 Gut, es gilt ein Stiechen Wein.  
 Dorte liegen auch die Kegel . . .

Liefländische Schneegräfin (1636. Poetische Wälder 3, 7 = S. 98 ed. Lappenberg):

- 160 Da ward die ganze Nacht mit Freuden hingebracht.  
 Da ging das Scherzen an. Die spielten der fünf Karten,  
 Die jagten Fuchs ins Loch in dem beschneiten Garten.  
 Das Kalb ward ausgeteilt. Des Schnechs, der blinden Kuh,  
 Des Richters ward gespielt, des Königs auch darzu.  
 165 Drauf ging das Tanzen an. Der Reien ward geschwungen  
 Auf sein gut Polnisch her. Da ward vollauf gesprungen  
 Nach der, nach jener Art. Das Trara war nicht schlecht.  
 Der Staat- und Schäfertanz ward auch geführt, wie recht.

## 24. Grotnitz (1646).

Carl Melchior Grotnitz (Grootnitz, Grottnitz) von Grodnow erzählt in seinem der Königin Christine von Schweden gewidmeten Romane 'Neu auffgeführter Geschichte-Seulen Erste Ecke' (Leipzig 1646 S. 227) von der Prinzessin Ramisa:

Dasselbst hatte sie ihren grösten Lust, bisweilen mit der Jagt, und bisweilen mit allerhand Kurtzweil-Spiel; Königslösen; der Richter; Burckart mit der Nasen, komm hilf mir grasen: Wir geben und nehmen einander; des Glücks; Wer findt, der gewinnt; Nun fahe den Ball, ehe er [228] fall; Womit dienstu deinem Buhlen? Was für Blumen gebt ihr mir zum Krantz? Des Liebrathens; Ich fisch in meines Herrn Teich; Der blinden Knh; Wechseltantz; Gevatter leihet mir ewren Sack; Des hōckerichten Hofmaus<sup>2)</sup>; Der Hof Aempter; Welches Narrheit were dir am liebsten? Was gilt ein groß Maul guts? Ich fange euch ohne einen Meyen; Ich fange euch, wo ich euch finde; Der neun Hände; Der Königin\*; Des Todentantzes; Den Habern säen; Spring aus dem Busch; Rath, wer hat dich geschlagen? Für sich, hinter sich; Rath, was ist das? Der Schönsten den Stein; Es kommt ein Fisch, es kommt ein Vögelein; Rathet ihr, was stund im Briefe? Ich rühr, ich rühr; Wer das nicht kan, der kan nicht viel; Der unverständlichen Sprachen; Wozu ist das Stroh gut? Was schenckestu mir ins Haus? Warumb hastu deinen Liebsten lieb? Helmlein ziehen; Verbergens; Da sitz ich, da wart ich auff dich<sup>\*\*</sup>; und dergleichen lustige Kurtzweilen mehr<sup>\*\*\*</sup>.

1) Vgl. oben S. 393 (Gumpelzhaimer).

2) Vgl. Desrousseau, Moeurs populaires de la Flandre française 1, 258: 'Le bossu.' Rausch 24, 73: au bossu aulican.

Diese Spielliste hat indes für uns keinen Wert; denn der Autor hat sie einfach aus Fischarts Verzeichnis (1891 S. 260a—266b) abgeschrieben. 1702 wird sie von Wesenigk (Spiel-Sieben S. 16) zitiert, der dazu ein paar Zusätze an den oben durch Sternchen bezeichneten Stellen einschaltet, nämlich: \*Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg; — \*\*Des Nachtbars; Des Kirmes-Bauers; In der Luft, auff Erden, im Wasser; Das stumm seyn etc. — \*\*\*Wodurch manche ihre Liebe, die sie heimlich zu einem andern hat, durch Geberden und Entferben verräth.

## 25. Neumark (1652).

G. Neumark, Poetisches Lustwäldlein 1652 S. 224:

Du Thor, ich nannte dich ja keinen Narren nicht,  
Nur dieß hab ich gesagt: Es spielen deine Sinnen  
Das Spinkelwinkelspiel: drey haben sich versteckt,  
Die andern suchen sie. Heisst dieses nun gegekkt?

Dies Versteckspiel beschreibt Frischbier, Preussisches Wörterbuch 2, 351 und Preussische Volksreime 1867 S. 191; vgl. Böhme S. 562.

## 26. C. von Hövel (1663).

Candorin (Conrad von Hövel), Eren-, Danz-, Singe-Schauspile-Entwurf 3, 37 (1663) = oben 4, 184 führt an: „Königs Spilen, Schuhe verstärken<sup>1)</sup>, Ballen suchen, Ring aus dem Munde nämen<sup>2)</sup>, Bliedekuhe laufen, Dritten slagen<sup>3)</sup>, Häsischen jagen<sup>4)</sup>, Küssen umtragen<sup>5)</sup>, Pfand-gäßen; Hi komen wir kükken Nonnen her, Herr Domine<sup>6)</sup>; Morgen wollen wir Haberen mähen<sup>7)</sup>; Kütgen las dich nicht erwischen<sup>8)</sup>; Sähet euch nicht um, mein Knütgen gäht um<sup>9)</sup>; Hei, wisch einmahl herum<sup>10)</sup>; Adam hatte sieben Söhne<sup>11)</sup> usf.

## 27. Johnson (1663).

Matthias Johnson (Keuscher Liebe Beschreibung Lisille, Frankfurt 1663 S. 60 = 1672 1, 53) erzählt von den jungen Leuten, die im Violental den Frühling feiern: „Sie setzten sich zusammen nieder vnd fingen an den Frühling mit jhren Schertzen einzuweyhen. Sie spielten des Königs, der heimlichen Frag<sup>12)</sup>, deß Richters, deß Hafermeyens<sup>13)</sup>, der Parisser Brücken<sup>14)</sup>, deß Vmb-schlags, deß Ringleins, deß Höltzleins, deß Fuchsalbalcks<sup>15)</sup>, der vier Elementen<sup>16)</sup>, die Ziege<sup>17)</sup>, deß Nachbars, des Öchbleins<sup>18)</sup>, der edlen Blumen<sup>19)</sup>, des kurzen runden Manns<sup>20)</sup>, vnd letztlich der Rätzel, deren etliche ich euch . . . hier mittheilen will.“

1) Dohna nr. 15. — 2) Böhme S. 664. — 3) Dohna nr. 8. — 4) Dohna nr. 70. — 5) Vgl. Leucoleon 1671. — 6) Vgl. oben 4, 180. — 7) Johnson 1663. Böhme S. 491. Nd. Jb. 8, 100. — 8) Böhme S. 567: 'Kätzchen laß dich nicht erwischen'. Zeitvertreib 1757 nr. 75. Geschichtsblätter f. Magdeburg 17, 428, 18, 154. — 9) Böhme S. 556 'Plumpsack'. Oben 17, 278. De Cock-Teirlinck 1, 184. Kristensen S. 482. — 10) 'Wisch einmal herum' ist Kehrzeile eines Trinkliedes bei Erk-Böhme, Liederhort nr. 1129. B. Krüger, Spiel von den bäurischen Richtern 1580 v. 1462. Schward, Haustafel 1565 Bl. O 6a. — 11) Dohna nr. 12. — 12) Sylvanus 1728. — 13) Hövel 1663. — 14) Leucoleon 1671. — 15) Heini 1709. — 16) Dohna nr. 16. — 17) Böhme S. 589, 593. Fischart S. 265a 'die Geiß hüten'. — 18) Fischart S. 263b: Mein ÖchBlin, mein ÖchBlin. — 19) Fischart S. 261a: Was für Blumen gebt ihr mir zum Krantz? — 20) Böhme S. 238. Schweizer. Archiv für Volkskunde 6, 289. De Cock en Teirlinck, Kinderspel in Zuid-Nederland 6, 289.

**28. Grefflinger (1665).**

Georg Grefflinger, *Ethica complementoria*, d. i. *Complementir-Büchlein* (Amsterdam 1665. S. 179: Jungfer Euphrosinen von Sittenbach züchtige Tisch- und Leber-Reime) S. 181:

und das beste, drauff wir zielen,  
ist, wir werden lustig spielen  
theils im Sitzen, theils im Lauff,  
blinde Kuh und Haberkauff.

Zum Haberkauf vgl. Rabelais 'A vendre l'avoine', Fischart S. 262a 'Des Habern verkauffens', Cl. Gallitalo 1682 'Van haver verkopen,' Kinderspelen uit Vlaamsch België 2, 238; De Cock en Teirlinck 4, 43 'boekweit verkoopen.'

**29. Lencoleon (1671).**

Lencoleons Galamelite, oder Allerhand Keusche Lust- und Liebes-Lieder mit neuen Melodeyen (Frankfurt a. M. 1671) S. 145 schildert in Braunschweig gespielte Gesellschaftsspiele:

Ich habe manche Kurtzweil aufgebracht  
Und auch dadurch vergönte Lust gemacht.  
Den Tantz, wenn man nach Rosen geh't,  
Wenn man das Kätzlein jagt: Bancket, Bancket:  
Das Pfandspiel, ach! was schadet euch mein Hertz<sup>1)</sup>:  
Hält das; was ist das? und dergleichen Schertz.  
Als wenn man einen Ring versteck't:  
Das Küssen trägt: die blinde Kuh was geck't;  
Mit Herren Petern auff und nieder springt;  
Und dann die Brücke zu Paris besingt.

Auf S. 13 werden die Kinderspiele blinde Kuh und Hütewinkel<sup>2)</sup> angeführt; S. 194 (im Schertz-Gedicht an die räusfertigen Tischgenossen in Straßburg, worin deren gewöhnliche Sprichwörter und Saufflieder erwehnet werden) der Fürst von Thorn, Kurrelmurrel, Murjanchen.

**30. Sriver (1671).**

Chr. Sriver, Gottholds zufällige Andachten (2. Aufl. 1671), Das dritte Hundert S. 85 nr. 34: 'Das Spielhöltzlein': Unter ander Spielen der Kinder ist bekandt ein vierecktes Höltzlein, welches auf einer Seiten das Wort Omnia, auff der andern das Wort Nihil, auff der dritten das Wort Pone, auf der vierdten das Wort Trahe geschrieben hat, zu bedeuten, daß, wie einem jedwedem, der mit spielet, im herumbwerfen eine Seite fällt, er entweder alles oder nichts wegnehmen, zusetzen oder die Helffte wegziehen solle<sup>3)</sup>.

1) Dolna nr. 52.

2) Vgl. Fischart S. 265a 'Winckelrut'. 268a 'Hänlein komme aus dem wincklein.' Französisch 'Jeu des quatre coins' (Mélusine 2, 430). Gomme, Games 2, 88.

3) Vgl. Wesenigk, Spiel-Sieben 1702 S. 166, Böhme S. 643 (Torlen) und die Nachweise in Wickrams Werken 4, 285<sup>1</sup> und 343. Ferner Geschichtsblätter f. Magdeburg 18, 175 (Punkeltoh). Haltrich, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen 1885 S. 205 (PTAN = Pone, Totum, Accipe, Nihil). Höhr, Siebenbürgische Kinderreime 1903 S. 126. Kück-Sohnrey, Feste und Spiele 1909 S. 276. In Oldenburg schrieb man um 1850 auf die vier Seiten: O mi all, Nimm een, Nimm nicks, Putje bi (oder Sett bi. Mitteilung von Herrn Geheimrat Dr. E. Wellmann). Kristensen, Danske Börnerim 1896 S. 341f. 648. De Cock en Teirlinck, Kinderspel in Zuid-Nederland 5, 205 (1905). Gomme 2, 303 (The Totum).

### 31. Anhorn (1675).

Philo (d. i. Bartholomäus Anhorn), *Magiologia* 1675 S. 339: Also haben die zu guter Hoffnung der Elteren vnd deß gemeinen Nuzens aufwachsende Kinder ihre Spiel vnd Kurzweilen . . . welcher Kinderspielen nach vnderscheid der Orten vnderschiedliche gattungen gefunden werden, als klukeren, dopfen oder glozen, niggelen, rebhölzlen, mit Nussen höklen oder häuffen, krönlen, ballen etc.

### 32. Poyssl (1685).

Joh. Albert Poyssl von Loifling überschreibt ein Lied auf die Erstürmung von Neuhäusl (Ditfurth, Die histor. Volkslieder von 1648 bis 1756, 1877 S. 125; vgl. Bolte, Archiv f. neuere Spr. 122, 231): 'Nichts dilla dälla Heusl bauen.' Er spielt damit auf das von Conrad von Salzburg (*Fidus salutis monitor* 1683 I, 75. Vgl. Arche Noes 1693 S. 323. Zingerle S. 25) beschriebene Kinderspiel an.

### 33. Seybold (1687).

Der am Gymnasium zu Schwäbisch Hall wirkende Joh. Georg Seybold<sup>1)</sup> gibt in seiner nach den Ideen des Comenius angelegten Encyclopädie 'Officina scholastica' (3. Aufl. Nürnberg 1687 S. 392) die zugleich zum Übersetzen ins Lateinische diente, eine Beschreibung von Kinderspielen:

XVI, 2. Von den Kinderspielen. Weil die Kinder wegen ermangelnder Leibs- und Gemüts-Kräften noch keine ernstliche und harte Geschäfte auf sich nehmen noch verrichten können, derowegen werden ihnen allerley Kinderspiel, ihre Zeit zu vertreiben, zugelassen, deren etliche, und zwar die gemeinste wir jetzt erzehlen wollen. Wenn sie einander zu jagen und zu fangen pflegen, wird dasselbe Spiel das Auslaufen (Fängerlins, diffugium) genennet. Bißweilen spielen sie die blinde Kuhe (Maus, myinda), da die umlaufende Kinder mit zugeschlossenen [393] Augen gesucht und gefangen werden. Etliche haben Lust zu dem Seil-schwingen (Retschen, oscillare) und wollen auf einem aufgeknüpften Seil sitzend retschen oder hin und her bewegt (geschoben) werden. Das Steltzengehen (incessus grallatorius), da sie auf den Steltzen gehend weite Schritt thun, dunct mich ein gefährlich Spiel zu seyn, weil sie mit Fallen sich leichtlich verletzen können. Etliche muten einander auf zum Werffen der Schusser (Schnellkälchen, globuli) in die Grüblein, oder zum Schieben (Werffen) der Kugel, die Kegel umzuwerffen (zum Kegelspiel) oder den Topff umzudrehen (trochum versare). Noch andere, damit sie im Spielen umwechseln, pflegen das Kügelein mit der Keule durch den Ring zu schlagen (sphaerulam clava per annulum mittere), oder den Kreussel (turbinem) mit der Peitsche zu treiben.

XVI, 3. Von den übrigen Kinderspielen. Es haben die Knaben noch andere Spiel, in denen sie sich üben, und damit ihre Zeit zu vertreiben pflegen; aber man verspüret bey ihnen schon die mancherley ingenia, indeme einer zu diesem, der ander zu einem andern Spiel Lust hat, als daß etliche [394] mit einem Blasrohr (scolpus), etliche mit einem Armbrust gelustet zu schiessen. Andere wollen lieber, sonderlich zur Sommerszeit, aus einer Schlce- (Holder-) Büchsen ein werckines Kügelein, gekäutes Papyr oder Schlee abschiessen (e rubro sambucco

1) Vgl. über den auch als Sprichwörter-sammler tätigen Mann, dessen Lebensgrenzen (etwa 1620–1690) nicht feststehen, L. Fränkel in der AdB. 34, 80 und Kvačala, Die pädagogische Reform des Comenius in Deutschland I, XXXIX. 357. 377. 2, 81f. 118–122. 143 (1903–1905).

glandem stupeam, chartam masticatam vel prunum silvestre elidere). Andere wollen hin und her fliehen, sich verstecken und von ihren Mitspielern gesucht werden, welches Spiel das Verstecken (apodidraseinda) pflaget genennet zu werden. Das Hirtleinsspiel (scindalismus) ist, wenn sie zugespitzte Pflöcklein (Stickel) in die Erde werffen. Sie haben noch ein anderes Spiel, welches sie das Seilschmeichen (schoenophilinda) insgemein nennen, da die spielende Kinder ein Stricklein oder Rütlein heimlich bey einem niederlegen. Deßgleichen das Froscherlösen (epostracismus), wenn die Knaben auf den Boden gelegt ein Scherblein oder dünnes und breites Steinlein ober dem Wasser hinwerffen und die Sprünge zehlen, die es thut, ehe es zu Boden fällt. Noch mehr andere Spiel könnten erzehlet werden, wenn nicht die Namen derselben allenthalben sich veränderten. Wollen es derowegen bey diesen beruhen lassen und zu andern uns wenden.

In den folgenden Kapiteln 4—12 bespricht Seybold noch das Bretspiel, Kartenspiel, Würfelspiel, die Leistungen der Gaukler und Seiltänzer, die Lauffspiele<sup>1)</sup>, das Ballspiel und die Fechtschul, die Schießtafel<sup>2)</sup>, das Schachspiel und das von dem Ulmer Christoph Weickmann 1664 in einem besonderen Werke beschriebene Grosse Königsspiel.

#### 34. Riederer (um 1700).

In einer von Marcus Thomas Riederer zu Augsburg [?] angelegten hsl. Schwanksammlung (Berliner Ms. germ. oct. 435. 23 Bl.) sind auf Bl. 10a zwei Spiele beschrieben:

1. Bischof weichen. Es hengen sich ihre etliche Persohnen nach einander ein, der erst hat in der Handt ain naß Fatzneth, gibt [da] mit selbigem, der auff ainem Stuell sitzen[o]der heben mueß (weill ihme anfenglich daß Loß aß: der 30[] ist, mues heben oder sitzen, getroffen) in daß Gesicht ainen manierlichen Straich, spricht vnderdessen: 'O erster Brueder Eberhardt, ich gib dir ains an dein Bardt. Ist dan Saeh, das ich lach, ich mich an dein statt mach.' Wan soleher, der disen Straich dem Heber gegeben, vnd[] lacht, so mues er für ihme heben; wo nit, gibt er solches nasse Fatzneth seinem Negsten, vnd forthan ainer dem andern es gibt. Er vnd andere, wan ain Baekhenstraich vollendt ist, gehen zurruckh vnd hengt sich im lesteren ain, also daß ain ieder nach dem andern zuekhommen khan. Diß khan getriben werden, so lang man will. — Vgl. Dohna nr. 15 (oben S. 391).

2. Starnstechet. Ist also. Ainer sitzt, vnd der ander sitzt auch, ideoch hebt er seinem Camerath mit 2 Finger die Augen zue, also das er oder die andern Vmbstehende disen mit der Handt zum Khopf stechen thuen. Nach dem Straich mues selbiger (deme die Augen zue gehebt worden) auf ainen rathen, der ihme disen Straich zum Khopf gegeben. Errath er ihme, so mues diser an sein Statt sitzen; wo nit, der andere so lang heben mues, biß er ainen errathen thue. — Vgl. Böhme S. 631. Ähnlich das Schinkenklöpfen, die frz. Spiele La main chaude, Le frappe main (Mélusine 2, 430. Desrousseaux 1, 200—296. A. Schultz, Höf. Leben<sup>2</sup> 1, 543. Krünitz, Encyclopädie 72, 836).

#### 35. Wesenigk (1702).

Georg Wesenigk, Das Spiel-süchtige, sieben-fächtige Polysigma der Bösen Spiel-Sieben (Dresden 1702) S. 15: Wer aber kan die vielfältige Spiele, so bey

1) S. 400: 'Das Lauffspiel . . . welches entweder geschieht auf dem Eis mit Schlittschuhen (diabathrae), da sie auch mit Schlitten zu fahren pflegen, oder wenn auf dem Feld ein Strich gemacht wird, welchen derjenige, so gewinnen will, anrühren muß, aber nicht drüber hinaus laufen darf.'

2) Vgl. oben S. 393 (Gumpelzhaimer).

dem Würfel-, Bret- und Karten-Spiele erfunden worden und noch täglich erfunden werden, alle nennen? Denn da ist im Bret-Spiel das Spiel aus und ein, das Puffen, Ticktack, Lurtschspiel, verkehrtes, das Interim, Schachspiel, die Dam und Mühleziehen etc. In der Karten sind die Spiele fast unzehlig, da ist scharff und klein Trumpffen, Carnöffeln, Rickelen, Vier Blatt Stich, das Spiel ein und dreißig<sup>1)</sup>, Treppeliren, Primiren, die andere Farbe, Kauffmanns-Labet etc. [16] Grodniz von Grodnow gedencket in seinen nachdencklichen Geschichten auch mancherleyer Kurtzweils-Spiele mit Nahmen, deren eine Princeßin ergeben gewesen, nemlich: Königs-Lösen . . . [s. oben S. 401].

S. 84: Also sind auch der jungen Leute ihre Schertz-Spiele oft Sünd- und ärgerlich, wenn sie spielen die stille Music oder würffeln, da, nachdem der Würfel fällt, entweder eines stumm seyn oder seinen Nachbar küssen oder einen Reim sagen muß . . . Also auch wenn sie spielen, wie die alten Männer, Weiber, Witben, Junge Gesellen und Jungfern thun . . . Also, wenn sie den Kirmes-Bauer spielen, da giebets Schläge, Greiffens, Küssens, Neigens, Beugens.

S. 160: Bey einer Ehrliebenden Gesellschaft junger Leute ward das bekannte König-Spiel zur Kurtzweil gespielt. Da denn von dem durchs Loß erwehlten Könige einem Kinde gebothen ward, daß es seinem alten Vater, der auch zugegen war, neunerley Ehre anthun solte. Das that es nun auff folgende Weise . . .

S. 166: Denn unser zeitliches Leben fällt wie das viereckigte Spiel-Höltzlein . . . [nach Scriver; s. oben S. 403]. — S. 169: Das Spiel die Blinde-Kuh.

### 36. Kramer (1702).

M. Kramer, Teutsch-italiänisches Dictionarium 2, 864 a (Nürnberg 1702) zählt unter den Spielen auf: der blinden Mauß; versteckens; der Hochzeit, der Braut; des Esel-abladens; des Schuhes; des Plattenwerfens; mit Schüssern, Klickern; Pflocklein (al cavicchietto); Ringens; Lauffens; Hupfens. — Ferner S. 866a: Blinde-mausspiel; Federlein- (giuoco al volante ò al pennello); Gänse-; Mülen-; Reifspiel.

### 37. Heini (1709).

J. C. Heini, Poetische Lust-Stunden (Braunschweig 1709) S. 41: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg, | So spielen die Kinder.“ — Vgl. Böhme S. 651. W. Grimm, Kleinere Schriften 1, 370. Dohna nr. 51. Johnson (oben S. 402). Zeitvertreib nr. 21. Goethe, Werke Sophienausgabe 1, 15 und 4. Abt. 19, 320. — Das gleichlautende Sprichwort schon bei Henisch, Teutsche Sprach und Weisheit 1, 1274, 64 (1616). Über die Verbreitung des Spiels in andern Ländern s. Mélusine 1, 170. 245. 2, 429. Handelsmann 1874 S. 31: Lütj lebt noch. Geschichtsbl. f. Magdeburg 18, 10: Petermännchen lebt noch. De Cock-Teirlinck 6, 255. Gomme 1, 256.

### 38. Ertl (1721).

Ign. Ertl, Sonn- und feiertägliches Tolle lege, d. i. Predigen (3. Aufl. Nürnberg 1721) S. 454 = Birlinger, Österr. Vjschr. f. kathol. Theol. 12, 401 (1873): Wir Teutschen haben ein gemeines Kinderspiel, das heißet Herr mein Fisch! Man sitzet in der Stuben um den Tisch herum; einer der Herumsitzenden ist der Fischer und teilet die Fisch aus, gibt einem jeden seinen gewissen Fisch, der

1) Ebd. S. 159: Ihrer viel pflegen das Spiel ein und dreißig gar gern in der Karten zu spielen, da denn der, so am ersten so viel Augen im Spiel hat, es gewinnt, sich aussaget und dem Spiel ein Ende machet.



ihme beliebt, fangt hierauf an zu fischen, braucht die Zungen anstatt des Angels und wirft diese Wort aus: Ich fisch, ich fisch in meines Herrn Weyer, und fang nichts als Hechten, nichts als Bären, nichts als Platterß, Stockfisch und Häring und was dergleichen Gattungen mehr sind. Nennt man nun seinen erwählten Fisch, so muß er behend zur Antwort geben: Herr mein Fisch! Sagt ers nicht geschwind, vergißt er seines Fisches, so bekommt er zur Straf ein Bätzel auf die Hand, daß er seinen Fisch nicht angezeigt hat. Also spielen und fischen die Kinder in der Stuben miteinander. — Ebd. S. 357 beschreibt er ein Kartenspiel, das Höllfahren; vgl. dazu Fischart S. 261 'In die höll' und Gumpelzhaimer 1652 S. 357.

### 39. Sylvanus (1728).

Sylvanus, Das verwöhnte Mutter-Söhngen, oder Polidors Lebens-Lauff auf Schulen und Universitäten (Freyberg 1728) S. 80: So denn fing man an mit allerhand Spielen sich die Zeit zu kürtzen. Ein Pfand-Spiel wurde erwehlet, da eine Person einen reisenden Passagier darstellen muste, welcher denen andern die Geschichte seiner Reise erzehlete; unter die Zuhörer wurden die Aemter vertheilet, welche auf Reisen vorkommen, als des Postillions, des Wirths, der Frau Wirthin, des Hauß-Knechts, und viele mehr; so ofte nun der erzehrende einen dieser Nahmen nennete, und die Person, so solchen angenommen, nicht vom Sitze aufstund, so muste sie ein Pfand geben, welches sie hernach mit et- [81] wa einer närrischen Verrichtung wieder einlösen konnte. Da es nun zur Einlösung der Pfänder kam, da setzte es rechtchaffen was zu hertzen, zu lecken und zu greiffen; über Polidorn füllete man das Urtheil, er solte dem Schneider Mägdechen das Strumpff Band ablösen . . . Ein anderer aus dieser Gesellschaft muste, um seinem Pfand, der Gewohnheit nach, Genüge zu thun, ein Liedchen singen, und wieder ein ander muste ein lustig Histörchen erzehlen . . . [83] Man ließ dieses Gespräch bald fahren und fiel auf neue Zeit-Verkürzung, bald spielete man die stille Music, bald die heimliche Frage<sup>1)</sup>, bald Plump-Sack, und dieses wehrte so bis in die Nacht.

### 40. Gleim (1745. 1767).

J. W. L. Gleim, Der blöde Schäfer 1745 (Werke 1811 3, 25):

. . . Wenn unsre Schäfer lachten,  
Und schertzten und das Spiel mit Schäferinnen machten,  
. . . . . so stand er angelehnt  
Und lächelte dazu. Er glaubte viel zu wagen,  
Wagt' er mit dir und mir ein Häufchen abzuschlagen<sup>2)</sup>.

Die Kinderjahre (Neue Lieder, von dem Verfasser der Lieder nach dem Anakreon, Berlin 1767 S. 29; in den Werken 1, 236 völlig abgeändert):

Ich weiß es noch, wie wir mit Nüssen  
Und Äpfeln uns einander schmissen.  
Ich weiß es noch, wie bei dem Gänsespiel<sup>3)</sup>  
Ich bei ihr saß und in den Brunnen fiel,  
Und wie sie sich betrübte, wenn der Tod  
Mir seine scharfe Sense bot.

1) Johnson 1663.

2) Ein Spiel der Landleute (Anmerkung Gleims). Vgl. Böhme S. 603.

3) Über das Gänsespiel vgl. Grimm, DWb. 4, 1, 1, 1278. Krünitz, Encyclopädie 157, 555 (1833). Handelmann, Kinderspiele 1874 S. 30. Schumann 1905 S. 119.

## 41. Zeitvertreib (1757).

Angenehmer Zeitvertreib lustiger Schertz-Spiele in Compagnien (Frankfurt und Leipzig 1757. 4 Bl. + 136 S. 8°. — Berlin Os 10 560) enthält 82, oder genauer, da nr. 15 fehlt, 81 ausführlich beschriebene Gesellschaftsspiele, von denen ich hier die Titel verzeichne. — Eine etwas frühere Ausgabe des Buches ist betitelt: Alle Arten von Scherz- und Pfänderspielen in lustigen Compagnien von Bruder Lustigen (Frankfurt und Leipzig o. J. 134 S. 8°. — Berlin Os 10 550).

1. Willst du mit nach Walpe. — Grimm, KHM. 140: Das Märchen vom Hausgesinde.

2–5. Nachsprechespiele. 3. Garten, Baum, Ast, Blatt etc. (zu Böhme S. 266). — 4. Der Sperber fragt: Was machst du, Wachtel? (Böhme S. 298).

6. Klostersmüch- und Nonnenspiel. — Oben 6, 98.

7. Schenkspiel.

8. Das Täubgen: Ich lasse meine Taube fliegen in Hafer. — Fischart S. 264a: des Täublings: 270: Der weissen Tauben. Rabelais: au pigeonnet. Rausch 24, 92: à pigeon vole.

9. Das Achtzehener Drehespiel. — Ein Losbuch mit Versen: vgl. Wickrams Werke 4, 309–341.

10. Das adeliche Franzenzimmer Punctierspiel. — Vgl. Wickram 4, 334.

11. Der Waaren-Beschauer.

12. Hänsgen mein Knecht. — Vgl. De Cock-Teirlinck 4, 111.

13–16. Nachsagespiele.

17. Fragespiel. (Die Antworten müssen sich auf die Fragen reimen).

18. Klosterspiel.

19. Grußspiel: Ich grüß euch Schwestern alle drey. — Vgl. Wossidlo, Mecklenb. Volksüberlieferungen 1, nr. 975.

20. Grußspiel (Wo hat sie denn ihr Bettgen?) — Fischart S. 261b: Wo schlafft des Wirts Töchterlein? Geschichtsbl. f. Magdeburg 18, 10.

21. Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg. — Böhme S. 651. Oben S. 406.

22. Wirthschaftsspiel.

23. Zahlenspiel oder der Rechenmeister.

24. Das stumme Saytenspiel. — Dohna nr. 18.

25. Fürstenspiel: Ich bin der Fürst von Thoren. — Böhme S. 676. Leucoleon 1671.

26. Wahlspiel: Weil sich das Glücke fügt. — Vgl. Böhme S. 485. Erk-Böhme, Liederhort 3, 973. Oben 12, 343.

27. Abschiedsspiel: Ich trage, ich trage. — Anders als Böhme S. 589.

28. Nachbarspiel: Wie gefällt dir dein Nachbar? — Böhme S. 648. Krünitz Encycl. 158, 7. Schumann S. 70. Kristensen p. 484.

29. Der Kermiß-Bauer. — Böhme S. 673. Wesenigk 1702. Oben 14, 63. 17, 288.

30. Schäfer-Stückgen: Schönster Schäfer, ist das recht. — Voigtländer, Oden 1630 nr. 65: Falscher Schäfer, ist es recht. Altpreuss. Mtschr. 28, 619.

31. Lochspiel: Alle in ein Loch, ins Nachbars Loch etc.

32. Riemenspiel. — Der Anführer singt: 'Einen rothen Riemen hat mir mein Hännsgen zum Jahrmarkt verehrt', und die andern müssen ihn in Worten und Geberden genau nachahmen; also ähnlich Dohna nr. 54. Ganz verschieden ist das in Grimms DWb. 8, 928 und bei A. Schultz, Höf. Leben<sup>2</sup> 1, 540 erwähnte 'Riemenstechen'.

33. Hierschespiel (Hirse säen). — Fischart 264a: den Habern seyen. Böhme S. 496. De Cock en Teirlinck 2, 189.

34. Fischerspiel: Ich fische in meines Herren Teiche. — Böhme S. 675. Gallitalo 1682 bei De Cock-Teirlinck 1, 55 nr. 137. Ertl 1721.

35. Die Farbe genannt. — Böhme S. 636.

36. Das Moqueriespiel: Ich bin böse auf dich. — Handelsmann, Kinderspiele aus Schleswig 1871 S. 31. Kristensen S. 202. 692.

37. Singspiel: Hier ist Laub, hier ist Gras. — Böhme S. 482f.

38. Singespiel: Wer sich ins Kloster will begeben. — Böhme S. 493. Oben 18, 41. Geschichtsbl. f. Magdeburg 17, 432. Mansfelder Bl. 11, 204.

39. Wie man die Pfänder auslöset: Verlangen tragen, stumm betteln, catholisch beichten, den verliebten Rencontre machen, den Zaun flechten, Kirschen brechen, das Spanische Kreuz machen, den verliebten Jesuiten machen, die Liebe mit Ellen ausmessen. — Vgl. Böhme S. 678. De Cock-Teirlinck 4, 48. Kristensen S. 217. 486.

40. Judenspiel.

41. Kneipen ohne Lachen. — Dohna nr. 20.

42–52. Rätsel.

53. Hexenspiel (Unsichtbare Schrift auf der Hand).

54. Fingerhuthspiel (Raten, unter welchem der 6 Fingerhüte die Erbse liegt).

55. Pachtspiel (Lotterie).

56. Ein Königsspiel. — Vgl. Böhme S. 654.

57. Handwerksspiel (Gesellen werden angenommen).

58. Ein Drehespiel (ähnlich nr. 9). Vgl. Reiser, Sagen des Allgäus 2, 175: Lebzelten ausspielen.

59. Viertelhundertspiel (desgleichen).

60. Hanns Schultzen-Spiel.

61. Amtmanns-Spiel. — Schumann 1905 S. 63. 195.

62. Rangspiel.

63. Kartenspiel.

64. Nüssespiel.

65. Das Laubfröschgen (ähnlich nr. 9 und 58, nur vertritt ein lebendiger Frosch die Stelle des Drehzeigers).

66. Der reiche Vogel und der arme Habicht. — Vgl. Böhme S. 466. Oben 17, 289.

67. Das stumme Kreißspiel. — Vgl. Böhme S. 631.

68. Das Richterspiel. — Fischart S. 262b: Zum lebendigen und toden Richter; 264b: Für den Richter. Böhme S. 638. E. Meier 1851 S. 131. Nd. Jb. 32, 70.

69. Das blinde Sitzen. — Fischart S. 262a: Ich setz mich. Böhme S. 631.

70. Das Schuh-spiel. — Fischart S. 266a: Schüchle bergen. Dohna nr. 45.

71. Das Kleeblatt (Kartenspiel).

72. Das Lotteriespiel.

73. Das Greiffspiel (aus einem Hut voll Nüsse).

74. Das Scheeren-Schleifer-Spiel: Es kam ein neuer Schleifer her (9 Str.). — Vgl. Erk-Böhme, Liederhort nr. 1640.

75. Das Hund- und Katzenspiel. — Vgl. Böhme S. 567: Katze und Maus. Hövel 1663. Leucoleon 1671: Wenn man das Kätzlein jagt. De Cock-Teirlinck 1, 172. Kristensen S. 498. Pitrè, Ginocchi 1883 p. 285.

76. Das Submissionsspiel: Hier fall ich zu deinen Füßen.

77. Das Strohspiel: Worzu ist das Stroh gut? — Fischart S. 266a. Dohna nr. 17.

78. Das Pater- und Nonnenspiel: Ich armer Mönch muß gar verderben.

79–82. Kartenkunststücke.

#### 42. U. Bräker (um 1755).

Der arme Mann im Tockenburg hsg. von E. Bülow 1852 S. 60: 'An den gedachten Sonntagen zu Abend machten wir jungen Leute mit einander Buntreihen, Kettenschleuffen, Habersieden [!], Stühle verbergen und dergleichen.'

#### 43. Goethes Mutter (1786).

Die Frau Rat (Briefe der Frau Rath an ihre lieben Enkeleins 1855 S. 8) schreibt am 13. Januar 1786 an ihre Enkelin Luise Schlosser und deren Geschwister nach Emmendingen: „Ihr müßt den Bruder Eduard jetzt hübsch laufen lernen, damit, wenn das Frühjahr kommt, er mit euch im Garten herumspringen kann;

das wird ein Spaß werden. Wenn ich bei euch wäre, lernte ich euch allerlei Spiele, als Vögel verkaufen<sup>1)</sup>, Tuchdiebes<sup>2)</sup>, Potz schimper potz schemper<sup>3)</sup> und noch viele andre . . . Ihr wißt ja, daß die Großmutter gern lustig ist und gerne lustig macht.“

### Anhang: Kartenspiele der Erwachsenen.

44. J. Agricola, Sprichwörter 1529 nr. 417: Wir Teudtschen haben mancherley spiel mit karten vnd mit würffeln, im brett, das gröst vor, dreierley büff, büff regal, da man gibt den gantzem würffel, alle seß, alle zincken, alle quatuor, alle drey, alle tauß, alle eß, buff unten vnd oben, buff vnd sieben zurucke, das Frawenspiel, das lang verkeret, das kurtz vnd das lortzen, auch der dickedack. — Nr. 329: Die Teudtschen haben ein spiel, das heisset flössen<sup>4)</sup>, ist zu jnen auß andern Nation kommen, hat zwen gewinn, das zusehen vnd den floß. Der floß ist drey blat einer farb, das zusehen zwey gleiche, zwo zehene, zwen König, zwen Oberleut oder das höchst blat, ein rausch etc.

45. H. Sachs, Das untreu Spiel (1531. Folio 1, 5, 518 b = Fabeln und Schwänke 1, 62 nr. 18) führt folgende Kartenspiele an: rümpffen, flösen, possen, ynn den thurn, ynn den pock setzen, schleck, putzen, losen, rauschen, eins und dreyßig, eins und hundert, carnöffeln, der meysten leß, strichs und der pild, untreu. — Im Fastnachtspiel 'Der verspilt Reuter' (1559. Folio 5, 357 b = Fastnachtspiele 7, 87 nr. 81) kehrt dieselbe Liste wieder: rüempffen, flössen, puecken, possen, in den thuern, schleck, puczen, losen, rauschen, ainundreissig, ains und hundert, carnöffeln, der lezten les, des stichs und der pild, untreu.

Fastnachtspiel von einem bösen Weib (1533. Folio 1, 5, 477 b = Fastn. 1, 36 nr. 4):

Die wir ein weil kürtzweylen wöllen  
Mit bossen, rauschen und mit bocken.

Fastnachtspiel vom Bachenholen (1539. Folio 1, 5, 473 b = Fastn. 1, XIII):

Macht euch ein weil selb kurtzweil viel  
Mit würffel oder kartenspiel!  
Thüt bocken, flossen oder rümpffen!  
Gwinn einer den peutel zu den stümpffen,  
Oder spielt in dem pret der lurtz  
(Macht auch eynem die zeyt oft kurtz;  
Wer lurtz wird, zal das spiel zwifach),  
Ziecht mit einander in dem schach!  
Darob wirt auch oft eynem haiß,  
Oder schießt ein weil in den kraiß!  
Treibt ein weil ghradigkeyt mit springen  
Oder thut für die langweil singen  
Oder sagt von seltzamen schwencken  
Und was ir kürtzweil mügt erdencken.

Der Profant- und Mumplatz (1555. Folio 1, 506 b = Fabeln 1, 452 nr. 161): über den Kreis werfen, Mumschanz, Pock, rauschen, lossen, kegeln. — Fastnachtspiel

1) Böhme S. 587. Geschichtsblätter f. Magdeburg 18, 150.

2) Böhme S. 582: Leinwanddieb. Geschichtsbl. f. Magdeburg 18, 164. Mansf. Bl. 11, 205.

3) Böhme S. 668. 718.

4) Vgl. Goedeke, Gengenbach 1836 S. 533: Flusz.

der verdorben Edelmann (1553. Folio 1, 5, 473b = Fastnachtspiele 4, 138 nr. 50): umschancen, flössn und bocken. — Hecastus (1549. Folio 2, 1, 31b): Lurtz<sup>1)</sup>.

46. Wickram, Der treue Eckart 1538 v. 960 (Werke 5, 99):

Der spyl kan ich auch mancherley:  
Ich flüssz, ich bock, ich trumpff odr rausch,  
Karnöffel, merssil, heymlich tausch;  
Mit würffeln ich auch passz und gantz  
Des besten grad und auch mumschantz.

Der verlorene Sohn 1540 v. 1636 (Werke 5, 210): bock. — v. 1681: rauschen. — v. 1914: bock.

Der Knabenspiegel 1554 v. 2352 (Werke 6, 313): Mumschantz. — v. 2405: pass (fz. passe-dix).

47. J. Römoldt, Spiel von der Hoffart 1564 III, 2 (Goedeke, Zs. des histor. V. f. Niedersachsen 1852, 334 v. 1228): Mumschantz. Karnöffeln oder rauschen. Retzen oder mit blaten tauschen. Wir wollen spielen ein und dreissig, Sonst wirts der kleine Thurm genant, In aller Welt itzt wol bekant.

48. B. Krüger, Spiel von den bürgerlichen Richtern und dem Landsknecht 1580 (ed. Bolte 1884) v. 1237: Eins und dreissig spielen. — v. 1264 Nun hebet ab, wer gibt die Kart? 'Ich darff es nicht, das meist mir wardt.' Ich hab das wenigst, ich bin Knecht<sup>2)</sup>.

49. J. Gruter, Florilegium ethico-politicum 3, 90 (1612): Vier spiel spielt man in der Welt: die Reichen bocken, die Armen trofrent, die Frawen vntruwen<sup>3)</sup> vnd rauschen die Bawen.

50. M. Abele, Vivat oder künstliche Unordnung 4, 268 (1673): Die Gäste wurden nunmehr Spiel-brüder, etliche trapelierten in quadro, etliche in tre, andere piquetierten, die dritte thäten labeten spielen, die vierde krimpen, etliche trischäckten mit 4 oder 3 Briefen, etliche häuffleten, andere thäten 1. und 14. spielen, etliche 31, die letzte aber das gefreyte.

51. Wurm-Logia vieler seltzamen Würmer ... vorgestellt von Sixtus Boldrian, Buxtehude o. J. (um 1680. Berlin Yy 1846) S. 64: Bey einem Karnüfelen, Puchen, Krimpen, Landsknechtlein, Ruhm oder schlechten Stich, Troischacque, Labet, Piqueet, Mägdlein leg dich da und dergleichen Spielen.

52. Das Zeitkürzende Lust- und Spiel-Hauß (um 1690. Berlin Os 19180) S. 35: Rümppfen, Grimpen, Büthen, Primiren, Pickiren, Träpiliren, Triumphiren.

53. Noch seien erwähnt die ziemlich rohen Spiele der Bergener Kaufmannsgesellen (Hansische Geschichtsblätter 1877, 89—111. 1880, 109—123), die von D. Tappe (Ostindianische Reisebeschreibung 1704 S. 20—24) geschilderten Matrosenspiele: Schmiede, Pferdiediebstahl, Kastellbestürmung, verstimmte Orgel, sowie die von Th. Kantzow (Chronik von Pommern in hochdeutscher Mundart ed. Gaebel 1897 1, 304; vgl. 2, 184) aufgezählten pommerschen Trinkspiele.

1) Lurtzsch bei Albertinus, Lucifers Königreich 1616 (S. 219 ed. Liliencron).

2) Vgl. Keller, Fastnachtspiele 2, 626: Wer das maist hab, der zeuh für! Doch spiel man auch oft der minsten karten. — Hans Sachs 1, 3, 231a: Würff her, der minder der ist knecht. — Föller, Ritter Galmy 1560 Bl. 7a: So heb ich ab, der meist ist knecht; Das ist sich aller Landtsknecht recht. — Fischart, Gargantua c. 8 S. 146: Laßt uns eins toppeln, der minst ist Knecht. — Heinrich Julius, Schauspiele 1855 S. 301: Der die wenigsten Augen wirfft, ist Knecht. — Ayser, Dramen 5, 2955: Ey so würff her! der wengst ist Knecht, Dasselb ist aller Landtsknecht Recht.

3) Vgl. H. Sachs 1531 (oben S. 410).

Namentlich erscheinen die letztgenannten 'mannigerley Art und grobe Pussen des Vullentrinckens' charakteristisch und eines Abdruckes wert:

Ein Klebletlein<sup>1)</sup>, das seint drey Gleser, ein iglichs im Truncke; wil einer dan ein Stenglyn darzu thun, das ist das virte Glas. Item den Fuchs sleffen<sup>2)</sup>, das ist, das man eine grosse Kanne nympt und umbher trincket; so mus der letzt, wan auch weinig daraus getruncken, das ander gar austrincken und dan ein frisch wideranheben, so kricht dan sein Nehister wider das letzte und so vordthan die ganze Rege durch, weil sie trincken khonen. Item die Parlencke<sup>3)</sup> trincken, das ist einem eine grosse Schale zuzutrincken, und wans schyr aus ist, das Ubrige in die Augen und die Schale auff den Kopff geslagen, und darum muß keiner nicht zornen. Item einen zu Wasser reiten, das ist: man setzt einem fern eine Schale mit Trincken, so muss sich derjenig, der trincken sol, auff Hende und Kny niederlegen, und einer, der ime zugetruncken hat, sytzt ime auffm Ruggen, den muß er tragen und so hinkrichen, bis das er zur Schale khumpt, und muß so niddergekniert die Schale austrincken, und der ander sytzt oben inne, als der ein Pferd zu Wasser reitet. Item zutrincken Kurlemurlepuff<sup>4)</sup>, eine blancke Hase<sup>5)</sup>, eine Slenglin und der Unart so viel, das es Schande ist.

### Register der Spielnamen.

ABC nr. 18. — Abschied 41. — Abt 18. — Adam hatte sieben Söhne 18. 26. — Agen abschütten 9. — Allefenzel 17. — Amtmaun 41. — Anschlag 12. — Armbrust 21. 33. — Atzel bergen 12. — Aufwippen 15. — Aus und ein 17. 35. — Ball schlagen 2. 4. 5. 6. 9. 19. 20. 21. 22. 24. 31. — Ball suchen 26. — Bankett 29 — Bankrott 16. 18. 19. — Bär an der Kette 3. — Bärenhaut 18. — Barrlaufen 1. 9. 12. 21. — Bassen s. P. — Bauch wider Bauch 17. — Bergener 53. — Beugeln 5. — Bickelin 12. — Bieten 16. — Bilken-tafel s. P. — Birnbaum 3. 12. — Bischof weihen 34. — Blasrohr 21. 33. — Blauwaschen 18. — Blinde mit Schlüsseln 18. — Blinde Kuh 6. 21. 23. 24. 26. 28. 29. 33. — Blinde Mans 9. 10. 13. 14. 36. — Blindes Sitzen 41. — Blumen 27. — Bocken 45. 46. 49. — Bohne 18. — Bolen 1. 2. — Bosseln 21. — Bossen 45. — Bräckeln 20. — Braut 36. — Brettspiel 21. 23. 33. 35. 44. — Brief erraten 24. — Brücke zu Paris 18. 27. 29. — Büchschon von der Lieb 18. — Buntreihen 42. — Burkhard 22. 24. — Büten 52. — Butzbirne 3. — Cede bonis 16. — Dame, dammen 20. 21. 23. 35. — Dickedack s. T. — Dilla dälla Hänsl bauen 32. — Drache 22. — Drehspeil 41. — Dreissig 16. — Dritte gleich 16. — Dritten schlagen 18. 26. — Eberhard, Bruder 18. — Eins und hundert 45. — Eins und vierzehn 59. — Einunddreissig 16. 18. 35. 45. 47. 48. 49. — Eisen halten 18. — Ephedrismos 10. — Erbslaube 20. — Esel abladen 36. — Ess 44. — Fangball 21. — Fangen 24. — Fängerlin 33. — Farbe 35. 41. — Faustball 20. 21. — Federlein 36. — Feiken, foiken 21. — Fickmühle 17. — Finden 24. — Fingerhut 41. — Fingerschinnern 21. — Fisch, Vogel 24. — Fischen im Teich 24. 38. 41. — Flüssen 16. 44. 45. 46. — Forellchen 18. — Frage, heimliche 27. 39. — Fragen 41. — Frauen 44. — Froscherlösen 33. — Fuchs 1. 17. 18. —

1) Fischart, Gargantua 1891 S. 148: 'Hie diß Kleplatt zusamt dem stil.' Danach J. Sommer, Ethographia mundi 1 (1610), Bl. G 5a. H. Sachs 3, 2, 98d = 12, 370 ed. Keller: 'So bring ich dir frey | zu eim khüfuß ein gantz kleblat.

2) Grimm, DWb. 4, 1, 333 und 351: Fuchs schleppen.

3) Vgl. Dähnert, Plattdeutsches Wtb. 1781 S. 344b: Parl up'n Duum! = Mach die Nagelprobe!

4) Fischart S. 148: 'den Murlepuff auff einer Guff.' J. Sommer 1, Bl. G 5a (1610): 'den Kurle Murle Puff.' Grimm, DWb. 5, 2812. Jus potandi 1616 c. 30 (1879 S. 40): Lencoleon 1671. — Hängt der Ausdruck mit dem im Wachtelmäre v. 50 (Wackernagel, Lesebuch<sup>5</sup> 1, 1150) beschriebenen Lande Kurrelmurre zusammen?

5) Fischart S. 148: 'Ein weiße Hos zu der Mum vund Goß.' Ebenso J. Sommer 1, Bl. G 5a.

F. ins Loch 23. — Fuchsbalg 24. 27. 37. 41. — Fuchs schleifen 53. — Fünf Karten 23. — Für sich, hinter sich 24. — Fürst von Thorn 24. 41. — Gans 20. 36. 40. — Gansheben 18. — Gänslin rupfen 18. — Garten, Baum, Vogel 18. 41. — Geben und nehmen 24. — Gefreite 50. — Geier rupfen 3. — Gerad oder ungerad 1. 12. 21. — Geutschen 12. — Gigack 18. — Glozen 31. — Glück 24. — Glücker s. K. — Gluckhenne 18. — Glücksrad 21. — Glückstopf 20. — Grad, beste 46. — Greif ans Schwänzel 17. — Greifen 41. — Grimpen s. K. — Grösst vor 44. — Gruss 41. — Haber kaufen 28; mähen 26. 27; säen 24; sieden 42. — Habergeiss 22. — Habicht 41. — Häfen schlagen 1. — Halm ziehen 24. — Halten 16. — Hände: auf H. gehen 22. — Handwerk 11. 41. — Hans Schulze 41. — Hänsehen mein Knecht 41. — Häschen jagen 26. — Hase hinterm Busch 18. — Haselnüsse 18. — Häufchen abschlagen 40. — Häufeln 31. 50. — Haupel 18. — Hexen 41. — Hier ist Laub 41. — Himmelreich 12. — Hinken 21. — Hirse 41. — Hirt 18. 21. 33. — Hochzeit 38. — Hofamt 24. — Hofmann 24. — Höklen 31. — Hölle fahren 20. 38. — Hollunderbüchse 12. 33. — Holz schneiden 18. — Hölzlein 27. — Hose, blanke 53. — Huckepack 10. — Hund und Katze 41. — Hundert und eins 19. — Hüpfen 21. 36. — Hut schiessen 1. — Hütewinkel 21. 29. — Hüttlein 18. — Interim 23. 35. — Ja und Nein verboten 18. — Juden 41. — Kalb austheilen 23. — Karnöffeln 1. 35. 45. 46. 47. 51. — Karten 1. 16. 19. 20. 21. 35. 41. 44. — Kastell bestürmt 53. — Kätzchen jagen 26. 29. — Katze, sehende 18. — Kaufmann 19. 35. — Känlichen schiessen 6. 21. — Kegeln 1. 2. 19. 20. 21. 23. 33. 45. — Kern, schwarzer 20. — Kettenschleifen 42. — Kinker 21. — Kirmesbauer 24. 35. 41. — Kirschkerne 19. — Kissen untragen 26. 29. — Klebern 1. — Kleeblatt 41. — Kleeblättlein 53. — Kloot schiessen 5. — Klostermönche 41. — Kluckern, Klickern 1. 19. 21. 31. 36. — Knecht 48. — Kneipen 18. 41. — Knochen 22. — König 18. 21. 23. 26. 27. 35. 41. — K. lösen 24. — Königin 24. — Königreich 12. — Kopauf ins Licht 3. — Kreis 1. 41. 45. — Kreisball 21. — Kreisel 13. 21. 33. — Krimpen 50. 51. 52. — Krönen 31. — Krumme Neum 16. — Kugel durch Ring 5. 13. 20. 33. — Kugeln 1. 2. 19. 20. — Kuhschwanz 20. — Kuhwinkel 10. — Kurlermurlepuff 53. — Kurrelmurrel 29. — Küsel 21. — Küssen 35. — Labet 35. 50. 51. — Lachen verboten 18. 41. — Landsknechtlein 51. — Laubfröschehen 41. — Laufen 4. 9. 36. — Lestel(?) 21. — Liebe predigt 17. — Liebesfragen 18. 24. — Loch 17. 41. — Löper 21. — Losbuch 41. — Losen 20. 45. — Lotterie 41. — Lurtsch, Lurtz, Lortzen, Lortschen 16. 20. 23. 35. 44. 45. — Mägdlein leg dich 51. — Mann, kurzer runder bunter 27. — Marsch 16. — Matrosen 53. — Meise 22. — Meist Augen 12. — Meiste Less 45. — Mersil 46. — Milch kaufen 18. — Moquerie 41. — Morra 20. — Mühle 23. 35. 36. — Müht mich 17. 18. — Mumschanz 45. 46. 47. — Munten 19. — Münzen werfen 1. 10. 11. — Murjanchen 29. — Murmel 10. 13. — Musik, stille 18. 35. 39. — Nachahmen 18. 35. — Nachbar 19. 24. 27. 41. — Narren schiessen 20. — Nartheit 21. — Neun Ehren 35. — Neun Hände 24. — Neunte Stein 20. — Niggeln 31. — Nonnen 26. 41. — Nüsse 13. 19. 21. 22. 31. 41. — Ochsenfuss 19. — Ochslin 27. — Öl ausschlagen 9. — Orgel 53. — Ostrakinda 10. — Paar s. Barr. — Paecht 41. — Palli malli 20. — Parlenke 53. — Paschen 18. — Passen 16. 46. — Pater 41. — Paustrohr 21. — Peter 29. — Pfand 26. 29. 41. — Pfennig im Buch blättern 8; s. Münzen. — Pferdeldieb 53. — Pirsichkerne 19. — Ploock schiessen 7. 21. — Pick 23. — Picket 50. 51. — Pikiern 51. — Pilke, Peilketzel 20. 23. — Plapperstein 21. — Platten werfen 36. — Platz wechseln 18. — Plumpsack 26. 39. — Possen s. B. — Potzschimper 43. — Primieren 16. 35. 52. — Primus secundus 8. 16. — Propos 18. — Puchen 51. — Pücken 45. — Puff 20. 35. 44. — Puffball 20. 21. — Punktieren 41. — Puppen 6. 22. — Putzen 45. — Putzpirn s. B. — Rad treiben 1. — Rang 41. — Raten wer geschlagen hat 24. 34. — Rausehen 16. 45. 46. 47. 49. — Rebhölzlen 19. 31. — Reifen 21. 22. 36. — R. springen 15. — Reisender 39. — Reiten, zu Wasser 53. — Retschen, ritzen 12. 21. 33. — Retzen 47. — Richter 23. 24. 27. 41. — Rieckeln 35. — Riechen 18. — Riemen 41. — Ring 27; aus dem Munde 26; verstecken 29. — Ringen 4. 9. 36. — Ritterspiel 12. 18. — Rocken anzünden 9. — Rose 18. 29. — Ruck oder Schneid 1. — Ruffen 19. — Ruhm 16. 18. 19. 51. — Rühren 24. — Rümpfen 16. 19. 45. 52. — Rüpflein, röpflin 9. 12. — Rüschen 22. — Sack leihen 24. — Sackmutter 17. — Saiten 41. — Schach 16. 20. 21. 23. 33. 35. 45. — Schäfer 41. — Schäflein austheilen 10. — Schaukeln 21. — Scheibenwerfen 13. — Schenken 24. 41. — Scherenschleifer 41. — Schiessen 4. — Schiesstafel 33. — Schifelball 21. —

Schinkenklopfen 34. — Schlägeln 12. — Schlängelein 53. — Schleck 45. — Schlittschuhe 33. — Schmarückeln 20. — Schmiede 53. — Schneller 1. — Schnellkugeln 21. 22. — Schnupftuch fallen lassen 18. — Schoekreff 21. — Schoreln 21. — Schösser 21. — Schosssteine 19. — Schuh suchen 18. 23. 26. 36. 41. — Schultheiss 18. — Schussern 1. 9. 21. 33. 36. — Schweinfüsslein tragen 18. — Schwimmen 4. 15. — Schwinge 21. — Seht euch nicht um 26. — Seifenblasen 22. — Seil schmeichen 33; schwingen 21; springen 22; ziehen 12. — Sequens 16. 19. — Sperber 41. — Spielhölzlein 30. — Spinkelwinkel 25. — Sprache 24. — Spring aus dem Busch 24. — Springen 4. 9. — Star stechen 34. — Stechpilöcken 21. — Stecken 9. — Steckenpferd 6. 22. — Stein der Schönsten 24; ziehen 20. — Steinchen erraten 18. — Stelzen 21. 22. 33. — Stich 16. 17. 18. 19. 51; S. und Bild 45. — Stichgrübel 17. — Stock 9. 18. — Stöckeln 1. — Strebekatte 9. 12. — Strich 45. — Stroh 18. 21. 41. — Stühle verbergen 42. — Stumm sein 24. 35. — Submission 41. — Tafelschiessen 13. 19. 20. — Tarlen, Torlen 21. 30. — Täubchen 41. — Taus 41. — Tauschen 46. 47. — Ticketack 16. 20. 35. 44. — Tirledäntz 21. — Topf 1. 19. 21. 22. 33. — Torwarter 12. — Totentanz 24. — Treppeliren 23. 35. 50. 52. — Trichter 21. — Trischäcken 50. 51. — Triumph 19. 52. — Trofen 49. — Trümpfen 16. 35. 46. — Tuchdieb 43. — Tupfen, dopfen 1. 31. — Turn 1. 45. 47. — Übereck ins Bein 17. — Umlaufen 18. — Umschanzen 45. — Umschlag 16. 27. — Untreu 45. 49. — Ventes d'amour 18. — Venustempel 17. — Verbergen 21. 24. — Verkehrt 35. 44. — Verstecken 18. 21. 33. 36. — Vier Blatt 35. — Vier Elemente 18. 24. 27. — Viertelhundert 41. — Vierzig 16. — Vogel 1. 22. 41; küssen 17; such dein Nest 17; verkaufen 43. — Vogelrohr 21. — Waarenbeschauer 41. — Wachtel im Sack 18. — Wahl 41. — Walglen 2. — Walpe 41. — Wälzeln 1. — Was schadet euch 29. — Wechseltanz 24. — Weib, böses 18. — Weiss 18. — Wer das nicht kann 18. 24. — Wer sich ins Kloster 41. — Wirtschaft 41. — Wisch einmal herum 26. — Wohlgemut tragen 18. — Wolf 18. — Würfel 20. 21. — Würfeltrichter 21. — Würt, fahren in die 17. — Zahlen 41. — Zeiner 18. — Ziege 27. — Zwölfte 12.

Berlin.

## Kleine Mitteilungen.

### Zum Spiel von der goldenen Brücke.

Von dem weitverbreiteten Brückenspiele, dem Mannhardt (Zs. f. dtsh. Mythologie 4, 303. 385) und Feilberg (Bro-brille-legen 1905; vgl. oben 16, 358) ausführliche Untersuchungen gewidmet haben<sup>1)</sup>, möchte ich hier einige Texte und Spielarten aus verschiedenen Ortschaften des badischen Landes vorlegen, die vielleicht zu weiteren Beobachtungen anregen können.

- |  |  |
|--|--|
| 1. A. Wir fahren durch die goldne Brück!   | A. Aus einerlei, aus zweierlei.            |
| B. Sie ist zerbrochen, sie ist zerbrochen. | B. Der letzte muss bezahlen.               |
| A. Wir wollen sie wieder aufbauen.         | (Variante: Der letzte muss gefangen sein). |
| B. Aus was? Aus Gras?                      | (Reichenbach bei Ettlingen.)               |

1) [Zusammenstellungen vieler Fassungen bei Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel 1897 S. 522–534 und De Cock en Teirlinck, Kinderspel en kinderlust in Zuid-Nederland 1, 234–246 (1902). Ferner oben 9, 392. 13, 172. 18, 45. Haupt, Neues Lausitz. Magazin 45, 245. Wegener, Geschichtsbl. f. Magdeburg 18, 158. Frischbier, Altpreuss. Monatsschrift 28, 622. Blätter f. pommersche Volkskunde 3, 154. Zs. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 2, 149–156. 5, 195. 6, 97. Schumann, Lübecker Spiel- und Rätselbuch 1905 S. 38. Mansfelder Blätter 7, 177. 11, 193. Zs. f. öst. Volksk. 14, 172. Gomme, Traditional games of England 1, 333. 2, 441 'London bridge'. Bulletin de folklore wallon 1, 83 usw.]



Spiel. A = Anzahl Kinder, die hintereinander stehen und durch B (= Tor, durch zwei Kinder, die die Hand emporheben, gebildet) hindurchziehen. Obige Rede und Gegenrede begleitet den Zug. Das eine der Kinder, die das Tor bilden, wird als König, das andere als Kaiser aufgefasst. Ist das letzte Kind durchs Tor gegangen und gefangen, wird es gefragt, ob es zum Kaiser oder König gehören wolle. Die zu dem Kaiser oder König getretenen Kinder müssen hierauf hinter ihren jeweiligen Herren treten. Haben sich so alle verteilt, wird eines nach dem andern von dem Kaiser und König im Kreise herumgeführt mit den Worten „Lach' net, zeig' mir deine weissen Zähne“. Lacht dabei das betreffende Kind, so wird es zu einem Teufel; lacht es nicht, gibt es einen Engel ab. Dann treten die Engel auf die eine, die Teufel auf die andere Seite. Die Teufel müssen dreimal durch die Reihen der Engel springen und 'Kiekericki' rufen. Sie werden von den Engeln mit deren Taschentüchern tüchtig geschlagen. — Variante: Anstatt für Kaiser und König, können sich die Kinder auch für 'Apfelbaum' und 'Birnbaum' entscheiden.

2. A. . . . . B. Mit was denn, mit was denn?  
 B. Die Landbrück ist zerbrochen A. Mit Stein, — mit Bein, —  
 A. Wir wollen sie wieder machen. Mit allerlei Sachen.  
 (Busenbach bei Ettlingen.)

Spiel. Zug durchs Tor wie oben. Der letzte Knabe liegt über die Arme der beiden das Tor vorstellenden. Es wird gefragt: „Was witt?“ (= Was willst du?). Sagt er 'Honig', antworten die beiden Knaben: 'Engele, Engele, Zuckerstengele'. Wenn er aber die Frage mit 'Zucker' beantwortet, sagt man zu ihm: 'Teufel, Teufel, Kuhdreck.“

3. Hier mag das aus Götzingen (Amt Buchen) überlieferte Spiel, zu dem kein Text angegeben ist, seine Stelle finden: Zwei Kinder, die sich gegenüberstehen, geben einander die Hände. Die übrigen stellen sich hintereinander auf und schlüpfen unter den Armen der zwei hindurch, dabei rufend: 'Wer zuletzt kommt, muss bezahlen'. Das letzte von der Reihe wird dann aufgefangen und von den beiden, die sich die Hände halten, gefragt, ob es lieber hinter den Apfelbaum oder hinter den Pfirsichbaum zu stehen kommen wolle. (Apfelbaum bedeutet Himmel, Pfirsichbaum dagegen Hölle). Das Kind, das sich für den Himmel entschieden hat, wird sodann gewiegt mit den Worten:

Engele, Engele, Goldes schwer,  
 Engele, Engele, Silbers schwer.

Diejenigen, die das schlechtere Teil erwählt haben, werden gewiegt mit den Worten:

Deifele, Deifele aus der Höll!  
 Deifele, Deifele in der Höll!

4. A. Wir wollen durch die goldene Brück. A. Aus Silber und aus Gold.  
 B. Sie ist zerbrochen, sie ist zerbrochen. B. So fahren sie, so fahren sie,  
 A. Wir wollen sie wieder machen lassen. Der letzte muss bezahlen.  
 B. Aus was denn, aus was denn?

Das sich daran knüpfende Spiel ist verwittert. (Ettlingen.)

5. A. Machet áuf das Tör, machet áuf A. Mit Góld und Silber beschlágén.  
 das Tör, B. So mách nur zù, so mách nur zù,  
 B. Die Brücke ist zerbróchén. (Variante: so máchen sie)  
 A. Wir wóllen sie wieder máchén. Der létzte muss bezá-álen.  
 B. Mit wás denn, mit wás denn? (Tauberbischofsheim.)

6. A. Wir wollen über die goldne  
Brücke fahren.  
B. Sie ist zerbrochen.  
A. Sie sollen sie machen lassen.

- B. Aus was?  
A. Aus Gold, Silber und Edelstein.  
B. So fahren sie, so fahren sie, der letzte  
muss bezahlen.

(Das Spiel ist nicht angegeben. — Buchheim bei Messkirch.)

Rastatt.

Otto Heilig.

## Kinderspiele aus der Eifel.

### 1. Das Bockspiel<sup>1)</sup>.

In Leienkaul (Kr. Kochem) belustigen sich die Kinder an nachstehenden Spielen. Sie richten einen runden dicken Kieselstein auf und legen einen kleineren darauf. Der grosse Stein ist die 'Geiss', der kleine wird 'Bock' genannt. Nachdem jeder der Mitspielenden einen Stein in die Hand genommen, stellen sich diese in bestimmter Entfernung auf und schieben ihre Steine zur Geiss hin. Der Besitzer des Steines, der am nächsten liegt, ist der erste beim Spiel, und wessen Stein die grösste Entfernung hat, ist der Hüter. Nachdem sich der Hüter neben der 'Geiss' aufgestellt, werfen die übrigen Kinder der Reihe nach von einem bestimmten Mal aus nach dem 'Bock', indem sie dabei sprechen: „Bock von der Geiss!“ oder: „Bauer ess deine Kartoffelsuppe!“ oder: „Bauer pass auf!“ Wer seinen Wurf nicht mit einem solchen Ausruf begleitet, muss zur Strafe Hüter werden, während dieser an seine Stelle tritt. Ist der 'Bock' durch einen Wurf von der 'Geiss' heruntergefallen, so rufen die Kinder insgesamt: „Das Böckelchen liegt“, und der Hüter beeilt sich es aufzusetzen, weil er sonst nicht erlöst werden kann. Jetzt muss er den, der den Stein geschleudert hatte, sobald er diesen in Händen hat, zu fangen suchen, indem er ihm einen Schlag mit der Hand auf den Rücken gibt. Gelingt dies, ehe er das Mal erreicht, so muss er den Hüter ablösen. Ferner kann mit dem Hüter gehandelt werden auf 'Schüpp' oder 'Scharr'. Glaubt der Betreffende seinen Stein auf dem Vorderfusse liegend aufs Mal zu werfen, so ist das ein 'Schüpp'. Erlaubt der Hüter, den Stein mit dem Fusse fortzustossen, so ist das eine 'Scharr'. — Ein ähnliches Spiel der Kinder beim Viehhüten ist dieses<sup>2)</sup>: In die Erde wird ein Gabelast gesteckt und ein Haken daran gehängt; nun wirft man in der oben angegebenen Weise mit Stöcken danach.

1) [Das Spiel heisst im Elsass Steinböckels, in Österreich Klötzchenspiel (Vernaleken-Branky, Spiele 1876 S. 36), in Ostfriesland Keibuk (Lüpkas, Volkskunde 1908 S. 210), in Oldenburg und Holstein Kaak (Böhme, Kinderspiel 1897 S. 620. Nd. Jahrbuch 8, 103. Schumann, Lübecker Spielbuch 1905 S. 90. Geschichtsblätter für Magdeburg 18, 169), bei den Vlāmen Boeren (De Cock-Teirlinck, Kinderspiel 3, 26), in England Duckstone (Gomme, Games of England 1, 116). Im Elsass und in der Schweiz nimmt man statt der beiden Steine auch ein dreibeiniges Holzgestell, nach dem mit Stöcken geworfen wird, und nennt dies Spiel der Geiß hüten (Murner, Narrenbeschwörung 1512 Bl. c 1b Cap. 7. Fischart bei Rausch, Jahrbuch f. Gesch. Elsass-Lothr. 24, 121), Geiss aufsetzen oder Geissen (Rochholz, Kinderlied 1857 S. 446. Martin-Lienhart, Elsass. Wtb. 1, 236. Birlinger, Augsburg. Wtb. S. 487. Schön, Kinderlieder des Saarbrücker Landes 1909 S. 77), Ziegenspiel (Geschichtsbl. f. Magdeburg 18, 168), Dreebuck (Schumann, Lübecker Spielbuch S. 90), Böcklein hüten (ZföVk. 14, 173).]

2) [Im Brandenburgischen heisst dies Ross und Elle (Der Bär 1882, 87), in Holstein Klisch (Handelmann, Kinderspiele 1874 S. 90. Nd. Jahrbuch 8, 100), Kliesterbuck (Schumann S. 91), in der Schweiz Hurnussen (Rochholz S. 452. Böhme S. 618).]

2. Das Nutzspiel<sup>1)</sup>.

In die Erde wird eine kesselartige Vertiefung gemacht und ein dicker Bachkiesel hineingelegt. Dann werden im Kreise um die Grube Löcher gegraben, doch eins weniger, als Mitspieler sind. Jeder versieht sich mit einem Stab, der unten in eine kugelartige Verdickung endet und 'Nutz' genannt wird. Nachdem der Hüter bestimmt ist, hält jeder seinen Stab in sein Loch. Nun beginnen die Mitspieler den Stein aus der Grube zu schlagen, und der Hüter sucht mit seinem Stabe ein leeres Loch zu erschassen. Gelingt ihm dies, so muss der betreffende Spieler an seine Stelle treten, falls er nicht ein anderes leeres Loch mit seinem Stabe erreicht. Ist aber der Inhaber eines Loches dem Hüter mit seinem Stabe zugekommen, so spricht er zum Hüter: „Nutz, Nutz, wer kein Loch hat, ist futsch.“ Ist der Stein aus dem Kreise hinausgeschlagen, so muss der Hüter ihn durch Schlagen wieder in die Vertiefung bringen, was die Mitspieler durch Wegschlagen des Steines zu verhindern suchen. — In Lutzerath nennt man das Spiel Heckesau.

Lutzerath, Rheinland.

Joseph Mayer.

**Eine vollständige Fassung des Kinderliedes von den Nornen.**

Das Nornenlied (Böhme, Deutsches Kinderlied 1897 S. 84. 199. 402) hat nach der Aufzeichnung von J. Grentz, Ensheim vor 60 Jahren (Forbach 1894) in Ensheim in der Pfalz folgende Fassung, die leider ins Hochdeutsche übertragen ist:

Hopple, hopple Rösschen,	Die eine, die spinnt Seide,
Droben steht ein Schlösschen,	Die andre wickelt Weide,
Droben steht ein Glockenhaus,	Die dritte schneidet den Faden ab,
Gucken drei Jungfern raus.	Sinkt jemand in das Grab <sup>2)</sup> .

Das Kinderlied gehört zu der durch fast ganz Deutschland verbreiteten Gruppe der Liedchen von den drei Jungfrauen, Marien, Nonnen usw. Schon Grimm hat in einem solchen Marienliedchen die drei Nornen erkannt. Durch die hier dargebotene Fassung des Kinderliedes erhält diese Auffassung neue Nahrung. Man könnte sagen, der Schluss sei neueren Datums. Die Anschauung, dass die dritte der Schicksalsfrauen den „Faden abschneide“, ist römisch. Indessen gehört Ensheim, der Aufzeichnungsort des Reimes, dem Rheinfränkischen an, und die römische Vorstellung kann schon zu fränkischer Zeit in die deutsche Mythologie übergegangen sein, wenigstens in dieser Gegend. Der Schluss des Reimes kann also schon sehr alt sein.

Das Seidespinnen mag wohl die Tätigkeit der guten Norne sein, insofern Seide ein feines Gespinnst ist. Das Wickeln der Weide bezeichnet wohl die Vorbereitung eines Weidenstrickes durch Drehen der Weide, wie man es noch heute wohl

1) [Dies Spiel heisst anderwärts Sau in Kessel treiben (Brant, Narrenschiff 1494 c. 2, 9. Fischart bei Rausch, Jb. 24, 121. Birlinger, Angsb. Wtb. S. 486. Wagners Archiv f. dtsh. Sprache 1874, 178—182. ZföV. 14, 171. Geschichtsbl. f. Magdeb. 18, 168), Sauball (Böhme S. 612), Külsög (Nd. Kbl. 1, 86. 2, 14. 3, 48. Nd. Jahrbuch 26, 134. Bl. f. pomm. Volksk. 2, 93. Schumann S. 80), Sauchen (Lenke, Vtl. aus Ostpreussen 1, 138), Morenjagen (Rochholz S. 395), Mutte hüten, Mötttschkes hauen, Kützendriben (Nd. Kbl. 1, 68. 86), Studum (Cats-Anman, Kinderlustspiele 1657), Zogspelen (De Cock-Teirlinck 3, 149), Cat in the hole (Gomme 1, 63. 2, 409) usw.]

2) [Wieder abgedruckt von K. Lohmeyer, Zs. f. rhein. Volkskunde 6, 90 und von F. Schön, Kinderlieder des Saarbrücker Landes 1909 S. 113.]

macht. Der Weidenstrick wäre das Schicksalsseil, das die Nornen führen, und das zu verschiedenen Zwecken dient. Der Schluss knüpft wieder an den Anfang an, insofern die erste Norne Seidenfäden spinnt und die letzte „den Faden abschneidet“.

Der Reim ist (samt dem römischen Einschlag) wohl ein Niederschlag einer späteren Stufe der germanischen Anschauung von den drei Schicksalsfrauen.

Mettmann.

Friedrich Schön.

[Gegen die Ableitung des Kinderliedes aus heidnischem Glauben bringt V. J. Mansikka (Über russische Zauberformeln, Helsingfors 1909 S. 194—209) beachtenswerte Gründe vor; er sieht darin eine Vermischung der drei zu Christi Grab schreitenden Marien mit der mittelalterlichen Legende von der im Tempel spinnenden jugendlichen Maria und ihren Gespielinnen. Vgl. auch die oben 17, 208 erwähnte Schrift von Gertrud Züricher. — J. B.]

### Die Herkunft einer deutschen Volksweise.

In Dünkirchen gibt es auf dem Turm der St. Eloikirche ein altes berühmtes Glockenspiel, dessen Melodie im 'Kunstwart' (2. Oktoberheft 1907), fürs Klavier gesetzt von Th. Veidl, abgedruckt ist<sup>1)</sup>. Des verzierenden Beiwerks entkleidet, hat sie folgende Gestalt:

The musical score is written in 2/4 time and consists of five staves. The first staff shows the beginning of the melody. The second staff has a section labeled 'a' and 'Schluss' (ending). The third staff continues the melody. The fourth staff has a section labeled 'a' and 'Schluss'. The fifth staff is the final ending.

Über den Ursprung der Melodie ist mir nichts bekannt; ich würde sie ihrem Charakter nach etwa als 'französische Tanzweise des 17. Jahrhunderts' bezeichnen; volkstümliche Entstehung halte ich mit Rücksicht auf das von der Melodik des Volksliedes etwas abliegende Seitensätzchen b für ausgeschlossen.

1) [Mit dem untergelegten Texte 'Een kalemanden rok' zu finden bei E. de Coussemaker, Chants populaires des Flamands de France 1856 p. 278 nr. 80, F. van Duyse, Het onde nederlandsche lied 2, 1222 nr. 337 (vgl. 3, 2739) und Erk-Böhme, Liederhort 2, 721 nr. 948; vgl. Desrousseaux, Moeurs populaires de la Flandre française 2, 203—211 (1889).]

Jedenfalls ist das ganze Stückchen ein kleines Meisterwerk an Grazie, lebhaftem Ausdruck und innerer Geschlossenheit.

Die Melodie hat Anlass gegeben zur Entstehung zweier deutscher Soldatenlieder. Aber es mutet fast komisch an, wenn wir sehen, was aus der zierlichen französischen Tanzweise im Munde des deutschen Kriegers geworden ist. Die eine der beiden deutschen Volksmelodien teilt Böhme im Deutschen Liederhort unter Nr. 317 als 'Lied auf Strassburgs Übergabe an Frankreich (1681)', offenbar mit falscher Schlüsselbezeichnung (Bassschlüssel statt Altschlüssel) und einem willkürlich vorgesetzten  $\flat$ , mit. Nach F-Dur transponiert, lautet sie:

Münchener Cod. germ. 4088, S. 136 b.

Strassburg, du schön-e Stadt, es soll zwar mit dir trau-ern, der  
 Var. a  
 Var. a Schluss  
 dei-ne festen Mau-ern ein-mal ge-se-hen hat; a-ber du findst kein  
 b Var. b  
 Mann, der jetzt, da du musst lei-den, mit dir sich schwarz will klei-den, viel  
 Schluss  
 selbst bist schul-dig dran.

In dieser Melodie ist zunächst das charakteristische, sonst in Volksweisen nicht anzutreffende Seitensätzchen b 'wörtlich' aus der Quelle übernommen; a ist leicht variiert, aber doch sogleich wieder zu erkennen, der Schluss besteht hier wie dort in der so gewöhnlichen Form des Absteigens von der Quarte zur Tonika. Das in der deutschen Weise auf Abschnitt b folgende Stückchen Var. b ist eine in der Musikersprache als 'Rosalie' bezeichnete billige Umformung, oder vielmehr einfache Versetzung des in b verwendeten Motivs in eine höhere Tonalität. Frei erfunden oder — anderswoher entlehnt ist demnach in dieser ersten Volksweise nur der Anfang. — Eine zweite, ebenfalls auf denselben Ursprung zurückgehende Melodie finden wir in Erk-Böhmes Liederhort unter Nr. 1384 'Der verwundete Soldat'<sup>1)</sup>:

„Vielfach mündlich.“

Var. a  
 Hier liegt ein jun-ger Sol-dat von zwei-und-zwan-zig Jah-ren, ge-

1) [Vgl. ferner Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar 1896 nr. 274 'Ich bin ein junger Soldat' und Gassmann, Das Volkslied im Luzerner Wiggertal 1906 nr. 152 'Ich bin ein jung Soldat' mit den dort gegebenen Nachweisen, auch Erk-Böhme nr. 1380 'Zu Wesel auf der Schanz'.]

bo - ren in Deutsch-land im deutschen Va-ter-land, ge - bo - ren in Deutsch-land im deut-schen Va - ter - land.

The score consists of two staves of music in G major, 2/4 time. The first staff is labeled 'Var. a' and contains the melody for the first line of text. The second staff is labeled 'Schluss' and contains the melody for the second line of text.

Der Anfang ist auch hier aus der französischen Weise nicht direkt herzuleiten, könnte aber doch vielleicht durch Umbildung der ersten vier Takte, vielleicht unter Einwirkung volkstümlicher Melodiephrasen entstanden sein. Der zweite Teil, mit Var. a bezeichnet, entspricht in seinen beiden Abschnitten genau der entsprechenden Stelle der vorigen deutschen Weise, nur dass die beiden Auftakte durch je einen klangverwandten Ton ersetzt sind (f durch a und b durch g), was aber gar nicht als Abweichung anzusehen ist. Der Abschnitt a und der Schluss ist in der letzten Melodie viel treuer erhalten als in der vorigen.

Noch will ich erwähnen, dass unsere Glockenspielmelodie den weiten Weg von Dünkirchen bis Siebenbürgen zurückgelegt hat. Sie wird hier ebenfalls zu einem Soldatenliede gesungen, von dem mir gegenwärtig nur der Anfang des Textes vorliegt:

Talmesch in Siebenbürgen.

Kein schön-res Le-ben ist in die-ser Welt zu fin - den — —

The score consists of two staves of music in G major, 2/4 time. The first staff is labeled 'Var. a' and contains the melody for the first line of text. The second staff is labeled 'Schluss' and contains the melody for the second line of text.

Treppen, Post Mettersdorf (Siebenbürgen).

Gottlieb Brandsch.

Weitere Nachrichten über die merkwürdige Geschichte dieser Melodie und ihre Wanderungen gewährt uns das ausgezeichnete Werk von F. van Duyse, *Het oude nederlandsche lied* 2, 1222 und 3, 2739 (1905—1907). Ihre älteste, leider noch ungedruckte Gestalt liegt in einer französischen Tanzweise (Branle) der dem Pariser Konservatorium gehörigen Sammlung Philidor v. J. 1540 vor<sup>1)</sup>. Dass der 'Carillon de Dunkerque' auch weiterhin als Tanzweise diente, bezeugt eine Aufzeichnung mit französischem Text v. J. 1761 (*Amusement des compagnies* 2, 165: 'Revenu de l'erreur'), und Coussemaker berichtet noch 1856, dass in Dünkirchen

1) L. Celler, *Les origines de l'opéra* 1868 p. 59. — Auch die berühmte Tanzweise, die Beaujoyeux 1582 seinem Ballet de la reyne (ed. Th. Michaelis, Paris um 1850 p. 28. Böhme, *Geschichte des Tanzes* 2, 84 nr. 166) einfügte und H. Ghys 1868 zu seiner Gavotte Air de Louis XIII. benutzte, ist, worauf Hr. F. van Duyse in Gent mich freundlichst hinweist, ein Glöckchenspiel. Der Berliner Text der Gavotte: 'Keinen Tropfen trinkt das Huhn, ohne einen Blick zum Himmel auf zu tun' (H. Meyer, *Der richtige Berliner* 1904 S. 151) entstammt einem persischen Dichter (Hammer, *Redekünste Persiens* 1818 S. 229).

und Bergen gewöhnlich zum Beschlusse eines Balls dieser Tanz gespielt werde. Ferner teilt Böhme (Geschichte des Tanzes 2, 190 nr. 318) aus Ruhla in Thüringen einen angeblich 'uralten Volkstanz beim Maifest' mit, dessen Identität mit der französischen Weise jedem sofort einleuchten wird:



Warum aber gerade mehrere Soldatenlieder in Deutschland nach dieser Tanzweise gedichtet wurden, wird klar durch die Tatsache, dass dieselbe dort auch als Marschmelodie benutzt wurde. In einer 1779 zu Amsterdam angelegten Melodienhandschrift Nicolaus Wimmels, die Hr. J. W. Enschedé besitzt, erscheint sie kurzweg als 'Marsch' bezeichnet. Und in Pauers Marschalb. S. 70 begegnet sie als 'der alte preussische Zapfenstreich' v. J. 1720. Dieser Titel erweckt allerdings einiges Misstrauen, da es, wie mir Herr Gymnasialdirektor Dr. G. Thouret in Friedenau, ein genauer Kenner der preussischen Militärmusik, schreibt, bis 1813 keinen einheitlichen preussischen Zapfenstreich gab. Vielmehr hatte wahrscheinlich jedes Regiment seinen besondern Zapfenstreich; die ältesten in Berlin erhaltenen sind im zweiten schlesischen Kriege 1743—44 aufgezeichnet.

Berlin.

J. Bolte.

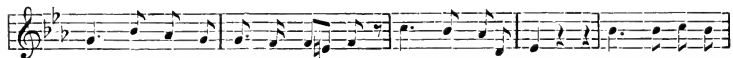
### Nochmals das polnische Original des Volksliedes 'An der Weichsel gegen Osten'.

Das oben S. 315 von R. Bartolomäus abgedruckte polnische Lied 'Tam na bloniu' hat zum Verfasser Franciszek Kowalski (1799—1862, vermutlich den Übersetzer Molièrescher Komödien), der selber an der Freiheitsbewegung von 1831 tätigen Anteil nahm. Seine damals entstandene Dichtung ist bald ins Volk gedrungen und nach einer eigenen Weise gesungen worden. Bis zum Jahre 1905 war sie in dem unter russischer Herrschaft stehenden Teile Polens verboten; seitdem ist sie samt der Melodie, doch ohne den Namen des Dichters als Nr. 14 der Kollektion 'Na swojską nutę, wybór pieśni, piosnek i dumek z naszej przeszłości do śpiewu z towarzyszeniem fortepianu' (Auf die heimatliche Note, Auswahl von Liedern usw. aus unsrer Vergangenheit für Gesang mit Klavierbegleitung) im Verlage von Leon Idzikowski in Kijeff erschienen (3 Bl. fol.). Die Melodie zeigt keine Ähnlichkeit mit der deutschen Weise 'An der Weichsel gegen Osten'; sie lautet:

*Andantino.*



Tam na bloniu bly-szczy kwie-cie, Sto - i u - lan na wi - de - cie,



A dziewczyna, jak ma - li - na, Nie - sie ko-szyk róż. Stój, pocze - kaj,



mo - ja dusz - ko, Skąd to sta-pasz dro-bną nóż-ką? Jam z tej chat-ki,



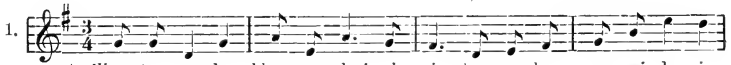
rwa-lam kwiat-ki I po - wra - cam już.

Der Text, der z. B. auch in der Sammlung Mrówka S. 235—237 zu finden ist, enthält einige kleine Abweichungen von der oben mitgeteilten Fassung:

Nr. 3, 1 Oho! próżne twe wymówki — 4, 1 Zład wrogowie — 4, 3 Ja nieboga, nie znam wroga — 5, 3 Ja — 6, 1 Jeśli zsiądę prawo znane — 6, 3 Dość więc chętki, nie bądź prędki — 7, 1 Niech to życie — 8, 1 A gdy — 8, 2 Lub — 8, 4 To buziaka dam — 9, 1 Gdziesz cię szukać mam w pokoju, Gdy zwyciężca wrócę z boju? — 9, 3 Tam — 9, 4 wzwyż — 10, 1 co tak.

Drei weitere Melodien unsres Liedes entnehme ich einer hsl. Sammlung polnischer Volkslieder aus Oberschlesien, die mir Herr Ernst Koschny in Charlottenburg freundlich zur Verfügung stellte:

Aus der Rybniker Gegend.



1. Wczystem po - lu bly - szychy kwie-cie i tam u - lan na wi - de - cie,



a dziewczyna jak ma - li - na no - si koszyk róż. Stój, pocze - kaj,



mo - ja dusz - ko! Skąd tak zgrabną sta - pisz nóż - ką? Jam stej chat - ki,



rwalam kwiat-ki i po - wra - cam już.

Gleiwitz, Lublinitz und Rybnik.





Aus dem Gleiwitzer Kreise.

3.

Wczystem po-lu blyszczy kwie-cie i tam u-lan na wi-de-cie,

a dziew-czy-na jak ma-li-na no-si ko-szyk róż

no-si ko-szyk róż.

Der Text weist folgende Varianten auf:

3, 1 Próżno czynisz twe wymówki — 4, 1 Sa tam wrogi o pół mili — 4, 2 Można — 4, 3 nie znam wroga — 4, 4 Nie widziałam go — 6, 3 Jesteś chętny, nadto prędki — 6, 4 Że buziaka dam — 7, 4 Że się — 8, 1 A ja warty nie porzucę — 8, 2 Po zwycięstwie nazad wrócę — 8, 4 Ja buziaka dam — Str. 9 folgt auf Str. 10 — 9, 1 Jak — 9, 3 Tam — 9, 4 Tam nad rzekę zwyz — 10, 1 A jak w boju zginę snadnie — 10, 2 Tak buziaczek mój — 10, 4 Wystawie ei krzyż.

Berlin.

Alicja Simon.

### Vier Liebesbriefe einer Braunschweigerin vom Jahre 1642 und 1643.

Während des dreissigjährigen Krieges hatten die Bürger der durch Mauern und Wälle geschützten Stadt Braunschweig nicht soviel unter den Kriegswirren zu leiden wie die Bewohner des flachen Landes. Während dies verheert und ausgesogen wurde, konnten die Bürger der Stadt ruhig ihren Beschäftigungen nachgehen und sich auch den Freuden des Lebens widmen. Waren doch sogar die Einführungessen der Pastoren in jener Zeit verhältnismässig üppig<sup>1)</sup>. Daher kann man sich auch nicht wundern, dass man ans Heiraten dachte, als herrsche in der Welt der grösste Friede. So verlobte sich im Jahre 1641 Johan tor Hake mit der Jungfrau Anna Rodewolts. Er hatte sie, wie er 1643 an das Konsistorium in Braunschweig schreibt, 1641 kennen gelernt, und beide hatten „nachgehends einer gegen den andern eine aufrichtige, redliche Liebe und Affection gefasset, derselben halber sich auch endlich beiderseits expectoriret, derogestalt daß sich beide mit Hand und Mund verlobet und einer dem andern die Ehe versprochen und zugesagt, solches Versprechen auch mit Gift und Gaben und gewechselten Liebesschreiben, auch Anbindelsbriefen confirmirt und bestätigt.“ Die Mutter aber, deren ‘Consensus’ nötig war, hatte zunächst nicht ja und nicht nein gesagt, später aber sich vernehmen lassen, sie wolle nicht consentieren. Die Tochter jedoch,

1) Vgl. Braunschweigisches Magazin 1907, S. 71.

die während des zweijährigen Verkehrs öfter erklärt hatte, sie wolle beständig bei ihm bleiben, sich nur durch den Tod von ihm scheiden lassen und des Todes zeitlich und ewig sein, wenn sie ihm nicht treu bleibe, liess sich im Jahre 1643 vernehmen, sie wolle sich mit einem andern verloben. Sie schickte ihm daher die Brautgeschenke zurück.

Wegen dieser Absage wandte sich Johan tor Hake an das Konsistorium und bat es, zu bestimmen, dass die Jungfrau ihr Eheversprechen halte. Die Antwort des Konsistoriums ist uns nicht erhalten, aber können wir nach früheren Entscheidungen schliessen, so muss es der Jungfrau befohlen haben, die Ehe mit Johan tor Hake einzugehen. Andernfalls musste sie nach Stadtrecht aus der Stadt verwiesen werden.

Die zurückgeschickten Brautgeschenke nahm der Bräutigam, der zeitweilig von Braunschweig abwesend war, nicht wieder zurück, sondern legte sie nebst den früheren Gaben der Braut beim Bürgermeister Tobias Olfen nieder, nämlich: 1. Geistliches Handbüchlein mit Silber beschlagen. 2. Vier Liebesbrieflein. 3. Zwei Dukaten. 4. Ein gülden Ring. 5. Ein Anbindeband. 6. Ein weiß Floer mit güldenen Knippels. 7. Eine weiße Schachtel, darinnen ein Haararmband mit Perlen gestickt und der darauf befindlichen Buchstaben explicatio. 8. Ein Schnupftuch. — Die Liebesbriefe aber, von denen der zweite und vierte in Versen abgefasst ist, lauten:

## 1.

Mein Ehrengruß mit Wünsing alles gutes, herzallerliebster Schatz, ich habe aus seinem Schreiben vernommen, daß er friß und gesund sei hinüberkommen, ist lieb zu hören. Ich aber für meine Person danke dem lieben Gott für Leibes Gesundheit, habe mich nicht ein weni verwundert, daß ich die vergangene Post kein Schreibent bekommen, wiewohl er mich der beden stengellein verindert Vergis mein nicht; wenn ich weire so ungläubig gewesen, mein Hertzgen, hatte ich vermeint, er hätte sie selber vergessen, es ist seiner und meiner in gedack. Mein Herzchen, ich hätte gern ein meres geschrieben, ich habe nicht die weile, denn ich muß zu meinem Vetter kommen. Datum Braunschweig 1642 den 31. Mai. E. Hertzallerliebster bis in den Todt Anna Rodewolts.

## 2.

<p>Ein guten Morgen zu jeder Frist Wünsche ich Euch im Namen Jesu Christ Neben einen freundlichen Ehrengruß Von der Scheitel bis auf den Fuß, 5 O getreues &amp; Eirre Jugend Ein recht Frühlings Blum, O Zier aller Tugend, Der Ehrbarkeit höchstes Ruhm. Verzicht mir, daß ich jetzundt 10 Mein Feder setze an, Weil gegenwärtig Stund Es nicht will anders han. Ich ward hierzu gezwungen Durch Eure Freundlichkeit,</p>	<p>Ich ward hierzu gedrungen Durch Kraft Eurer Mannhaftigkeit. 15 O ich glücklich abermal, Glücklich ich vor andern all, Ach, daß es kont ein ganzes Jahr Dieser Tag jetzt kond weren, Im ganzen Jahr wollt' ich fürwahr 20 Nichts mehr vor mich begehren. Hierbei verhalte ich Euch nicht, Daß heute S. Johannes ist. Weil Ihr so heißet, wie ich bericht, 25 Kann ich auch unterlassen nicht Euch anzubinden<sup>1)</sup> fein Mit diesem Brief Kragen und Bändelein.</p>
---	---

1) [Über das Anbinden oder Fangen durch Geschenke s. J. Grimm, Kl. Schriften 2, 191. Gereimte Anbindebriefe gaben W. Spangenberg 1611, A. Moller 1656, E. Gärtener 1659 heraus; neuere in der Heimat (Kiel) 7, 168. 180. 15, 147.]





„Ach, frage nicht!“ — Der (zweite sagte:) „O, warum? O, warum?“ und lief hinterdrein. Der andere hielt im Laufe inne und rief, ohne sich umzusehen: „Hier geht die Erde unter!“ Da rannte auch dieser mit ihm davon. So sah diesen ein anderer, und diesen wieder ein anderer, und schliesslich waren 100 000 Hasen zusammen auf der Flucht. Diese sah eine Gazelle, ein Eber, ein Ochsenohr<sup>1)</sup>, ein Büffel, ein Gayal [Bos gavaeus], ein Nashorn, ein Tiger, ein Löwe, ein Elefant. Sie sagten: „Was ist denn los?“ — „Hier geht die Erde unter.“ — Als sie das hörten, flohen sie gleichfalls. So bedeckte nach und nach das Heer der (flüchtenden) Tiere eine Meile.

Als nun der Bodhisatta dieses Heer davoneilen sah und auf seine Frage nach der Ursache gehört hatte, die Erde ginge hier unter, dachte er: „Die Erde geht doch niemals unter. Sicher haben sie lauten hören, und nicht zusammenschlagen<sup>2)</sup>. Wenn ich mich nicht tüchtig ins Zeug lege, werden sie alle zugrunde gehen. Ich will ihnen das Leben retten.“ In dieser Absicht lief er ihnen mit Löwengeschwindigkeit voraus bis an den Fuss eines Berges und brüllte dort dreimal. Entsetzt durch die Furcht vor dem Löwen hielten sie an und standen alle auf einem Haufen. Da trat der Löwe unter sie und fragte sie: „Warum lauft ihr davon?“ — „Die Erde geht unter“ — „Wer hat sie untergehen sehen?“ — „Das wissen die Elefanten.“ Er fragte die Elefanten; die sagten: „Wir wissen es nicht; die Löwen wissen es.“ Die Löwen (sagten): „Wir wissen es nicht; die Tiger wissen es“; und die Tiger: „Die Nashörner wissen es“; und die Nashörner: „Die Gayals“, und die Gayals: „Die Büffel“, und die Büffel: „Die Ochsenohren“, und die Ochsenohren: „Die Eber“, und die Eber: „Die Gazellen“, und die Gazellen: „Wir wissen es nicht; die Hasen wissen es.“ Und als er die Hasen fragte, sagten sie: „Der hat's gesagt“, und zeigten ihm jenen Hasen. Da fragte er ihn: „Ist es an dem, guter Freund, dass die Erde untergeht?“ „Ja, Herr, ich hab' sie untergehen sehen.“ Er fragte: „Wo warst du, als du das sahst?“ „Am Meere, Herr, in einem Wald von Kokospalmen und Beluva-Bäumen. Dort lag ich an der Wurzel eines Beluva-Baumes in einem Palmbusch unter einem Palmblatt und dachte: „Wenn die Erde untergeht, wohin soll ich fliehen?“ Und da hörte ich schon das Geräusch des Untergangs und lief davon.“ Der Löwe dachte: „Sicher ist eine reife Beluva-Frucht auf dieses Palmblatt gefallen und hat geplatzt, er hat das Geräusch gehört, kam auf den Gedanken: „Die Erde geht unter“, und lief davon. Ich werde der Sache auf den Grund gehen.“ Damit nahm er den Hasen, redete der Menge Mut ein, sprach: „Ich will mich an der Stelle, an der er es gesehen hat, vergewissern, ob die Erde untergeht oder nicht und dann wiederkommen. Wartet hier, bis ich zurück bin.“ Damit nahm er den Hasen auf seinen Rücken, sprang mit Löwengeschwindigkeit dahin, setzte den Hasen im Palmenwalde nieder und sprach: „Geh und zeige mir den Ort, an dem du es gesehen hast.“ — „Herr, ich getraue mich's nicht.“ — „Geh nur und fürchte dich nicht.“ Aber er wagte es nicht, bis zu dem Beluva-Baum zu gehen, sondern blieb in einiger Entfernung stehen und sprach: „Dort, Herr, hat es geplatzt“, und sprach die erste Strophe:

1. „Es hat geplatzt — Heil sei dir — an dem Orte, an dem ich wohne.

Ich aber weiss es nicht, was das ist, was geplatzt hat.“

Als der Hase das gesagt hatte, ging der Löwe an die Wurzel des Beluva-Baumes und nach dem Orte, an dem der Hase unter dem Palmblatt gelegen hatte, und als er auf dem Palmblatt die herabgefallene reife Beluva-Frucht sah und sich vergewissert hatte, dass die Erde nicht unterging, nahm er den Hasen auf den Rücken, eilte mit Löwengeschwindigkeit schleunigst zu den Gruppen der Tiere, erzählte ihnen die ganze Geschichte, redete den Tieren Mut ein: „Fürchtet euch nicht“, und entliess sie.

Wäre nun damals der Bodhisatta nicht gewesen, so wären sie alle ins Meer gerannt und darin umgekommen: nur durch den Bodhisatta blieben sie am Leben.

1) D. i. nach Childers 'a large species of deer called elk in Ceylon'.

2) Wörtlich: „Sicher wird von ihnen etwas schlecht gehört sein.“

2. „Der Hase floh, als er eine herabgefallene Beluva-Frucht platschen hörte. Das Heer der Tiere geriet in Not<sup>1)</sup>, als es die Rede des Hasen gehört hatte.“ [Strophe.]

Der Kommentar fügt noch zwei Strophen hinzu, die nichts mit der Erzählung zu tun haben. Unzweifelhaft gehört diese Erzählung zu der von Dähnhardt besprochenen Gruppe. Die Hauptzüge stimmen überein: 1. Der Hase flieht aus Angst. 2. Seine Flucht veranlasst andere, gleichfalls zu fliehen. Das fliehende Heer der Tiere entspricht den erschreckten Schafsherden der östlichen Fassungen. 3. Die Flucht richtet sich nach einem Gewässer.

Andererseits wird niemand behaupten wollen, dass die buddhistische Erzählung in der vorliegenden Form das Original sei, auf das die europäischen Fassungen zurückgehen. Wie so überaus häufig im Jātaka hat die ursprüngliche Erzählung die Einkleidung zu einer Verherrlichung des Bodhisatta liefern müssen. Das ganze Eingreifen des Bodhisatta ist auf alle Fälle eine Zutat. Wie die Erzählung ursprünglich lautete, das zeigt uns die zweite Strophe, die ganz den Charakter der in der Sanskritliteratur üblichen Überschriftstrophen zeigt. Und die gesperrt gedruckten Worte des vorhergehenden Prosasatzes deuten an, dass der Verfertiger der Prosaerzählung den ursprünglichen Ausgang noch kannte. Dieser berichtete offenbar, dass die Tiere alle in ihrer Angst ins Meer stürzten und umkamen, und die daran geknüpfte Lehre wird etwa gelautet haben: „Wer sich, ohne den Tatbestand ermittelt zu haben, auf die Worte eines andern verlässt, kommt um<sup>2)</sup>.“

## II

Oben 17, 12 teilt Dähnhardt ein afrikanisches Tiermärchen mit, in dem der Hase als Bote des Mondes auftritt. Das erinnert an die dem ältesten Bestande des Pañcatantra angehörende Erzählung vom schlauen Hasen (Benfey 2, 226. 1, 348).<sup>3)</sup> Benfey erklärt dieses Tiermärchen für unzweifelhaft indisch, weil die Anschauung, dass der Mond einen Hasen enthalte, indisch sei. Ob dieser Glaube auch in Afrika verbreitet ist, ist mir nicht bekannt. Seltsam ist jedenfalls, dass in beiden Erzählungen der Hase als Bote des Mondes auftritt, und die Möglichkeit, dass hier ein losgelöster Zug aus der alten Pañcatantra-Erzählung vorliegt, ist um so weniger von der Hand zu weisen, als schon A. W. v. Schlegel in seiner „Indischen Bibliothek“ 1, 216f. einen alten afrikanischen Beleg für den zweiten Teil unserer Pañcatantra-Erzählung beibringt. Da Schlegels Hinweis Benfey entgangen zu sein scheint und heute kaum jemand noch die 'Indische Bibliothek' nachschlägt, gebe ich hier die Stelle. Sie lautet:

„Zu dem wunderbarsten und unglaublichesten, was die Alten berichtet haben, gehört die Ueberlieferung, der Elephant habe eine Art von Religion. In den Mauritanischen Gebirgen, erzählt Plinius 8, 1 vermuthlich nach dem Juba, steigen die Elephantenheerden bey Erscheinung des neuen Mondes an einen Fluss, Namens Amilo, herab; sie reinigen sich durch feyerliches Besprengen mit Wasser; und nachdem sie das Gestirn begrüsst, kehren sie in ihre Waldungen zurück. Wie leichtgläubig auch die Vorwelt hierüber gescholten werden möge, kann ich gleichwohl nicht umhin, es merkwürdig zu finden, dass diese

1) santattā, wörtlich: „Wurde versengt“. Der Pāli-Kommentator erklärt das Wort durch „santrastā“ „geriet in Schrecken“, eine Erklärung, die den Sprachgesetzen nicht entspricht und offenbar durch die vorliegende Prosaerzählung veranlasst ist.

2) Francis verweist in seiner Übersetzung S. 49 Anm. 1 auf: Schiefner-Ralston. Tibetan Tales XXII, p. 296 'The Flight of the Beasts' und R. Morris, Folk-Lore Journal 3, 121. Diese Quellen sind mir nicht zugänglich.

3) Vgl. jetzt meine Übersetzung des Tantrakhyāyika 2, 112. 1, 137 zu III. 101.

Mauritanische Sage von der Verehrung des Elefanten vor dem Monde in Indien ebenfalls verbreitet gewesen zu seyn scheint. Eine Fabel des Hitopadesa spielt unverkennbar darauf an, und ungeachtet der phantastischen Freyheit der Gattung sind in diesem Buche die Erdiechtungen immer auf allgemein angenommene Voraussetzungen von Thieren gegründet. Ich setze die ganze Fabel treu nach der Urschrift her.“

Schlegel gibt darauf mit einigen Erläuterungen die in Rede stehende Erzählung nach Hitop. III, 4. Die ganze Stelle bei Plinius lautet:

Maximum [animal] est elephas, proximumque humanis sensibus: quippe intellectus illis sermonis patrii, et imperiorum obedientia, officiorumque, quae didicere, memoria: amoris et gloriae voluptas: immo vero (quae etiam in homine rara) probitas, prudentia, aequitas: religio quoque siderum, Solisque ac Lunae veneratio. Auctores sunt, in Mauritaniae saltibus ad quendam annem, cui nomen est Amilo, nitescente Luna nova, greges eorum descendere: ibique se purificantes solemniter aqua circumspergi: atque ita salutato sidere in silvas reverti, vitulorum fatigatos prae se ferentes.

Schlegel nimmt an, dass die Elefanten in Indien und Afrika wirklich dem Monde gegenüber ein Gebaren an den Tag legen, das hier wie dort als eine religiöse Verehrung des Mondes ausgelegt worden ist. Die von Dähnhardt mitgetheilten afrikanischen Fassungen lassen es nicht als ausgeschlossen erscheinen, dass sie, wie der Bericht des Plinius, auf die Erzählung zurückgehen, die uns im Paucatantra überliefert ist.

Döbeln.

Johannes Hertel.

### Der Donnerbesen in Natur, Kunst und Volksglauben.

Ab und zu erblickt man in den Kronen verschiedener Laub- und Nadelhölzer ein 'struppiges, verwirrtcs, nestartiges Gewächs auf Baumästen', welches man als Donnerbesen zu bezeichnen pflegt. Parasitische Pilze verursachen diese abnormen Zweigbildungen. Daneben führen dieselben die Namen Hexenbesen, Wetterbesen, Drudenbusch, Hexennest, Alflodder usw. Kuhn (Sagen aus Westfalen 2, 55) bemerkt zu letzterm Wort: „Was lodder bedeute, vermag ich nicht zu sagen; vielleicht ist es Entstellung aus alkkladde, engl. elfklatte, Bremisch-niedersächs. Wörterbuch 1, 302.“ Woeste (Westfälisches Wörterbuch, S. 163) gibt wohl den Schlüssel zu diesem Wort, wenn er schreibt: „lodern, üppig wachsen; et es so gail dat et lodert; vgl. alts. liothan.“ Woestes Ausführungen gelten auch fürs Bergische. Alf ist = Elbe, Alp. Diese Namen werden uns bei der Untersuchung des unserm Donnerbesen anhaftenden Volksglaubens wichtige Fingerzeige geben.

Das Volk schreibt, wie Grimm (Mythologie<sup>3</sup> S. 168) ausführt, die Entstehung dieser krankhaften Naturgebilde dem Blitz zu, während die meisten der oben angeführten Namen auf die Elben hindeuten. Verfolgen wir zunächst die Ableitung aus dem Blitze! Gerade aus diesem Grunde ist der Donnerbesen geeignet, den Blitz, die unmittelbare Folge des Donners, abzuwehren. Der Blitz schlägt nach altem Glauben in das Haus, in dem der Donnerbesen verbrannt wurde. Darum steckte man diese verfilzten, besenartigen Naturgebilde, die sich namentlich häufig bei Kiefern und Fichten finden, auf den Giebel des Hauses, um dieses gegen Blitzschlag zu sichern und zu schützen (Andree, Braunschweigische Volkskunde<sup>2</sup> S. 169). Aber bald wehte der Sturm den struppigen Zweig vom Giebel herab; darum suchte man nach einem Ersatz des Donnerbesens, und fand diesen in einer Nachahmung desselben im Mauerwerk des Giebels. Dieser Donnerbesen in Back-

steinsetzung kommt vor im Braunschweigischen (R. Andree, Braunschw. Volkskunde<sup>2</sup> S. 168f., mit Abbildungen), im angrenzenden Lüneburgischen (oben 6, 359f.), in Hamburg, Lübeck, in Holstein, Lauenburg, in Hannover und Mecklenburg, also am sogenannten sächsischen Haus. Andree bemerkt noch dazu: „Die braunschweigischen Gebilde dieser Art (z. B. in Waggum) stimmen mit den aus dem nördlicheren Gebiete sehr überein, nur sind letztere aus einem Stiele hervorgegangen, während unsere meistens auf einem Paar Stelzen stehen. An der Aller aber schon finden sich Figuren aus Backsteinsetzungen, die wir wohl für echte Donnerbesen ansehen dürfen, wenn auch der Sinn derselben schon verloren ist.“

Diese Form der Nachahmung des natürlichen Donnerbesens war nur in den Gegenden möglich, wo der Rohziegelbau herrschte; in Gegenden, wo der Fachwerkbau mit Verputz im Gebrauch war, ahmte man das schützende Gebilde im Fachwerk nach, so gut dies eben anging. Das darf z. B. vom Bergischen, überwiegend der sächsischen Bauart angehörend, behauptet werden. Bald tritt diese Form (Ψ) mehr oder weniger deutlich ausgebildet hervor, doch immerhin nicht so klar wie in Backsteinsetzung. Das liegt eben in der Natur des zur Verfügung stehenden Materials begründet. Aber wir dürfen diese Formen unbedenklich als Donnerbesen ansprechen, für die allerdings dem Volke längst der tiefere Grund sowie der natürliche Ursprung unbekannt geworden ist; darum hat man auch keine Bezeichnung mehr dafür. Schönheitsgefühl oder bautechnische Prinzipien darin erkennen wollen, ist kaum angebracht. Gegen solche Annahmen spricht vorweg schon der Umstand, dass unser Donnerbesen nur an alten Häusern vorkommt, an denen sonst dem ästhetischen Gefühl nicht die mindeste Rechnung getragen worden ist; ferner kommt er fast ausschliesslich an den Häusern der Landbewohner vor. Noch einen Grund möchte ich für die Richtigkeit dieser Auffassung ins Feld führen: in dem Städtchen Hilden unweit Düsseldorf findet sich ein Haus, wo eine donnerbesenähnliche Setzung der Backsteine am Giebel klar zu erkennen ist; ferner sind in demselben Orte mehrere Häuser, wo der Donnerbesen im Gebälk des Giebels verkörpert erscheint. Als der Ursprung des Donnerbesens in Backsteinsetzung und Gebälkfügung verloren gegangen war, mag eine primitive Ästhetik allein massgebend für die Anbringung gewesen sein. Auch im Braunschweigischen hat man nach Andrees Mitteilungen längst den Ursprung dieser gemauerten Donnerbesen vergessen und hält sie im Volk ausschliesslich für Zieraten. Dass man zu der Zeit, als man nur nach nüchternen Zweckmässigkeitsprinzipien und mit schwachen Ansätzen zu künstlerischer Ausgestaltung das Heim aufführte, diese unverständenen Formen auch anders zu gestalten suchte, ist naheliegend (vgl. die Abbildungen bei Andree S. 168). Als Donnerbesen im Gebälk darf man wohl die Abbildung eines Herforder Hauses bei Jostes, Westfälisches Trachtenbuch (S. 15) ansprechen; ferner ebenda ein Haus aus Olpe (S. 19), wo der Stiel des Donnerbesens eine reiche Ausgestaltung erfahren hat. Am mittelrheinischen Fachwerkhaus dürfte der Donnerbesen im Gefüge des reichen Fachwerks kaum nachzuweisen sein; hier tritt die dekorative Wirkung ganz in den Vordergrund, mag aber die ursprünglichen Formen verdrängt haben.

Als eine sehr beachtenswerte Form der ursprünglichen Anwendung des Donnerbesens in natura kann füglich die in Oldenburg und Hadeln geltende Sitte betrachtet werden, am Samstagabend am Herdposten den Donnerbesen anzubringen (E. H. Meyer, Germanische Mythol. S. 211). Unter Beachtung des Gesagten wird auch die Redensart verständlich: Zum Duenerbesen (Zs. für deutsche Mythologie 2, 86).



Gehen wir nochmals auf den in der Natur erscheinenden Donnerbesen zurück! Wer unter diesen nestartigen Verfilzungen bei Regenwetter vorübergeht, wird durch den aus denselben herabsickernden Trauf getroffen. In der Umgegend von Potsdam glaubt man, dass man davon einen schlimmen Kopf bekomme (Kuhn, Sagen aus Westfalen 2, 55; Norddeutsche Sagen Nr. 192; Grimm, Deutsche Mythol. 3 S. 430. 1119). Damit berührt sich der Glaube, dass man den Elben die Entstehung der Astlöcher im Holze zuschreibt; ferner glaubt man, dass die Elben durch diese Astlöcher kriechen und dass der, welcher durch solche Löcher schaut, verborgene Dinge sehen kann. Ferner wird Albrücken durch den aus der Alprute (Donnerbesen) fallenden Trauf erzeugt. In der weiteren Entwicklung dieses Glaubens ist es begründet, dass ein 'treffter Mensch, ein Drüppel, Tropf' usw. ein von Elfenwasser (Elbenwasser) betrübter Mensch ist, dass demzufolge die 'Betrübten' (z. B. bei Hans Sachs: Drüppelknecht, Trüttelknecht) nichts weiter sind als Besessene, Bezauberte, d. h. eigentlich 'Betrübte, Betroffene', wozu man noch das niederdeutsche Wort drüppeln, drüppeln halten möge (vgl. Laistner, Nebelsagen S. 328f.). Auch die Sommersprossen sind bekanntlich von einer Elbentraufe entstanden: sie werden nach dem vielfach (auch im Bergischen) herrschenden Volksglauben durch das Gegengift der Entstehungsursache, den Morgentau, vertrieben. Mit diesen Andeutungen sind die übrigen Namen unserer Naturerscheinung gedeutet, und es eröffnet sich damit eine weite Perspektive für den Glauben des Volkes, für die Volkskunde. Verständlich wird nun die Anbringung des Donnerbesens (†) auf germanischen Urnen, Bracteaten, vor Runeninschriften usw. (E. H. Meyer, German. Mythologie S. 58).

Ursprünglicher als die Verbindung des Donnerbesens mit den Elben scheint die mit Donar zu sein<sup>1)</sup>; eine sekundäre Bildung des Volksglaubens hingegen ist die Beziehung zu den Elben und Hexen. Diese Doppelbeziehungen werden dadurch noch intensiver gestaltet, dass auch der Mistelbusch, der in seiner Erscheinung grosse Ähnlichkeit mit dem natürlichen Donnerbesen hat, ebenfalls Donnerbesen, Trudenfuss usw. genannt wird, wodurch der oben angeführte Name 'Drudenbusch' zugleich seine Erledigung findet.

In diese Gedankenreihe fügt sich die zweite Ansicht über die Entstehung des Donnerbesens. In den Baumzweigen, auf denen die Naturdämonen, die dahinwirbelnden Elfen ihre Rast halten, entstehen struppige, nestartige Gewächse und Verknotungen, welche darum (ausser den vorhin angeführten Namen) auch Marenest, Marentakken, Marenquasten (E. H. Meyer, Germ. Myth. S. 121) genannt werden (schwed. Mareqvastar, dän. Elvekvist). Mit diesen Donnerbesen schlägt der Alp, aber er wird auch damit geschlagen. Da haben wir denselben Glaubenssatz in anderer Form, den wir eingangs in der blitzabwendenden Kraft des durch den Blitz selbst erzeugten Donnerbesens fanden. Im Norden hängt man darum den Donnerbesen in den Stall, damit die Maren auf ihm sitzen und nicht die Pferde reiten, welchen dadurch Schweiss und marelockar (= verfilzte Mähnen) verursacht werden. Letztere sind aber den verfilzten Zweigen ähnlich. Vielleicht spielt auch dieser Volksglaube mit hinein in den Gebrauch, den Donnerbesen am Hausgiebel anzubringen. Nicht nur bei Pferden, sondern auch bei Menschen wirren die Maren die Haare zum Hollen- und Wichtelzopf, Alpschwanz usw. Elben und Maren sind in diesem Volksglauben eng verwandt. Damit mag auch die Anschauung des Volkes in Verbindung gebracht werden, dass, ähnlich wie die

1) [F. Kunze, Der Birkenbesen, ein Symbol des Donar. Internat. Archiv f. Ethnographie 13, 88—97. 125—162. Leiden 1900.]

Elben Haar- und Zweigverfilzungen hervorrufen, ihre eigenen Augenbrauen zusammengewachsen sind.

Im letzten Grunde ist die architektonische Ausgestaltung des in der Natur sich vorfindenden, vom Volksglauben reich umwucherten Donnerbesens ein Kapitel zum Abwehrzauber am Hause, worüber ich mich eingehend im Globus 91, 335. 363 verbreitet habe. Gleichzeitig sollen unsere Ausführungen dartun, dass auch scheinbar unbedeutende Erscheinungen im Volksleben und ihre Projektionen in der Welt des Tatsächlichen oft einen tiefen, wenn auch vielfach unserm Denken und Empfinden verborgenen Sinn haben.

Elberfeld.

Otto Schell.

### Weiteres über 'Den Tod betrügen'.

Auch die Antike kennt Vorstellungen und Gebräuche wie die, welche Richard Andree oben S. 203f. unter dem Schlagwort „Den Tod betrügen“ bei einer Reihe von Völkern nachwies. Zwar gegen den Tod weiss man kein Mittel; und dass ihm seine Beute einmal wieder entrissen wurde oder entschlüpfte, das kommt nur im Märchen vor, in den Sagen von Alkestis und vom schlaun Sisyphos. Das ist ein Märchentypus, der auch uns durch die Geschichte vom 'Gevatter Tod' geläufig ist. In einer spätantiken Schrift aber, in dem Dialog 'Hermippos oder Über die Astrologie' ist die Rede von Geistern, die im Luftraum wohnen; „heilige Männer“, heisst es dann<sup>1)</sup>, „hätten daher die Vorschrift gegeben, die Namen der Toten zu ändern, damit diese den Geistern, die im Luftraum Zoll erheben, entgehen und ungehindert durchpassieren könnten. Diese Geister seien nämlich betrügerisch und böswillig, sie täten Nichts lieber als Schaden zufügen, und das heimtückischer Weise im Verborgenen; aber bisweilen würden auch sie selbst betrogen“:

*διὰ τοῦτο καλῶς ἡμῖν θεοὶ καὶ ἄνθρωποι ἐθέλοισαν ἐναλλάττειν τὰ τῶν ἀποικοιμένων ὀνόματα, ὅπως τελωνόντας αὐτοῖς κατὰ τὸν ἐναέριον τόπον λαθάνειν ἐξῆ καὶ διόχεσθαι. ἀπειροὶ γὰρ οὗτοι καὶ βόσκανοι ἐπιηράζειν καὶ κακῶς ποιεῖν περὶ πλείστον πεποιήται καὶ λαθάνουσαι εὐθὺ ὅτι καὶ αὐτοὶ ἀπειρόμενοι.*

Diese Stelle hat zuerst Wilhelm Kroll 1897 ins rechte Licht gesetzt (Rhein. Museum f. klass. Philologie N. F. 52, 345ff.). Wie er richtig erkannte, liegt hier ein Brauch vor, der weit älter ist als die spätantike Mischung von Christentum, Neuplatonismus und Astrologie, die der Dialog vertritt. Nicht in der Unterwelt, sondern über den Wolken, im Himmel liegt nach dieser Vorstellung das Totenreich; und um dorthin zu kommen, muss die Seele den Luftraum passieren. Hier aber hausen böse Geister, die sie aufhalten und belästigen, und das in ganz merkwürdiger Weise: sie erheben Zoll von ihr. Dies wird erläutert und bestätigt durch den Volksglauben der heutigen Griechen, der von Luftgeistern zu erzählen weiss, die den Aufgang der Seelen zum Himmel hindern wollen und deshalb von den guten Engeln bekämpft werden. Und diese Geister heissen *τελώνια*, d. h. Zollgeister, dämonische Zöllner<sup>2)</sup>. Griechische Schriftsteller des Mittelalters<sup>3)</sup> beschreiben, wie diese Dämonen eifrig den Zugang zum Himmel bewachen, alle Seelen, die emporsteigen, zur Rechenschaft ziehen und für jede Sünde Zoll fordern.

1) Hermippus ed. Kroll et Viereck (Leipzig 1895) p. 26, 7—10.

2) Vgl. Bernh. Schmidt, Volksleben d. Neugriechen 1871 S. 171f.

3) Vgl. Du Cange, Glossarium mediae Graecitatis p. 1541 s. v. *Τελώνια*.

Dies ist natürlich theologische Ausgestaltung; aber zugrund liegt eine volkstümliche Vorstellung, die, wie die Hermipposstelle<sup>1)</sup> zeigt, schon im Altertum existierte.

Damit die Seele den Nachstellungen entgeht, ändert man den Namen des Verstorbenen; wenn nun der Tote zum Himmel kommt, erkennen ihn die Zollgeister nicht (*ζαρθάρει*), und er passiert, gleichsam mit falschem Pass, durch die gefährliche Region ins Jenseits ein (*διόζηται*). Vorauszusetzen ist, dass die Geister eben diese Seele anzuhalten, jetzt gerade Auftrag oder Erlaubnis haben. Sie werden überlistet, wie z. B. eine irdische Polizeibehörde durch Annahme eines andern Namens getäuscht werden kann.

Die Sitte der Namensänderung wird in der angeführten Dialogstelle als Vorschrift 'heiliger Männer', womit wohl Kirchenlehrer gemeint sind, ausgegeben, und das Gebiet der Luftdämonen erscheint als Teil eines ausgebildeten philosophisch-religiösen Weltsystems. In Wahrheit ist, wie so oft, auch hier älterer Volksglaube im späten Altertum in ein Glaubenssystem aufgenommen worden. Dass wir es mit einem Produkt des Volksglaubens zu tun haben, dafür spricht auch die völlige Übereinstimmung mit den von Andree angeführten Parallelen; wenn es sich auch dort um Lebende, hier um Tote handelt, gemeinsam ist der Zug, dass zum Schutz gegen böse Dämonen der Name des Bedrohten geändert wird.

Die von Andree herangezogene jüdische Sitte wird illustriert durch eine Geschichte aus dem Talmud, die in dem 'Handbuch zu den Neutestamentlichen Apokryphen', hsg. von Edgar Hennecke (Tübingen 1904), S. 51 f. wiedergegeben ist. Zugrunde liegt ihr ein Wortspiel, der Umstand nämlich, dass Mirjam m'gaddlä sowohl 'Mirjam die Haarkräuslerin' bedeuten kann als auch 'M. die Erzieherin'. Die Geschichte lautet: Der Todesengel sprach einmal zu seinem Boten: „Geh, bringe mir Mirjam, die Flechterin (m'gaddlä) von Frauenhaaren!“ Er ging hin und brachte ihm Mirjam, die Erzieherin (m'gaddlä) von Kindern. Der Todesengel sprach zu ihm: „Ich hatte dir doch gesagt: Mirjam, die Flechterin von Frauenhaaren.“ Der Bote sagte: „Soll ich sie wieder zurückbringen?“ Der Todesengel aber sagte: „Da du sie nun einmal gebracht hast, so sei sie unter der Zahl der Toten!“ Wie ging es mit ihr zu? Sie nahm einen brennenden Span in die Hand, als sie den Ofen auskehrte; er fiel ihr auf den Fuss und verbrannte sie. — Zu dieser Erzählung wird S. 52 bemerkt, dass sie auf Rabbi Joseph bar Chia (259—235 n. Chr.) zurückgehe und die jüdische Bearbeitung eines Motivs sei, das auch bei Lukian, Plutarch und Leo [l. Gregor] dem Grossen (Dial. 4, 36) vorkomme.

München.

Albert Hartmann.

### Vielseitige Verwendung der Schafknochen in Island.

Für den isländischen Bauern ist das Schaf ein sehr wichtiges Tier, bilden doch Schafzucht und Fischfang die Haupterwerbszweige der Insel. Er kennt und liebt jedes einzelne Tier seiner oft recht grossen Herden; in den isländischen Volkssagen findet man manche Züge, die dafür sprechen. Das Schaf wird aber auch gründlich ausgenutzt; ausser Fleisch, Talg und Wolle finden auch einige Knochen Verwendung, was in einem so holzarmen Lande ganz natürlich ist. In meinem Besitz befinden sich einige bereits benutzte isländische Schafknochen.

1) Ebenso Ps.-Platon, Epinomis p. 784e.

Erstens ist da eine 'vala' (Fig. 1), nämlich ein Astragalus, der bekannte, zum Würfel benutzte Knöchel<sup>1)</sup>, der in Island als Wahrsageknochen nach der Prophetin in der Edda den Namen 'vala' führt. Will man von diesem Knochen etwas prophezeit haben, so legt man ihn sich oben auf den Scheitel und spricht die folgenden Worte:

Segðu mér það, spákona, sem eg spyr þig að:  
 Eg skal með gullinu gleðja þig,  
 Silfrinu seðja þig, gefa þér  
 Kongsson og alt hans ríki,  
 Ef þú segir mér satt, en brenna þig  
 Á björtu báli, ef þú skrókvar að mér.

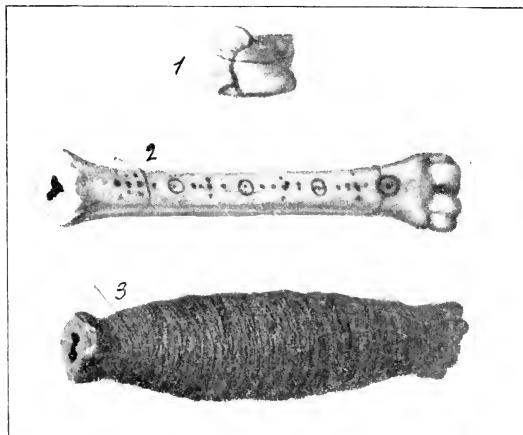


Fig. 1. Vala. Fig. 2-3. Leggur.

Auf deutsch:

Sag' du mir das, Prophetin, wonach ich dich frage!  
 Ich werde mit Gold dich erfreuen,  
 Mit Silber dich sättigen, geben dir  
 Einen Königssohn und sein ganzes Reich,  
 Wenn du mir Wahres sagst, aber dich verbrennen  
 Auf lichtem Scheiterhaufen, wenn du mich belügst.

Alsdann tut man seine Frage und schüttelt den Kopf, so dass die vala zur Erde fällt. Aus der Lage, die sie im Fallen angenommen hat, ersieht man die Antwort. Die hier dargestellte Lage bedeutet ja: liegt die entgegengesetzte Seite oben, so heisst es nein: eine der beiden schmalen Seiten nach oben gekehrt, lässt die Frage unentschieden.

Interessant ist auch eine andere Verwendung der 'vala', von der wir in *Jón Arnasons Íslenzkar Þjóðsögur* 2, 302 in der 'Hellismannasaga' (Geschichte von Höhlenmännern) lesen. Sie handelt von Friedlosen, deren einer ein Wams aus lauter Schafsknöcheln (sauðarvölur) trägt, in das keine Waffe eindringen kann.

1) [Vgl. oben 16, 47, 17, 85]

Er führt davon den Namen Valnastakkur (Valna = gen. plur. von vala; stakkur = Wams). Diese Sage hat der isländische Dichter Indriði Einarsson zu einem Drama verarbeitet, bei dessen Aufführung in Reykjavík der Knochenpanzer vollkommen realistisch dargestellt war. Fig. 4 zeigt einen jungen Studenten in der Rolle des Valnastakkur.

Dann ist noch der 'leggur' zu nennen, der Röhrknochen<sup>1)</sup> aus dem Mittelfuß des Schafes, der allgemein als Garnwickel gebraucht wird und als solcher *práðarleggur* heisst (*práðar* = gen. von *práður*, Garn, Faden). Fig. 2 ist ein 'leggur' mit eingebrannten Verzierungen, ein sogenannter 'rósaleggur'; in Island führen nämlich alle Verzierungen den Namen 'rósir' (Rosen). — Fig. 3 ist mit einer Kupferlösung schön grün gefärbt<sup>2)</sup> und mit wundervoll feinem und glattem 'schafbraunem', d. h. naturfarbenem *práður*, isländischem Nähgarn, umwickelt; dies wird aus dem harten Winterhaar (*tog*) der Schafe gesponnen.

Diese beiden *leggir* plur. haben am oberen Ende eine Öffnung<sup>3)</sup>, die man macht, um das Mark herauszuholen; es ist dies das erste, was man tut, wenn man einen *leggur* reinigt, gleichviel für welchen Gebrauch, man will dadurch das Faulen des Markes verhüten.

Im Volksglauben dient das Loch dazu, den Teufel oder sonstige böse Geister, die ein Widersacher jemandem ins Haus schiekt, damit sie Tod und Verderben bringen, hineinschlüpfen zu lassen. Man überredet den Unhold, indem man seine Zauberkunst bezweifelt, sich ganz klein zu machen, worauf er, um sein Können zu beweisen, sich in eine Fliege verwandelt und in einen *leggur*<sup>4)</sup> oder auch in eine Flasche<sup>5)</sup> kriecht. Nun wird er mittelst eines Stöpsels darin gefangen und unschädlich gemacht, indem man ihn z. B. irgendwo vergräbt. Findet später jemand solchen 'leggur' (oder solche Flasche) und zieht nichtsahnend den Stöpsel heraus, so wird der Böse frei und richtet grosses Unheil an.

Noch eine Verwendung gibt es für den *leggur*. Er ist ein beliebtes Spielzeug; die Kinder erbauen daraus z. B. kleine Häuser, indem sie die Knochen wagerecht aufeinander schichten und so die Wände herstellen. Oder die *leggir* müssen ihnen als Tiere (Kühe, Schafe und Pferde) dienen, wobei sie an einem Faden auf dem Boden entlang geschleift werden<sup>6)</sup>; ein solches Pferd erhält oft Schweif und Mähne von Rosshaar. Auch die *vala* wird oft als Schaf herangezogen.

Berlin.

Margarete Lehmann-Filhés.

1) Jeder Röhrknochen heisst 'leggur'. — 2) Dieser Knochen wird auch manchmal schwarz gefärbt; auch eine schwarz gefärbte *vala* habe ich gesehen. — 3) Vgl. *Fjandinn í hrossleggnum* (Der Teufel im Rossknochen) bei Jón Arnason, *Íslenzkar Þjóðsögur* I, 335. — 4) M. Lehmann-Filhés, *Isländische Volkssagen* I, 159: „Der Sendling in der Flasche“. — 5) Von dem isländischen Dichter Jónas Hallgrímsson existiert eine reizende kleine Erzählung 'Leggur og skel' (skel = Muschel), ganz im Stil von Andersens Märchen geschrieben.



Fig. 4. Sigurður Pjetursson im Knochenpanzer (Valnastakkur).

## Eine Volkskunstausstellung in Dermbach (Feldabahn).

Trotz aller verwüstenden Kriege und Feuersbrünste und der systematischen Brandschatzungen der Dörfer durch die 'Altertums'-Händler hat sich in manchem deutschen Winkel noch ein überraschender Reichtum an Erzeugnissen alter Volkskunst erhalten. So bot die Ausstellung alter Handstickereien, die der Vorstand des Haupt-Frauenvereins des Eisenacher Oberlandes am 24. und 25. April 1909 in Dermbach veranstaltet hatte, ein sehr lehrreiches Bild von der Entwicklung der ländlichen Stickkunst in den letzten 250 Jahren. Ich versuche, soweit dies ohne Abbildungen möglich ist, die schönsten und eigenartigsten Stücke nachstehend zu beschreiben.

„Unendlich verschieden in der Ausführung und in der Technik, aber ziemlich einheitlich im verwerteten Grundstoff,“ — dies war der Eindruck, den man beim aufmerksamen Betrachten der Kunstwerke empfing; die allermeisten Arbeiten hatte die Künstlerin auf grobe oder feine Leinwand gestickt oder genäht. Da sind die herrlichen Altarbehänge aus Batist mit Einsätzen von Filetguipüre. Z. B. senkrecht angeordnete Leinenstreifen; dazwischen drei Einsätze: Eichel, rennende Hunde, abwechselnd Hirsche und Bäume; unten quer: Vögel und Bäume und als Abschluss eine breite geknüpfte Franse. Ein anderer Behang hatte auf breitem Filetgrunde das Lamm mit der Fahne, dazwischen stilisierte Eichel- und Blumenmuster. Einen dritten schmalen Altarschmuck von 1773 zierte weiss-rote Stickerei, oben ein Fileteinsatz. Der eingestickte Spruch lautete: „Ich liebe Jesum alle Stund, | ach wen soll ich sonst lieben; | ich liebe ihn mit Herz und Mund, | Weltlieb schafft mir Betrüben.“

Eine Decke (Altarschmuck?) bestand aus diagonalen Streifen, abwechselnd von Batist- und Filetstickereien mit stilisierten Zweigen, Früchten und Ornamenten.

Von weit derberem Stoff, aber ebenfalls höchst kunstreich bestickt, sind die Bettlaken. Sie wurden nicht, wie dies bei den Städtern Sitte ist, ringsum unter das Unterbett geschoben, sondern sie hingen herab, fast bis zur Diele. Meist ist Kreuzstich (weiss-rot, blau-weiss-rot, schwarz-weiss) verwendet, auch Einsätze von Häkel-, Durchbruch- und Filetarbeit. Ein Laken aus sehr starkem Tuch (Leinen) ist bestickt mit roten stilisierten Blumen, Zweigen und Vögeln und dem schweremütigen Spruch [Kirchenlied von Caspar Neumann]:

Mein Gott, nun ist es wieder Morgen,	Auf einmal wieder mit mir auf.
Die Nacht vollendet ihren Lauf.	Die Ruh ist aus, der Schlaf ist hin.
Nun wachen alle meine Sorgen	Ich sehe wieder, wo ich bin.

Ein Tuch mit gestickten Einsätzen hat auf rot umrandeten Tafeln zwei Sprüche, darüber zwei Pfauen, darunter zwei schnäbelnde Tauben, zu jeder Seite einen Hirsch. Noch künstlerischer entworfen ein drittes: auf dem Abschluss in wunderbarer Filetguipüre flankieren heraldische Löwen ein Blumenornament; dazwischen Eichelornamente. Auf einem sehr grossen Bettlaken sind rechts und links Kränze gestickt, mit je einer grossen Blume (Stielstich) gefüllt. Darunter Sterne, Blumen, einzelne Buchstaben und die zwei schönen Sprüche:

Ja, wenn ich zu Bette gehe	Ist doch Jesus früh und spat
oder wiederum aufstehe,	meiner seelen schutz und rath.

Ein blümelein und ein röselein  
die können nicht so lieblich seyn,  
als wenn zwey liebste beysammen seyn.

Mehrfach gehörten ein Betttuch und ein Prunkhandtuch zusammen. Besonders fiel mir ein Paar auf mit ganz eigentümlicher Verzierung (18. Jahrhundert) in

Stielstich. Es war eine Kante von Hirschen mit blau-rot gewürfelten Körpern; sie tragen auf dem Rücken einen Hund. Im Hintergrund Nadelbäume.

Von den Wandbehängen will ich nur ein Stück beschreiben, das weniger durch feine Arbeit (Stielstich, weiss-rot), als durch den Inhalt der Darstellungen merkwürdig ist. Eingestickt sind auf die Fläche Szenen aus dem bürgerlichen Leben, gewöhnlich zwei Gegensätze nebeneinander: geboren werden, sterben; pflanzen, ausrotten; weinen, lachen; schweigen, reden; Streit, Fried usw. Zur Seite zwei grosse dekorative Einzelfiguren; die Figuren der gestickten Bilder in Rokokokostüm. Jahrzahl 1770. — Ausschliesslich auf Filet gearbeitet waren einige höchst geschmackvolle Deckchen. Das schönste zeigte einen Doppeladler zwischen zwei schreitenden Greifen, ein anderes Vögel zwischen Eichbäumen. Die Weissstickereien (Decken, Betttücher u. a.) verdienen ganz besondere Beachtung durch die herrliche Ausführung in allen möglichen Sticharten und zusammengesetzten Techniken. Doch lässt sich ohne bildliche Darstellung hier noch schwerer als bei den andern Gegenständen ein deutlicher Begriff erwecken.

Von den Leinestickereien will ich nur noch die Prunkhandtücher besprechen, die in wahrhaft überraschender Menge in den verschiedensten Ausführungen vertreten waren. Die Tücher sind schmal und lang. Etwa ein Drittel der Fäden liess der Weber unten hängen. Diese Fäden wurden dann zu einer sehr kunstvollen Spitze geflochten oder geknüpft; die Enden hängen als Fransen herab. Sehr oft sind die gestickten wagrechten Streifen unterbrochen von Durchbruch- oder Klöppelarbeit, was sehr belebend wirkt. Zur Stickerei bevorzugte man den Kreuzstich. Die angewandten Motive sind sehr verschieden; das Lamm mit Kreuz oder Fahne, Kreuze, Kelche, stilisierte Blumen und Tiere. Nun einige Beispiele: Ein Tuch von 1859 ist in ausserordentlich wirkungsvoller Knöthenstichstickerei ausgeführt. Wir sehen allerhand exotische Vögel, besonders langbeinige Stelzvögel und zierliche Kolibris auf Zweigen. — Ein anderes Tuch hat Kreuzstichschmuck und den Spruch: „Ich weiss ein blümelein hübsch und fein, | es thut mir wohl gefallen, | es geliebt mir in dem Herzen mein, | das blümelein | von den andern blümelein allen.“ [Böhme, Altdeutsches Liederbuch 1877 nr. 585.] Bei einem Handtuch von 1805 fiel mir die wundervolle Raumauffüllung auf. Es ist in Stielstich in sehr lebhaften blau-roten Farben gearbeitet: Vögel, Rosetten, Kränze, Blumenzweige. Vielleicht das schönste Prunkhandtuch, von 1856, war ganz in schwarzweiss gehalten und mit einer langen geknüpften Spitze abgeschlossen. An Stickerei enthielt es: einen grossen Vogel im Gezweig, eine dreifache breite Borte (dabei Eichel motive, Bäumchen, schnäbelnde Vögel) und einen Spruch.

Bei allen bisher besprochenen Arbeiten war die Kunst der Ausführung das Wertvollste. Eine bedeutende Anzahl Arbeiten ragte aber ausserdem noch durch den Geschmack und den Reiz der Farbengebung hervor. Hierher gehören vor allem die Perlenstickereien. Zunächst die Tabaks- oder Geldbeutel, von denen ich drei beschreiben will. 1. Auf gewirkten Stoff genäht ein schmaler Vergissmeinnichtkranz, darüber ein Kranz von Rosen und Vergissmeinnicht. Sehr geschickte Raumauffüllung und geschmackvolle Farben. 2. Ein Tabaksbeutel mit Lederfutter; ganz mit Perlen benäht. Die Spitze: bunte Füllhörner auf himmelblauem Grund. Darüber höchst plastisch wirkend vollerblühte rote Rosen und blaue Winden zum Kranz gewunden, alles auf milchweissem Grund. 3. Ein gestrickter Perlenbeutel; auf grau-violetttem Grund ein breiter Kranz von Rosenknospen und Blättern. — Von sehr kräftiger Wirkung war die Arbeit auf einer ledernen 'Coburger Markt tasche'. In der Mitte ein lebhaft gefärbtes Blumenstück (Wollstickerei), die Füllung Perlen. Von ausserordentlichem Reiz ist der Perlen-

schmuck einiger Frauenhauben ('Bätzen'). An manchen dieser Trachtenstücke war die ganze Schneppe über der Stirn, wie auch die Seitenzipfel der Wangen übersponnen mit Blumengewinden aus Perlen, die direkt wie aufgelegte Blütenranken wirkten: leuchtend blaue Vergissmelnicht mit grünen Stielen, Blumen mit blauen und dunkelroten Blättern. Diese Farbenpracht bildete einen sehr wirkungsvollen Gegensatz zu den schwarzen Seiden-Zackenbändern ('Schnuren'). Als letzte Stickerie will ich noch eine Chenillearbeit erwähnen, einen herrlich gestickten Blumenkranz von leuchtendster Farbenwirkung. Er bildete die Umrahmung eines Christusbildchens.

Neben der grossartigen Fülle an Stickereien, Knüpfarbeit und Strickkunst (Handschuhe, Zwickelstrümpfe u. a.) verschwanden die wenigen Vertreter der Webkunst, und doch waren diese Stücke eigenartig genug. So sah ich zwei Kissenbezüge, Damastweberei, weisse Figuren auf blauem Grund, aus dem 18 Jahrhundert. Wie bei den meisten dieser Webereien waren auch hier biblische Motive dargestellt in mehreren Reihen übereinander, die Figuren (Rebekka mit der Schafherde u. a.) natürlich in Rokokogewandung.

Zum Schluss möchte ich noch einige Stickmustertücher hervorheben, aus der Mitte des 19. Jahrhunderts (1842, 1866) von vortrefflichstem Geschmack. Besonders einige Vögel, Blumenkränze, Fruchtkörbe sind von frischester Farbe; am besten aber gefielen mir die Frucht bäume. Als eines der feinsten Stücke der ganzen Ausstellung erschien mir ein nicht datiertes Tuch mit Füllmustern, in Seide auf roher Leinwand. Je mehr man diese zarten, geschmackvollen Farbenzusammensetzungen, die reizvollen Muster (Flecht- und Mosaikmuster; Blütenranken; Beeren; grosse, dekorative Blumen) betrachtete, desto mehr wünschte man, dass solche Kunst wieder die Oberhand gewinne in Stadt und Land.

Schnepfenthal.

Luise Gerbing.

### Eine untergegangene Frauentracht des Ermlandes.

Die alles nivellierende Neuzeit hat mit einer eigentümlichen Frauentracht aufgeräumt, die von den Frauen des Ermlandes an Sonn- und Festtagen sowie bei feierlichen Ereignissen getragen wurde. Wenn ehemals die ermländische Frau mit der sogenannten 'blanken' oder 'steifen Mütze' über die Strasse nach der Kirche ging, gerade und stolz wie eine Königin, dann schaute wohl manches Auge der kleidsamen Erscheinung nach, bis sie hinter der Eingangspforte der Kirche verschwunden war.

Als der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1842 Preussen bereiste, kam er auch in das an Ermlands Grenze gelegene Dorf Lauterhagen. Ehrenporten begrüssten den Herrscher, und sechs Ehrenjungfrauen überreichten ihm auf einem weissen Atlaskissen eine blanke Mütze, wobei die Schulzentochter Anna Boenke eine kurze Ansprache hielt. Der König nahm das Geschenk für die Königin lächelnd entgegen und bedauerte sehr, dass diese habe unterwegs zurückbleiben müssen. Er hob die Mütze vom Kissen ab und betrachtete sie wohlgefällig von allen Seiten, dann forderte er die Ehrenjungfrauen auf, diesen Ehrentag nicht zu vergessen und sich recht vergnügt zu halten. Als der König schon eine kurze Strecke weiter gefahren war, schaute er sich nochmals um und grüsste lächelnd mit der Hand. Zum Andenken erhielten die Ehrenjungfrauen später jede eine silberne Medaille. Diese hat genau die Grösse eines alten Talers, ist jedoch etwas stärker und trägt im Hochrelief das Bildnis der Königin Elisabeth



mit der Unterschrift „Elisabeth Königin v. Preussen“; auf der Rückseite steht die Jahreszahl 1842. Dies wertvolle Andenken trugen die Ehrenjungfrauen fortan am blaueisernen Bande bei Hochzeiten und an hohen Festtagen beim Kirchgange. Als im Jahre 1858 der König mit dem damaligen Prinzen Wilhelm beim Manöver wieder in Heilsberg war, wünschte er beim Kirchgange am Sonntage die Mädchen und Frauen mit den ermländischen Mützen zu sehen. Deshalb hatten sich zahlreiche Frauen in einer langen Reihe vor der evangelischen Kirche aufgestellt.

Nun ist die blanke Mütze längst in die Rumpelkammer gewandert, und Frau Mode, die Allbesiegerin, triumphiert über sie mit dem modernen Federhute. Eine wertvolle blanke Mütze kostete wohl 20—30 Taler. Sie bestand aus mehreren Teilen. Der Boden war von verschiedener Farbe, aber stets aus Seidenstoff; ein feinerer Mützenboden zeigte auf weissem Grunde Blumen und Arabesken, die zu meist in Klöstern aus Gold- oder Silberfiligran kunstvoll gestickt waren. Dieser Boden wurde auf Pappe befestigt und mit Randformen umgeben, die den gescheitelten Frauenkopf nur bis zur halben Höhe bedeckten. Um die Randteile zog sich eine Gold- oder Silbertresse, über der weisse Spitzen lagen, so dass nur der obere Teil der Tresse hervorschimmerte. Der untere Teil des Bodens war gefaltet, und von dort ab liefen meist breite, weisse, geblünte Seidenbänder, selten farbig gestreift, über den Rücken der Frauen bis zur Lendengegend herab. Da, wo sie am Mützenboden befestigt waren, sass eine breite Querschleife, die mit Watte gefüllt war, damit sie nicht so leicht niedergedrückt werden konnte. Unter dem Halse wurde die blanke Mütze durch zierlich gefaltete, mit Haken und Ösen versehene Bänder festgehalten, die von derselben Art wie die hinteren, aber kürzer waren. Zwischen Kinn und Brust lag gleichfalls eine Querschleife. — Diese originelle Tracht war bei den ermländischen Frauen bis kurz vor 1870 allgemein. Minderwertige oder alte Mützen wurden auch an Wochentagen getragen und bisweilen mit Tüchern umwunden. Die blanke Mütze wurde in hohen Ehren gehalten, nach dem Gebrauche mit Watte bedeckt und in besonderen Körben aufbewahrt.

Danzig.

Herrmann Mankowski.

## Allelei aus Rollsdorf bei Höhnstedt, Mansfelder Seekreis.

### I. Feiertage.

Am Silvestermorgen ganz früh gehen die Kinder mit Körben von Tür zu Tür und singen [vgl. Mansfelder Blätter 4, 159]:

Ich bin der kleine König,  
 Gebt mir nicht zu wenig:  
 Lasst mich nicht zu lange stehn,  
 Ich muss vor alle Türen gehn.

Sie bekommen dann Kuchen usw. geschenkt. — Geht man in der Neujahrsnacht zur Geisterstunde in die Kirche auf den Chor, so kann man am Altar die Seelen aller derer vorbeiziehen sehen, die im neuen Jahre sterben werden. — Wenn die jungen Leute die Johanniskrone winden, singen sie:

Wer kommt daber gegangen  
 Mit Spissen und mit Stangen?

Feuerröte Blümelein,  
 Aus der Erde springt der Wein.

Gebt uns doch der Eier  
Eins zum Johannisfeuer.  
Der Hafer ist sehr teuer.

Hafer zu, Hafer zu,  
Fried, Fred, Freit —  
Gebt uns auch ein Scheit!

## 2. Häusliches.

Wenn man Milch kauft, um Hochzeitskuchen zu backen, und muss damit über einen Kreuzweg gehen, so soll man etwas Salz hinein tun; das gibt Glück in die Ehe. — Hochzeitstag ist der Sonnabend, ja nicht ein Freitag. Am Polterabend werfen die Kinder Scherben vor die Tür der Braut, die diese selbst fortkehren muss, damit sie Glück bringen. Die Kinder singen dazu:

Hochzeitshaus,  
Kuchen raus,  
Wein raus!  
Was soll der Wein im Keller liegen,  
Dass wir nichts zu trinken kriegen?

Sie bekommen dann Kuchen und Wein. — Kommt das Brautpaar aus der Kirche gefahren, so halten die Kinder den Wagen mit einem seidnen Band auf und lassen ihn erst hindurch, wenn das Brautpaar ihnen Geld hinauswirft. — Auf der Fabrikwiese in Deutschenthal liegt ein von hohem Schilf umgebener Teich, der Milchteich. Dort holt der Storeh die kleinen Kinder.

Eine Katze bringt Glück ins Haus. — Wenn man morgens nicht gebetet hat, brennt das Feuer beim Anmachen nicht. — Bei Gewitter soll man den eisernen Ofen und den Spiegel verbängen, auch keine Gewitterblume (Kornrade) im Hause haben, sonst schlägt es ein. — Wenn sich eine Spinne von der Decke über der Lampe herablässt, muss man dreimal hintereinander beten: „Alle guten Geister und alle vollkommenen Geister kommen von oben herab.“ Dann bringt sie Glück. — Schreit über einem Hause die Eule, so stirbt jemand darin. — Wenn jemand im Sterben liegt, soll man die Fenster öffnen, damit die Seele hinausgehen kann. — Wenn man eine Uhr picken hört (nicht den Totenwurm!), wo in Wirklichkeit keine ist, so stirbt einer aus der Verwandtschaft; ebenso, wenn man von Qualm und Rauch träumt und keine Flamme sieht.

## 3. Von Pflanzen und Tieren.

Wo die längste der aus der Erde gezogenen 'Schatzwurzeln' (Schwarzwurzeln) hinzeigt, kommt der Schatz her. — Bei der Ernte soll man in allen vier Ecken des Feldes einige Halme stehen lassen, damit im nächsten Jahr die Ernte gut werde. — Wenn man auf einem Feldweg einem Hasen begegnet, der von rechts nach links läuft, soll man in eine 'Trappe' (Fussspur) Salz streuen: man findet dann Geld. — Wer sich von Rheumatismus befreien will, muss ein weibliches Eichhörnchen oder eine graue Katze mit ins Bett nehmen, bis sie 'sich tot liegt'. — Die Dohle versteht die Menschensprache und spricht sie auch, wenn man ihr die Zunge löst.

Berlin.

Else Roediger.

## Berichte und Bücheranzeigen.

### Neuere Arbeiten zur slawischen Volkskunde.

(Vgl. oben S. 208—219, 317—328.)

#### 3. Russisch.

Ein übersichtliches Bild der russischen Volkstraditionen versucht eine unter Mitwirkung einiger Gelehrten geschriebene 'Geschichte der russischen Literatur in Einzeldarstellungen' im ersten Band (Moskau 1908, 428 S.) zu geben. Die Art solcher Werke, die eine Reihe zusammengefasster Einzelstudien von verschiedenen Verfassern enthalten, bringt es mit sich, dass sie kein einheitliches Bild ergeben, trotz aller Bemühungen des Redactors, welcher hier E. V. Aničkov war. Das Werk selbst ist für weitere Kreise bestimmt und mit sehr zahlreichen und sehr gelungenen Illustrationen ausgestattet, so dass dessen äussere Gestalt kaum etwas zu wünschen übrig lässt. Leider stehen diese Kostüm- und Landschaftsbilder, Porträts russischer Volkskundler, farbige Reproduktionen alter Handschriften und Drucke usw. in gar keinem Verhältnis zu dem, wovon der Text handelt; denn die reale Volkskunde ist dem Programm gemäss ausgeschlossen. Wahrscheinlich hat der Redactor auf diese Ausstattung des Werkes keinen Einfluss ausgeübt, sondern diese dem Verleger überlassen. Eingeleitet ist das Werk durch einen Aufsatz Aničkovs 'Was ist Volksliteratur?' (S. 1—15), der den Einfluss der Spielleute (skomorochi) auf die Volksüberlieferung, besonders auf die epische Poesie einzuschränken und näher zu bestimmen sucht. Daran schliesst sich eine Übersicht der bisherigen volkskundlichen Studien von A. Borozdin (16—47). Auf S. 48—80 versucht Aničkov das Verhältnis der Volkspoesie zur alten slavischen Mythologie festzustellen; er gibt ein Bild der Mythologie der alten Russen, soweit wir sie aus alten Berichten erkennen können; in diesen alten Göttern erblickt er bloss offizielle, kriegerische Götter des fürstlichen Geschlechts der Ruriker und ihres Gefolges und setzt wohl mit Recht voraus, dass das Volk unabhängig davon eine Menge anderer kleinerer Götter hatte. Inwieweit aber alle diese offiziellen Götter des nichtslawischen Fürstengeschlechts der Russen für echt slavisch gehalten werden können, diese Frage stellt der Verf. nicht, obwohl sie bereits hinsichtlich des Hauptgottes Perun ventilirt wurde (vgl. St. Rožniecki, Perun und Thor. Archiv f. slav. Phil. 23, 462 ff.). Die alte Bauernmythologie, die im 16. Jahrhundert vom Novgoroder Erzbischof Makarij geschildert wird, entsprach völlig den heutigen Vorstellungen vom Animismus und hat sich mehr oder weniger bis jetzt im Volke erhalten, wogegen der alte offizielle Heidenglaube mit seinen Göttern vor dem siegreichen Christentum verschwunden ist. Der Verf. ist natürlich weit entfernt davon, die verschiedenen Gestalten der jetzigen Dämonologie des russischen Volkes mit jenen Göttern zu identifizieren, denen das altrussische Volk Opfer darbrachte. Er will den Glauben des Volkes vom Standpunkt der heutigen

Wissenschaft, eines Frazer, Lippert u. a. darstellen, Brauch und Zeremoniell untersuchen, wie es sich einerseits in der Reinigung (Iustratio, purgatio), andererseits in den Verwünschungen äussert, und zeigt an einigen Beispielen, wie eng und tief mit dem Glauben und Brauch des Volkes christliche Vorstellungen und Gebräuche verschmolzen. Einiges, wie der Kultus der Vorfahren, des Herdes, der Glaube an das Schicksal, konnte nur gestreift werden. 'Die Poesie der Beschwörungs- und Verwünschungsformeln' schildert Alexander Blok (81—106), der die Frage nach ihrer Entstehung, ihrem Zusammenhang mit ähnlichen Formeln des Ostens und Westens nur streift und mehr ihre formale Seite beachtet. In seiner Übersicht der 'christlichen Legenden in der Volksüberlieferung' (107—133) überschätzt Aničkov, treu Alex. N. Veselovskij folgend, den Einfluss der Bogomilen, indem er neuere Beiträge zu dieser Frage übersieht. In dem folgenden Aufsatz über das Märchen bestreitet M. Chalanskij Benfey's Hypothese vom unmittelbaren intensiven Einfluss der orientalischen Erzählungen auf die russischen durch Vermittlung der Mongolen und die aktive Rolle der Russen und Slawen bei der Verbreitung der Märchenstoffe nach Westeuropa. Er zeigt, wie professionelle Erzähler am Hofe der Moskauer Zaren noch im 16. bis 17. Jahrhundert und ebenso bei den Adligen Märchen und Novellen erzählten und erst im 18. Jahrhundert aus diesen Kreisen schwanden, worauf das Märchen Gemeingut des ganzen Volkes ward. Er bespricht ferner die formelle Seite des Märchens, weist auf dessen mehr oder weniger kunstvollen Bau hin und führt wichtigere Stoffe an, bei denen er, zum Teil unberechtigt, einen grösseren Einfluss der Bogomilen voraussetzt (die drei Ratschläge, Recht und Unrecht). Der Aufsatz von Sergej Gorodeckij über die im Märchen auftretenden übernatürlichen Wesen (159—172) bietet nichts Bemerkenswertes; über Košëj hätte mehr gesagt werden können; die mehr humoristische Rolle des Teufels, das den Sagen von den Toten eigene Grauensvolle u. a. ist durchaus keine Eigentümlichkeit des russischen Märchens. In dem Kapitel 'Das Lied' (173—220) scheidet Aničkov als eine besondere Gruppe nicht bloss die volkstümlichen Lieder der Kunstdichter aus, sondern auch die gegen Ende des 18. Jahrhunderts in die Liederbücher (Pésenniki) aufgenommenen Stücke, welche in die weitesten Kreise drangen und dadurch eine feste Form annahmen. Er charakterisiert die andern Lieder ihrer Form und ihrem Inhalte nach näher bis auf die neueren vier- bis achtzeiligen, vielfach bereits gereimten Liedchen (častuški), welche indes auch im 18. Jahrhundert belegt sind. Die grösste Aufmerksamkeit gebührte natürlich dem Volksepos (S. 221—251). Der Verf. A. Borozdin behandelt die Einteilung der epischen Lieder, meist im Anschluss an neuere Forschungen, besonders Vsev. Th. Millers, und unterscheidet hauptsächlich zwei Kreise: a) die eigentlichen Heldenlieder, b) epische Lieder nichtkriegerischen Charakters, die vielfach an die Novellen und Fabiliaux erinnern; diese entstanden besonders in der Gegend von Novgorod, jene gehören vorwiegend der Kiewer Gruppe an und sind südrussischen, genauer südgrossrussischen Ursprungs. Doch haben auch mehrere Lieder des zweiten Zyklus, die in der südlichen, ukrainischen Steppe spielen, wohl südrussischen Ursprung. In der Entwicklung des Epos werden einige Stufen angenommen nach dem Publikum und den Sängern, von denen die Lieder rezitiert werden: nachdem sich die Spielleute ihrer bemächtigt haben und der ursprüngliche Träger des Epos, der Sänger, aus dem fürstlichen Gefolge verschwunden ist, sinkt das Epos in die niederen Schichten der Bauernbevölkerung, und damit ändert sich nach und nach auch der Charakter der Helden, besonders des Haupthelden Uļa Muromec. Durch den Einfluss der Spielleute besonders dringen fremde Stoffe in das Epos ein. Dieser

fremde Einfluss, der sich aber schon in der ältesten Periode, der varjagischen, äusserte, wird nur kurz gestreift. Weiter verbreitet sich der Verf. über den Inhalt der wichtigsten epischen Lieder und bemerkt, dass ihre Form dafür zeugt, dass sie von Berufssängern, Spielleuten verfasst worden sind. Derselbe Verf. bespricht noch die epischen Lieder religiösen Inhalts und Charakters (281—300). Diese sind im Unterschiede vom Heldenepos durch alle russischen Länder und bei allen russischen Stämmen verbreitet. Ihre Träger sind die Pilger, deren Charakter sich indes stark geändert hat, so dass sie heut gewöhnlich blinde, berufsmässig organisierte Bettler sind. Im folgenden Kapitel (301—334) behandelt K. Arabažin die kleinrussische Volkspoesie, besonders die historischen Lieder von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart, wo andere soziale Verhältnisse, die Ausbeutung des armen Volkes in den Fabriken und Gütern, aus dem noch immer frischquellenden Volksgeiste neue Klagen und neue Lieder hervorgerufen. Den Höhepunkt erreichte diese Volkspoesie in den sog. Dumen des 15. bis 16. Jahrhunderts, die den Kampf mit den Muselmanen und später die Kämpfe unter Bohdan Chmelnickij besingen. Ihnen widmet auch der Verf., der Frankos Arbeiten leider nicht mehr benutzen konnte, die meiste Aufmerksamkeit; über die Form der Lieder, ihre Schöpfer und Sänger ist er etwas zu kurz. Hieran, statt an das frühere Kapitel über die epischen Lieder, schliesst der Redactor sonderbarerweise einen Aufsatz über das 'historische Lied' bei den Grossrussen an (335—363); um so sonderbarer, da eine scharfe Grenze zwischen den 'historischen' Liedern und den epischen Heldenliedern, den sog. Bylinen, kaum zu ziehen ist, wie es auch der Verf. dieses Aufsatzes S. Sambinago betont: „Ein historisches Lied kann nur dasjenige Lied genannt werden, welches der Form nach den Heldenliedern gleicht, aber dem Inhalte nach ein historisches Ereignis schildert, mit dem es nachweislich zusammenhängt“. Er erblickt im Sang von der Heeresschar Igors ein historisches Lied aus der ältesten Zeit, untersucht dann die Lieder, die sich um Ivan den Schrecklichen gruppieren, und jene, deren Mittelpunkt der Eroberer Sibiriens Jermak ist: an den für Richard James 1619 aufgezeichneten Liedern zeigt er, dass solche Lieder bald nach den Ereignissen entstanden, und verfolgt diese Lieder bis zu ihrem Verfall, wo infolge der Reformen Peters I. im Kriegswesen das unpersönliche Soldatenheer die Hauptrolle übernimmt, und die alten Literaturformen absterben, und sich in den Gesängen von kriegerischen Ereignissen, vom schwedischen Kriege u. a. starker literarischer Einfluss bemerkbar macht. Fräulein Jelena Jeleonskaja gibt eine anziehende Charakteristik der Volksbücher (364—380), der nach Russland gedruckten fremden Erzählungen von Bueves d'Hanstone, von der schönen Magelona u. a. und der späteren einheimischen Versuche. Das Volksschauspiel (381—395) schildert N. Vinogradov, der sich mit seinem Studium eingehend befasst und eine Sammlung bereits in Druck gegeben hat, in einer gedrängten, recht lesenswerten Skizze. Die weltlichen Spiele behandeln vielfach den sozialen Gegensatz zwischen dem leibeigenen Bauer und dem Adel, so das in zahlreichen Bearbeitungen verbreitete Spiel 'Das Schiff', welches auch starke Reminiszenzen aus Puschkin, Lermontov, Koslov u. a. aufweist; beliebt sind Parodien auf kirchliche Zeremonien, in denen ein trunkener Geistlicher auftritt; auch einzelne Szenen aus Märchen werden dialogisiert. Aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts haben wir Nachrichten von Puppenspielen, deren Hauptperson Petruška (der Hanswurst) war. Sehr verbreitet ist das Krippenspiel, das nicht bloss mit Marionetten, sondern auch von lebenden Personen aufgeführt wird. Unter den geistlichen Spielen ist seit der Hälfte des 18. Jahrhunderts beliebt 'Zar Maksenjan und sein ungehorsamer Sohn Adolf', eine drama-

tisierte Heiligenlegende, wahrscheinlich als Satire auf das Verhältnis Peters I. zu seinem Sohne Alexis gemeint. Ein anderes Spiel 'Anika der Soldat und der Tod' reiht sich an die verbreiteten Dialoge zwischen Leben und Tod an. Den Beschluss des Werkes macht der Aufsatz 'Lieder, Psalmen und Hymnen der russischen Sektierer, Rationalisten und Mystiker' (396—421) von Paul Birjukov, der zum Teil auf Grundlage hsl. Quellen nicht nur diese religiöse Poesie, sondern in grossen Zügen auch die Entwicklung der russischen Sekten schildert. Warum das Werk anderen Teilen der Volksüberlieferung, wie den Sprichwörtern und Rätseln keine Aufmerksamkeit widmet, ist nicht einzusehen, da diese doch in älteren Handbüchern der russischen Literaturgeschichte wie von Galachov und Porfirjev in eigenen Paragraphen besprochen werden.

A. N. Veselovskijs Verdienste um die Erforschung der russischen Volkspoesie und die historische Poetik würdigt N. Trubicyn in einer lesenswerten Studie (Izvěstija der russ. Abt. d. St. Petersburger Akad. 12, H. 3, S. 1—50). Die Abteilung der Petersburger Akademie der Wissenschaften für russische Sprache und Literatur hat kurz nach dem Ableben ihres hervorragenden Mitgliedes eine Gesamtausgabe seiner Werke beschlossen, die auf etwa 26 Bände in acht Serien berechnet ist: 1. Poetik, 2. Italien und die Renaissance, 3. Roman und Novelle, 4. Untersuchungen auf dem Gebiete der russischen epischen Lieder, 5. Legende, Folklore und Mythologie, 6. Volksepos, 7. Neuere russische Literatur, 8. Opuscula minora. Erschienen ist der erste Band der zweiten Serie (St. Petersburg 1908, 9 und 586 S.). Er enthält u. a. eine Kritik von Hartwig Flotos 'Dante Alighieri' (1858), einen Aufsatz 'Die italienische Novelle und Machiavelli' (1865), 'Dante und die symbolische Poesie des Katholizismus' u. a., die Magister-Dissertation 'Villa Alberti, neue Materialien zur Charakteristik des literarischen und sozialen Umchwunges im Leben der Italiener des 14. bis 15. Jahrhunderts' (1870). Die ältere Publikation 'Il Paradiso degli Alberti' (1866—68) wurde wohl nur zeitweilig vom Herausgeber beiseite geschoben, da es ja im Plane dieser Gesamtausgabe liegt, auch fremdsprachige Werke abzudrucken. Das in Veselovskijs Werken bisher schmerzlich vermisste Sachregister ist für den zweiten Band, der schon im Drucke ist, vorbehalten. Beiträge zur Geschichte der russischen volkskundlichen Studien lieferten E. A. Bobrow, der die wissenschaftliche und literarische Tätigkeit J. A. Chudjakovs schildert (Žurnal min. nar. prosvěš. N. F. 16, 193—240), A. Markow, der darauf aufmerksam macht, dass der Romanschriststeller Melnikov-Pečerskij in der Hälfte des 19. Jahrhunderts im Gouv. Wladimir epische Heldenlieder niederschrieb, und zwar nach einem der alten blinden Bettler, die sonst nur religiöse Lieder singen (Etnograf. Obozr. 79, 134f.) und M. N. Speranskij, der die wissenschaftliche Arbeit des unlängst (20. Januar 1908) verstorbenen N. P. Daškevič (Izvěstija der russ. Abt. der Akad. Wiss. 13, H. 2, S. 265—289) eingehend würdigte. V. F. Šismarew setzt seine 'Studien zur Geschichte des poetischen Stils und der Formen' fort (Živ. Star. 17, 190—210. 282—300. 459 bis 478; vgl. oben 18, 318), handelt von den Anfängen der Pastourelle, ihrem Zusammenhang mit der klassischen Idylle oder Ekloge und ihren Vorläufern in der französischen Volkspoesie des früheren Mittelalters, vielfach wider die Ansichten französischer und deutscher Gelehrter, wie auch Aničkovs polemisierend.

Der Erforschung der russischen Volksepik ist eine Reihe neuerer Studien V. Th. Millers gewidmet. In der Abhandlung 'Ilja Muromec und Aljoša Popovič' (Izvěstija der russ. Abt. der Akad. Wiss. Bd. 13, H. 1, S. 1—90) wird nachgewiesen, dass das Lied vom Kampfe des Ilja Muromec mit dem Idolišče, welches nun in 45 Fassungen bekannt ist, den Kampf ursprünglich

nach Konstantinopel und erst später nach Kiew verlegte. Das Lied vom Kampfe Aljoša mit Tugarin Zmčjevič ist weniger verbreitet (16 Fassungen), aber nach gleichem Plan angelegt. Nachdem M. auf die Ähnlichkeit und gegenseitige Beeinflussung beider Lieder hingewiesen, entscheidet er die Frage, welches von beiden das ältere sei, zugunsten des letzteren, in dem er in dessen Helden historisch beglaubigte Persönlichkeiten aus der Polovzer-Periode nachweist: in Tugarin den Chan der Polovzer Tugor-kan, den Schwiegervater des Kiewer Fürsten Svjatoslav Izjaslavič, der 1096 Perejaslav belagerte, aber von den mit den Kiewern vereinten Fürsten geschlagen wurde. Das erste Lied wurde wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verfasst. Eine weitere Frage ist, in welchem Verhältnis beide Lieder zu der in Hss. des 17. bis 18. Jahrhunderts erhaltenen 'Sage vom Gange der russischen Helden nach Konstantinopel' stehen. Nach Miller, der A. N. Veselovskijs Hypothese verwirft, soll diese Sage auf Grund beider Lieder, besonders vom Kampfe des Ilja Muromec mit dem Idolišče verfasst worden sein, und zwar zur Zeit Ivan des Schrecklichen oder später, nicht vor 1550. Der Verfasser berührt schliesslich die Frage nach der Entwicklung der epischen Haupthelden; Ilja Muromec erscheint im 16. Jahrhundert an der Spitze aller Helden und drängt die älteren, einst mehr hervorragenden Helden Dobryňa Nikitič und besonders den alten Rostower Helden Aljoša Popovič in den Hintergrund, und diese Entwicklung hängt mit sozialen Verhältnissen und dem Klassenkampf dieser Zeit zusammen. — Weiter untersucht V. Th. Miller das wenig (in sieben Fassungen) verbreitete epische Lied von Dobryňa und Vasilij Kazimirovič (Žurnal min. nar. prosvěš. N. F. 14, 296—318) und zeigt, dass es zu Anfang oder Mitte des 16. Jahrhunderts von Novgoroder Spielleuten verfasst wurde; es erzählt, wie Ivan III. den den Taren gezahlten Tribut aufhob; der zweite in dem Liede genannte Held ist einer der hervorragendsten Kämpfer für Novgorods Freiheit gegen Moskau am Schlusse des 15. Jahrhunderts, Vasilij Kazimir, und die Novgoroder Sänger verflochten ihn, wie auch andere Novgoroder Persönlichkeiten, in den Moskauer Stoff. In einigen Bemerkungen über den in den epischen Liedern auftretenden Zaren Kalin (Etnograf. Obozr. 75, 68—77), den er früher mit dem im Schachnameh erwähnten türkischen Helden identifizierte, meint Miller, so habe das Volk den sonst nicht genannten Heerführer der Taren in der Schlacht an der Kalka (oder auch Kalna) nach dem Orte benannt. Er unterscheidet zwei Gruppen des Liedes von Ilja Muromec und Zar Kalin, von dem Zuge des Zaren Kalin gegen Kiew, in der zweiten, die nicht vor dem 17. Jahrhundert sich entwickelte, tritt Jermak an die Spitze und drängt Ilja in den Hintergrund. In einer anderen Abhandlung versucht derselbe Gelehrte die Frage zu lösen, warum in einigen epischen Liedern die Brüder Suzdals als Prahler vor der Schlacht auftreten (Žurnal min. nar. prosvěš. N. F. 17, 77—92); er findet darin Reminiscenzen an die für Suzdal verhängnisvolle Schlacht an der Lipica im Jahre 1216 und an die acht Jahre darauf erfolgte Niederlage des südrossischen Fürsten, bei der auch der Rostower Held Alexander Aljoša Popovič fiel. Endlich weist Miller (Etnograf. Obozr. 78, 49—77) als das historische Substrat des epischen Liedes von Kozarin (Kozarjanin u. a.) die Befreiung russischer Gefangener aus den Händen einer Polovzenhorde bei ihrem Raubzug nach Wolhynien im Jahre 1106 nach; das Lied wurde ursprünglich im Südwesten Russlands verfasst, die am besten erhaltene Fassung zeigt schon Charakterzüge der Moskauer Periode, in den späteren Aufzeichnungen ist die Handlung stark abgeändert.

E. Karskij stellt die Reste des Heldenepos in den Traditionen der Weissrussen zusammen (Jagič-Festschrift S. 143—150); es sind besonders prosaische

Wiedergaben der Sage von Ilja Muromec; vereinzelte Reste können in Liedern konstatiert werden, welche bei verschiedenen Festen und Gebräuchen gesungen werden; was sonst in Märcen und Sagen an die epischen Lieder erinnert, ist fast durchweg allgemeines Wandergut der Volkspoesie. — Ein junger finnischer Gelehrter W. Mansikka studiert die gegenseitigen Beziehungen der finnischen und russischen Volkstraditionen, zunächst die finnischen Wiedergaben der russischen Lieder von Aljoša Popovič und Ivan Godinovič (Etnograf. Obozr. 74, 28—41): Eine Kauffrau verkauft ihre Tochter einem jungen Mann; der Bruder sucht sie, entdeckt, dass das Mädchen den Liebhaber bei sich empfängt, und tötet das Mädchen; der Liebhaber tötet sich selbst, die Birken auf ihren durch einen Fluss getrennten Gräbern wachsen zusammen. Mansikka weist auch andere Parallelen zu den einzelnen Motiven nach. — A. Markov vermutet (Čtenija v obšč. Istor. i drevn. ros. 225, Abt. 4, S. 5f.), dass die Gemahlin des Fürsten Vladimir, welche in den epischen Liedern öfters Apraksija, seltener Afrosinija heisst, diese Namen nach der Gemahlin des Fürsten Jaroslav Vladimirovič von Pskov trägt, die von ihrem Stiefsohne bald nach 1214 ermordet wurde. Derselbe vergleicht (ebd. S. 7f.) ein russisches Märchen, wie der Frost zum Paten gebeten wurde und Mond und Sterne Gäste bei der Tauffeier waren, mit serbischen Liedern vom Blitz, der Sonne Schwester, die von einem Pascha zur Frau erkoren wurde (Karadžić I, Nr. 232—234).

N. Korobka sammelte im Bez. Ovruč, Gouv. Wolhynien, einige Volkssagen, die mit der vom altrussischen Chronisten erzählten Sage von der Olga, welche die Stadt der Derevljaner durch ausgeschickte Tauben in Brand steckte, zusammenhängen. Diese Sage war eines der Elemente, aus denen sich das epische Lied von Voljga Svjatoslavič bildete (Izvěstija der russ. Abt. der Petersburger Akad. d. Wiss. 13, H. 1, S. 292—328). Der Verf. setzt dies Lied nicht mit Vsev. Th. Miller in das Novgoroder Gebiet, sondern in die ältere Kiewer Periode; auch die Ähnlichkeit der Sage von Voljga Svjatoslavič mit der in der Edda erzählten Geburt und Jugend Helgis, worauf schon Orest Miller hinwies, spricht dafür, dass sie bereits der ältesten Periode angehörte. — N. Korobka versucht ferner die in den russischen Volksüberlieferungen, Liedern, Verwünschungsformeln oft vorkommende Vorstellung von dem weissen Stein am Meere wie auch von dem kameň-alatyr aus der primitiven Weltanschauung zu erklären, nicht als eine Folge christlichen Einflusses, wie A. N. Veselovskij wollte; Vorstellungen von wunderthätigen Steinen fand das Christentum bei den Russen bereits vor, sie wurden nur im christlichen Geiste erklärt, die Vermischung mit dem alatyr-kamen (Altar-Stein) kann auf griechischem Boden, vielleicht schon in Palästina vor sich gegangen sein (Živaja Starina 17, 409—426). — A. Markov führt in seinem Aufsätze 'Reste des Fetischismus in den Legenden von Heiligenbildern' (Etnograf. Obozr. 74, 42ff.) eine altrussische Legende aus dem 11. bis 12. Jahrhundert an, in der das Bild des hl. Nicolaus als Bürge angerufen wird dafür, dass ein gefangener Polovzer seinem russischen Besieger den Lösungpreis bringt. Er vergleicht eine bulgarische Legende, in der ein Haus der Obhut der Bilder der Muttergottes und des hl. Nicolaus anvertraut wird und der Bauer, als es dennoch geplündert wird, die Heiligen zu prügeln droht. Es hätte noch eine kleinrussische Legende (Etnograf. Zbirnyk 12, 167 nr. 169) angeführt werden können und russische Fassungen des Märchens vom dankbaren Toten, wo das vom Missetäter losgekaufte Bild des hl. Nicolaus die Rolle des dankbaren Toten übernimmt (z. B. Zapiski krasnojarsk. podotčla 1, H. 1, Nr. 3. Dobrovoljskij Smolensk. Sbornik 1, 547. Rudčenko Južnorus. sk. S. 28 nr. 12. Jubilej. Sbornik Millera 182; in einem weiss-



russischen Märchen bei Federowski 2, 308 nr. 340 ist es der hl. Johannes). — Or. Jančvič gibt eine Übersicht der bisherigen Arbeiten über die Geschichte von den Kranichen des Ibykus (Černigov 1908. Trudy der Archiv-Com. Černigov Bd. 7, S. A. S. 16), ohne sie zu erschöpfen; so hat er R. Köhler 2, 563 und Chauvin Bibliogr. arabe 7, 645 Nr. 425 übersehen, ferner Sébillot, Litt. orale de l'Auvergne p. 163, Mélusine 9, 138, Sébillot Folklore de France 3, 212. — N. A. Jančuk zeigt, dass vier Lieder in P. Hildebrants Sammlung 'Volksüberlieferungen aus dem nordwestlichen Russland' (Wilna 1866), welche teils historische, teils mythologische Überlieferungen (cérnyj bog) des Volkes vorstellen sollen, durchaus nicht volkstümlich sind; er weist sie in den 'Versuchen der Gymnasialzöglinge des weissrussischen Schulbezirkes in der russischen Literatur' (1839) nach, wo sie in der Abteilung 'Volkslieder' stehen; es sind Fälschungen aus der Zeit um 1800, wo der Polenhass hoch aufflammte. ('Über weissrussische vermeintlich volkstümliche Lieder historischen und mythologischen Inhalts'. S. A. aus dem Sbornik der Charkower hist.-phil. Ges. Bd. 18. 23 S.). Übrigens wurde schon früher auf die Unechtheit dieser Lieder hingewiesen (Pypin, Geschichte der russischen Ethnographie 4, 123). — Die Studie des inzwischen verstorbenen W. A. Bobrow über das russische Tiermärchen (Russ. filolog. včestnik 59, 217 bis 250, 60, 50—66; vgl. oben 17, 344, 18, 322) wurde abgeschlossen (S. A. Warschau 1909. 151 S.); auch hier versucht der Verf. nachzuweisen, dass die russischen Fassungen viel einfacher, der Tierwelt näher sind als die westeuropäischen, dass sie also sich besser erhalten haben. Er hat den Stoff bei weitem nicht erschöpft, da er sich fast durchweg auf Afanasjevs Sammlung beschränkt. Für die Frage nach dem Verhältnis der russischen, d. i. grossrussischen Tiermärchen, die der Verf. in erster Reihe im Auge hat, zu den westeuropäischen sind gerade die weissrussischen und kleinrussischen Fassungen vom grössten Werte; diese sind gewiss nicht alle ohne Unterschied in einen Haufen zu werfen, was der Verf. dem Werke Kolmačevskijs vorwirft. Gerade ihre Vergleichung mit den Fassungen anderer Völker könnte am sichersten die Richtigkeit der vom Verf. verfochtenen These von der Eigenart und Selbständigkeit der grossrussischen Tiermärchen entscheiden. Hierzu jedoch kann die Studie des Verf., da sie eben mit recht geringem Material operiert, herzlich wenig beisteuern. Jelena Jeleonskaja schrieb 'einige Bemerkungen über die Rolle des Rätsels im Märchen' (Etnograf. Obozr. 75, 78—90), wobei jedoch auch rätselhafte, übernatürliche Aufgaben, gute Ratschläge einbezogen werden.

Neue Beiträge zur Geschichte des polnischen und russischen Volkstheaters gibt W. N. Peretz (Izvéstija der russ. Abt. der Akad. d. Wiss. 12, H. 4, S. 52—86) aus Hss. des 17. bis 18. Jahrhunderts; auf ein Mysterium von Marij Verkündigung folgt ein Zwischenspiel, das die noch jetzt erzählte Anekdote (Hrinčenko Iz ust naroda 198f. Nr. 225) verwertet, wie ein Jude und Christ zählen, wer mehr Feiertage habe, und dem Juden schliesslich der Bart ausgerissen wird. N. N. Vinogradov beschreibt das weissrussische Krippenspiel, von dem sich nur kümmerliche Reste erhalten haben (ebd. 13, H. 2, S. 45—82; auch S. A. 38 S. und 16 Taf.), und zwar die Krippe und die Puppen, die der bekannte Sammler N. Dobrovolskij der Petersburger Akademie aus der Stadt Jelnja, Gouv. Smolensk, zugeschickt hat; die etwas über 2 m hohe Krippe besteht aus zwei Galerien, die obere stellt die Geburtstätte Jesu dar, die untere Herodes Hof, auf der sich alle Volksszenen abspielen, die zur Verständigung des Dramas dienen. Die 41 Marionetten, die grossenteils Porzellanköpfe haben, sind auf den beigelegten Tafeln abgebildet; auch Textproben sind beigelegt. P. Mezernickij teilt eine neue Fassung des ver-

breiteten Spieles vom Zar Maximilian aus der Stadt Starodub, Gouv. Černigov, mit (*Živaja Starina* 17, 356—361, 479—486).

Die nun abgeschlossene Sammlung von Beschwörungsformeln von A. Wetuchow gab W. Mansikka Anlass zu einem eigenen Aufsätze (*Izvěstija der russ. Abt. der Akad. d. Wiss.* 13, H. 3, S. 371—383), worin er sich dagegen ausspricht, dass bei der Erklärung soviel Nachdruck auf den Glauben an die Macht des Wortes gelegt werde; die Hauptfrage bestehe darin, bis zu welchem Grade die Beschwörungsformeln als reines unkünstliches Produkt des Volksgeistes zu betrachten sind; und die ursprünglichen literarischen Quellen festzustellen, habe Wetuchow unterlassen. In der Beilage zur '*Živaja Starina*' Bd. 17 gab N. Vinogradov das 2. Heft seiner Sammlung von Beschwörungs- und Verwünschungsformeln, Gebeten u. a. heraus (94 S.). Andere wurden noch in den *Zapiski der Uraler Ges. für Naturwissenschaften usw.*, Bd. 17, 329ff., 343ff. gedruckt, ebenso noch aus dem Gouv. Smolensk neben verschiedenen stereotypen Begrüssungen bei Haus- und Feldarbeiten u. a. von M. Vekljudov und R. Kroon (Smolensk, 24 S.) herausgegeben.

Als Nachtrag zu den in den letzten Jahren erschienenen grossen Sammlungen epischer Lieder von Ončukov, Markov, Grigorjev fasst V. Th. Miller kleinere in Zeitschriften zerstreute Beiträge sowie auch neues Material in einer neuen Publikation 'Epische Lieder, die neuerdings und unlängst in verschiedenen Gegenden Russlands aufgezeichnet wurden' (Moskau 1908. 5 und 312 S.) zusammen. Sie schliesst sich an eine ähnliche Publikation N. S. Tichonravovs und V. Th. Millers von 1894, die alle bis 1893 in verschiedenen Büchern und Zeitschriften zerstreuten Lieder enthält, und bringt alle seit 1894 gedruckten Lieder. Diese stammen nicht bloss aus dem Norden Russlands, wo bis jetzt die Volksepik blüht, sondern auch aus den zentralen Gouvernements, wo epische Lieder zu den grössten Seltenheiten gehören, aus den Kosakendörfern im Don- und Terekgebiet, und aus dem eisigen Nordosten Sibiriens, aus dem Bez. Kolymsk des Jakutenlandes. Ihr Wert ist natürlich ungemein verschieden, teilweise bezeugen sie nur den tiefen Verfall der alten Volksepik; zwei Lieder aus dem Dongebiet, von Dobryša Nikitič und von Ivan Gardinovič, haben auch den eigentümlichen Versbau eingebüsst. Anderwärts äussert sich der Verfall in der verkehrten Wiedergabe der Stoffe, einige sind unter die bei der Hochzeit u. a. gesungenen Lieder aufgenommen. Ausserdem erscheinen hier einige Aufzeichnungen aus dem 17. bis 18. Jahrhundert, wie die von Barsov 1881 edierte Sage von den sieben Helden, eine neue Fassung des Liedes von Ilja Muromec und Solovej Razbojnik aus einer Hs. vom Jahre 1748, und der Anfang eines unbekanntes Liedes aus einer Hs. des 17. Jahrhunderts. — Aus Zeitschriften seien noch angeführt zwei religiöse Lieder der Altgläubigen aus dem Gouv. Orenburg (*Etnoğraf. Obozr.* 76—77, 152ff.), von denen eins die Verfolgung, Zerstörung ihrer Einsiedeleien im Jahre 1853 beschreibt, und ein Artikel A. Markovs (ebd. 75, 118ff.) über zwei 1838 aufgezeichnete Lieder lyrisch-epischen Charakters, die schon in anderen Fassungen bekannt sind (*Sobolevskij Velikorus. nar. pėsni* 1, nr. 1—24 und ebd. nr. 261 u. a.).

Sehr warm wurde eine Ausgabe des gross- und kleinrussischen Volksliedes begrüsst, die der grosse Dichter des Revisors und der Toten Seelen vor seiner Reise nach dem Westen zusammenbrachte. Diese Sammlung war bisher weiteren Kreisen nicht bekannt, erst dem Jubiläum Gogols haben wir den Druck zu verdanken. Sein Interesse für die Volkspoesie war den Literaturhistorikern schon ziemlich bekannt, ebenso seine Teilnahme für die Arbeit seiner Zeitgenossen,

besonders Maksimovičs. Der Herausgeber dieser 'Lieder, gesammelt von N. V. Gogol' (Dem Andenken V. A. Žukovskijs und N. V. Gogols, II. 2, St. Petersburg, Akad. 433 S.) zeigt, dass die kleinrussischen Lieder 1834 im Verwandtenkreise Gogols zusammengebracht wurden und den früheren Sammlungen gegenüber ganz selbständig sind. Leider beschränkte sich der Herausgeber Grigorij Georgijevskij auf einen diplomatischen Abdruck, ohne andere Sammlungen heranzuziehen und nachzuweisen, inwieweit die vor mehr als 70 Jahren niedergeschriebene Sammlung unsere jetzige Kenntnis der kleinrussischen Volksdichtung bereichert. Mehr Sorgfalt wendet er den grossrussischen Liedern zu und zeigt, dass nur 14 Nummern keine Parallelen in der alten Sammlung Sacharovs und in der neuen Sobolevskijs haben, dass aber Gogols Niederschriften durchgängig so stark von denen Sacharovs abweichen, dass sie eigentlich selbständige Varianten darstellen. Er findet auch bedeutende Unterschiede von den bei Sobolevskij gedruckten Stücken und folgert hieraus etwas voreilig, dass Gogols Sammlung grossrussischer Lieder eine hohe selbständige Bedeutung besitze. Er zeigt z. B., dass Gogols Nr. 21 ziemlich von Sacharovs Nr. 5 abweicht; hätte er aber Sobolevskij I Nr. 381 verglichen, die in einem Liederbuch von Jahre 1810 vorkommt, so hätte er ihre vollständige Identität zugestehen müssen. Überhaupt finden wir öfter so auffallende Ähnlichkeiten zwischen Gogols Stücken und den um 1800 entstandenen Liederbüchern, dass wir den Verdacht nicht los werden können, dass Gogol diese für seine Sammlung benutzt hat. Vgl. z. B. Nr. 1 mit Sobolevskij 2, 494 Nr. 348 (aus einem Liederbuch von 1791), bei Gogol fehlt V. 5; Nr. 2 mit Sobol. 1, 599 Nr. 501 (Liederbuch 1791), Nr. 3 mit Sobol. 5, 290 Nr. 374 (Liederbuch 1790), *mnó golovuška domoj* bei Gogol ist wohl Fehler statt *do loj*); Nr. 9 mit Sobol. 7, 92 Nr. 28 (Liederbuch 1791), Nr. 17 mit Sobol. 2, 336 Nr. 399 (Liederbuch 1810; es sind zwei Verse bei Gogol ausgelassen, ein Vers lautet anders); Nr. 19 mit Sobol. 2, 364 Nr. 433 (Liederbuch 1780), Nr. 20 mit Sob. 7, 654 Nr. 764 (Liederbuch 1791), Nr. 22 mit Sobol. 7, 66 Nr. 60 (Liederbuch 1819), Nr. 23 mit Sobol. 2, 348 Nr. 414 (Liederbuch 1780), Nr. 29 mit Sobol. 5, 496 Nr. 638 (Liederbuch 1819), Nr. 44 mit Sobol. 2 S. 1 Nr. 1 (Liederbuch 1780), Nr. 45 mit Sobol. 2, 144 Nr. 169 (Liederbuch 1780); Nr. 48 mit Sobol. 5, 541 Nr. 696 (Liederbuch 1780, u *ljubovnoj jeho jabloŭki* bei Gogol statt *ljubimoj* ist wohl fehlerhaft). Nr. 51 mit Sob. 2, 198 Nr. 242 (Liederbuch 1780); wenn Gogol den in den Ring eingesetzten Achat *stavočka* nennt, so ist wohl ein Schreibfehler statt *vstav[ò]ka*, verschrieben ist von Gogol gleichfalls *pjat' sot rublev golym deŭgami* statt *goljem d.*); Nr. 54 mit Sobol. 2, 457 Nr. 546 (Liederbuch 1780, zwei Verse ausgelassen), Nr. 57 mit Sobol. 7, 285 Nr. 320 (Liederbuch 1780, ein einziges Wort weicht ab, *knut* statt *šelep*) u. a. m. Es sind auch auffallende Identitäten mit Liedern späterer Sammlungen, so z. B. Nr. 104 mit Sobol. 5, 144 Nr. 191 (aus einer Sammlung vom Jahre 1837).

Über die neuen kleinen zwei- bis achtzeiligen gereimten Liedchen, die seit der Hälfte des 19. Jahrhunderts sich immer stärker verbreiten, schrieb A. M. Putincev einen kleinen selbständig erschienenen Aufsatz (Das Volkslied der neuen Zeit. Kasan. 12 S. Vgl. *Etnoğraf. Obozr.* 78, 154f.). Eine kleine Sammlung wurde einer ehemaligen Leibeigenen aus dem Gouv. Kursk, welche die schreckliche Willkür ihrer Herren vor der Aufhebung der Leibeigenschaft leiden musste, nachgeschrieben (*Živaja Starina* 17, 59—74, 219—231). Andere kleinere Sammlungen historischer und lyrischer Lieder aus dem Gouv. Saratov (*Trudy Saratov. Uč. Archiv. Kom.* 24, 129ff.), aus dem Gouv. Pskov (*Trudy Pskov. Archeolog. Obšč.* 1907), aus dem Gouv. Livland (*Sbornik uč.-liter. obšč. Jurjev. univers.* 13, 76—93), aus

der Kosakenstation Naursk im Terekgebiet mit Melodien (Sbornik mat. kavkaz. 38, Abt. 2. S. 1—63), kurze Vierzeiler u. ä. sogen. častuški aus dem Bez. Jekaterinburg (Zap. Ural. Obšč. Ljub. 17, 332—342) veröffentlicht. Eine Sammlung von Liedern, Sprüchen, Wahrsagungen in der Weihnachtswoche und Aberglauben teilte P. Pervušin aus dem Bez. Kamyšl, Gouv. Perm, mit (ebd. 15, H. 1). In der berühmten Ordynskaja pustyň im Gouv. Smolensk wurde ein für die abgeschiedenen Seelen rezitiertes Gebet aufgezeichnet (Živ. Star. 17, 487f.). Weiter wurden mitgeteilt Lieder, mit welchen sich die Braut vor der Hochzeit von den Eltern und Geschwistern, wie auch von ihren Freunden und Freundinnen verabschiedet aus der von einstigen Altgläubigen bewohnten Pfarrgemeinde Kurgomin, Bez. Šenkursk, Gouv. Archangelsk (Etnograf. Obozr. 74, 75—85), Klagelieder aus dem Gouv. Novgorod (ebd. 74, 87—94), eine Reihe Lieder aus dem Bez. und Gouv. Jenisejsk (Živ. Star. 17, 84—91).

Dem verlossenen Jahre haben wir eine der wertvollsten Märchensammlungen, welche in Russland überhaupt seit Afanasjev erschien, zu verdanken. Der durch seine Edition der epischen Volkslieder aus dem Flussgebiet der Petschora (1904; vgl. oben 15, 223) und andere Arbeiten bewährte Erforscher russischer Volksüberlieferungen N. E. Ončukov gab eine umfassende Sammlung nordrussischer Märcen aus den Gouv. Archangelsk und Olonec heraus (Zapiski der ethnographischen Abteilung der kais. russ. geograph. Ges. Bd. 33. St. Petersburg 1908. 45 + 646 S.). Den weitaus grössten Teil der Märcen hat der Herausgeber auf seinen Forschungsreisen im russischen Norden selbst aufgezeichnet (Nr. 1—64, 204—303), eine geringere Zahl hat er aus den Archiven der genannten Gesellschaft und der Akademie der Wissenschaften (Nr. 149—165) geschöpft oder von den Sammlern A. A. Šachmatov (Nr. 78—148) und M. M. Prišvin (Nr. 166—203 aus der Umgebung von Wygozero, nördlich vom Onegasee) bekommen. Die Sammlung Ončukovs wuchs noch während des Druckes an, da eine neue Reise ihm noch reichere Ausbeute brachte, als seine ursprüngliche Sammlung betrug. Die Aufzeichnungen stammen aus verschiedenen Zeiten, Šachmatovs aus dem Jahre 1884, Georgijevskijs von 1890, Ončukovs und Prišvins von 1901—1907. In der Niederschrift machen sich ziemlich starke Unterschiede geltend; doch ist es für nicht sprachwissenschaftliche Zwecke ziemlich gleichgültig, ob der Dialekt der Erzähler getreu wiedergegeben wurde, wengleich in der Schriftsprache auch manche für den Märchenforscher nicht wertlose Nuance verloren geht. Der Herausgeber bekennt in der Einleitung offen, dass es ihm vielfach nicht möglich war, die Erzählungen ganz getreu wiederzugeben, da er oftmals auf der Reise im Wagen oder zu Schiffe nicht sofort schreiben konnte und die Erzählung erst später zu Papier bringen musste. Übrigens änderten auch diese von allem Verkehr fast abgeschlossenen Erzähler ihre Sprache und den Ton, sobald sie einen Herrn aus Petersburg vor sich hatten. Wichtiger ist eine andere Folge des verschiedenen Ursprunges der Märcen in dieser Sammlung: Ončukov selbst und dann auch Prišvin merken sorgfältig ihre Erzähler nebst biographischen Notizen an, andere unterlassen dies. Ončukov selbst gruppiert die Erzählungen nach den Erzählern, nicht nach dem Stoffe, die von anderen niedergeschriebenen nach den Sammlern. Sehr wertvoll sind die vom Herausgeber in der Einleitung zerstreuten Bemerkungen über Land und Leute, die Erzähler und ihre Erzählungsweise. Hier im Norden, besonders im Gebiete der Petschora, dessen Zentrum gegen 800 Werst von der Hauptstadt des Gouvernements entfernt ist und welches eine äusserst dünne, hauptsächlich von Fischerei und Jagd lebende Bevölkerung aufweist, findet Ončukov, wie ursprünglich Märcen erzählt wurden; je nach ihrem Inhalte werden sie ver-

schieden vorgetragen, das eigentliche Märchen mit seinen übermenschlichen Gestalten feierlich, aus dem Leben geschöpfte Novellen in der gewöhnlichen Umgangssprache, Anekdoten und Lügenmärchen scherzhaft. Die Märchenerzähler und Erzählerinnen bilden eine eigene, durch Intelligenz hervorragende Schicht der Bevölkerung, es sind vielfach poetisch und künstlerisch begabte Leute, Meister des Wortes. Auffallend ist die grosse Anzahl der erzählenden Frauen; doch haben sie nicht ihr eigenes Repertoire, höchstens erzählen sie vorzugsweise reine Kinder- und Tiermärchen. Freilich äussert sich in den von Frauen erzählten Märchen besonders Vorliebe für jene Seiten des Lebens, welche das Weib in erster Weise interessieren. Doch erzählen sie gern Märchen, welche gerade nicht schmeichelhaft für Frauen sind, von bösen und listigen Weibern, auf ungetreue Gattinnen blicken sie nachsichtig und ironisch; auch zynische, pornographische, undruckbare Schwänke erzählen sie manchmal ohne jede Scheu (vgl. S. 160). Unter den 43 Erzählern Ončukovs waren zehn Frauen mit 36 Märchen; Prišvin sammelte von zwei Frauen 20 Nummern, freilich vielfach recht kurze, von fünf Männern 18 Nummern; Sachmatovs Aufzeichnungen sind grösstenteils Frauen verschiedenen Alters nachgeschrieben, 55 Nummern, vielfach echte Märchen, bloss 14 Nummern Männern. Manche dieser von Frauen erzählten Märchen sind recht lang, wie Nr. 78 S. 202—213, eine übrigens nicht vollständige Variante zu Gonzenbach Nr. 29. Die in diesem Bande veröffentlichten Erzählungen sind natürlich nicht bloss Märchen in eigentlichem Sinne; einige sind in Prosa erzählte Heldenlieder, so Nr. 74 'Der Fürst, die Fürsten' (und die Nonnen) vgl. Markov, Bëlomorskija byliny 612; Nr. 90 'Sadko' vgl. Markov 616; Nr. 97 'Die Brüder, Räuber und ihre Schwester' vgl. Markov 611; Nr. 98 'Die Mutter als Mörderin' vgl. Sobolevskij, Velikoros. nar. pësni 1, Nr. 82—88; Nr. 125 'Zar Ivan Vasiljevič und sein Fjodor' vgl. Markov 613 und Ončukov Pečorskija byliny Nr. 49; Nr. 136 'Ilja Muromec'. Ausserdem wird auch ein religiöses episches Lied in Prosa erzählt, Nr. 75 'Zar Agapij und seine Tochter Elisabeth' ist eine Fassung einer beliebten Legende vom hl. Georg, vgl. Kirpiënikov, Sv. Georgij i Jegorij Chrabryj 176ff. Weiter kommen auch Ortssagen und Schatzsagen vor, Tiermärchen, wie Nr. 11 'Fuchs, Hahn und Kranich', Nr. 36 'Kater, Amsel und Hahn', Nr. 276 'Fuchs und Wolf', biblische Legenden u. ä. von Salomo Nr. 46, vom babylonischen Reich Nr. 48, Sagen von verschiedenen Wald- und Wassergeistern, vom Teufel, Vampyren, Zauberern und Hexen. Die Erzählungen wiederholen fast durchweg allgemein bekannte Motive und Stoffe, Novellen und Schwänke, die seit dem frühen Mittelalter ganz Europa unterhielten, von der Untreue der Frau in den mannigfachsten Variationen, die Kuhhaut wahrsagt die Untreue des Weibes in Nr. 14; der Bauer stellt sich blind, um die Untreue und Bosheit der Frau zu strafen, Nr. 50; der Mann findet einen Schatz und seine dumme plapperhaftige Frau; les trois bossus ménestrels Nr. 82; Teufel vom Weib überlistet Nr. 83, Meisterdieb Nr. 59, 92, 245, vom Dienstvertrag (wer sich zuerst ärgert, dem wird ein Riemen aus dem Rücken geschnitten) Nr. 42, 109; die kluge Dirne Nr. 49, von den drei Ratschlägen Nr. 85, u. a. m. Es ist mir hier nicht möglich, näher auf alle Erzählungen einzugehen, und ich hoffe darüber an einer anderen Stelle ausführlicher sprechen zu können. — Besondere Eingangsformeln haben diese nordrussischen Märchen sehr selten, so Nr. 8: „Es beginnt, es fängt an das berühmte Märchen, die Erzählung. In irgend einem Staate, in irgend einem Reiche, und zwar in dem, wo auch wir wohnen, an einem ebenen Orte, wie auf der Leinwand, lebte ein Zar, ein freier Mann. Dieser Zar war blind. Er hatte drei Söhne u. a.“ Ausführlich Nr. 11: „Es beginnt, es fängt an ein schönes Märchen, eine gute Erzählung, nicht vom

Braunen, nicht vom Grauen, nicht von der Frühlingschwabe, nicht vom Piff des Helden, nicht vom Furz des Weibes; die alte Greisin furzte, sieben Ziegel riss sie vom Backofen, das ist nicht das Märchen, ein Zusatz, das Märchen wird am Samstagabend sein.<sup>4</sup> Ähnlich auch Nr. 10, 53. Der Erzähler von Nr. 166 sagt, von wem er sein Märchen erlernt hat: „Dem Himmel gegenüber auf der Erde lebte ein Alter in einem Dorfe, kannte ein halbes Hundert Märchen und eins erzählte er mir.“ Doch im ganzen sind solche Eingangsformeln vereinzelt. Häufiger kommen, wie auch sonst in russischen Märchen, Schlussformeln vor. Sie haben keine Beziehung zu dem erzählten Stoff und zeigen nicht das Verhältnis des Erzählers zu ihm, wie Nr. 27 S. 84: „Ich hatte einen blauen Rock, legte ihn unter den Balken, weiss nicht unter welchen“; ganz unsinnige Reimereien, wie Nr. 36 S. 100: „Das Märchen hat ein Ende, ein schiefes Los. einen Strohhof“, oder bloss: „Das Märchen ist zu Ende“ (Nr. 37, 39, 80, 116, 123, 130, 268), „Nun ist alles“ (Nr. 125), „Mehr ist nicht, also basta“ (Nr. 119), „Das ist alles, mehr scheint es ist nicht, ich weiss nicht“ (Nr. 129), „Und weiter ist nicht“ (Nr. 134, 135). Etwas ausführlicher S. 177: „Das Märchen ist aus, weiter kann ich nicht sprechen. Ich war dabei, trank Bier und Wein; das Bier war warm, floss am Schnurrbart entlang, aber kam nicht in den Mund“. Ähnlich 185, ganz kurz Nr. 225. Eine Frau variiert diese Schlussformel S. 219: „Das ist mein Märchen, das ist meine Erzählung. Gib Brot zu essen, ich war in der Stadt, trank Met, die Schale hatte ein Loch, der Mund war schief, an den Lippen floss alles herunter, in den Mund kam nichts“, ebenso Nr. 120, S. 291. Recht ausführlich schliesst die Erzählerin Nr. 85: „Ich war dort, trank Met und Bier, aber am Schnurrbart (!) floss es, in den Mund kam es nicht. Sie gaben mir ein Pferd aus Eis, einen Sattel aus Stroh, eine Peitsche aus Erbsen, einen blauen Rock (sind kaftan), eine rote Mütze, setzte mich und fuhr, aber das Vögelein schrie 'sind kaftan'. Und ich meinte 'Wirf ab' (skii) und warf; čorna šapka, čorna šapka (schwarze Mütze), aber ich meinte 'ejorta', nahm auch die und warf sie weg. Ich komme, das Badehaus brennt, ich ging also hinauf löschen, meine erbsene Peitsche pickten die Vögelein auf, der strohene Sattel verbrannte, das Eis Pferd zerfloss. Und so blieb mir nichts.“ Das ist eine ziemlich beliebte Schlussformel, ähnlich z. B. bei Afanasjev, *Nar. rus. skazki*<sup>3</sup> 1, 192, 2, 206, 386. Auch die Schlussformeln kommen nicht gerade häufig vor; in dieser grossen Sammlung bilden sie eine sehr schwache Minorität.

Ein Märchen von Ilja Muromec ist in den 'Trudy' der Saratower gel. Archiv-Com. Bd. 24, 124f. abgedruckt. V. Trachtenberg sammelte unter Sträflingen Beiträge zur Geheimsprache, auch Sprichwörter und Lieder, die aber eigentlich nicht zur Sträflingspösie zu rechnen und als Kerkerprodukt anzusehen sind, und gab diese Materialien mit einer Einleitung des hervorragenden Linguisten J. A. Baudouin de Courtenay heraus: 'Blatnaja muzyka. Žargon tjurny' (St. Petersburg 19 + 116 S.; vgl. *Etnograf. Obozr.* 77—78, 182ff.).

Zum Aberglauben und Brauch wurden einige wenige Beiträge geliefert; aus dem Gouv. Jaroslav verschiedener Aberglaube beim Ankauf von Haustieren, damit sie nicht an ihre frühere Stätte zurückkehren; der Ast, auf dem der Kuckuck sitzt, wird als Talisman von Jägern geschätzt (*Etnograf. Obozr.* 79, 137f.); anderer Aberglaube aus dem Bez. Jekaterinburg, Gouv. Perm (*Zapiski der Uraler Ges. der Freunde der Naturwiss.* 15, 54f.); aus dem Gouv. Smolensk vom Waldgeist (Lésij); Wassermann, Nixen-Rusalki, d. h. Seelen der ertrunkenen, totgeborenen oder ungetauft verstorbenen Kinder (*Živ. Star.* 17, 3—16). In der Fortsetzung seiner 'Skizzen aus Weissrussland' schreibt A. Seržputovskij (ebd. 17, 25—33) über den Weichselzopf, seine Ursachen und Heilung, Viehzucht und besonders über

die bei dem Viehaustrieb im Frühjahr üblichen Gebräuche und Vorbedeutungen. Die letzteren beschreibt (ebd. 150ff.) ausführlicher N. Dobrovolskij, wie auch die am Georgitag (den 23. April) üblichen Gebräuche. Es werden ausserdem noch die bei den Weissrussen üblichen Gebräuche in der Weihnachtswoche (Koljady) und zu der sommerlichen Sonnenwende (Kupalo) beschrieben (Etnograf. Obozr. 76—77, 158f.) mit unnötigen und unpassenden mythologischen Erklärungen. Das Fest von Mariä Verkündigung wird im Gouv. Tula sehr hoch gehalten, jede Arbeit ist streng verboten, sogar die Vögel lassen vom Bauen ihrer Nester ab; und mit dem Tag sind verschiedene Gebräuche und Prognostika verbunden (ebd. 78, 101f.). Gebräuche in der Pfingstwoche, Kränze winden und Ausschmückung der Birke werden aus dem Bez. Krassnoufmsk beschrieben (Zapiski der Uraler Ges. 15, 57—67).

Der Entwicklung der Ehe und der Familie widmet seit Jahren A. N. Maksimov seine Studien. Er veröffentlicht hierzu einige Beiträge, so 'Die Gruppenehe' (Etnograf. Obozr. 78, 1—48). Hier wirft er Morgan und seiner Schule vor, dass sie gewöhnlich unterliessen, die Verhältnisse, welche innerhalb der Gruppe entstanden, zu charakterisieren, ob diese Gruppenehe eine irgendwie stetige und feste Organisation sei, welche Beziehungen zwischen ihren Gliedern bestehen, welche Rechte ihnen vorbehalten, welche Pflichten ihnen auferlegt seien. Auch die von Howitt mitgeteilten Verhältnisse einiger australischer Stämme sind nach M. nicht entscheidend für diese Frage, obgleich man die bei Howitt beschriebenen Institutionen zweier Stämme noch 'Gruppenehe' nennen könnte. Der Verf. kritisiert ferner Berichte über das Eheleben verschiedener ostsibirischer Stämme, der Tschuktschen, Giljaken, einzelner Eskimostämme u. a., ohne schlagende Beweise für die 'Gruppenehe' zu finden. Höchstens könnte man einige Typen von Eheverhältnissen Gruppenehe nennen im Sinne des zeitweiligen Zusammenlebens eines Mannes mit mehreren Frauen, oder einer Frau mit mehreren Männern, aber diese in Australien, Nordostsibirien, im Nordwesten Amerikas auftretenden Typen sind voneinander ganz unabhängig und können nicht genetisch verbunden werden. In der Mehrzahl entstanden sie nach der Festsetzung der individualen Ehe und sind nicht als Reste einer älteren Organisation anzusehen. Die Theorie von der Gruppenehe als einem besonderen Stadium der Entwicklung hat keinen wissenschaftlichen Boden. In einem anderen Aufsätze untersucht derselbe Gelehrte die Verhaltensmassregeln für den Mann wie die Frau zu den gegenseitigen Verwandten (ebd. 76—77, 1—77). Nach einer Kritik der bisherigen Erklärungsversuche beschreibt er die Gebräuche der nichtrussischen Völkerstämme Osteuropas und Nordasiens nach russischen Quellen, dann die der Völker anderer Weltteile, und zeigt, wie diese Gebräuche variieren. In Australien z. B. ist der Verkehr nur für den Mann eingeschränkt, ebenso auch in anderen Ländern, während bei den nicht-russischen Stämmen Osteuropas und des nördlichen Asiens grösstenteils der Verkehr der Frau eingeschränkt wird. Die Ursache dieser Gebräuche kann nicht in der Raubehe gesehen werden, da gerade dort nicht der Verkehr des Mannes eingeschränkt ist, wo wirklich Raubehe bestand. Ebensowenig will der Verf. darin Massregeln aus geschlechtlicher Vorsicht erblicken, da sie vorzugsweise den Beziehungen zu den älteren Verwandten gelten. Den Grund dieser Verkehrsformen findet er einerseits in der Achtung der Verwandtschaft der Frau (des Mannes), andererseits in der ungewohnten Stellung des hineingeheirateten Mannes (der zugeheirateten Frau) zur Familie der Frau (des Mannes), besonders wenn er (sie) Mitglied der fremden Familie wird und da nicht gleich 'anerkannt' wird; er pflichtet also der Erklärung Taylors bei. Maksimov bespricht endlich noch die

bei den Kamtschadalen und Korjaken schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts beobachteten Heiratsgebräuche (ebd. 79, 127—133), wonach die Überwindung des von den verwandten Frauen gehüteten Mädchens und die Berührung ihrer Schamteile Eheschliessung bedeutete. Ausserdem werden Heiratsgebräuche und Aberglauben aus dem Gouv. Jaroslaw beschrieben (ebd. 75, 104 ff.), aus dem Bez. Senkursk Pamjatnaja Knížka Archangel. gub. für 1907, aus der Stadt Jejsk Sbornik mat. Kavkaz. 36, Abt. 2, S. 35—71; eine bei der Brautschau übliche Rede teilt N. Ončukov mit (Živ. Star. 17, 261 ff.), ein Hochzeitslied (ebd. 121 f.). Als Beiträge zur Vergleichung der Hochzeits- und Ehebräuche merke ich noch die Beschreibung der Hochzeit bei den Dunganen im Bez. Pištek des Gebietes Semiröčensk von Th. B. Pojarkov (Etnograf. Obozr. 75, 1—68) und bei den Baschkiren des Bez. Jekaterinburg (ebd. 78, 78—87) an. Ebenso die Beschreibung eines phallischen Denkmals im Kloster Kotachevi, Gouv. Tiflis, und Reste phallischen Kultes (Živ. Star. 17, 56 f.).

Von dem Werke E. J. Jakuškins 'Das Gewohnheitsrecht, Materialien zur Bibliographie des Gewohnheitsrechtes' erschien der dritte Band (Moskau 1908, 4 + 546 S.). Die Frage nach dem Ursprung des gemeinschaftlichen bäuerlichen Grundbesitzes wird verschieden beantwortet; A. Kaufman (Russkaja Mysl 1907, Bd. 10—12) erblickt darin die natürliche Evolution der bäuerlichen Verhältnisse, V. Sergejevič in einer eigenen Broschüre (St. Petersburg 1908, 15 S.) eine Folge der Regierungserlasse, um geringere Steuer zahlen zu können (vgl. Živ. Star. 17, 249). — Die russischen Sekten, in erster Reihe die Altgläubigen, sind fortwährend Gegenstand eingehender Studien. Vl. Bonč-Brujevič hat ihnen eine besondere Sammlung von Materialien gewidmet (St. Petersburg 1908, H. 1), tiefer hat sie D. Konovalov in einem sehr bemerkenswerten Werke zu ergründen versucht: 'Die religiöse Ekstase in dem russischen, mystischen Sektentum' (erster Band, Moskau 1908; vgl. Věstnik Jeorvpy 1909, 1, 848 ff.). Eine historische Skizze des Altgläubigen- und Sektentums schrieb V. Anderson (St. Petersburg 1908, 160 S.). Den Kampf der orthodoxen und katholischen Kirche berührt eine 'historische Legende der Pin'uken' (Živ. Star. 17, 427 ff.).

Allgemeine ethnographische Schilderungen, besonders des wirklichen Lebens der Bevölkerung sind immer verhältnismässig recht selten. Eine Beschreibung des Oloneter Landes begann N. Šajžin; der erste Band behandelt die 'Materielle Kultur, das wirtschaftliche und häusliche Leben der Bevölkerung' (Pamjatnaja knížka Oloneckoj gub. na 1908 god, Petrozavodsk 1908). Einen kleinen Beitrag zur Ethnographie, d. i. zur Kolonisierung des russischen Nordens gab A. Markov (Etnogr. Obozr. 76—77, 157 f.). Über die Bereitung und den Gebrauchs des Essigs stellte D. Zelenin einige Nachrichten zusammen (ebd. 74, 71 f.). Die Frauentracht in den Dörfern bei der Stadt Kozelsk (Gouv. Kaluga) beschrieb E. Jeleonskaja (ebd. 78, 99 f.), ausserdem noch das Tongeschirr daselbst (ebd. 97 f.). Das Buch N. J. Privalovs 'Trommelähnliche Musikinstrumente des russischen Volkes' (63 S.) ist mir nur aus einer bibliographischen Notiz bekannt. Ein grösseres Werk über den russischen Pflug, seine Geschichte und Arten' schrieb Dm. Zelenin (hsg. vom statist. Komitee des Gouv. Vjatka 1908. 189 + 6 S.; vgl. Žurnal min. nar. prosv. N. S. 15, 464. Etnograf. Obozr. 75, 140).

Über geringe Fortschritte auf dem Gebiete der kleinrussischen Ethnographie klagt V. Danilov in einem Bericht über den 14. archäologischen Kongress in Černigov (Živ. Star. 17, 277 ff.). Es wurden auf ihm bloss drei Vorträge gehalten, welche die kleinrussische Volkskunde betreffen. A. Miller sprach über den Lotos im kleinrussischen Ornament und leitete ihn vom Oriente ab; S. Seluchin



bestritt in seinem Vortrage über Klagelieder auf den Verstorbenen die Existenz von bezahlten Klageweibern und behauptet, dass bei den Kleinrussen die Klage-  
lieder ein Produkt individueller Schöpfungskraft seien, wogegen der genannte  
Berichterstatter polemisiert.

Zeitgemässe Studien über die Verbreitung der Kleinrussen bringt die Zs.  
'Literaturno-naukovyj Vistnyk' 1907: es werden die Grenzen der kleinrussischen  
Bevölkerung, die Richtung ihrer Kolonisation bestimmt und gezeigt, dass das  
kleinrussische Element in den Städten verhältnismässig abnimmt, aber dass zugleich  
die Landbevölkerung in der Kolonisation nach Osten und Süden eine sehr be-  
deutende Lebenskraft äussert (vgl. Zap. tov. Šeš 86. 156). Fedir Vovk führt  
anthropometrische Studien der Huzulen aus (Mat'c. pour l'ethnologie ukr.-ruthène  
1—67) und zeigt, dass zwischen diesen und den anderen kleinrussischen Stämmen  
kein nennenswerter Unterschied besteht, dass es also unmöglich ist, sie anthropo-  
logisch nicht zu den Kleinrussen zu rechnen, wie sie auch den südwestlichen  
Slawen nahestehen. Ein ausführliches ethnographisches Bild zeichnet V. Babenko  
von der Bevölkerung des Jekaterinoslawer Landes (Jekaterinoslaw 1905. 4 + 144 S.);  
Dorf, Haus, Tracht, Beschäftigung, Gebräuche, besonders Hochzeit, Musik, Lieder,  
Volksmedizin und Aberglauben werden beschrieben.

Jul. Javorskij liefert einen Beitrag 'Zur Geschichte der karpato-russischen  
Volkskunde des 18. Jahrhunderts' (Sbornik istor. filol. vbšč. Charkov 18. 272—278),  
d. i. Excerpte aus alten westgalizischen Hss. über Zauberwesen, Verwünschungen  
gegen Kindersegen, Vorbedeutungen des Wetters. Zur kleinrussischen Volks-  
dichtung sind einige Beiträge zu notieren. Ivan Franko setzt seine Studien über  
kleinrussische Volkslieder fort (Zapysky der Ševčenko-Ges. d. Wissen. 83, 5—30;  
vgl. oben 18, 328); er stellt zuerst eine Reihe von Liedern zusammen, deren  
Ursprung er wegen ihrer mehr oder weniger gleichen Form, der zwölfsilbigen  
Verse mit der Cäsur regelmässig nach der sechsten Silbe oder auch anders, in  
das 17. Jahrhundert versetzt, ferner Lieder in einem zehnsilbigen Verse, die er  
ebenfalls in diese Zeit rückt. Durch genaue Analyse des Inhalts und der  
Form sucht er diese Entstehungszeit in einer Reihe von Liedern festzustellen  
(Nr. 23—26). Mich. Hruševskij schrieb über 'Bajda-Vyšnevečkyj in der  
Poesie und in der Geschichte' (Zap. der ukrainischen wissensch. Gesellschaft in  
Kijew 3, 108—139); das Volkslied selbst bespricht er nur nebenher; er be-  
rührt die Frage, warum der heldenhafte Magnat aus der Mitte des 16. Jahr-  
hunderts den Beinamen 'Bajda' bekommen hat und sein Bild mit der Gestalt eines  
Zaporoger Kosaken zusammengefallen ist. Das Lied selbst hält er für 'historisch',  
wenigstens in typologischer Bedeutung. B. Hrinčenko versucht das Lied von  
Dorošenko und Konaševyč-Sahajdačnyj zu erklären (ebd. 1, 44—71). Er mustert  
die bisherigen Erklärungsversuche, warum zwei Kosakenhethmane des 17. Jahr-  
hunderts, deren Todesjahre durch mehr als ein Menschenalter voneinander getrennt  
sind, als Zeitgenossen in diesem Liede angeführt werden, und findet es wunderbar,  
dass das Volk nicht die wirklichen ruhmreichen Taten Sahajdačnyjs im Gedächtnis  
behielt, sondern ein unbedeutendes Ereignis, die Auswechslung der Frau gegen  
eine Pfeife, besingt, und meint deshalb, dass in diesem Liede gar nicht der wirk-  
liche historische Sahajdačnyj besungen werde. Das in einer Hs. vom Jahre 1713  
aufgefundene Lied wurde wahrscheinlich von einem literarisch gebildeten Mann  
gedichtet und betraf ein anderes historisches Ereignis aus dem Jahre 1655: im  
Volksmunde veränderte es sich und nahm statt des älteren Schlusses den Umtausch  
der Frau durch Sahajdačnyj auf. Gegen diese Ausführungen polemisiert Iv.  
Kamanin (ebd. 2, 217—231) und hält seine schon früher geäußerte Ansicht

aufrecht, dass es doch Sabajdačnyj und zwar den Chotimer Feldzug 1621 betrifft. E. Tymčenko bestreitet (ebd. 2, 239ff.) die Ausführungen von M. Teršakovec (Archiv f. slav. Phil. 29, 221 ff.) über den Einfluss des südslawischen Epos auf die kleinrussischen epischen Lieder. Ein anderes Lied aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, welches die Ermordung eines Grossgrundbesitzers durch seine Leibeigenen besingt, untersucht V. Danilov (Živ. Star. 17, 17—24); es ist noch in der alten Weise verfasst, und der Name seines Dichters aus der Gegend, wo diese Tat geschah, hat sich im Volke erhalten. Das Interesse des vergleichenden Literaturforschers weckt die von V. Hnatjuk veröffentlichte 'Legende vom Ritter und dem Tode' (Zap. Sevč. 85, 140—158), ein halb volksmässiges, von einem Lemberger Setzer um die Mitte des 19. Jahrhunderts verfasstes Gedicht; H. beleuchtet den Zusammenhang der bei Klein- und Grossrussen sehr verbreiteten Legende mit den westeuropäischen, speziell deutschen Fassungen. V. Peretz teilt einige Lieder aus Hss. vom Anfange des 18. Jahrhunderts mit (ebd. 86, 141f.). Aus dem Nachlasse O. Kolbergs gab Jos. Tretiak die von dem verdienstvollen polnischen Ethnographen 1862 in Wolhynien gesammelten Gebräuche, Melodien und Lieder heraus (Krakau, Akad. 1907. 12 + 450 S.); eigentlich wird bloss die Hochzeit beschrieben, doch finden sich auch Märchen (vgl. die Rec. V. Hnatjuks, Zap. Sevč. 82, 228ff.). J. Novickij gab eine Sammlung 'Kleinrussischer, historischer Lieder aus dem Jekaterinoslaver Gouv.' heraus (Létopis der Jekaterinoslaver Gel. Archiv-Com. 3, H. 4, S. 131—258), welche nach der Anzeige V. Hnatjuks (Zap. Sevč. 85, 221f.) die ältere Ausgabe desselben aus dem Jahre 1894 nur etwas vermehrt und vervollständigt wiederholt. Derselbe publizierte noch eine kleinere Sammlung 'Kleinrussisches und Zaporoger Altertum in den Denkmälern der Volksüberlieferungen' (Alexandrovska 1907. 24 S.), einige Legenden und Volks Erzählungen. Einige historische Lieder aus Wolhynien veröffentlicht Iv. Abramov (Živ. Star. 17, 347f.); Lieder aus der ungarischen und italienischen Revolution im Jahre 1849 sind in der Lemberger Zs. Svit 1907 Nr. 3 abgedruckt. Märchen wurden nur zwei mitgeteilt; das eine (Živ. Star. 17, 351) ist die weit verbreitete Legende, wie der Pfarrer in einer Ochsenhaut (oder als Teufel verkleidet) einem armen Bauern den Schatz ablistet, aber die Haut ihm anwächst (vgl. Arch. f. slav. Phil. 22, 306 Nr. 282; abgeschwächt bei Schullerus, Rumänische VM. Nr. 9). N. Korobka vergleicht eine im Gouv. Wolhynien aufgezeichnete Fassung der verbreiteten Legende 'Seit wann hörten die Leute auf, die Greise zu töten' (ebd. 17, 155ff.), vergleicht eine auf den Hervey-Inseln niedergeschriebene Fassung und lässt sich weitläufig über Benfey's Theorie vom Ursprung der Märchen aus, ohne sich nach andern russischen Fassungen oder in der Literatur umzusehen; er kennt weder R. Köhler, Kleine Schriften 2, 324, noch den Aufsatz des Referenten in dieser Zs. 8, 25f. Der erste Teil der Erzählung enthält ein sonst unvollständig oder wenigstens nicht in dieser Verbindung auftretendes Märchen von der Überlistung des Todes (vgl. Archiv f. slav. Phil. 19, 262 Nr. 229).

Zur Geschichte des Krippenspieles lieferten neue Beiträge Iv. Franko und V. Peretz (Zap. Sevč. 82, 30—52. 85, 5—20), ersterer teilt einige neue Texte mit; der zweite weist auf den Zusammenhang desselben mit der Ikonographie und zeigt, dass zu Anfang des 17. Jahrhunderts, vielleicht auch früher, die kleinrussische Ikonographie der Geburt Christi und der hl. drei Könige der westeuropäischen, katholischen näher stand.

Von der grossen Sammlung kleinrussischer Sprichwörter Ivan Frankos erschien das zweite Heft des zweiten Bandes (S. 301—612. Etnograf. Zbirnyk Bd. 24), womit der zweite Band abgeschlossen ist. Er umfasst die Schlagworte

Djity-Pjat. Mit dem dritten Bande hofft Franko sein Werk zu vollenden. Mittlerweile kommen ihm fortwährend neue Beiträge zu, teils neue, aus dem Volksmunde geschöpfte Sammlungen, teils ältere hsl. Sammlungen. Eine systematische Sammlung von Aberglauben und Gebräuchen der Bauernbevölkerung des Bez. Kupjansk, Gouv. Charkov, gab P. V. Ivanov heraus (Sbornik der Charkover hist.-philolog. Ges. 17. 216 + 10 S.). Im ersten Teil des Buches sind die abergläubischen Ansichten und Gebräuche nach den Wochentagen zusammengestellt, wobei zu bemerken ist, dass vier Tage der Woche personifiziert werden: ausser Sonntag, Mittwoch, Freitag auch Montag; auch ein Himmelsbrief wird mitgeteilt. Im zweiten grösseren Teil ist das Material nach den Festtagen von Weihnachten angeordnet. Ausser Aberglauben und Gebräuchen sind auch Lieder und verschiedene Legenden aufgenommen (vgl. Zap. Ševč. 88, 232f.). Z. Kuzelja teilt huzulischen Aberglauben über Gewitter, Hagelschlag nach Aufzeichnungen vom Jahre 1885 mit (Zap. Ševč. 86, 146ff.), darunter eine eigentümliche Sage: ein junges Mädchen bittet einen Fuhrmann, sie auf seinem Wagen zu verbergen und vor ihrem Verfolger, einem 15 Klafter hohen, schwarzen Mann, zu verleugnen; das Mädchen ist die Fruchtbarkeit, der Riese der Hunger; hätte er sie aufgegessen, so hätte sieben Jahre lang auf der Erde Hunger geherrscht. Volksgebräuche der Kosaken aus der Stanica Bekeševskaja beschreibt V. Vasiljko (Sbornik kavkaz. 36, Abt. 2, S. 80—148), und zwar das Hochzeitsritual, das Weihnachtsfest mit seinen Liedern, Feste bei der Sommersonnenwende, ausserdem auch Legenden von der Erschaffung der Welt, vom jüngsten Gericht, Aberglauben vom Donner (durch den Donnerschlag tötet Gott die Teufel), vom Hausgeist, von einem Vogel Auerhahn, der Glück oder Unglück vorhersagt u. a. Orest Levyčkyj zeigte (Zapysky der Ukrain. Gel. Ges. Kiew 3, 98—107) auf Grund alter Akten, dass im 16. bis 17. Jahrhundert die kirchliche Trauung für sich keine entscheidende Bedeutung für die Eheschliessung hatte, ohne die Durchführung des hochzeitlichen Rituals; es war ein blosser religiöser Akt, so auch in den höheren Gesellschaftskreisen, in der Aristokratie der Ukraine. Erst seit Anfang des 18. Jahrhunderts gelang es durchzusetzen, dass die kirchliche Feier als der entscheidende Hauptteil der Hochzeit vom Volke anerkannt wurde. Der zweite Teil des zehnten Bandes der 'Materialien zur ukrainisch-ruthenischen Ethnologie' bringt eine Reihe von Beschreibungen kleinrussischer Hochzeitsgebräuche bei den Bojken in Mšanec, Bez. Alt Sambor und in anderen von ihnen bewohnten Ortschaften von V. Hnatjuk, Jurij Kmit, Vol. Levyn'skij und Z. Kuzelja; ausserdem in Kerestur Com. Bacs-Bodrogh in Südungarn von V. Hnatjuk. Dieser zeichnete seine beiden Beschreibungen im Ortsdialekt auf. Erwünscht wäre es, dass die Beschreibungen der Hochzeitsgebräuche alle nach demselben festen Plane ausgearbeitet würden, und dass diese Gleichheit auch innerlich durch gleiche Paragraphierung zum Ausdruck gebracht würde. Zur Trachtenforschung ist nur ein kleinerer Beitrag erschienen; Mich. Zabryčkyj beschreibt die obere wollene Kleidung der Ruthenen Galiziens (Matér. pour l'ethnologie ukr.-ruth. 10, Abt. 1, S. 69—104) und begleitet seine Beschreibung mit zahlreichen, auch farbigen Illustrationen. Eine kurze Skizze des kleinrussischen Ornamentes gibt Mik. Biljašev'skyj (Zapysky der ukrain. gel. Ges. in Kiew 3, 40—53); nach einer Übersicht der bisherigen Arbeiten auf diesem Gebiete entwirft er ein Programm für künftige intensivere Arbeit.

Prag.

Georg Polívka.

### Neuere Märchenliteratur.

In weiteren Kreisen der Gebildeten sucht Thimme<sup>1)</sup> durch ein fleissig und mit unverkennbarem Geschick gearbeitetes Handbuch Verständnis für das Wesen und Werden der Volksmärchen zu erwecken und zu eigenem Studium anzuregen. Er zeigt bei der Wiedergabe der Ansichten der verschiedenen Forscher im ganzen massvolles Urteil, obschon er in seiner Polemik wider Benfey's Theorie vom indischen Ursprunge der Märchen dessen Hauptverdienst, den Nachweis der Wanderung des Panchatantra von Land zu Land, verschweigt, und er versteht auch, wenngleich man hie und da einen treffenderen Ausdruck, eine schärfere Begriffsbestimmung wünschete, ansehaulich darzustellen. Dies gilt namentlich für die von der Sammlung der Brüder Grimm ausgehende Charakteristik des Märchens, die auch durch Eingehen ins Detail fasslich wird. Er teilt die Märchenmotive ein in ethnologische (Kannibalismus, Menschenopfer, Brautraub, verstossene Frau, falsche Braut, jüngster Bruder), mythische (Totenreich, Wanderung ins Jenseits, Verwandlung in Blumen, Entzauberung), Traum- (Zauberschlaf, Vergessen, Alpdrücken, unlösbare Aufgaben) und Charaktermotive (Klugheit, Dummheit, Stärke, Unglück, Faulheit, Lügen, Demut) und scheidet davon die mehr beiläufigen märchenhaften Züge (Wunschdinge und Attribute bestimmter Stände). Neben den eigentlichen Märchen mit mythischem Motiv betrachtet er die volkstümliche Erzählung, in der das Gewicht auf der menschlichen Charakterzeichnung liegt, und die wunderbare Abenteuer häufende Novelle und betont neben der Veränderlichkeit der letzteren die Stabilität anderer Stoffe (Schlaraffenland, Dornröschen, Goldener). Häbsche Beobachtungen sind in den letzten Abschnitten über die Gestalten der niedren Mythologie (Riesen, Hexen, Feen), die Tiere, Liebe und Sittlichkeit, nationale Besonderheiten (Landsknechte, keine Ritter; Wirte; Speise und Trank) und kindliche Anschauung (glückliches Ende) niedergelegt. Dagegen bringt die angehängte Bibliographie, statt sich auf wirklich echte und wertvolle Sammlungen und Untersuchungen zu beschränken, auch manche unnütze (Sagen, Lieder, Kunstmärchen; S. 200 Löhrs Verdeutschung eines Märchens der Gräfin D'Aulnoy als wissenschaftliche Arbeit) oder ungenau zitierte Bücher und selbst nie erschienene Werke. — Hier tritt zum Glück hilfreich ein John Meiers<sup>2)</sup> in zweiter Auflage erschienene vortreffliche Übersicht über die aus mündlicher Überlieferung geschöpften Sammlungen der Volkspoesie, die ausser den Volksliedern, Sprichwörtern, Rätseln und Schauspielen auf S. 1219—1258 auch eine reichhaltige Bibliographie der Sagen und Märchen enthält. Sie verzeichnet nach den Untersuchungen die allgemeinen und die landschaftlichen Sammlungen und ordnet innerhalb dieser Gruppen alphabetisch. Man kann es nur dankbar begrüßen, dass populäre und unwichtige Berichte dabei durchweg ausgeschieden sind. — Von Olriks<sup>3)</sup> feinsinniger und hochbedeutsamer Arbeit über die Biologie der Sage und die von ihm erschlossenen Gesetze der epischen Volksdichtung, die bereits oben 18, 450 erwähnt ward, ist eine deutsche Bearbeitung erschienen, die hoffentlich gemäss dem am Schlusse ausgesprochenen Wunsche viele Forscher zur empirischen Beobachtung und Nachprüfung antreibt. — Eine immerhin beachtenswerte Anregung gibt der Schweizer

1) A. Thimme, Das Märchen. Leipzig, W. Heims 1900. VII. 201 S. 2 Mk. (Handbücher zur Volkskunde 2).

2) John Meier, Deutsche und niederländische Volkspoesie (H. Pauls Grundriss der germanischen Philologie, 2. Aufl. 2, 1, 1178—1297). Strassburg, Trübner 1900.

3) A. Olrik, Epische Gesetze der Volksdichtung (Zs. f. dtsch. Altertum 51, 1—12). — Astrid Lund, Indiansk sagudigtning og de episke love (Danske Studier 1908, 175—185).

Psychiater Riklin<sup>1)</sup> durch eine Vergleichung der im Traum und in psychopathischen Zuständen erscheinenden Symbolik mit der im Märchen zutage tretenden primitiven dichterischen Produktion. Er gewahrt in den Erzählungen von Zaubergaben, vom Tränenkrüglein, von dem zu Königsehren emporsteigenden Dummling Wunschträume, im Froschkönig, Aschenbrödel, Vergessenheitstrank, in der Empfängnis durch einen verschluckten Fisch usw. sexuelle Wünsche und Theorien, wie sie den berufsmässigen Beobachtern der Geisteskrankheiten wohlbekannt sind. Hätte der Vf. aber die Märchenforschungen Laistners, v. d. Leyens u. a. gekannt, so würde er seine aus einem nicht eben umfangreichen Material gewonnenen Schlüsse wohl hie und da modifiziert haben. — Zu den seltsamsten Vertretern der mythologischen Forschung gehört Friedrichs<sup>2)</sup>, der in einem dickleibigen Buche ganz neue Aufschlüsse über den Ursprung der Märchen zu geben verheisst. Verächtlich blickt er auf die Toren, die in diesen vor allem das Walten schöpferischer Phantasie erkennen; auch Benfey, De Gubernatis, E. H. Meyer, E. Krause, Bugge, Winckler finden keine Gnade vor seinen Augen; er allein besitzt in der Astralmythologie die Wünschelrute, die den verborgenen Sinn der Grimmschen Märchen erschliesst: jeder einzelne Zug darin ist längst am gestirnten Himmel zu schauen, und viel deutlicher, als noch Siecke es ahnte. Die beiden Wandrer z. B. sind der Morgen- und der Abendstern, die drei Brüder bedeuten Sonne, Mond und Venus, sieben natürlich die Wochentage, zwölf die Monate; drei Schwestern bedeuten die Sonnenaurore, Mondaurore und Venusaurore[!]. Doch lassen wir den Vf. selber reden: „Hänsel und Gretel fanden den Weg nicht nach Hause, denn die Sonnenvögel hatten die Mondphasen, welche Hans als Brotkrumen auf den Weg gestreut hatte, bei der Mondabnahme aufgefressen . . . Das Häuschen der Sonnenhexe war aus Sonnenscheiben als Brot, aus Mondscheiben als Kuchen und aus Venusscheiben als Zucker erbaut. In der verdunkelten Venus als einem Stalle sass Hänsel bei der alten Hexe und steckte, um sie zu täuschen, nicht den Morgenstern als seinen Finger, sondern einen andern Stern als ein Knöchelchen aus dem Stalle. Als Backofen besass die alte Hexe den schwarzen Nachthimmel zur Neumondszeit oder die schwarze Nachtsonne, worin die rote Abend- und die rote Morgen Sonne während der Nacht als Feuer brannten. Als der Abendstern am Himmel erschien, schob Gretel als Abendsternaurore die alte Hexe in ihren eigenen Ofen und verbrannte sie“ (S. 135f.). Sneewittchen hatte die Nachtsonne als schwarzes Haar, den Morgenstern als blühende Gesichtsfarbe und den Vollmond als weisse Leibesfarbe (S. 59). Der Trommler hat den Mond als linke, die Sonne als rechte Backe; der Kuss, durch den er seine Braut vergisst, ist das Eingehen der Venus in den Mond (S. 102). In dieser Weise werden 58 Märchen, 29 Sagen der Edda und einige andre Sagen erläutert. Schade um das schöne Papier! — Eine hocherfreuliche Erscheinung ist dagegen der zweite Band von Dähnhardts<sup>3)</sup> 'Naturesagen'. Mit derselben umfassenden Belesenheit wie in dem oben 18, 224. 451 gerühmten ersten Bande stellt der Vf. hier die europäischen und aussereuropäischen Volkssagen, welche an die Persönlichkeiten des Neuen Testaments anknüpfen,

1) F. Riklin, Wunscherfüllung und Symbolik im Märchen, eine Studie. Leipzig und Wien, F. Deuticke 1908. 96 S. 3 Mk.

2) G. Friedrichs, Grundlage, Entstehung und genaue Einzeldeutung der bekanntesten germanischen Märchen, Mythen und Sagen. Leipzig, W. Heims 1909. XV, 495 S. gr. 8°. 12 Mk.

3) O. Dähnhardt, Naturesagen, eine Sammlung naturdeutender Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden, Bd. 2: Sagen zum Neuen Testament. Leipzig, Teubner 1909. XVI, 316 S. 8 Mk.

zusammen und zeigt, wie neben der Geburts- und der Lebensgeschichte Jesu besonders seine Wanderungen mit Petrus und die Gestalten Marias, Josephs und des Verräters Judas die schöpferische Volksphantasie beschäftigten. Da erfahren wir, wie erst Jesus die Gestirne, die Affen, die Schäferhunde, die Fledermäuse, die Biene, die Flöhe erschaffen hat, oder woher der stete Hunger des Pferdes, das schiefe Maul der Flunder, der rote Fleck auf manchen Fischen, Vögeln und Pflanzen, die Knorren in den Bäumen, das Zittern der Espe stammt; ausser solchen Natursagen sind indes auch schwankhafte Erzählungen von der Bestrafung Fauler, Geiziger oder Unbarmherziger aufgenommen, wie sie besonders im 16. Jahrhundert mit Vorliebe an die Person Christi und Petri angehängt wurden (Wickram, Werke 2, XXIII. 8, XLIV), und die Übertragungen der einzelnen Märchen auf andre Personen berücksichtigt. Wie im ersten Bande geht D. auch hier weit über den Charakter einer Materialsammlung hinaus, indem er die literarischen Quellen der Volkssagen in den teilweise aus gnostischen, jüdischen, islamitischen und selbst buddhistischen Elementen entstandenen Legenden nachweist und z. B. den Zusammenhang zwischen der Kreuzholz- und der Baldersage untersucht. Zu den in christliches Gewand gekleideten antiken Fabeln von den Kindern der Äffin (S. 242) und von Philemon und Baucis (S. 133) möchte ich noch die der Arachne hinzufügen, die in dem S. 253 berichteten Wettstreit zwischen Maria und der Spinne nachzuklingen scheint. Es ist eine wahre Freude, die reichen Stoffmassen, die auch viele bisher unübersetzte oder ungedruckte slawische, finnische und maltesische Stücke enthalten, in so übersichtlicher Anordnung und mit sachkundiger Erläuterung zu studieren. — Gerade fünfzig Jahre sind vergangen, seit die Märchenforschung eine mächtige Förderung erhielt durch Theodor Benfey's Werk über das indische Panchatantra. Mit erstaunlicher Gelehrsamkeit und scharfsinniger Methode verfolgte der Einleitungsband die Geschichte vieler orientalischer und europäischer Erzählungsstoffe und wies ihre älteste Form in Indien nach. Und wenn hier für die Heimat und Wanderung vieler (natürlich nicht aller) Märchen Resultate gewonnen wurden, die trotz mancher Anfechtungen noch heut bestehen, so ist das um so mehr anzuerkennen, als die Grundlagen seiner Übersetzung des Panchatantra noch ziemlich dürftig waren; die jungen, stark umgearbeiteten indischen Fassungen, aus denen er schöpfen musste, standen vielfach hinter der im 6. Jahrhundert angefertigten persischen Übersetzung des Barzoi und den darauf beruhenden weiteren Übersetzungen zurück. In langjähriger Bemühung hat nun J. Hertel<sup>1)</sup> das gesamte in Indien und Europa aufzutreibende hsl. Material durchforscht und die im Saradā-Alphabet geschriebene älteste Fassung, das Tantrākhyāyika, in mehreren einander ergänzenden Hss. aufgefunden. Der bereits im Druck befindlichen kritischen Ausgabe schiebt er die Verdeutschung mit ausführlicher Einleitung voraus, die er pietätvoll Benfey's Andenken gewidmet hat. Die wichtigsten Ergebnisse der weitverzweigten Untersuchung sind folgende: das Tantrākhyāyika (d. h. aus Erzählungen von Klugheitsfällen bestehendes Lehrbuch), das älteste auf uns gekommene Werk der indischen Kunstdichtung, ist um 200 v. Chr. in Kaschmir von einem Brahmanen in Sanskritsprache als ein Lehrbuch weltlicher Klugheit für Königssöhne verfasst, ist also nicht, wie Benfey glaubte, buddhistischen Ursprungs. Es enthält fünf Bücher nebst einer Einleitung, daher der spätere Titel Pañcatantra (fünf Klugheitsfälle). Jedes Buch beginnt mit einer Rahmenerzählung, in die mehrere Tierfabeln oder

1) J. Hertel, Tantrākhyāyika, die älteste Fassung des Pañcatantra, aus dem Sanskrit übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen, 1. Teil: Einleitung. 2. Teil: Übersetzung und Anmerkungen. Leipzig, Teubner 1909. X, 159. IV, 159 S. gr. 8<sup>o</sup>. 12 Mk.

Novellen eingeflochten sind; das erste berichtet, wie die Freunde Löwe und Stier durch zwei Schakale entzweit werden, das zweite, wie die Krähe um die Freundschaft der klugen Maus wirbt, das dritte von dem Kriege der Raben wider die Eulen, das vierte, wie der Affe das treulose Krokodil überlistet, das fünfte, wie ein Brahmane unbedacht das treue Ichneumon tötet. Überall kommt der Kluge zu Glück, der Dumme zu Schaden; der Verfasser will eben nicht Moral (dharma) lehren, sondern List (niti). Populär ward das Werk erst durch die späteren Überarbeitungen. Auf einen im Nordwesten Indiens gemachten Auszug geht das südliche Pañcatantra und das Hitōpadēśa zurück; um 1000 entstand im Nordwesten eine Jaina-Bearbeitung, der sog. Textus simplicior (deutsch von Fritze 1884), den der Jaina-mönch Purābhadrā 1199 nebst andern Quellen zu seinem Textus ornator (deutsch von R. Schmidt 1901) benutzte; die metrischen Auszüge, die Kṣēmāndra (Maikowski 1892) und Somadeva im 11. Jahrhundert verfassten, gehen auf das verschollene grosse Märchenwerk Bṛhatkathā zurück. Übrigens bezeichnet Hertel auch schon in beiden Rezensionen seines ältesten Textes verschiedene Geschichten aus stilistischen und inhaltlichen Gründen als Interpolationen, darunter den bestraften Zwiebeldieb (4, 1). Die komplizierten Abhängigkeitsverhältnisse der verschiedenen Fassungen hat er nicht nur in einem Stammbaume (1, 40), sondern auch in praktisch eingerichteten Tabellen eines einzelnen Abschnittes (1, 70—87) und sämtlicher Erzählungen und Strophen (1, 100—126) dargelegt. An Stelle der Benfey'schen Untersuchungen über die Wandrungen und Wandlungen der einzelnen Erzählungen gibt er 1, 126—141 ein sehr nützliches, wengleich der Vermehrung fähiges Parallelenverzeichnis. — Wie weit sich spätere Bearbeitungen des Pañcatantra in Auswahl, Anordnung und Tendenz vom Original entfernen, zeigt der Bericht des französischen Militärarztes Brēngues<sup>1)</sup> über das im Laos abgefasste Mulla-tantai (? das echte Tantra), dem Hertel Bemerkungen beigegeben hat. Die Einleitung entspricht der 1001 Nacht, und die 15 mitgeteilten Erzählungen, die zumeist auf den Textus simplicior zurückgehen, wandeln der buddhistischen Lehre gemäss die politischen Vorschriften in moralische um. — Über die Rahmenerzählung der 1001 Nacht verbreitet sich Cosquin<sup>2)</sup> in einem gründlichen Aufsatz, der de Goejes vielfach beifällig aufgenommene Hypothese eines engen Zusammenhanges derselben mit dem biblischen Buch Esther unter die Lupe nimmt. Er unterscheidet drei Teile: 1. den betrogenen Gatten, der sich tröstet, als er des Königs gleiches Schicksal gewahrt, 2. die Frau in der Kiste, die des Dämons Wachsamkeit täuscht, 3. die kluge Jungfrau, die durch Märchen erzählen ihr Leben rettet, und weist alle drei Teile ebenso wie die Technik der Rahmenerzählung im alten Indien nach<sup>3)</sup>, so dass Persien nur eine Vermittlerrolle zwischen Indern und Arabern gespielt haben kann. Ohne die Frage zu berühren, wie weit das Buch Esther historische Fakta berichtet, zeigt er, dass die phantastischen Entlehnungen Masūdis und anderer Chronisten aus der jüdischen Tradition

1) J. Brēngues, Une version laotienne du Pañcatantra. J. Hertel, Le Mulla-tantai et le Pañcatantra. Paris 1909. 82 S. (aus Journal asiatique 1908, 357—434).

2) E. Cosquin, Le prologue-cadre des Mille et une nuits, les légendes perses et le livre d'Esther. Paris, V. Lecoffre 1909. 80 S. (aus Revue biblique 1909). — Vgl. Gaudefroy-Demombynes, Le cadre des Cent-et-une nuits (Revue des trad. pop. 24, 209—218).

3) Den 1. Teil in dem bereits 251 ins Chinesische übersetzten Tripitaka (Chavannes, Actes du 14. congrès des orientalistes 1905 5. sect., p. 127); zum 2. vgl. noch den oben 15, 229 und 19, 88 angeführten Frauenlob und Kṣēmāndra: zur Geschichte der Rahmenerzählung v. d. Leyen, Archiv f. neuere Spr. 115, 275.

keinen Glauben verdienen, dass die in den persischen Königslisten vorkommenden Namen Tšibr-āzād und Din-āzād, die de Goeje an die Erzählerin Scheherazade und ihre Schwester erinnerten, blosser Titel (von edler Geburt, von edler Religion) sind und dass die Handlung selbst in beiden Erzählungen durchaus abweicht. Somit bleibt von einer gemeinsamen persischen Grundlage derselben nichts übrig, und ebensowenig vermag Haupt einen Zusammenhang mit der Geschichte der Phaidyme, die nach Herodot den Pseudo-Smerdis entlarvte, glaublich zu machen. — Die Wanderung der Geschichte der sieben weisen Meister vom Orient nach Westeuropa schildert Campbell<sup>1)</sup> in der Einleitung zu seiner Ausgabe der englischen Version auf Grund der neueren Forschungen, unter denen er leider den 1904 erschienenen achten Band von Chauvins Bibliographie arabe übersehen hat; auf S. LXXVIII bis CXIV verzeichnet er 'some originals and analogues' der eingelegten Novellen.

Berlin.

Johannes Bolte.

(Fortsetzung folgt.)

**Landeskunde der Provinz Brandenburg**, unter Mitwirkung hervorragender Fachleute herausgegeben von Ernst Friedel und Robert Mielke (fünf Bände mit etwa 1000 Abbildungen, zahlreichen Spezialkarten und der grossen fünffarbigen Karte der Provinz Brandenburg 1:300 000. 20 Mk.) Band 1: Die Natur, von G. Schwalbe, Eduard Zache, Paul Graebner und Karl Eckstein. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 400 S. mit 100 Abb. und fünf Karten. 4 Mk.

Die 'Landeskunde der Provinz Brandenburg' ist eine in grossem Stile angelegte Heimatskunde, die von einer Reihe berufener Fachgelehrter bearbeitet wird. Sie wendet sich an die verschiedensten Kreise der Bevölkerung und bietet alles Wissenswerte über Natur und Geschichte, Kultur und Sprache der Mark auf streng wissenschaftlicher Grundlage, aber in lebendiger, leicht verständlicher Darstellung, die durch sehr zahlreiche Abbildungen und Karten unterstützt wird. Die fünf Bände des Werkes, das dem Kaiser gewidmet ist und mit Unterstützung des Provinziallandtages herausgegeben wird, sollen bis zum Jahre 1911 erscheinen. Gewiss ein mit Freuden zu begrüssendes, höchst dankenswertes Unternehmen. Ist doch die Mark in naturhistorischer, wie geschichtlicher Hinsicht ein Schauplatz denkwürdiger Vorgänge, ein Grenzgebiet, auf dem Gegensätze mannigfacher Art einander bekämpfen und miteinander sich ausgeglichen haben.

Der fertig vorliegende Band 1, 'Die Natur', wird durch eine Abhandlung über das Klima von Dr. G. Schwalbe eingeleitet, welche die Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse der Mark, die Sonnenscheindauer, die Niederschläge, Wind- und Luftdruckverteilung und die säkularen Schwankungen der Witterung bespricht und zahlreiche Tabellen enthält. Die Mark stellt sich als ein klimatisches Übergangsgebiet dar, in welchem nach Osten zu mehr und mehr der Charakter des Kontinentalklimas überwiegt. Bemerkenswert ist, dass die verhältnismässige Trockenheit der Mark (etwa 550 mm jährlicher Niederschlag) darin einen Ausgleich findet, dass der Hauptanteil des Regens im Sommer fällt, also zu der Zeit, wo die Vegetation seiner am meisten bedarf.

Der Boden der Mark, den Prof. Dr. Eduard Zache im zweiten Abschnitte des Bandes behandelt, gehört bekanntlich zum grössten Teile der Formation des

1) The seven sages of Rome, edited from the mss. with introduction, notes and glossary by Killis Campbell. Boston, Ginn & Co. 1907. CXIV, 217 S.



Diluviums an und ist seit 50 Jahren Gegenstand eingehender wissenschaftlicher Forschung. Die grossen Granitfindlinge haben hier zuerst die Aufmerksamkeit der Geologen erregt, aber erst das Studium der Moränenbildung und die richtige Deutung der Schrammen auf den Kalkfelsen von Rüdersdorf begründeten endgültig die Inlandeistheorie, die hier mit ihren Einzelheiten und Ergebnissen ausführlich dargelegt wird. Es schliesst sich eine geologische Darstellung der einzelnen Landschaften an. Dem Aufsatz ist eine geologische Karte der Provinz von Geh. Bergrat Prof. Dr. K. Keilhaek beigegeben, die sehr anschaulich die Verteilung des Diluviums und Alluviums zeigt und die wenigen Punkte erkennen lässt, an denen ältere Formationen an die Oberfläche heranreichen, wie der Rüdersdorfer Muschelkalk und die silurische Grauwacke von Senftenberg.

Der botanische Teil (die Pflanze, von Dr. Paul Graebner) lehrt uns die Provinz Brandenburg als einen Grenzbezirk zweier Florengebiete kennen: es begegnen sich hier die Heideflora mit ihren zahlreichen in Westeuropa heimischen Arten und die Flora der sonnigen Hügel, die als Ausläufer der ungarischen und südrussischen Steppen angesehen werden kann. Sehr reichhaltig ist daher das Verzeichnis der Pflanzen, die innerhalb der Provinz eine Grenze ihres Vorkommens erreichen. Besonderes Interesse erweckt die Besprechung der ausgestorbenen und selten gewordenen Arten, sowie der sehr zahlreichen Einwanderer. Um nur einige amerikanische Pflanzen zu nennen: Akazie und Eschenahorn, Nachtkerze, Knopfkraut und die berüchtigte Wasserpest haben sich längst volles Bürgerrecht unter unsern wild wachsenden Arten erworben. Ein Überblick über die gesamte Flora, geordnet nach Pflanzenvereinen, wie die verschiedenen Wachstumsbedingungen des Feldes, der Wiese, des Waldes, des Moores und des Wassers sie hervorbringen, schliesst den Abschnitt ab.

In ähnlicher Weise gruppiert im letzten Teile ('Das Tier') Prof. Dr. Karl Eckstein die märkische Tierwelt nach ihren Lebensgemeinschaften und bespricht die Bewohner der Dörfer und Städte, des Feld- und Wiesenlandes, des Wassers und des Waldes. Aus der Fülle des Dargebotenen sei hervorgehoben die anziehende Schilderung der Lebensgewohnheiten und der Verbreitung der für die Mark charakteristischen Wasser- und Uferbewohner, insbesondere der Fische und Vögel; ferner der Abschnitt über die jagdbaren Tiere des Waldes und die forstschädlichen Käfer und Schmetterlinge.

Eine sehr wertvolle Beigabe bildet die grosse fünffarbige Karte der Mark Brandenburg (1:300 000), die jedem Abnehmer des ganzen Werkes mit dem ersten Bande zugleich geliefert wird.

Berlin.

Karl Beucke.

**Arnold van Gennep**, Les rites de passage. Etude systématique des rites de la porte et du seuil, de l'hospitalité, de l'adoption, de la grossesse et de l'accouchement, de la naissance, de l'enfance, de la puberté, de l'initiation, de l'ordination, du couronnement, des fiançailles et du mariage, des funérailles, des saisons etc. — Paris, Librairie Critique (Emile Noury) 1909. II + 288 S. 5 Fr.

Das Hauptverdienst des gelehrten Werkes besteht in der Tat darin, dass es eine 'systematische Studie' ist. Der Verf. zielt auf 'des cycles culturels et des aires de civilisation' (S. 274) ab und fasst insbesondere je drei Riten zu je einem solchen Cyklus zusammen: solche der Annäherung, der Schwelle, der Überschreitung der Schwelle. Auf 'les marges' (S. 275), die Rand- oder Schwellen-

stufe legt er besonderes Gewicht. Diese Dreiheit verfolgt er nun, wie schon der einer Inhaltsangabe gleichende Titel anzeigt, durch eine grosse Reihe von Anwendungen. Schon das wirkliche, materielle Überschreiten einer Schwelle (S. 24f.) ist von Zeremonien begleitet — wie viel mehr das Überschreiten der geheimnisvollen Schwelle des Lebens (S. 57f.)! Jede Einweihung aber wird mit selbstverständlicher Feierlichkeit ausgestattet (S. 93f.). Es ist dies der Abschnitt, in dem v. G. am meisten zu selbständigen Ergebnissen gelangt (Abweisung der allgemeinen Theorien von Schurtz und Webster S. 94. 160, wie früher über die von Hubert und Mauss S. 3 Anm. 161 Anm.). Die Unterscheidung von physischer und sozialer Pubertät (S. 100) scheint mir wichtig, wobei freilich doch wieder das grosse Schwanken des tatsächlichen Eintritts der Geschlechtsreife (interessante statistische Angaben) durch die 'zeremoniellen Synchronismen' (S. 200) aufgehoben wird: man kommt doch zu einer auf die ungefähre Mannbarkeitsepoche gestützten Festsetzung der Jugendweihe. Für die Ehe behauptet v. G. (S. 165f.) einen rein sozialen Ursprung (S. 167, vgl. 198) und deutet ihre Zeremonien durchweg im Sinne der 'aggrégation des deux familles' (S. 174), was doch schwerlich richtig ist, da von einer dauernden Verbindung der beiden Sippen durch Verschwägerung kaum die Rede sein kann. Es geht doch wohl überall das eine Glied in die neue Familie einfach über; so dass des Verf. Polemik gegen die Raubehe (S. 179) wohl auch über das Ziel hinausschiesset. Andere wichtige universelle Formen des Ritus sind die Taufe (S. 109f.), die Beerdigung (S. 209; den Toten am wiederholten Sterben hindern? S. 228), der 'Ritus des ersten Mals' (S. 253), schliesslich auch die von Jahreswechsel und Mondwechsel (S. 254, 258).

Fragen wir nun aber nach der prinzipiellen Bedeutung der Untersuchung, so möchten wir sie doch nicht allzu hoch anschlagen. Zunächst ist der Begriff des 'kulturellen Zyklus' so schwankend wie der der Ritengruppe. Ist nicht fast jeder etwas umfänglichere Kultgebrauch leicht in drei Teile zu spalten? Der Priester nähert sich dem Altar, vollzieht das Opfer, bereitet das Mahl; oder er ruft den Gott an, begrüsst seine Nähe, verabschiedet sich. Lässt sich in dieser Allgemeinheit der dreiteiligen Zeremonien wirklich noch etwas Spezifisches feststellen? Dem Verf. wenigstens ist es nicht gelungen; denn die schliessliche Aufnahme in irgend eine Gemeinschaft der Lebenden oder der Toten liegt ja in der Definition selbst eingeschlossen.

Ferner wenn v. G. (S. 102) die höchst notwendige Parole ausgibt: 'Nicht isolieren!' so fragt sich, ob er selbst ihr gehorcht. Schliesslich isoliert doch auch er wieder die Übergangsriten von den übrigen national oder historisch bedingten Gebräuchen (soweit denn andere Riten überhaupt übrig bleiben). Wenn er z. B. mit besonderem Nachdruck (S. 100f.) die Beschneidung als eine beliebige Aufnahmezeremonie ansieht, so wird die überragende Bedeutung, die sie bei verschiedenen Völkern tatsächlich gewonnen hat, dadurch nicht klarer. Ähnliches liesse sich z. B. von der Taufe sagen, die durch die Vorstellung der Reinigung über die Geltung einer einfachen Initiation hinausgewachsen ist.

Der Verf. rechnet sich (S. 8) zu der neuen 'dynamischen Schule' der folkloristischen Mythologen, die unbeseelte Kräfte von 'Geistern' scheiden. Aber wenn ich auf die prinzipielle Bedeutung dieser Unterscheidung auch hier nicht eingehen kann (es soll an anderer Stelle geschehen), das möchte ich doch gleich aussprechen: in der Überschätzung der Kultgebräuche sind sie sich jetzt fast alle gleich, 'Animisten' oder 'Dynamiker' — Ritualisten sind sie alle.

## Notizen.

J. K. Brechenmacher, Hartmann von Siebeneichen. Schürfungen auf dem Grenzgebiete von Geschichte und Sage. Stuttgart, Magazin für Pädagogik 1909. 16 S. — Die Erzählung von dem Ritter, der sich 1168 in Susa für den verkleidet entfliehenden Kaiser Barbarossa töten lässt, scheint aus Paulus Diaconus Bericht über Perktarit entnommen zu sein und ist auch auf einen 1250 in Regensburg sich für Konrad IV. opfernden Ritter übertragen worden.

J. Endt, Sagen und Schwänke aus dem Erzgebirge. Der Zauberer P. Hahn, der Wunderdoktor Rölz und anderes. Prag, Calve 1909. XI, 247 S. mit sieben Abbildungen. 3 Mk. (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde 10). — Ein beachtenswertes Beispiel für die noch immer fortdauernde Kraft des Volks, Sagen zu bilden, liefern die im böhmischen Erzgebirge umlaufenden Geschichten vom Pater Adalbert Hahn zu Platten (1750—1825) und dem Wunderdoktor Joh. Bapt. Rölz in Fröhbuss (1815—1884), die Endt 1907—1908 an verschiedenen Orten aufgelesen und sorgsam geordnet hat. Wie er urkundlich nachweist, war Hahn ein lustiger Zecher, wegen seiner Freigebigkeit beliebt und im Besitze eines 1745 zu Nürnberg gedruckten 'Natürlichen Zauberbuches' und einer *Laterna magica*. Das Volk erzählt von ihm verschiedene Zauberkunststücke, die schon Faust zugeschrieben werden, wie das ausgerissene Bein und das Blendwerk des steigenden Wassers, oder anderwärts begegnen, wie das aufliegende gebratene Huhn (R. Köhler 3, 639) und der Brotlöffel (Forschungen z. brandenb. Gesch. 11, 204. Jegerlehner, Am Herdfener der Sennen 1908 S. 72); Hahn lässt ferner Soldaten und Mäuse aus der Ofenröhre marschieren, zaubert grobe Leute fest, schreckt sächsische Lutheraner, entdeckt durch List Diebe, neckt verschiedene Amtsbrüder und lässt vor dem Tode alle seine Zauberbücher verbrennen. Auch dem Wunderdoktor Rölz werden mehrere dieser Kunststücke nachgesagt. Ferner enthält der Band einige vermischte Schwänke, teilweise in der Mundart, z. B. S. 210 den Speckdieb als Teufel (H. Sachs, Fabeln 2, 140 nr. 327). S. 106 ein Coronagebet (oben 17, 95).

P. Hahn, Varzin. Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Otto von Bismarck. Berlin [1909], Verlag des Vereins für Bücherfreunde. 293 S. 8°. 3,30 Mk. — Im Anhang dieses hübschen Buches, dessen anekdotenfroher Hauptinhalt hier nicht zur Debatte steht, werden ein paar Erntekranzlieder mitgeteilt und eine Reihe von Prozessen aus dem 17. Jahrhundert abgedruckt, in denen sich Gewalttätigkeit der Adligen, Rechtlosigkeit der Bauern, Aberglaube und Unverstand seltsam spiegeln: eine 'Hexe' bereitet einen Zaubertank und muss mit Marter und Feuertod dafür büßen. Den Fürsten haben diese alten Dokumente, die bei der Öffnung eines Varziner Kirchengewölbes gefunden wurden, wie die Verfasserin berichtet, lebhaft gefesselt. Der Phantasie eines Dichters vom Schlage Fontanes würden sie manche Anregung geben: dem Folkloristen legen sie die Frage nahe, ob nicht eine planmäßige Durchforschung älterer Prozessakten für volkskundliche Zwecke ausführbar wäre — ertragreich wäre sie gewiss. (H. Michel.)

M. R. Hewelcke. Die Loreleysage. Paderborn, Junfermann 1908. 67 S. 1.25 Mk. — Dass Brentanos Romanze von 1802 die Quelle für Heines Lorelei und die ganze Loreleysage bildet, ist längst nachgewiesen und durch Benders verdächtige Angaben (1899) über eine Chronik von 1650 nicht erschüttert worden. Das Verdienst von Hs. kleiner Schrift besteht in einer übersichtlichen Zusammenfassung des Materials, bei der man nur bisweilen mehr Kritik und Literaturkenntnis wünschte (Ritter von Staufenberg, Prätorius; Grimms 'Mythologie der Germanen'). Durch Anführung von Erzählungen über Nixen, wiederkehrende Tote und die Macht der Musik sucht H. Brentanos Romanze als 'die lokalisierte Konzentration einer ganzen Reihe ähnlicher alter Sagen' zu erweisen.

E. Hoffmann-Krayer. Alte Kulturbestände in der Sprache. Zürich 1909. 20 S. (aus: Wissen und Leben). — Rückschlüsse aus der Wortform auf die Formen von Haus, Nahrung, Kleidung, Waffen, Gerät, Handel, Schreiben, Lesen in älterer Zeit.

M. Höfler. Das Malum malannum. 15 S. (Janus 13. Harlem 1909).

Ludwig von Hörmann, Tiroler Volksleben, ein Beitrag zur deutschen Volks- und Sittenkunde. Stuttgart, A. Bonz & Co. [1909]. XIV, 498 S. 4 Mk. — Zweimal schon hat der verdiente Leiter der Innsbrucker Universitätsbibliothek das Alltagsleben seiner

tirolischen Heimat zum Gegenstande treffender Schilderungen gemacht: die Kleinindustrie in den 'Tiroler Volkstypen' (1887) und die Bauernarbeit im 'Tiroler Bauernjahr' (1899). Umfassender angelegt ist das neue Werk, welches das gesamte tirolische Volksleben der Gegenwart in drei Abschnitten (das Fest- und Arbeitsjahr, das Familienleben, Gestalten und Bilder aus dem Dorfleben) darstellen will, ohne indes die in jenen früheren Büchern veröffentlichten Kapitel zu wiederholen. Auch hier schöpft H. aus dem Vollen, doch aus seinem umfänglichen Materiale die bezeichnendsten und wichtigsten Züge auswählend. So versteht er es mit ungemeiner Sachkenntnis uns in den wirtschaftlichen Betrieb wie in die Gedankenwelt der Tiroler Landbevölkerung ohne Abbildungen und ohne viel gelehrte Nachweise anschaulich und fesselnd einzuführen, in mancher Hinsicht an Richls kräftige Art der Charakteristik erinnernd. Mit Vergnügen lassen wir uns über die Auffahrt zur Älpe, das Wetterschiessen, die Flachsbereitung, das Winterleben in lebensvollen, fast novellistisch eingekleideten Abschnitten belehren, über den Typus der unterinntalischen oder oberbayrischen Hauses, welche durch den die Front zuspitzenden Giebel in zwei Hälften, Wohnung und Stallung, geteilt wird, über die Spiele und Reime, mit denen die Jahres- und die Familienfeste geschmückt werden, über die Maulwurfänger, die Vogeliebhaberei, das Schützenleben und vieles andre. Die Heimatsliebe verführt den Vf. auch nicht zur Schönfärberei: er zeigt zugleich die Schattenseiten manches in Dorfgeschichten anziehend beschriebenen Brauches, wie des Gasselgehens, urteilt ruhig und nüchtern über das Erleben und stellt als Grundübel der tirolischen Landwirtschaft die zahlreichen, nahezu ein Drittel des Jahres einnehmenden Bauernfeiertage hin. Nur ein Register vermissen wir in dem trefflichen Buche.

Karl Künstle, Die Legende der drei Lebenden und der drei Toten und der Totentanz, nebst einem Exkurs über die Jakobslegende im Zusammenhang mit neueren Gemäldefunden aus dem badischen Oberland untersucht. Freiburg i. B., Herder 1908. 4 Bl., 116 S. gr. 8° mit und 7 Tafeln 17 Abbildungen im Text. 7 Mk. — Die anziehende, vortrefflich ausgestattete Veröffentlichung des Freiburger Kunsthistorikers ruft unser besonderes Interesse durch die eingeflochtenen literarischen Untersuchungen wach. 1903 wurden zu Überlingen am Bodensee in der aus dem 15. Jahrh. stammenden Jodokuskapelle zwei eigenartige Bilderfolgen unter der Tünche entdeckt. Die eine stellt die Legende vom unschuldig gehängten Jakobspilger dar, die zuerst im 12. Jahrh. in den 'Miraacula s. Jacobi' erzählt ward und sich grosser Verbreitung erfreute (R. Köhler, Kl. Schriften 3, 223. 639. Schillot, Folklore de France 3, 254); und zwar folgt der Maler nicht der französischen, sondern der ausführlichen spanischen Version, wie sie später Lucius Marinaeus aufgezeichnet hat. Auf dem andern Fries erblickt man die aus dem berühmten Bilde des Campo santo zu Pisa bekannte Legende der drei Lebenden und drei Toten, der K. eine gründliche und förderliche Untersuchung (S. 29—113) widmet. Er leitet sie aus der seit dem 11. Jahrh. häufig in Grabschriften auftretenden Warnung: 'Quod fuimus, estis: quod sumus, vos eritis' ab, die höchst wahrscheinlich aus der arabischen Literatur entlehnt ist, und mustert eingehend die zahlreichen literarischen (S. 38 Abdruck eines Gedichtes mit Illustrationen aus einer elsässischen Hs. des 15. Jahrh.) und künstlerischen Bearbeitungen der Legende (vgl. noch J. Magnus-Petersen, Kalkmalerier i danske kirker 1895 Taf. 16, 6). In ihr sucht er zugleich den Ursprung der Totentanzbilder, die nicht, wie Seelmann und Kraus annehmen, aus einem französischen Schauspiele abstammen, sondern, wie bereits Fehse (vgl. oben 18, 232) darlegte, an die Volksvorstellung von einem nächtlichen Tanze der Toten auf dem Kirchhofe anknüpfen. Den Übergang bereiten einige Darstellungen der Legende vor, auf denen dreimal je ein Lebender und ein Toter gruppiert oder die drei Lebenden als Vertreter verschiedener Stände charakterisiert sind. In Nordfrankreich wäre dann im 13. bis 14. Jahrh. zuerst eine grössere Reihe von Paaren eines Lebenden und eines Toten abgebildet worden: den Schauplatz des Kirchhofes bezeichnet noch das Kruzifix im Berliner Totentanze. Erst spätere Texte verwandelten die Toten in die wiederholt auftretende Personifikation des Todes. Es ist K. ohne Frage gelungen, diesen Entwicklungsgang zu hoher Wahrscheinlichkeit zu erheben.

Λαογραφία, δελτίον τῆς ἑλληνικῆς λαογραφικῆς ἐταιρείας κατὰ τοιμητίαν ἐκδιδόμενον, τόμος Α'. πῆχος Α'. Athen, P. D. Sakellarios 1909. 168 S. — Längst ist im heutigen

Griechenland die volkskundliche Forschung von Fremden und Einheimischen eifrig betrieben worden; doch erst dem hochverdienten Professor N. G. Politis in Athen ist es jetzt gelungen einen Verein für griechische Volkskunde zu gründen, welcher die Sammelarbeit systematisch organisieren und weitere Kreise zur Mitarbeit anregen soll. Ihm verdankt auch das vorliegende erste Heft der Vereinszeitschrift 'Laographia' nicht bloss das Programm, sondern auch die meisten und wertvollsten Beiträge. Mit Berücksichtigung der deutschen, englischen und französischen Forschungen stellt er im einleitenden Aufsätze Begriff und Umfang der Volkskunde fest, welche sich auf alle in Wort und Handlung geschehenden Äusserungen des Volksgeistes beziehen soll, also nicht nur auf Lieder, Sprichwörter usw., sondern auch auf Wohnung, Nahrung, Kleidung, Beschäftigung, Brauch, Aberglauben und Unterhaltung. In eingehender Weise untersucht er dann das Volksbuch 'Erotokritos' (S. 19—70), dem er höheres Alter und grössere Unabhängigkeit von fremden Vorbildern als die früheren Betrachter zuschreibt: der im 14. Jahrh. entstandene Versroman ward später von einem Kreter überarbeitet. Auch den von S. E. Stathi und und K. D. Sotirios (S. 71f. und 92f.) mitgeteilten Märcen aus Kythera und Albanien hat Politis lehrreiche stoffvergleichende Bemerkungen über Apollonios von Tyros, über die Prophezeiung vom künftigen Schwiegersohn (R. Köhler, Kl. Schriften 2, 357. 679) und über das dem unkeuschen Vater entrinnende Mädchen (oben 6, 75 zu Gozenbach 38) angehängt. Sehr dankenswert ist endlich die ausführliche Übersicht über die in griechischen Zeitschriften und Zeitungen erschienenen Artikel zur Volkskunde (S. 121—154). Wir wünschen dem trefflich begonnenen Werke rüstigen Fortschritt und vielseitige Teilnahme.

Maal og minne, norske studier utgit av Bymaals-laget ved Magnus Olsen, 1. hefte. Kristiania, Aschehoug & co. 1909. 64 S. Jährlich 3 Hefte 3 Kr. — Die neue norwegische Zeitschrift, der wir ein fröhlicheres Gedeihen als der nur bis zum 2. Bande gelangten 'Norvegia' wünschen, steckt sich die Erforschung des norwegischen Geisteslebens seit den ältesten Zeiten als Ziel und setzt mit vier anregenden Aufsätzen recht verheissungsvoll ein. M. Moe schildert in einem 1888 niedergeschriebenen Artikel das mythische Denken, welches die belebte und leblose Natur dem Menschen gleichstellt und sich deutlich in den Volksrätseln kundgibt, und wiederholt das Verlangen nach einem Motivlexikon. M. Olsens 1908 gehaltene Antrittsvorlesung über altnordlichen Mythos und Kultus geht auf den Agrarkult ein, der dem Eddaliede Skirnismál zugrunde liegt und am Frühlingsfeste der Nerthus, in den finnischen Liedern von Sämpsä und in mehreren ein Liebespaar (Freyr und Gerð) darstellenden gestanzten Goldplättchen zutage tritt. Der in Skandinavien und England verbreiteten Ballade von den beiden Schwestern und der den Mord kündenden Harfe widmet K. Liestøl eine Untersuchung, die in den englisch-schottischen Fassungen das Vorbild für die norwegischen und dänischen erkennt. K. Aubert endlich teilt Briefe von S. Bugge an Grundtvig (1855—1875) mit.

V. J. Mansikka, Über russische Zauberformeln mit Berücksichtigung der Blut- und Verrenkungsregeln. Akademische Abhandlung. Helsingfors 1909. XVII, 311 S. 8°. — Kurz nachdem uns Brummer (s. oben S. 121) in den Kreis der finnischen Zaubersprüche eingeführt, erschliesst uns ein anderer Schüler K. Krohns, Mansikka, die Gedankenwelt der russischen Zauberformeln. Sein Werk, die reife Frucht ausgedehnter Studien, gruppiert diese Sprüche in solche mit einem epischen Element, in eigentliche Beschwörungen und in Formeln mit einem gewissen Parallelismus (Quomodo non oder Quomodo) und geht überall historisch von den ältesten Zeugnissen aus, zugleich auch die übrigen europäischen Völker berücksichtigend. Nach einem lehrreichen Überblick über die Ansichten der russischen Mythologen des 19. Jahrhunderts wendet er sich der Frage zu, ob sich aus einer Vergleichung der russischen Formeln mit den südslawischen ein gemeinslawischer Besitz ergebe, und beantwortet diese dahin, dass die Motive teils allen der byzantinischen Kirche angehörigen Völkern eigen, teils gemein-europäisch seien. In Südrussland ist in einzelnen Fällen deutscher Einfluss spürbar, der bei den Polen und Tschechen häufiger auftritt. Nirgends aber ist nach M. heidnischer Ursprung nachweisbar, sondern christliche Geistliche sind als erste Erfinder und Verbreiter zu betrachten, und Ereignisse aus dem Leben Christi, gefärbt durch die apokryphe Überlieferung und die schöpferische Volksphantasie, werden zur Warnung des personifizierten Krankheitsdämons erzählt. Was die mittelalterliche Dichtung und Predigt an Symbolen und Legenden mit der Geburt, Taufe und Passion

Christi verknüpfte, die Verbindung des Kreuzholzes mit dem Baum der Erkenntnis und den Flüssen des Paradieses, der Vergleich der Kreuzigung mit einer Himmel und Menschen verbindenden Brücke, die Symbole des Lammes, Pelikans, Fisches, Steines, der Säule usw. sind hier trotz merkwürdiger Entstellungen ebenso zu erkennen, wie die Bezeichnungen der Jungfrau Maria als Stern, Morgenröte, Taube ohne Galle, brennender Busch Moses, Jakobsleiter, Zeder, Schlüssel des Himmels oder die Legende von der unter die spinnenden Tempelmädchen aufgenommenen jugendlichen Maria, der am Brunnen die erste Verkündigung des Engels zuteil wird. Aus solcher Symbolik heraus ist der häufig erwähnte „weissglühende Alatyr[Altar]stein unter dem mitten im Meer stehenden Baum“ als eine Bezeichnung Christi zu erklären, der anderwärts auch als Kaiser, Arzt oder Greis erscheint, ähnlich wie Maria sich aus einem Baume schliesslich in die Waldesmutter oder Schlangenfrau wandelt. Die auch im deutschen Kinderliede geschilderten drei spinnenden Jungfrauen (Nonnen, Marien) deutet M. als eine Vermischung der drei Marien am Grabe Christi mit der spinnenden Maria im Tempel, die drei guten Brüder im Blutseggen fasst er als Apostel auf und sieht in den heidnischen Götternamen des Merseburger Spruches und eines norwegischen Segens spätere Interpolationen des christlichen Gebetes. Hieran werden freilich manche Gelehrte Anstoss nehmen, die trotz Bugge an das Fortleben germanischen Heidentums in unserer Dichtung glauben. Sicherlich aber wird auch eine schärfere Prüfung der hier nur angedeuteten Forschungsergebnisse M's vielen dauernden Gewinn feststellen. So erhält z. B. die junge Wissenschaft der vergleichenden Poetik für die Elemente der Rätsel, Kinderlieder, Märchen, für Gleichnisse und Umschreibungen des Begriffs Niemals schätzbare Beiträge.

E. Mogk, Die deutschen Sitten und Bräuche (aus Hans Meyer, Das deutsche Volkstum). Leipzig. Bibliographisches Institut [1909]. 117 S. 0,20 Mk. (Meyers Volksbücher nr. 1561 bis 1562.) — Die treffliche, oben 14, 452 von Schönbach gerühmte Schilderung erscheint nun in einer billigen Sonderausgabe, der wir weite Verbreitung wünschen.

E. Mogk, Die Menschenopfer bei den Germanen (Abh. der phil.-hist. Kl. der k. sächs. Ges. der W. 27, 601—643). — Die Menschenopfer der heidnischen Germanen, die v. Löher 1882 überhaupt leugnete, wurden, wie M. durchweg überzeugend darlegt, entweder als Gelübde für den erfochtenen Sieg dem Totengotte Wodan dargebracht oder vor einer Seefahrt oder in einer Hungersnot; periodische Opfer bezeugen im Nerthuskult auf Seeland und im Freyrkult in Upsala. Geopfert wurden Kriegsgefangene oder aus der Gemeinde Ausgestossene: das Opfer war jedoch kein Strafact.

Kr. Nyrop, Fortids sagn og sange 3: Sangerens hjerte. Kobenhavn, Gyldendalske boghandel 1908. 127 S. 3 Kr. — 4: Jødiske parabler. ebd. 1908. 119 S. 3 Kr. — 5: Grevinden med de 365 børn. ebd. 1909. 123 S. 3 Kr. — Den beiden oben 17, 330 und 18, 348 angezeigten Bänden gesellt der Kopenhagener Romanist einige weitere zu, in denen er in gleich anmutiger und klarer Weise dem gebildeten Publikum das Werden, Wachsen und Wandern mittelalterlicher Sagenstoffe schildert und ohne gelehrten Apparat (wenn auch mit bibliographischen Nachweisen), aber überall aus den Quellen schöpfend und vielfach eigene Resultate bietend, in die anziehende Arbeit der Sagen- und Märchenforschung einführt. 'Des Sängers Herz' ist die blutige Geschichte von dem eifersüchtigen Herren von Roussillon, der den Liebhaber seiner Frau, den Troubadour Guilhem de Cabestaing, tötete und dessen Herz gebraten seiner Frau als Speise vorsezte. Diese im 13. Jahrhundert in Südfrankreich erzählte und von Boccaccio benutzte Geschichte bildete schon im 12. Jahrhundert den Stoff eines verlorenen nordfranzösischen Lai und ward um 1300 von Jakemon Sakesep auf den uns durch Uhland bekannten Castellan von Coucy übertragen, doch mit der Milderung, dass der Sänger im Kreuzzuge fällt und sterbend seinem Diener gebietet, sein Herz der Dame von Fayel zu überbringen. In Deutschland entstand nicht bloss ein Epos Konrads von Würzburg, sondern auch eine jüngst von Kopp im Zusammenhange behandelte (oben S. 223) Ballade, die den Minnesänger Reinmar von Brennenberg zum Helden macht, und auch nach Schweden und Dänemark gedrungen ist. Die Frage nach der Herkunft der Fabel, die in dem französischen Lai von Ritter Ignaure, der gleichzeitig zwölf Damen den Hof macht, parodiert ward, lässt N. unentschieden; weder für die Kelten noch für die Indier, bei denen Swynnerton ein ähnliches Märchen vernommen hat, oder die Skandinavier, für die Ahlström unter Hinweis auf Sigurd Fafnirs-

bane eintritt, sprechen genügende Beweisgründe. — In den 'Jüdischen Parabeln' behandelt N. das berühmte Gleichnis von den drei Ringen und die Geschichte vom Engel und Einsiedler. Er legt besonderes Gewicht auf die persönliche Stellung, welche die Bearbeiter der Ringparabel zu der Frage nach der besten Religion einnehmen, um daraus die Änderungen der Fabel abzuleiten. Der spanische Jude, der um 1100 die beiden über den Wert ihrer Ringe streitenden Brüder an ihren Vater verweist, der ihnen jene geschenkt, lässt in kluger und gerechter Weise der jüdischen und der christlichen Religion ihren Wert; der französische Trouvère, der die Parabel als Einleitung zu einer eifernden Kreuzzugspredigt vorträgt, betont, dass nur der jüngste der drei Brüder den echten Ring besitzt; resignierter äussert sich der Vf. der *Gesta Romanorum*, und Skepsis herrscht in den italienischen Novellen, die nicht Friedrich II., sondern Saladin dem klugen Juden gegenüberstellen. Was Lessing aus seinen Vorgängern entlehnt und aus Eignem hinzutut, ist bei Erich Schmidt schärfer und vollständiger gesagt; zu der S. 45 erwähnten Fassung in 'Schimpf und Ernst' sei auf Stiefel (Herrigs Archiv 95, 85) verwiesen. In verwandter Weise erweist der Vf. die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes als den Ursprung der Geschichte des Rabbi Josua, der den Propheten Elias begleitet und in drei unbegreiflichen Taten desselben schliesslich Gottes gerechtes Walten erkennen muss. Von Muhammed und seinen Anhängern aufgenommen, erhielt diese Geschichte in den *Vitae patrum* ein christliches Gewand und ward endlich auch von Voltaire in rationalistischer Art benutzt. — 'Die Gräfin mit den 365 Kindern' ist die bereits 1905 von Nyrop eingehend untersuchte Sage von der holländischen Gräfin Katharina, welche eine Mutter von Zwillingen des Ehebruchs beschuldigte und bald darauf selber von 365 ganz kleinen Kindern entbunden ward. Diese zuerst in Korners Chronik berichtete Geschichte entspricht einem 300 Jahre älteren Lai der Marie de France (*Le fraîne*) und geht zurück auf den uralten und noch heut verbreiteten Wahn, dass Zwillinge ein Beweis ehelicher Untreue seien. An dies Motiv schloss sich einmal die mittelalterliche Sage von Tieren als Stammvätern berühmter Geschlechter an und später die groteske Steigerung: soviel Kinder wie Tage im Jahre.

W. Ohnesorge, Die Deutung des Namens Lübeck, ein Beitrag zur deutschen und slawischen Ortsnamenforschung. Lübeck 1909. 98 S. 4<sup>o</sup>. (aus der Festschrift zur Begrüssung des 17. deutschen Geographentages). — Deutet die älteste Namensform *Liubice* aus slaw. *ljubu* (= lieb, anmutig) und leitet 354 Ortsnamen in Norddeutschland, Böhmen, Polen und den Alpenländern aus dem gleichen Stamme ab. Voraufgehen methodische Erörterungen und eine Bibliographie der slawischen Ortsnamenforschung.

W. Portius, Sylter Frauentrachten (Daheim-Kalender 1909). — Textunterlagen und Buntdruckbilder rühren, wie im Briefkasten des 'Daheims' 1909, Nr. 27 mitgeteilt wird, von Dr. K. Häberlin in Wyk auf Föhr her, dessen Name durch ein Versehen fortblieb. Hinzugefügt sei, dass der Text, soweit er nicht direkt aus Häberlins Manuskript entnommen ist, zahlreiche wesentliche Irrtümer enthält. Die Bilder sind nach den im Friesenmuseum zu Föhr befindlichen Originalen angefertigt. (K. Häberlin).

H. Ploss und M. Bartels, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, anthropologische Studien. 9. stark vermehrte Auflage, neu bearbeitet und hsg. von P. Bartels, mit 11 Tafeln und 700 Textabbildungen. Leipzig, Th. Grieben 1908. XXIV, 986. VIII, 884 S. 30 Mk. — Nach Vollendung der bereits oben 18, 473 angekündigten neuen Auflage des berühmten Werkes, dem kein andres Volk ein gleich gediegenes über den gleichen Gegenstand gegenüberstellen kann, müssen wir hervorheben, dass der neue Bearbeiter nicht bloss den Stoff gemehrt und hie und da neue Gesichtspunkte geltend gemacht, sondern auch in der Ableitung allgemeiner Gesetze aus den Tatsachen die gleiche wissenschaftliche Vorsicht bewahrt hat, welche sich der Grenzen unserer Kenntnisse bewusst bleibt. Und wenn angesichts des gewaltigen Materials der Volkskundler wie der Linguist, der Literaturhistoriker, der Mytholog, der Kunstforscher vielleicht diesen oder jenen Nachtrag anzubringen wünscht, wird er doch nur selten ein kleines Versehen entdecken (wie 1, 557 Meyenberg statt Megeberg; 1, 663 Prätorius Rockenphilosophie statt J. G. Schmidt; 2, 7 generatrix statt genetrix) und weit häufiger sich durch zahlreiche ihm neue Tatsachen bereichert und zu weiteren Forschungen angeregt fühlen; vgl. z. B. 2, 501 über die isländische *Floomannasaga* oder 2, 524 über die jüngst von Cosquin und Hertel

behandelte Adoption durch Muttermilch. Besondere Anerkennung verdienen die vorzüglichen Illustrationen. Unter den für die Volkskunde wichtigen Abschnitten seien genannt die über Frauensprachen, Jungfrauen als Zauberinnen, Liebeszauber, Heiratsorakel, Eheleben, Geburtsgottheiten, die Hebeamme im Volksmunde, Zaubermittel und Aberglauben bei der Geburt. Zeremoniell der Wochenstube, Männerkindbett, soziale Stellung des Weibes, die Stiefmutter, die alte Jungfer, Witwentötung, Hexen, Umgehen der toten Wöchnerin usw.

Société Ramond, Bagnères-de-Bigorre. Enquête sur le folklore dans les Pyrénées centrales, Questionnaires. 8 S. [1909.] — Zum ersten Male in Frankreich fordert ein lokalthistorischer Verein zur Sammlung volkskundlichen Materials auf. Der Fragebogen weist hin auf Haus, Landwirtschaft, Gewerbe, Tracht, Brauch, Aberglauben, Feste und im besondern auf Lied, Sprichwort, Sage, Glockenspiel. Auch ein volkskundliches Museum soll in Bagnères errichtet werden. Glückauf!

Heinrich Sohnrey, zum 50. Geburtstage des Dichters und Vorkämpfers für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege mit Freunden seiner Bestrebungen hsg. von Ed. Kück. Dresden, Baensch 1909. VII, 129 S. 1,50 Mk. — In 15 Aufsätzen von Freundeshand wird berichtet, wie Sohnrey (geb. 19. Juni 1859 zu Jühnde) im lebendigen Gefühl der Poesie des Volkstums schon als Seminarist zum Sammeln von Volkssagen und Liedern seiner südhannoverschen Heimat und zur dichterischen Widerspiegelung des Volkslebens in schlichten, gemütvollen Dorfgeschichten gelangte, wie ihn dann aber die Wahrnehmung der Verwüstungen, welche die fortschreitende Industrie und die 'rationelle' Landwirtschaft im dörflichen Gemeinschaftsleben wie in den einzelnen Familien anrichtete, zum praktischen Sozialpolitiker machte. Durch uernüdete Tätigkeit ist es ihm gelungen, für seine gesunden Ideen einer inneren Erneuerung des Landlebens Anklang zu wecken und viele gleichgesinnte Landräte, Gutsbesitzer, Pfarrer usw. im Verein für ländliche Wohlfahrtspflege zu sammeln, der bereits eine segensreiche Wirksamkeit aufzuweisen vermag. In den Kreis unserer Bestrebungen fällt ausser seiner Zeitschrift 'Das Land' namentlich das oben S. 238 angezeigte Buch über die Feste und Spiele unseres Landvolkes.

Ludwig Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. 2. erweiterte Auflage hsg. von Karl Willoh. 2 Bände. Oldenburg, G. Stalling 1909. XXI, 517. VII, 518 S. 7,20 Mk., geb. 8,40 Mk. — Unter den landschaftlichen Sammlungen deutschen Volksglaubens nimmt die oldenburgische Strackerjans v. J. 1867 vermöge ihrer Vielseitigkeit und Übersichtlichkeit einen Ehrenplatz ein, wengleich sie durch die lexikalisch knappe Form mehr den Charakter eines Nachschlagewerkes gewonnen hat. Dem längst vergriffenen Werke hat nun Willoh eine zeitgemässe Neubearbeitung angedeihen lassen. Er hat die Anlage und Paragraphenzahl belassen, jedoch die Einleitung vereinfacht, die abstrakten Ausführungen über Mythologie und Religion gekürzt und fasslicher gestaltet, hier und da Umstellungen vorgenommen, insbesondere aber manches neue Material, z. B. über Fastnachts- und Hochzeitsbräuche, Kinderlieder, eingefügt, so dass die Seitenzahl um mehr als 200 S. vermehrt ist. Behandelt werden Vorbedeutungen, Zauberei. Vor- und Nachspuk, Teufel, Geister, Schwarzkunst, Zeiten, Elemente, Naturreiche, Mensch, endlich Ortssagen und Märchen. Diese Einteilung bringt es mit sich, dass die Lieder und Rätsel durch das ganze Werk verstreut sind; ein Register fehlt leider, wie auch auf den Nachweis wissenschaftlicher Literatur und ausseroldenburgischer Varianten, wie sie R. Köhler, Kl. Schriften 1, 66–70 bereits für die Märchen der 1. Auflage lieferte, durchweg verzichtet ist. Öfter aber lehrt solche Vergleichung erst die echte und vollständige Gestalt einer Sage kennen: vgl. z. B. des Schatzgräbers Traum 1. 174 mit Frey, Gartengesellschaft nr. 77, Teufel und Walriderske 1, 479 mit Pauli, Schimpf und Ernst nr. 81, die ihren Mann in einen Hund verwandelnde Hexe 1, 482 mit Chauvin, Bibliographie arabe 6, 198 nr. 371, die Bienenkirche 2, 7 mit Caesarius von Heisterbach 9, 8 und Alemannia 17, 24, die Feindschaft der Hunde und Katzen 2, 144 mit Montanus, Schwankbücher S. 568. Trotzdem wird auch der wissenschaftliche Benutzer die reiche und wohlgeordnete Sammlung mit Vergnügen zu Rate ziehen; die Oldenburger aber können auf den hier geborgenen Schatz heimischer Überlieferung stolz sein.

K. Stuhl, Das römische Arvallied, ein urdeutsches Bittganggebet. Würzburg, J. Kellner 1909. 4 Bl., 78 S. — Eine wahrhaft erheiternde Lektüre für Philologen. In



dem vielfach dunklen Liede der altrömischen Arvalbrüder (C. inscr. lat. 1, nr. 28) glaubte der Vf., nachdem er das unheimliche Satzgebilde 'Neve lue rue marmar sins incurrere in pleores' in Gedanken vor sich hin gesprochen, auf einmal vertraute Laute der Muttersprache zu vernehmen: 'Dem Nebel wehr, Weihum-Gemeinde-Mutter! Siede, Sonne, die Frucht! Regen, schwelle den Flachs!' oder in seinem neuerfundnen Altgermanisch: 'Nével vár, Vé-Ma-Már! Sór, Sin, gáre! Reín. ple hare!' Und mit rührendem Ernste konstruiert er nun aus dem ganzen Texte eine Strophe aus 16 Cretici mit Stab- und Endreimen in einer unmöglichen Sprache als das urälteste Denkmal der deutschen Literatur. Ist dies schon Tollheit, so hat es doch Methode.

P. Toldo, Morti che mangiano (Rivista teatrale italiana 13. Firenze 1909. 14 S.). — Bespricht mehrere französische Komödien des 18. Jahrh., welche den Schwank von dem Verrückten behandeln, der sich einbildete gestorben zu sein und darum keine Nahrung zu sich nehmen wollte (Gesta Romanorum 241). Zu den S. 13 erwähnten Morts vivants vgl. Bolte, Danziger Theater 1895 S. 113, zu La morte vivante oben S. 92.

M. B. Weinstein, Entstehung der Welt und der Erde nach Sage und Wissenschaft. Leipzig, Teubner 1908. VI, 144 S. 8°. geb. 1,25 Mk. (Aus Natur und Geisteswelt 223). — Der erste Teil dieses Buches beschäftigt sich eingehend mit den Kosmogonien in Sagen und Mythen von Kultur- und Naturvölkern, der zweite erörtert die wissenschaftlichen Hypothesen über die Entstehung der Welt (Descartes, Kant, Laplace, A. Ritter u. a.). Für unsere Zwecke kommt nur der erste Teil in Betracht: er zeigt eine reiche, doch unkritische Belesenheit, die sich oft genug nicht an die rechte Schmiede gewandt hat: wie kann man z. B. Kleins zyklische 'Geschichte des Dramas' (die ich in mancher Hinsicht zu schätzen weiss) als Hauptquelle für die keltische Götter- und Heldensage benutzen (S. 54)? Ein so wichtiges und bequem zugängliches Werk wie Chantepie de la Sausseye's 'Lehrbuch der Religionsgeschichte' (3. Aufl. Tübingen 1905) ist dem Verf. offenbar unbekannt geblieben. Wir freuen uns gewiss darüber, dass ein Physiker von Fach so viel Interesse für vergleichende Mythologie besitzt, aber weshalb will er, was er gestern gelernt, heute schon lehren? (H. Michel.)

L. de Wolf, Volkskundige boekenschouw. Bibliographia folklorica periodica 1908 (Biekorf 19, Bijblad). Brugge, L. de Plancke [1909]. 298 S. — Da die von A. Strack und L. Dietrich herausgegebene volkskundliche Zeitschriftenschan leider ins Stocken geraten ist, begrüßen wir dankbar jeden Versuch einer volkskundlichen Bibliographie, sollte er auch hinter jener Leistung zurückbleiben. Der vorliegende, für den mehr als 300 Zeitschriften ausgezogen wurden, enthält 2296 Bücher, Zeitschriftenartikel und Anzeigen nebst Register und stellt dem Fleisse des Herausgebers ein rühmliches Zeugnis aus. Er umfasst: 1. Hilfswissenschaften (Methode, Quellenkunde, Geschichte, Altertumskunde, Literaturgeschichte, Psychologie und Religionsgeschichte, Sprachgeschichte). 2. Quellen, 3. Untersuchungen. Die Einrichtung ist übersichtlich, Druckfehler selten; häufig sind kurze Notizen in vlämischer und lateinischer Sprache beigegeben. Dass ein so junges, die germanischen und romanischen Länder zu umfassen strebendes Unternehmen noch manche Lücken aufweist, ist natürlich; es sollten aber auch von vornherein die Grenzen den Hilfswissenschaften gegenüber strenger gezogen werden. Wer sucht hier Arbeiten über den Parthenon, über Cicero, Shakespeare, Molière, die nichts mit der Volkskunde zu tun haben? In den Referaten sind mir verschiedene Versehen begegnet. So gibt z. B. Lemeke (nr. 1866) keine bibliographische Studie über den Eulenspiegel, Schlägers Kinderlieder (596) sind nicht unordentlich, sondern alphabetisch gruppiert, der Bericht nr. 1386 bespricht nicht Märchenliteratur aus den letzten acht Jahren, sondern von 1907 und 1908. Möge der Herausgeber unverdrossen seine Bemühung fortsetzen und uns übers Jahr einen gleichen Band bescheren!

R. Wossidlo, Volkssagen über Rethra. 30 S. (aus dem Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1909). — Vollständiger Abdruck des für die Sagenforschung und Altertumswissenschaft gleich wichtigen, in Lübeck gehaltenen Vortrages, von dem ein Auszug bereits in den 'Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde' 8, 21–30 (1908) erschien.

## Die dritte Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde,

auf welcher 18 Vereine und Museen vertreten waren, fand am 27. September 1900 zu Graz unter dem Vorsitz von Prof. Dr. E. Mogk-Leipzig statt. Nachdem der Vorsitzende die Jahresübersicht und der Schriftführer Dr. O. Dähnhardt den Geschäftsbericht erstattet hatte, wurde die Fortführung der Zeitschriftenschau erwogen, für die einige Vereine einen jährlichen Zuschuss in Aussicht stellten. Museumsdirektor Prof. Dr. O. Lauffer-Hamburg entwickelte seinen Plan für eine in Hamburg anzulegende volkskundliche Zentrale (Zettelkataloge, Photographien, Fragebogen). R. Mielkes Bericht über die Gestalt der Getreidepuppen ward verlesen. Für die von Prof. K. Larsen in Kopenhagen angeregte Sammlung alter Soldatenbriefe und Tagebücher aus Kriegszeiten erklärte sich Prof. Mogk bereit, gemeinsam mit Prof. Larsen Leitsätze auszuarbeiten. Die Abänderung der Verbandsatzungen ward verschoben auf den nächsten Delegiertentag, der im Herbst 1910 in Eisenach stattfinden soll. Der Ausschuss ward wiedergewählt bis auf Prof. O. Seyffert-Dresden, an dessen Stelle Prof. Lauffer trat. Es folgte ein Vortrag von Stadtpfarrer Dr. A. Schullerns aus Hermannstadt über die Märchen der in Siebenbürgen ansässigen Völkerschaften, in denen er drei Schichten zu scheiden suchte.

Vielerlei Anregung und Genuss bot den Besuchern des Verbandstages die vom 28. September bis 1. Oktober in Graz stattfindende 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, auf welcher unsre Wissenschaft nicht nur durch die Museumsführung, die Prof. Dr. R. Meringer-Graz sich angelegen sein liess, und durch die von dem verdienten Begründer des Wiener Volksgesangvereins Prof. Dr. J. Pommer zu Gehör gebrachten Volkslieder und Jodler vertreten ward, sondern auch eine auf Anregung von Prof. Meringer neubegründete 13. Sektion für Volkskunde unter der Leitung von Prof. Mogk und Bolte fünf Sitzungen abhielt. In diesen sprach Prof. F. Ferk-Graz über die Schwämme in der Volkskunde, Prof. Dr. M. Friedwagner-Czernowitz über die von ihm gesammelten rumänischen Volkslieder, Dr. V. v. Geraumb-Graz über das Rauchstübchenhaus, Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer-Basel über ein zu begründendes Museum für menschliche Ergologie, Prof. Lauffer über den volkstümlichen Gebrauch der Totenkronen, Prof. Meringer über seine Sammlung bäuerlicher Geräte, Dr. W. Pessler-Hannover über Ziele und Wege einer umfassenden deutschen Ethnographie, vornehmlich der Sachgeographie, Dr. W. v. Unwerth-Kopenhagen über den germanischen Totengott Wodan. Dazu kamen einige Vorträge in der germanistischen Sektion: Prof. Dr. A. Hauffen-Prag über die Geschichte der deutschen Volkskunde, Prof. Dr. K. Helm-Giessen über Synkretismus im germanischen Heidentum und Prof. Dr. P. Lessiak-Freiburg i. d. Schw. über Alpendeutsche und Alpenlawen in ihren sprachlichen Beziehungen. — Möge hinfort die Volkskunde ihren Platz auf den Philologentagen wie im Gesamtverein der Geschichts- und Altertumsvereine behaupten, und möge das gleiche freundschaftliche Verhältnis wie diesmal zwischen den verschiedenen Verbänden walten!

J. B.

### Über die Freimaurerei im Volksglauben

veranstalten K. Wehrhan (Frankfurt a. M., Günthersburgallee 76) und Dr. Olbrich (Breslau, Martinistr. 6) eine Umfrage. Näheres in den nächsten Mitteilungen unseres Verbandes.

## Register.

(Die Namen der Mitarbeiter sind kursiv gedruckt.)

- Aarne, A.* Zum Märchen von der Tiersprache 298—303.  
*Abele, H.* 226.  
 —, M. 411.  
*Aberglaube* 122, 241, 245, 452.  
*Abramov, J.* 456.  
*Abt, A.* 336.  
*Abwehrzauber* 432.  
*Adams Erschaffung* 125. Buch 244.  
*Adami, J. S.* 291.  
*Aegidius* 257.  
*Aesopische Fabel* 426.  
*Afra* 257.  
*Agen abschütteln* 386.  
*Agricola, J.* 291, 385, 410.  
*Aigremont (Pseudonym)* 341.  
*Alatyrstein* 446.  
*Albrecht, G.* 121.  
*Alesia* 243.  
*Alexius (Elexanos, Alexan)* 363 bis 368.  
*Alkestis* 368.  
*Alkoholgenuss* 242, 244.  
*Allerheiligen* 258.  
*Allerseelen* 258.  
*Alraun* 127.  
*Altarbehänge* 436.  
*Altenkirch* 215.  
*Altartumskunde* 117.  
*Altnordische Kleidung* 265.  
*Amalfi, G.* 354.  
*Amor und Psyche* 213.  
*Amsterdam* 293.  
*Anbinderbriefe* 424.  
*Anderson, V.* 454.  
*Andersson, O.* 234.  
*Andreas* 258.  
*Andree, M.* 245.  
*Andree, R.* Den Tod be-  
 trügen 203f.  
*Andrić, N.* 322, 323.  
*Anhorn, B.* 404.  
*Aničkov, E. V.* 441f.  
*Anstandsregeln, bairische* 169.  
*Antichrist* 309.  
*Antonius* 254.  
*Apuleius* 213, 336.  
*Arabažin, K.* 443.  
*Arabische Erzählungen* 85, 296.  
*Argentinien* 127f.  
*Arier: Urheimat* 214, 218.  
*Armenische Heldensagen* 149f.  
*Heiligenlegenden* 361—269.  
*Arnaudov, N.* 328.  
*Aschaffenburg* 248.  
*Astlöcher* 431.  
*Auberée* 213.  
*Aubert, K.* 467.  
*Augsburg* 206.  
*Aussatz* 122.  
*Aussetzung in einer schwim-  
 menden Lade* 83—92.  
*Austköst* 166.  
*Babenko, V.* 455.  
*Baden* 123, 414.  
*Bakius, R.* 293.  
*Balduch* 297.  
*Ballade* 223.  
*Barbara, heil.* 258.  
*Barmen, Haus* 7.  
*Bartels, P.* 247, 358, 359, 469.  
 Rec. 339, 340, 341, 355.  
*Bartholomäus* 257.  
*Bartholomäus, R.* Das pol-  
 nische Original des Volks-  
 liedes 'An der Weichsel  
 gegen Osten' 314—316.  
*Basel* 385.  
*Basset, R.* 240.  
*Bassgeige, riesige* 180.  
*Bauernkalender* 251. -vater-  
 unser 134.  
*Baum, auf dem Mädchen  
 wachsen* 51. Krankheiten  
 auf B. übertragen 174f.  
*Bayrisches Vaterunser* 137,  
 139.  
*Beck, P.* Volksgericht im Mon-  
 tavon 95. Zwei Satiren in  
 Gebetsform auf Toköly und  
 Ludwig XIV. 186f. Zwei  
 deutsch-französische Flug-  
 blätter aus dem spanischen  
 Erbfolgekriege 188—190.  
*Becker, A.* 228.  
*Beerdigung* 274f.  
*Beischläge* 163.  
*Belgien: s. Vlämisch.*  
*Benediktuspfeffing* 245.  
*Benevent* 312.  
*Benfey, Th.* 298, 458, 460.  
*Berberische Sprache* 347.  
*Berendes, J.* 354.  
*Bergener Spiele* 411.  
*Bergisches Haus* 1—12.  
*Berlin* 123, 294. Sammlung  
 für Volkskunde 249, 281.  
*Bern* 382.  
*Bernstein, J.* 216.  
*Bersohn, M.* 208.  
*Bešlić, M.* 318.  
*Beschneidung Christi* 254.  
*Bett* 284. -laken 436.  
*Beucke, K.* Rec. 462f.  
*Biarnay, S.* 347.  
*Björnone und Chicheface* 58f.  
*Bilderbogen* des 16. bis  
 17. Jahrh. 51—82.  
*Biljaševskij, M.* 457.  
*Bingerbrück* 289, 293.  
*Birjukov, P.* 444.  
*Birma* 203.  
*Birnbaum* 247. -spiel 383.  
*Blan Trauerfarbe* 264.  
*Blok, A.* 442.  
*Blüml. E. K.* 223f, 227, 229,  
 231, 238.  
*Bobčev, S. S.* 326.  
*Bobrov, E. A.* 444.  
 —, W. A. 447.  
*Böckel, O.* 220.  
*Bockspiel* 416.  
*Boer, R. C.* 114, 333.  
*Böhmische Volkskunde* 215  
 bis 219. Sagen 294.  
*Bohn, E.* 225.  
*Bohnen* 375.  
*Bolte, J.* 125, 224, 246f, 358f.  
 Bilderbogen des 16. und  
 17. Jahrh. (7—10) 51—82.  
 Weitere Predigtparodien  
 182—185. Ein Reimgespräch  
 zwischen Prinz Eugen und  
 Villeroi (1702) 190—194.

- Zum Lobspruch auf die deutschen Städte 206f. Zur Sage vom Traum vom Schatz auf der Brücke 289 bis 298. Der Nussbaum zu Benevent 312—314. Zum Märchen von den Töchtern des Petrus 314. Zeugnisse zur Geschichte unsrer Kinderspiele 381—414. Die Herkunft einer deutschen Volksweise 420f. Neuere Märchenliteratur 458—462. Die Tagung des Verbandes d. Vereine für Volkskunde 128. 472. Rec. 236. 238. Notizen 121—123. 240—244. 354—357. 465—471.
- Bonč-Brujevič, V. 454.
- Bonus, A. 116.
- Boratynski, L. 214.
- Borozdin, A. 441f.
- Bosnien: Volksepik der Mohammedaner 13—30.
- Botanik 340.
- Boulifa, S. 347.
- Bourbonnais 356.
- Bozen 294.
- Bräker, U. 409.
- Brandenburg, Mark 241. 462.
- Brandenburgia 121.
- Brandsch, G. 231. Die siebenbürgischen Melodien zur Ballade von der Nonne 194 bis 197. Die Herkunft einer deutschen Volksweise 418—420.
- Brandstetter, R. 354.
- Bratič, T. A. 319f.
- Brauch 122. 165. 218. 238. 270f. 439f.
- Brauchebaum 246.
- Braunschweig 423.
- Brechenmacher, J. K. 465.
- Bremen 293.
- Bregues, J. 461.
- Brennenberger 223.
- Breuner 198.
- Brenzstein, M. 211.
- Breslauer, M. 224.
- Bretonischer Brauch 202.
- Brill, R. 222.
- Brille 73. 77.
- Brotformen 122.
- Brückenspiel 414.
- Brücker, H. 358.
- Brückner, A. Neuere Arbeiten zur polnischen u. böhmischen Volkskunde 208—219.
- Brunier, J. W. 220.
- Brummer, O. J. 121.
- Brummpflied 165.
- Brunner, K. 125. 357. Ein Holzkalender aus Pfirten 249—261. Die kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde auf der internationalen Ausstellung für Volkskunst Berlin 1900
- 281—286. Protokolle 124 bis 128. 245—248. 357—360.
- Brustschmuck 267.
- de Bry, J. Th. 51. 55. 388.
- Buchanan, M. A. 354.
- Buddha 368.
- Bugge, S. 233.
- Buhlerspiegel 56.
- Bulgarische Volkskunde 325 bis 328.
- Bullpulstid 166.
- Burzi 149.
- v. d. Busche, H. 384.
- Camerarius, J. 387.
- Campaka 85.
- Campbell, K. 462.
- Carthaus, E. 360.
- Cassel 294.
- v. Castenhof, R. 62.
- Chalanskij, M. 442.
- Chalutianz, B. Die iranische Heldensage bei den Armeniern 149—157. Armenische Heiligenlegenden 361—369.
- Chaucer, G. 58.
- Chauvin, V. 298.
- Chiari (Schlacht bei) 188.
- Chicface 58f.
- Chile (Pfeffer) 375.
- Chinesische Erzählungen 86. 461.
- Chmieleski, K. 209.
- Chosrov 154.
- Christi Geburt 259.
- Christnachtsfeier 122.
- Chudjakov, J. A. 444.
- v. Clausen, J. F. 57.
- Clodius Liederbuch 194.
- Coblenz 286. 293.
- de Cock, A. 121. 232.
- Cocu (Hahnrei) 63f.
- Collibia (Hohlhippe) 173.
- Comenius, J. A. 394.
- Conev, B. 327.
- Constant du Hamel 213.
- Cornelius (Hahnrei) 66.
- Ćorović, V. 324.
- Corso, R. 354.
- Cosquin, E. 83. 461.
- Cotkanski, K. 208.
- de Coulevain, P. 174.
- Cucurbita 65.
- Cysat, R. 354.
- Czarkowski, L. 211.
- Dähnhardt, O. 314. 459. 472.
- Danae 87.
- Danilov, V. 454. 456.
- Dänischer Kupferstich 82.
- Lieder 232f. Sagen 294.
- Volkskunde 242.
- Danzig 214. Werder 158—170.
- Dejijer, J. 318.
- Delchaye, H. 240.
- Deposition 71. 123.
- Dermbach 436.
- Deržavin, N. 325.
- Deutsch-französische Mischpoesie 188f. 190f.
- Diels, H. 240.
- Dingelstedt, V. 240.
- Dionysius Carthusianus 146.
- Dobrovoljskij, N. 453.
- Dohle 440.
- v. Dohna, C. 390.
- Donar 431.
- Donnerbesen 429—432.
- Dordrecht 293.
- Dorf 246. 332. -Ordnung 304f.
- Dörler, A. 227.
- Dorotheenspiel 217.
- Dragičević, T. 319.
- Drechsler, P. 228.
- Drei 107.
- Drescher, K. 247.
- Dresden 294.
- Dschalāl-uddin Rūmi 296.
- Dübi, H. 223.
- Du bist mein 223.
- Dünkirchen 418.
- Dušek 217.
- van Duyse, F. 232.
- Dvořak, S. 217.
- Ebendorfer, Th. 143.
- Eckstein, K. 462.
- Egerer Fronleichnamspiel 383.
- Egerland 119. 239.
- Ehe 240. 453.
- Ehebrecherin bestraft 68f. 89. überwiesen 67.
- Ei 213.
- Eichhörnchen 440.
- Eifel 416.
- Elben, Elfen 429. 431.
- Elsternest 148.
- Endt, J. 465.
- Engelhard, Frau 313.
- Englische Sagen 294.
- Epik: s. Bosnien, Lied russisch, Volksepos.
- Erasmus, der h. 256.
- Erasmus, D. 385.
- Erdbeben 198f.
- Erfurt 294.
- Ermland 438.
- Ernst, P. 242.
- Erute-branch 440. -fest 247. sprüche 247.
- Erotik 341.
- Ertl, J. 406.
- Erzgebirge 122. 228.
- Eselritt (Strafe) 69f. 81f.
- Esther 461.
- Estreicher, K. 208.
- Eugen von Savoyen 190.
- Eule 440.
- Euling, K. 206.
- Eyring, E. 291.
- Fabel 426. 460.
- Fabliaux 213.
- Facetae facetiarum 390.
- Falk, F. 240.
- Färöer, Sagen 297. Tautieder 233.

- Fassbender 228.  
 Faust, Dr. 70.  
 Feige machen (Gebärde) 81.  
 Felder, J. 228.  
 Fenriswolf 123.  
 Ferk, F. 472.  
 Feste 238. 243. 247.  
 Festgebäcke 173.  
 Fiebelkorn, M. 128. 245. 248.  
 Finger: durch die F. sehen 72.  
 Fingersprache: siehe Feige, Hörner.  
 Finnische Märchen 299—302.  
 Zauberlieder 121.  
 Fischart, J. 381f. 390. 402.  
 Fischer, Herm. 117.  
 Flajshans, V. 215. 217.  
 Fleming, P. 401.  
 Flensburg 294.  
 Föhr 261—281.  
 Folklore Fellows 233.  
 Fongers, J. (Fungerus) 292.  
 Förster, M. 121.  
 Fortunatus 70.  
 Frankfurt a. M. 293.  
 Franko, J. 317. 455f.  
 Französische Bilderbogen 58f. 82. Sprichwörter 293. Tanzweise 418f. Volkskunde 356.  
 Frauentrachten in Ermland 138. auf Föhr 261f. s. Weib.  
 Freierkorb 51—55.  
 Freimaurerei 472.  
 Freitag 410.  
 Freytag, L. 122.  
 Friedel, E. 121. 462.  
 Friedländer, P. 120.  
 Friedrich Wilhelm IV. 438.  
 Friedrichs, G. 459.  
 Friedwagner, M. 472.  
 Fries, C. 359.  
 Friesische Sprache 262f.  
 Frischlin, N. 388.  
 Frömmigkeit erprobt 311.  
 Fulda: goldenes Rad 296.  
 Fürst, P. 52. 56.
- Gabjov, P. K. 328.  
 Gähiz 298.  
 Gāhramān Gāthil 153.  
 Gaidoz, H. 241.  
 Galle, R. 241.  
 Gallus, der h. 257.  
 Garib 362.  
 Garnwickel 435.  
 Garten und Feld 358.  
 Gartenhaus 11.  
 Garzoni, T. 392.  
 Gassmann, A. L. 228.  
 Gaudefroy-Demombynes 461.  
 Gavrilović, M. 322.  
 Gebärdensprache 122. 173.  
 Geheimsprache 452.  
 Geisslütten (Spiel) 416.  
 Geldtasche auf dem Schulwege gefunden 94.  
 van Gennep, A. 122. 241. 463.  
 Georg, der hl. 255. 361.
- Georgijevskij, G. 449.  
 Georgisches Märchen 303.  
 Gera 294.  
 v. Geramb, V. 472.  
 Gerbet, E. 345.  
 Gerbing, L. Volkskunstaussstellung in Dermbach 436 bis 438.  
 Gericht über Fremde 95.  
 Gertrud 255.  
 Gesellschaftsspiele: s. Kinderspiele.  
 Getreide wächst rasch 94.  
 Gewitter 440.  
 Gjorgjević, T. R. 318. 320.  
 Glaubensbekenntnis parodiert 137.  
 Gleim, J. W. L. 407.  
 Glockenläuten 275. -spiel 418. 420.  
 Gloede, H. 241.  
 Gloger, Z. 212.  
 Glückgreifen 165.  
 Glücklich, J. 219.  
 Goethe, J. W. 15. 230. 406. Mutter 409.  
 Gogol, N. V. 449.  
 Goldmann, E. 354.  
 Goll, J. 218.  
 Golther, W. 223.  
 Gorodeckij, S. 442.  
 Grab-beigaben 125f. -inschriften 280. -steine 278f.  
 Graber, G. 223.  
 Gräbner, P. 462.  
 Graef, H. 221.  
 Grafenauer, J. 313.  
 Grasmücke 71.  
 Gravlund, Th. 242.  
 Graz 472.  
 Grefflinger, G. 403.  
 Gregorius, der h. 363.  
 v. Greyerz, O. 228.  
 Griechische Volkskunde 215. 467.  
 Grillandus, P. 313.  
 Grimm, J. 289. 313.  
 Gromnicki, T. 214.  
 Grönland 170.  
 Gross-Siepen 2.  
 Grotnitz, C. M. 401. 406.  
 Gruden, J. 317.  
 Gruter, J. 411.  
 Gildenzahl 252.  
 Gumowski, M. 214.  
 Gumpelzhaimer, G. 393.  
 Gürtelschnalle 272.  
 Guslarenlieder 235.  
 Guttmann, H. 231.
- Häbertin, K. 469. Trauertrachten und Trancergebäude auf Insel Föhr 261—281.  
 Hadoczek, K. 208.  
 Hadžimerspahić, E. 324.  
 Haendcke, B. 354.  
 Hahu 123. -federn 82. -reiter 75.
- Hahn, E. 126f. 358. Übertragung von Krankheiten auf Bäume 174f.  
 Hahn, P. 465.  
 Hahnrei 63—82.  
 Haikuni, S. 364.  
 Hakenbude 165.  
 Hamburg 294.  
 Hameln 294.  
 Hamsfort, C. 261.  
 Handschuh 360.  
 Handtücher 437.  
 Harkoten, Haus 8.  
 Hartmann, Alb. 283. Weiteres über Den Tod betrügen 432f.  
 Hartmann, Aug. 224.  
 Hase 440. H. und Frösche 426. und Mond 428.  
 Haube 262f. 273.  
 Hauffen, A. 226. 472.  
 Haus 1—12. 158f. 246. 274. -inschriften 101—107. -marken 165. 210. 279.  
 Havelka, V. 218.  
 Hayn, H. 243.  
 Heeger, G. 354.  
 Heidelberg 293. Vaterunser 131.  
 Heidrich, H. 122.  
 Heilig, O. 123. Zum Spiel von der goldenen Brücke 414—416.  
 Heilige des Kalenders 254 bis 259. im Volksglauben 123. 240. Bilder 416.  
 Heimatschutz 248.  
 Heini, J. C. 406.  
 Heldmann, K. 241.  
 Hellwig, A. 241. 358.  
 Helm, K. 228. 472.  
 Hēmacandra 83.  
 Hennenreiterin 81.  
 Herakles 120.  
 Hermann, Ed. 231. Bedeutungsvolle Zahlen im litauischen Volksliede 107 bis 110.  
 Hermitippos 432.  
 Herodesspiel 204f. 208.  
 Herrad von Landsberg 250.  
 Hertel, G. 142.  
 Hertel, J. 460f. Zu den Erzählungen von der Muttermilch und der schwimmenden Lade 83—92. 128. Zur Fabel von den Hasen und den Fröschen 426—429.  
 Herzegovina 13.  
 Heuff, H. 228. Westfälische Hausinschriften (1—50) 101 bis 107.  
 Housler, A. 247. 248. Rec. 116. 335.  
 Hewelcke, M. R. 465.  
 Hexenbesen 429. -glauben 235.  
 v. d. Heyden, J. 395f.  
 Hilden 3.

- Himmels-briefe 325. 356.  
-gegenden 207.  
Hirschberg, A. 208.  
Hirschfeld, M. 242.  
Hirtengerät 123.  
Hnatjuk, V. 456f.  
Hochzeitsbittern 167. -bräuche  
212. 243. 350. 440.  
Hodson, T. C. 122.  
Hoefnagel, G. 68.  
Hoernes, M. 355.  
Hofer, G. 268.  
Hoffmann-Krayer, E. 465. 472.  
Höfler, M. 122. 242. 340. 465.  
Angeblieche Urachen unsrer  
Festgebäcke 173f. Unter-  
haltung mit Toten 202.  
Holleck-Weithmann, K. 124.  
Höllenfahrt Christi 123.  
Höllenschmied 123.  
Holz, G. 355.  
Holzkalender aus Pfrauten  
249—261.  
Hörmann, K. 17.  
v. Hörmann, L. 465.  
Hörner des Halmreis 64—71.  
82. H. machen (Gebärde)  
64. 77. 79.  
v. Hövel, C. 402.  
v. Hovorka, O. 339.  
Hrinčenko, B. 455.  
Hruševskij, M. 455.  
Hut, breiter 73f. 77.  
  
Ibykus 447.  
Ilg, B. 355. Maltesische Le-  
genden und Schwänke (1—5)  
308—312.  
Ilja Muromec 444f. 448.  
Indianer: Werwolfsglaube 33f.  
Indien: Fabel 426. Lieder  
122. Märchen 244. 460.  
Niederländisch I. 360.  
Ingold 382.  
Innsbruck 293.  
Inschriften 244. 295. s. Grab,  
Haus.  
Iranische Heldensagen 149 bis  
157.  
Irish 241.  
Isländische Erzählungen 116.  
Himmelsgegenden 207. Sage  
170—173. Schafknochen  
433 f.  
Ivanov, P. V. 457.  
  
Jagić, V. 215.  
Jakobus 255f.  
Jakuškin, E. J. 454.  
Jammerlappen 268.  
Jančuk, N. A. 447.  
Janěvič, O. 447.  
Janko, J. 218.  
Jankov, G. 327.  
Janssens, J. 123.  
Jäschke, E. 341.  
v. Jastrebov, N. 219.  
Jstaka 426.  
Javorskij, J. 455.  
  
Jelesonskaja, J. 443. 447. 454.  
Jessen, C. L. 265.  
Johannes der Ev. 259. der  
Täufer 256f.  
Johannestag 439.  
John, A. 119.  
John, E. 122.  
Johnson, M. 402.  
Joseph = Halmrei 72.  
Jovanović, M. 323.  
Judas, der h. 257.  
Jude, der ewige 308.  
Jüdischer Brauch 203f. 212f.  
Sage 297. 433.  
Jungbauer, G. 227f. 238.  
Jungfrau, gefallene verspottet  
73. J. hund 62. s. Lieb-  
haber.  
  
Kagan Aslan 368.  
Kahl, B. 123.  
Kaindl, R. F. 229.  
Kairo 296.  
Kakao 377.  
Kalender 249—261.  
Kałuźniacki, E. 123. 215.  
Kamanin, J. 455.  
Kammerwagen 282f.  
Kampen (Kempen) 293.  
Kantow, T. 411.  
Karadžić, V. S. 15.  
Karapet 361.  
Karl der Gr. 243.  
Karlmeinet 290.  
Karonen 314.  
Karskij, E. 445.  
Kartenspiele 410f.  
Kašik 217.  
Kaschubisch 210.  
Kassner, C. 355.  
Katharina 258.  
Katze 440.  
Kaufbrief parodiert 179.  
Kaufmann, A. 454.  
Kawczyński, M. 213.  
Kerbhölzer 356.  
Kessel gebiert u. stirbt 312.  
Kiedrich 199.  
Kinderlied 417. -reime 439f.  
-spiele: deutsche 381—412.  
414. 416. (Register 412—414).  
dänisch 233. italienisch 396.  
vlämisch 121. 123. Abbil-  
dungen 395f.  
Kindlein, unschuldige 259.  
Kinzel, K. 220.  
Kirche umlaufen 175.  
Kirchner, V. G. 356.  
Klapper, J. 225.  
Klein, M. 229.  
Klinger, W. 213.  
Klocker, J. 69.  
Kmit, J. 457.  
Knöchel (Würfel) 434.  
Knortz, K. 356.  
Knudsen, F. 242.  
Koerner, A. 246.  
Kohl, F. F. 226f.  
Kolberg, O. 456.  
  
Köln 382. 384.  
Könige, h. drei 254.  
Königskinder (Ballade) 223.  
Königsmoor, Kr. Strassburg  
204.  
Kononov, D. 454.  
Konstantinopel 244.  
Kopenhagen 294.  
Kopftuch 268.  
Kopp, A. 223f.  
Kornpuppe 166.  
Korolka, N. 446. 456.  
Körper 356.  
Kosmas 215.  
Kotsasse 332.  
Kowalski, F. 421.  
Krakau 208. 212.  
v. Kralik, R. 356.  
Kramer, M. 406.  
Krankheitsübertragung auf  
Bäume 174f.  
Krapfen 174  
Kraśniński, A. 211.  
Kratzwette 310.  
Kraus, A. 218.  
Krauss, F. S. 16. 234. 319.  
320f. 325.  
Krček, F. 212. 214.  
Kreuzserhöhung 257. -findung  
255.  
Kreuznach 289.  
Krippenspiel: s. Weihnacht-  
spiel.  
Kristensen, M. 242.  
Krohn, K. 123.  
Kronfeld, A. 339.  
Kroon, R. 448.  
Krüger, B. 411.  
Ksēmēndra 86. 88.  
Kuba, L. 16. 324.  
Kubin, J. 218.  
Küche, schwarze 164.  
Kück, E. 123. 238. 470.  
Kuckuck = Hahurei 71f.  
Kuhač, F. S. 16. 325.  
Kujot, S. 209.  
Künste, K. 466.  
Kutschkelied 225.  
Kuzelja, Z. 457.  
  
Länderspiegel 207.  
Langeness (Hallig) 277.  
Larsen, K. 472.  
Lätare 358.  
Lateinische Erzählungen 351.  
Laternenlied 72.  
Lauben 160. 246.  
Lauffer, O. 472.  
Laurentius 257.  
Lausitz 246.  
Lauterberg 294.  
Lauterhagen 438.  
Lavrov, P. A. 327.  
Legenden 240. 460. maltesisch  
308f. russisch 446.  
*Lehmann-Filhe's, M.* Die  
letzten Isländer auf Grön-  
land 170—173. Isländ. Be-  
zeichnungen für die Him-

- melsgenden 207. Verwendung der Schafknochen in Island 433—435.
- Lehmann-Nitsche, R. 127.
- Lehnhoff, W. 231.
- Lenke, E. 126, 248.
- Lenorensage 323.
- Leonhard, der h. 258.
- Lessiak, P. 472.
- Leucoleon 403.
- Levyckij, O. 457.
- Levynskij, V. 457.
- Lichtengang 176f.
- Liebesbräut 423—426. -gruss 426. -zauber 235.
- Liebhaber im Korbe 51; auf dem Narrenseil 55.
- Lied: berberisch 351 bosnisch 13—30. dänisch 232f. — deutsch: neuere Arbeiten 219—234. 216. 354. An der Weichsel 314. 421. Augustin 225. Ehepaar 72f. Ritter Ewald 227. Historisch 129 bis 142. 186—194. 224f. Königskinder 223. Lilie 223. Nonne 194—197. 223. Nornen 117. Tracht und Speise 96—101. Melodien 418. 421. — färöisch 233. indisch 122. italienisch 354. litauisch 107. maltesisch 355. niederländisch 332. norwegisch 467. polnisch 208. 315. 421. rumänisch 472. russisch 442f. 455. schwedisch 234. serbokroatisch 235. slowenisch 317.
- Liederbücher 226. 229. 244.
- Liestöl, K. 467.
- Lilie als Grabesblume 223.
- Liliental, R. 212.
- Limerick 204.
- Linde 10.
- Lissauer, A. 124.
- Litauische Lieder 107.
- Lohmeyer, K. 242. Der Traum vom Schatz auf der Coblenzer Brücke 286 bis 289.
- Lohse, H. Rec. 114f. 333f. 355f.
- London 204.
- Lopaciński, H. 208.
- Lorentz, F. 210.
- Lotos 454.
- Lübeck 203. 469.
- Lucas, H. Rec. 120f.
- Lucia 258.
- Lückendorf 246.
- Lud 212.
- Ludwig XIV. 186.
- Ludwig, H. 127. —, O. 243.
- Luftgeister 432.
- Lügenabentener 185.
- Lund, A. 458.
- Lüneburger Heide 123.
- Luther, M. 241. 385.
- Lyall, C. J. 122.
- Lydgate, J. 58.
- Máchal, J. 217. 219.
- Mackel, E. Rec. 341. 343. 345.
- Macropedius, G. 385.
- Mader, G. 242.
- Magdalena 256.
- Magdeburg 293f.
- Magnus 257.
- Magnussen, C. K. 266.
- Mainet 290.
- Mainz 289. 293.
- Mais 371f.
- Majkowski 210.
- Maksimov, A. N. 453.
- Malaiische Erzählung 84. 314.
- Maltesische Legenden 308 bis 312. Lieder 355.
- Mankowski, H. Das polnische Herodesspiel 204—206. Eine Frauentracht des Ermlandes 438f.
- Mann: versucht die Gattin 92. Spottnamen 72.
- Mannheim 288. 293.
- Mansikka, V. J. 418. 446. 448. 467.
- Märchen: Literatur 458—462. Wanderung 412. 458. Amor u. Psyche 213. Tiersprache 298. Töchter Petri 314. böhmisch 218. bulgarisch 328. deutsch 297. 470. finnisch 299—302. georgisch 303. griech. 467. indisch 244. 460. iranisch 241. lateinisch 351. malaiisch 314. persisch 461f. russisch 302. 450. 456. serbisch 324. siebenbürgisch 472. tatarisch 302.
- Mareš, F. 219.
- Margareta 256.
- Maria 255. 257.
- Marjanović, L. 17.
- Markov, A. 444. 446. 451.
- Martinus 258.
- Matthias 255.
- Matov, G. 325.
- Matrosenspiele 411.
- Matusiak, S. 212.
- Maurer, H. 246. 359.
- Mayer, Jos. Kinderspiele aus der Eifel 416f.
- Medizin 339. 340f.
- Meergreis 182.
- Mehring, G. 225. Das Vaterunser als politisches Kampfmittel 129—142.
- Meier, J. 221. 223. 458.
- Meisinger, O. 228.
- Meithais 122.
- Meletaon (Rost) 204.
- Mensa philosophica 200.
- Menschenopfer 468.
- Menzel, Th. 244.
- Meringer, R. 472.
- Messerschmid, G. F. 389.
- Mexikanische Küche 126f. 369—381.
- Meyer, Ed. 328. —, G. F. 230. —, R. M. Rec. 117f. 328 bis 330. 463. Antwort 333.
- Mezernickij, P. 447.
- Michael, der h. 257.
- Michel, H. 360. Rec. 239. 241. 351—356. 465. 471.
- Milche, R. 121. 246. 248. 462. 472. Rec. 119.
- Mijatović, S. 324.
- Mikirs 244.
- Milaković, J. 323.
- Miller, A. 454. —, V. Th. 444f. 448.
- Minden, G. 126. 358f.
- Mirčev, D. 326.
- Misander (Adami) 291.
- Mistelbuch 431.
- Mitrović, A. 318f.
- Mitzschke, P. 225.
- Moe, M. 467.
- Mogk, E. 128. 468. 472.
- Mohammedaner in Bosnien 14.
- Mölltal 294.
- Monatsnamen 254f.
- Montavon 95.
- Möser, J. 242.
- Moses: VI—VII. Buch 245. Kindheit 84.
- Müller, Curt. Predigtparodien a. d. Oberlausitz 175 bis 181.
- München 294.
- Münden 294.
- Murko, M. 323. 325. Die Volksepik der bosn. Mohammedaner 13—30.
- Musäus, J. K. A. 293.
- Muttersmilch 83—92.
- Mütze, blanke 438.
- Mythologie 112. 459. slawisch 212. 219. 441.
- Nackt den Fliegen preisgegeben 69.
- Name des Kranken geändert 203f.
- Narrenfresser 63. -jagd 55. -seil 55f.
- Nationalhymnen 225.
- Natursagen 459.
- Neapel 203. 354.
- Nehring, W. 208.
- Neidhart 222.
- Nessel 127.
- Neuburger, M. 389.
- Neujahr 439.
- Neumark, G. 402.
- Neum 109.
- Nibelungensage 114. 333. 355.
- Nicolaus, der h. 258.
- von Dünckelspühl 143.
- Magni de Jawor 143.
- Niederländischer Kupferstich 60. Lied 232.

- Niederle, L. 215. 218.  
*Noll, K.* Fragstücke beim Kuggericht in Rappenaun 304—308.  
 Nonne (Ballade) 194f.  
 Nördlingen 382.  
 Nornen 417.  
 Norwegen 467.  
 Novák, J. V. 217f.  
 —, Th. 218.  
 Novaković, S. 323.  
 Novickij, J. 456.  
 Nürnberg 247. 382.  
 Nussbaum zu Benevent 312 bis 314.  
 Nutzspiel 417.  
 Nyrop, K. 468.
- Oberlausitz** 175f.  
 Oberösterreich. Lieder 96 bis 101. 226.  
 Ohnesorge, W. 469.  
 Olbrick, K. 223.  
 Oldenburg 470.  
 Oldenburg, S. 213.  
 Olrik, A. 232. 242. 335. 458.  
 Olsen, M. 467.  
 Ončukov, N. E. 450. 454.  
 Ortsneckereien 123.  
 Oster-ei 213. -spiele 217.  
 Ostpreussen 126.
- Pai (Rock)** 267. 270.  
 Palašev, G. 326.  
 Palermo 294.  
 Palunko, V. 318.  
 Paicatanra 428. 458. 460.  
 Päserwinkel 162.  
 Paulus 255f.  
 Pawelek, F. 208. 212.  
 Peitsche 165.  
 Pekař, J. 218.  
 Peretz, W. N. 447. 456.  
 Perlenstickerei 437.  
 Pérot, F. 356.  
 Pervušin, P. 450.  
 Pessler, W. 472.  
 Peterspfennig 214.  
 Petrus 255f. Töchter 314.  
*Petsch, R.* Rec. 234f. 336f.  
 Pfaff, F. 228.  
 Pfänderspiel 100.  
 Pflanzen 357.  
 Pfranten (Pfronten) 249.  
 Philippus 255.  
 Piekosiński, F. 208.  
 Pielke (Peilke)-spiel 393.  
 Pillen eingegeben 311.  
 Platzband 165.  
 Plinius 429.  
 Ploss, H. 469.  
 Podlaha, A. 219.  
 Pohle, P. 356.  
 Polaben 210.  
 Politis, N. G. 467.  
*Polinka, G.* 215. 217f. 321.  
 Neuere Arbeiten zur süd-
- slaw. u. russ. Volkskunde 317—328. 411—456.  
 Polnisches Herodesspiel 204f.  
 Lied 314f. 421f. Volkskunde 208—215.  
 Polsterer, J. 229.  
 Pommer, J. 226. 472.  
 Pommern 241. 411f.  
 Poniński 212.  
 Pontanus, J. 388.  
 Pontoppidan, E. 262.  
 Popović, M. L. 325.  
 —, P. 323.  
 Portius, W. 469.  
 Posen 209.  
 Poysyl, J. A. 404.  
 Pracki 212.  
 Pradel, F. 228.  
 Prag 294.  
 Prätorius, J. 242.  
 Predigtparodien 175—185.  
 Premysl 354.  
 Priebisch, R. 224.  
 Prijatelj, J. 317.  
 Privalov, N. J. 454.  
 Prüfmittel der Gattentreue 67.  
 Prüfmers, A. 231.  
 Ptašnik, J. 214.  
 Pulaški, F. 211.  
 Pulque 378.  
 Pussmirk 168.  
 Putincev, A. M. 449.
- Radojević, V.** 325.  
 Radonić, J. 323.  
 Ramillies (Schlacht) 189.  
 Ramond, Société 470.  
 Randers 294.  
 Ranisch, W. 335.  
 v. Ranzau, H. 261.  
 Rappenaun 228. 304.  
 Raritätenkasten 190.  
 Rätsel, bulgar. 328. russ. 447.  
 Rauchstubenhaus 472.  
 Regensburg 290.  
 Rehan 75.  
*Rehsener, M.* Tiroler Volksmeinungen über Erdbeben 198f.  
 Reichardt, R. 243.  
 Reinach, A. J. 243.  
 Rejzek, A. 219.  
 Reuschel, K. 243.  
 Reychart, G. 249.  
 Rhamm, K. 330.  
 Riederer, M. F. 405  
*Riegler, R.* 117. Entgegnung 353.  
 Rieser, F. 224.  
 Riklin, F. 459.  
 Rinzenberg 286f.  
 Rocken anzünden 386.  
 Rodenwaldt, R. 247.  
*Rodiger, E.* Allerlei aus Rollsdorf 439f.  
 —, M. 124. 127. 245f. 247. 357. 359.
- Rolandreiten 248.  
 Rollenhagen, G. 389.  
 Rollsdorf 439.  
 Römoldt, J. 411.  
*Rona-Sklavek, E.* Ungarische Märchen (5—6) 92—95.  
 Rosenkranz 245.  
 Rost, J. L. 294.  
 —, P. 210.  
 Rostafinski, J. 214.  
 Rožić, V. 318.  
 Rubezahl 242.  
 Ruggericht 304.  
 Rumänien 124f. 472.  
 Runen 210. Kalender 251.  
 Runze, M. 223.  
 Russische Bilderbogen 80f.  
 Märchen 302. Volkskunde 441—456. Zauber 467.  
 Rustem 149.
- Sachs, H.** 51. 63. 216. 248. 386. 410.  
 Sachsen 356.  
 Sagen 123. 241. 356. 458. 468.  
 s. Iran. Nibelungen, Oldenburg, Traum.  
 Sahr, J. 220. 223.  
 Salomo 243.  
 Saloni, A. 208.  
 Salzberger, G. 243.  
*Santer, E.* Rec. 110.  
 Sänger, serbische 18.  
 St. Gallen 382.  
 Sarma, W. 214.  
 Satiren in Gebetsform 129 bis 142. 186f.  
 Satorformel 245.  
 Sau im Kessel treiben 417.  
 Saxo Grammaticus 261.  
 Schafknochen 433f.  
 Sajžin, N. 454.  
 Sambinago, S. 443.  
 Schatzwurzeln 440.  
 Schauspiel, russ. 443. s. Weihnachtspiel.  
*Sched, W.* Rec. 117.  
*Schedl, O.* 221. Die Entwicklung des bergischen Hauses 1—12. Der Donnerbesen 429—432.  
 Seluchin, S. 454.  
 Scherminkel 60.  
 Schiepek, J. 239.  
 Šiškov, H. V. 326.  
 —, S. N. 327.  
 Šimarew, V. F. 444.  
 Schläger, G. 230.  
 Schlange lehrt Tiersprache 299f.  
 Schlesien 212. Mundart 341. 343.  
 Schmid, U. 224.  
 Schmidt, Er. 243.  
*Schnippel, E.* Volkskundliches aus dem Danziger Werder 158—170.  
 Schokoladenquirl 380.



- Schön, F.* Das Kinderlied von den Nornen 417f.  
 Schönbartbuch 247.  
 Schornsteinfeger 357.  
*Schrader, O.* Rec. 330f.  
 Schrank 285.  
 Schreck 247.  
 Schröder, E. 206. 225.  
 v. Schulenburg, W. 121.  
 Schullerus, A. 472.  
 Schullerus, P. 357.  
 Schulze-Veltrup, W. 246. 248.  
 Schürze 268f.  
 Schuster, A. 230.  
*Schütte, O.* Liebesbriefe einer Braunschweigerin 423—426.  
 Schwalbe, G. 462.  
 Schwämme 472.  
 Schwänke, maltesisch 310f. spanisch 354.  
 Schwantes, G. 118.  
 Schwartz, F. A. 123.  
 Schwedische Volkslieder 234.  
 Schweizer Vaterunser 130. Volkslieder 227f.  
 Schwerdfeger, J. 225.  
 Schwerttanz 248.  
 Schwietering, J. 222.  
 Schwimmersage 223.  
 Scriver, C. 403.  
 Sebastian 255.  
 Segel, J. 216.  
 Segen 122. 247.  
 Sekten, russ. 454.  
*Seler, C.* 126. Mexikanische Küche 369—381.  
 Semkowicz, W. 209f.  
 Semmel 100f.  
 Serbisch-kroatische Lieder 15f. Volkskunde 318—325.  
 Sergius 361.  
 Seržputovskij, A. 452.  
 Sevilla 69.  
 Seybold, J. G. 404.  
 Siebenbürgen: Märchen 172. Melodien 194—197. 420.  
 Sieben weise Meister 462.  
 Silvester 165. 439.  
 Simon 257.  
*Simon, A.* Das poln. Original des Volksliedes 'An der Weichsel gegen Osten' 421 bis 423.  
 Singen und Sagen 222.  
 Sirenen 310.  
 Sitten 293.  
 Skerlić, J. 323.  
 Slawische Volkskunde 208 bis 219. 317—328. 441—457.  
 Sliaven (Armel) 267.  
 Slowenische Volkskunde 317.  
 Soffé, E. 243.  
 Sohurey, H. 238. 470.  
 Sökeland, H. 126. 245. 247f. 359f.  
 Soldatenbriefe 472.  
 Somadeva 86. 88.  
 Sommertagsfeier 358.  
 Sotirios, K. D. 467.  
 Spanisches Vaterunser 133.  
 Speise in Mexiko 126f. Niederländisch-Indien 360. Oberösterreich 99f.  
 Spelta, A. M. 389.  
 Spence, L. 244.  
 Speranskij, M. N. 322. 444.  
 Spiele 234. 241. s. Kinderspiele.  
 Spiel-hölzlein 403. -platz 395.  
 Spinne 440.  
 Sprichwörter, böhm. 215. französ. 296. griech. 215. italien. 354. jüd. 216. russ. 456. slovak. 217. vläm. 121.  
 Sprostanov, E. 327.  
 Sprüche 436f. s. Haus-Inschriften.  
 Stack, E. 244.  
 Städte: Lobspruch 206f.  
 Stathi, S. E. 467.  
 Steglich, L. 228.  
 Steiff, K. 225.  
 Steine von Wallfahrern getragen 175.  
 Stelzen 291.  
 Stephanus 259.  
*Stewart, C. T.* Die Ent-stehung des Werwolf-glaubens 30—51.  
 Stickerereien 436f.  
 Stiefel 128.  
 Stoeving, K. 282.  
 Stojanović, L. 322.  
 Storeh 440.  
 Strackerjan, L. 470.  
 Strebekatze 386.  
 Strekelj, K. 317.  
 Stuhl, K. 470.  
*Stumme, H.* 355. Rec. 347 bis 351.  
 Südslawische Volkskunde 317 bis 328.  
 Sündenbekenntnis parodiert 186.  
 Suregkap (Trauermantel) 263. 268f.  
 Sutnar, J. 215.  
 Sylvanus 407.  
 Sympathiekuren 358.  
 Tabak 215. -beutel 437.  
 Tage der Beerdigung 276.  
 Talko-Hryncewicz, J. 208.  
 Talmud 297. 433.  
 Tamales 374.  
 Tamhäuser 223.  
 Tantrakhayika 83. 460.  
 Tanūhi 296.  
 Tanz auf den Färðern 233; Bosnien 27.  
 Tanzlustige bestraft 309.  
 Tatarische Märchen 302.  
 Taubenhauß = Herz 57.  
 Tausend und eine Nacht 85. 296f. 461.  
 Tegernsee 282.  
 Teirlinck, J. 121. 232.  
 Temnitz 165.  
 Teršakovec, M. 322.  
 Teufel in der Flasche 435.  
 Teyfiq, M. 244.  
*Thimme, A.* 458. Rec. 351f.  
 Thomas 258.  
 Thorkelsson, J. 171.  
 Thorn 209.  
 Thun 293.  
 Thuren, H. 233.  
 Tiedt, E. 244.  
 Tier im Spiegel der Sprache 117. durch Verkleidungsüber-listet 31f. -felle 34f. -masken 32. -sprache 298—303.  
 Tille, V. 218.  
 Tirol 198. 226.  
 Titulatur, bairische 169.  
 Tobolka, Z. 219.  
 Tod betrügen 203f. 432f.  
 Tököly, E. 186.  
 Toldo, P. 471.  
 Tomek, V. 208.  
 Tomić, N. 323.  
 Tortilla 372.  
 Toten-beigaben 125f. -kronen 245. 472. -tanz 466. -unterhaltung 202. -wäsche 271.  
 Tracht, oberösterreich. 96f. 215. s. Trauer.  
 Trachtenberg, V. 452.  
 Träue 323.  
 Trauertrachten und -bräuche 261—281. -gehen 277f.  
 Traum vom Schatz auf der Brücke 286—298. -buch 216. -symbolik 459.  
 Tretiak, J. 456.  
 Trinkspiele 411f.  
 Triptis 294.  
 Trömer, J. C. 188.  
 Trubičyn, N. 444.  
 Truhlar, A. 208. 215.  
 Tür 11. 161.  
 Türkischer Roman 298.  
 Turnier 28.  
 Týkač, J. 218.  
 Týmčenko, E. 456.  
 Uhl, W. 222. 236.  
 Uhr 440.  
 Ulse, E. 191.  
 Ulu 382.  
 Ulrich 256.  
 Ungarische Märchen 92—95. v. Ünwerth, W. 343. 472.  
 Urbanus 256.  
 Urgeschichte 118.  
 Uri 293.  
 Usener, H. 110.  
 Valentin, der h. 199. 215.  
 Vasiljkov, V. 457.  
 Vaterunser 129—142. 186f.  
 Veile 294.  
 Vekljadov, M. 448.

- Venedig 294.  
 Verena 257.  
 Verwandlung in Tier 31. in Weib 241.  
 Veselovskij, A. N. 444.  
 Villach 294.  
 Villeroi, Herzog 191.  
 Vincentius 255.  
 Vinogradov, N. 443. 447 f.  
 Vitus 256.  
 Vlämische Kinderspiele 121. 123. Lieder 223. Sprichwörter 121.  
 Vogelfang (der Liebhaber) 55. -nest im Aberglauben 142—149.  
 Vogtland, Mundarten 345.  
 Volf, J. 215.  
 Volksbücher, russ. 443. -epos 221 f. -lied s. Lied. -märchen s. Märchen. -weise, Herkunft 418 f.  
 Vorbedeutungen 453.  
 Vorhaus 162.  
 Vorlaubenhaus 158.  
 Votivgaben 199.  
 Vovk, F. 455.  
 Wachsvotive 199—201.  
 Wahnsinn (Lykanthropie) 35 f.  
 Wallis: Sagen 123.  
 Wappen 210.  
 Warschau 211.  
 Watzek, O. 223.  
 Webb 267.  
*Webinger, A.* Tracht u. Speise im oberösterreich. Volksliede 96—101.  
 Webkunst 438.  
 Weddigen, O. 225.  
*Wehrhan, K.* 221. 230. Wachsvotive aus Kiedrich 199—201.  
 Weiber, unverträglich 58. Untugenden 314.  
 Weihnachtsfeier 122. -spiel. polnisch 204 f. 212. russisch 447. 456.  
 Weineck, F. 121.  
 Weinstein, M. B. 471.  
 Weissagung (Würfel) 434.  
 Werwolf 30—51.  
 Wesenigk, G. 495.  
 Wesselski, A. 351.  
 Westfälische Hausinschriften 101—107.  
 Westphalen, E. J. 261 f.  
 Westpreussen 204.  
 Wetuchow, A. 448.  
 Wickram, G. 387. 411.  
 Wienecke, F. 121.  
 Wierzbowski, T. 211.  
 Wilhelm von Auvergne (Paris) 144.  
 Willoh, K. 470.  
 Wilno 211.  
 Windakiewicz, H. 208.  
 Winiliod 222. 236.  
 Wissner, W. 293. 294.  
 Witwengelöbniß 92.  
 Wolf = Geächteter 37. s. Werwolf.  
 de Wolf, L. 471.  
 Wolgast, H. 230.  
 Wossidlo, R. 230. 471.  
 Wünschelrute 359 f.  
 Wuppertal 5.  
 Wurmlogia 411.  
 Wuschilburgk, J. 142.  
 Wüst, J. 158.  
 —, W. 354.  
 Zabryčkyj, M. 457.  
*Zachariac, Th.* 82. Das Vogel-nest im Aberglauben 142 bis 149.  
 Zache, E. 462.  
 Zahlen im litauischen Volksliede 107.  
 Zahlzeichen 252.  
 Zakrzewski, S. 210.  
 Zauberei 336 f. Zauberer 35 f.  
 Zaubersprüche, russisch 442. 448. 455. -lieder. finnisch 121. -zettel 146 208. 327.  
 Zäunertanz 390.  
 Zeitvertreib (Spiele) 408.  
 Zelenin, D. 454.  
 Zell, F. 282.  
 Zibr, C. 209. 215—217.  
 Ziegelhöfer 230.  
 Ziegenbock 65.  
 Zinck, P. 228.  
 Zirl 293.  
 Zmigrodzki, M. 212.  
 Zoder, R. 231.  
 Zuckungs-literatur 240.  
 Zürich 382.  
 Züricher, G. 418.









GR            Zeitschrift für Volkskunde  
1  
Z4  
Jg.19

PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

